UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

herausgegeben von

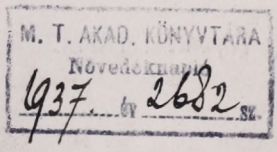
JULIUS VON FARKAS

SIEBZEHNTER BAND

MIT 1 TAFEL

1937
WALTER DE GRUYTER & CO.
BERLIN UND LEIPZIG

300394



Archiv-Nr. 47 17 37

Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Printed in Germany

Inhalt des siebzehnten Bandes.

I. Geleitworte zur Festschrift:

Seite

Breloer, Bernhard 10
Darányi, Koloman von 4
Hóman, Bálint 2
Kánya, Koloman von 7
Krüger, Wilhelm 6
Mackensen, Hans-Georg von 8
Rust, Bernhard 1
Szily, Koloman von 12
Sztójay, Döme 9

II. Aufsätze:

Bouda, K., Die finnisch-ugrischen Studien in Deutschland 167
Brinkmann, C., Weltwirtschaftstheoretische Bemerkungen zum ungarischen Wirtschaftsbilde 204
Farkas, J. v., Das Ungarische Institut und seine geschichtlichen Voraussetzungen 20
Heymann, E., Die Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts Berlin 17
Huß, R., Die ungarische Königin Agnes und die Beurteilung der Zeitideen in Schillers „Wilhelm Tell" 87
Klocke, H., Die Donauschwaben. Grundzüge des gesellschaftlichen Gefüges einer deutschen Volksgruppe 154
Kolbenheyer, E., Die Strukturwandlung der Wirtschaft Ungarns seit dem Kriege und die deutsch-ungarischen Wirtschaftsbeziehungen 235
Koskenniemi, V. A., Aleksis Kiwi 178
Magyary, Z., Die überragende Stellung der Exekutive im heutigen Staat und ihre Folgen 195
Moór, E., Die Anfänge der höfischen Kultur in Ungarn 57
Réz, H., Die geistigen Strömungen in den ungarischen und deutsch-ungarischen Zeitschriften, 1800—1820 139
Schönebaum, H., Der Versuch einer Volkslehre bei Johann Amos Comenius 120
Schünemann, K., Ostpolitik und Kriegführung im deutschen Mittelalter . . 31
Toivonen, Y. H., Zur ugrischen Etymologie. II 187
Tomori, V., Zur Psychologie der ungarischen Volksbräuche 293
Valjavec, F., Die Anfänge der Monumenta Germaniae Historica und die ungarische Geschichtsforschung 129
Varga, St., Die Veränderungen des Ertragskoeffizienten (der volkswirtschaftlichen Rentabilität) des ungarischen Industriekapitals 216

Seite

III. Kleine Mitteilungen und Anzeigen:

Bartha, D. v., Die Aufgaben der vergleichenden Musikwissenschaft in Ungarn 241
Bussenius, A., Lappen und Permier in Nordrußland 291
Farkas, J. v., Béla Leffler 319
Keresztury, D. v., Zur Charakterologie des Ungartums 267
Kniezsa, St., Westungarische Ortsnamen 275
Moór, E., Johannes Bolte 320
Szent-Iványi, B. v., Der Pietismus in Ungarn 252
—, Das hundertjährige ungarische Nationaltheater 317
Das Ungarische Institut an der Universität Berlin im Jahre 1936/37 321
Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin (e. V.) 1936/37 322
Zwanzig-Jahrfeier des Ungarischen Instituts an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin 323

IV. Bücherschau 333

(Besprochene Werke siehe im Namen- und Sachverzeichnis.)

V. Namen- und Sachverzeichnis 430

Ungarisches Institut
Berlin, Am Kupfergraben

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

FESTSCHRIFT
ZWANZIG JAHRE
UNGARISCHES
INSTITUT
BERLIN

Inhalt der Festschrift.

Geleitworte:

Bernhard Rust, Reichs- und Preußischer Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Professor Dr. Bálint Hóman, kgl. ungarischer Minister für Kultus und Unterricht.

Koloman von Darányi, kgl. ungarischer Ministerpräsident.

Professor Dr. med. vet. Wilhelm Krüger, Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

Koloman von Kánya, kgl. ungarischer Minister des Äußeren.

Hans-Georg von Mackensen, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, ehemaliger Gesandter und bevollmächtigter Minister des Deutschen Reiches in Ungarn.

Feldmarschalleutnant a. D. Döme Sztójay, kgl. ungarischer Gesandter und bevollmächtigter Minister im Deutschen Reich.

Professor Dr. phil., Dr. iur. Bernhard Breloer, Dekan der Philosophischen Fakultät an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

Professor Dr. Koloman von Szily, Staatssekretär im kgl. ungarischen Kultusministerium.

Aufsätze:

Ernst Heymann, Die Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts Berlin . . . . . 17—19

Julius v. Farkas, Das Ungarische Institut und seine geschichtlichen Voraussetzungen . . . . . 20—30

Konrad Schünemann, Ostpolitik und Kriegführung im deutschen Mittelalter . . . . . 31—56

Elemér Moór, Die Anfänge der höfischen Kultur in Ungarn. . 57—86

Richard Huß, Die ungarische Königin Agnes und die Beurteilung der Zeitideen in Schillers »Wilhelm Tell« . . . . . 87—119

Herbert Schönebaum, Der Versuch einer Volkslehre bei Johann Amos Comenius . . . . . 120—128

Fritz Valjavec, Die Anfänge der Monumenta Germaniae Historica und die ungarische Geschichtsforschung . . . . 129—138

M. T. AKAD. KÖNYVTÁRA
Növedéknapló
1937. 2682

Heinrich Réz, Die geistigen Strömungen in den ungarischen und deutsch-ungarischen Zeitschriften, 1800—1820 . . . . . 139—153
Helmut Klocke, Die Donauschwaben. Grundzüge des gesellschaftlichen Gefüges einer deutschen Volksgruppe . . . . 154—166
Karl Bouda, Die finnisch-ugrischen Studien in Deutschland . . 167—177
Veikko Antero Koskenniemi, Aleksis Kiwi . . . . . 178—186
Yrjö Heikki Toivonen, Zur ugrischen Etymologie. II. . . . 187—194
Zoltán Magyary, Die überragende Stellung der Exekutive im heutigen Staat und ihre Folgen . . . . . 195—203
Carl Brinkmann, Weltwirtschaftstheoretische Bemerkungen zum ungarischen Wirtschaftsbilde . . . . . 204—215
Stefan Varga, Die Veränderungen des Ertragskoeffizienten (der volkswirtschaftlichen Rentabilität) des ungarischen Industriekapitals . . . . . 216—234
Emmerich Kolbenheyer, Die Strukturwandlung der Wirtschaft Ungarns seit dem Kriege und die deutsch-ungarischen Wirtschaftsbeziehungen . . . . . 235—240

Kleine Mitteilungen und Anzeigen:

Dénes von Bartha, Die Aufgaben der vergleichenden Musikwissenschaft in Ungarn . . . . . 241—252
Béla von Szent-Iványi, Der Pietismus in Ungarn. . . . . 252—267
Dezső von Keresztury, Zur Charakterologie des Ungartums 267—275
Stefan Kniezsa, Westungarische Ortsnamen . . . . . 275—291
Arno Bussenius, Lappen und Permier in Nordrußland . . . 291—292

M. TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KÖNYVTÁRA

Verzeichnis der Mitarbeiter.

E. Heymann, Geh. Justizrat, o. ö. Professor an der Universität Berlin.
J. v. Farkas, o. ö. Professor an der Universität Berlin.
K. Schünemann, beamt. a. o. Professor an der Universität Kiel.
E. Moór, Professor an der Hochschule für Mittelschullehrerbildung, Szeged.
R. Huß, o. ö. Professor an der Universität Debrecen.
H. Schönebaum, Dr. phil., Oberassistent am Kulturhistorischen Institut der Universität Leipzig.
F. Valjavec, Dr. phil., Herausgeber der „Südostdeutschen Forschungen", München.
H. Réz, Dr. phil., Budapest.
H. Klocke, Dr. phil., Berlin.
K. Bouda, Dr. phil., Dozent an der Universität Berlin.
V. A. Koskenniemi, o. ö. Professor an der Universität Turku.
Y. H. Toivonen, o. ö. Professor an der Universität Helsinki.
Z. Magyary, o. ö. Professor an der Universität Budapest.
C. Brinkmann, o. ö. Professor an der Universität Heidelberg.
St. Varga, Direktor des Instituts für Konjunkturforschung, Privatdozent an der Universitat Budapest.
E. Kolbenheyer, Dr. phil., Berlin.
D. v. Bartha, Dr. phil., Privatdozent an der Universität Budapest.
B. v. Szent-Iványi, Dr. phil., Lektor des Ungarischen an der Universität Berlin.
D. v. Keresztury, Dr. phil., Professor am Eötvös-Kollegium, Budapest.
St. Kniezsa, Dr. phil., Privatdozent an der Universität Budapest.
A. Bussenius, Magister, Lektor des Finnischen an der Universität Berlin.

Bernhard Rust

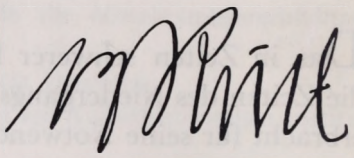
Reichs- und Preußischer Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung

Das in Zeiten schwerer Kriegsnot entstandene Institut hat die Zeiten des Niedergangs überdauert und damit den Beweis erbracht für seine Notwendigkeit und die Kraft der Idee, der es dient.

Der nationalsozialistische Staat hat es von Anfang an wieder als seine Aufgabe angesehen, die in dem Ungarischen Institut liegenden Möglichkeiten zu einer völkerverbindenden Kulturmission zu freier und voller Entfaltung zu bringen. So ist es gelungen, das Extraordinariat für ungarische Sprache und Literatur in einen ordentlichen Lehrstuhl umzuwandeln und dem Ungarischen Institut mehrere Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen. Diese Aufwendungen haben in kurzer Zeit reiche Früchte getragen. Nicht nur, daß das Ungarische Institut mit Stolz auf eine umfangreiche wissenschaftliche Lehr- und Forschungstätigkeit verweisen kann, in seiner Arbeit liegen auch die Ausgangspunkte für jene enge, jetzt bestehende sachliche und persönliche Fühlungnahme zwischen der ungarischen und deutschen Kultusbehörde. Mein Besuch in der ungarischen Hauptstadt und der Gegenbesuch des von mir aufrichtig verehrten Herrn Ministers Hóman in Berlin schufen die Grundlage einer dauerhaften und herzlichen Freundschaft und trugen dazu bei, die schon bestehenden Beziehungen noch enger zu gestalten und weiter zu vertiefen.

So wurde es möglich, in einem deutsch-ungarischen Kulturvertrag, dem ersten Kulturvertrag überhaupt, den der nationalsozialistische Staat abgeschlossen hat, eine dauerhafte Verbindung zwischen der deutschen und ungarischen Kultur her-

zustellen. In ihm findet eine Arbeit ihre Krönung, deren erste Anfänge in der Tätigkeit des Ungarischen Instituts in Berlin und seiner verdienstvollen Direktoren liegen. In Zeiten einer gemeinsamen Not und eines engverbundenen Schicksals entstanden, hat das Ungarische Institut in den Jahren seines Bestehens ein kulturelles Friedenswerk mitgeschaffen und das enge Zusammengehörigkeitsgefühl des deutschen Volkes und des ungarischen Volkes gestärkt.



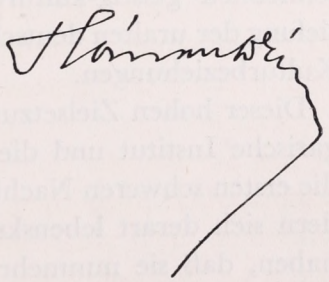
Professor Dr. Bálint Hóman
kgl. ungarischer Minister für Kultus und Unterricht

Dauernde Freundschaft zwischen Nationen und Völkern und das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit ist nur vorstellbar bei ständiger und dauernder kultureller Berührung, bei gemeinsamen Grundlagen des geistigen Lebens und dem fortdauernden und gegenseitigen Austausch der Bildungsgüter.

Politische und wirtschaftliche Interessengemeinschaften können aufeinander angewiesene Staaten zu einer engen Zusammenarbeit anspornen, aber bei der Veränderlichkeit der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse und dementsprechend der politischen und wirtschaftlichen Interessen ist diese Verbindung vergänglicher Natur. Sie kann sich nur im Fall einer ständigen und innigen Zusammenarbeit verfestigen.

Die Erkenntnis dieser grundlegenden geschichtlichen Wahrheit stellte in unserer Zeit den Gedanken der geistigen Zusammenarbeit in den Vordergrund. Dies führte zu dem Bestreben, die kulturellen Beziehungen der Nationen, die in einem

freundschaftlichen Verhältnis und in einem geschichtlich begründeten Verkehr miteinander stehen, zu stärken und auszubauen. Als Ergebnis dieser zeitgemäßen Bemühungen rief mein großer Vorgänger Graf Kuno Klebelsberg das Berliner Collegium Hungaricum, die deutsche Reichsregierung den ungarischen Lehrstuhl an der Universität Berlin und das damit verbundene Ungarische Institut, das jetzt sein Jubiläum feiert, ins Leben. Eins der wichtigsten Mittel dieser Bestrebungen sind die unter dem geistigen Protektorat des ungarischen Lehrstuhls stehenden Ungarischen Jahrbücher. Diese Zeitschrift fügt sich mit ihrer wertvollen wissenschaftlichen Arbeit in den Gang der deutsch-ungarischen kulturellen Zusammenarbeit, deren Verfestigung wir mit dem Abschluß des deutsch-ungarischen Kulturvertrages im vorigen Jahr bezweckt haben. Dieser Vertrag, an dessen Zustandekommen Herr Reichserziehungsminister Bernhard Rust ein unvergängliches Verdienst hat, ist der neue Grundstein zu der Freundschaft der deutschen und ungarischen Nation. Die Ungarischen Jahrbücher mögen denn — wie es auch in der Vergangenheit war — zu allen Zeiten ein getreuer Träger und Verbreiter des in dem Kulturvertrag enthaltenen freundschaftlichen Gedankens sein!



Koloman von Darányi
kgl. ungarischer Ministerpräsident

An der Schwelle seiner zwanzigsten Jahreswende begrüße ich das Ungarische Institut aufs herzlichste und wünsche ihm, daß es auch fernerhin gedeihen und seine wichtige Mission mit derselben Hingabe und von gleichen Erfolgen gekrönt erfüllen möge wie bisher.

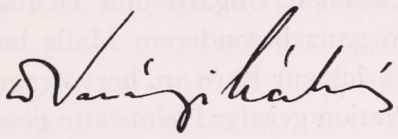
Mitten im Kriegsgetöse wurde das Ungarische Institut eingerichtet unter der vorzüglichen Leitung des hervorragenden, leider zu früh verstorbenen ungarischen Gelehrten Professor Dr. Robert Gragger, der auch der erste Herausgeber der Ungarischen Jahrbücher war. Obgleich im Weltkriege im Zeichen der deutsch-ungarischen Waffenbrüderschaft entstanden, wurde sowohl der Zeitschrift als auch der Anstalt ein ausschließlich geistig-kulturelles Ziel gesetzt, nämlich die Vertiefung der uralten deutsch-ungarischen wissenschaftlichen und Kulturbeziehungen.

Dieser hohen Zielsetzung ist es zu verdanken, daß das Ungarische Institut und die Ungarischen Jahrbücher nicht nur die ersten schweren Nachkriegsjahre überdauern konnten, sondern sich derart lebenskräftig und lebensnotwendig erwiesen haben, daß sie nunmehr in das dritte Dezennium ihres Bestehens eintreten können.

Nach zwei Jahrzehnten emsiger geistiger Arbeit kann festgestellt werden, daß die Anstalt und die Zeitschrift zusammen mit dem verwandten Collegium Hungaricum zu Berlin ungemein viel zur gegenseitigen Befruchtung der deutschen und der ungarischen Wissenschaft beigetragen haben. Wenn die deutsche Wissenschaft, insbesondere der Nachwuchs in den

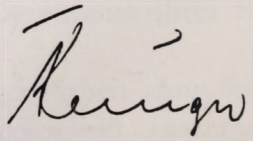
letzten zwei Jahrzehnten einen tieferen Einblick in den ungarischen wissenschaftlichen Betrieb gewonnen hat als früher, und wenn anderseits der ungarische Nachwuchs das in Ungarn für das deutsche geistige Schaffen von jeher bekundete Interesse womöglich noch erweitert hat, so ist dies in erster Linie ein Verdienst der genannten drei Einrichtungen.

Die ungarische Regierung ist sich des Wertes der ersprießlichen Tätigkeit dieser Einrichtungen wohl bewußt und würdigt sie um so mehr, als sie der friedlichen geistigen Zusammenarbeit der u. a. auch durch das im Laufe des letzten Jahres abgeschlossene Kulturabkommen freundschaftlich verbundenen beiden Völker dient und auch in Zukunft dienen wird.



Professor Dr. med. vet. Wilhelm Krüger
Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

Die Berliner Universität, von jeher in besonderem Maße eine Heimstätte der in Deutschland studierenden Ungarn, ist auch die einzige deutsche Universität, die ein Ungarisches Institut besitzt. Sie hat die Existenz eines solchen Instituts stets als einen besonderen Vorzug erachtet, und es hat sich damit ganz von selbst ergeben, daß an dem geistigen Austausch zwischen Ungarn und Deutschland die Berliner Universität in ganz besonderem Maße beteiligt war und ist. Sie rechnet es sich zur Ehre an, hervorragenden Männern der ungarischen Nation geistige Heimstätte gewesen zu sein, wie Toldy, Erdélyi, Gyulai, Szily, Graf Stefan Tisza und anderen. Eine besonders warme Erinnerung bewahrt sie an den späteren ungarischen Kultusminister Graf Kuno Klebelsberg, dem die Gründung des Collegium Hungaricum zu danken ist. Nicht zuletzt verbindet die Berliner Universität die während des letzten Sommers feierlich vollzogene Ehrenpromotion des jetzigen ungarischen Kultusministers Dr. Bálint Hóman aufs innigste mit der ungarischen Geisteswelt. Stolz auf so viele warme und herzliche Beziehungen zu Ungarn, nimmt die Berliner Universität innigen Anteil an der demnächst zu begehenden Zwanzigjahrfeier ihres Ungarischen Instituts.



Koloman von Kánya
kgl. ungarischer Minister des Äußeren

Die geistigen Beziehungen zwischen dem ungarischen und dem deutschen Volke bestehen seit so langer Zeit wie Ungarn selbst. Der Gründer des ungarischen Königreichs Stefan der Heilige, der die Krone von Rom erhielt, hat eine Deutsche geheiratet. Mit Königin Gisela zogen nach Ungarn zum ersten Male deutscher Geist und deutsche Kultur ein.

Die fast tausendjährige geistige Zusammenarbeit bietet dem Gelehrten ein überaus reiches Forschungsgebiet, soll aber auch uns alle anspornen mitzuhelfen, damit diese geistige Gemeinschaft die Seelen beider Völker noch näher zueinander bringe.

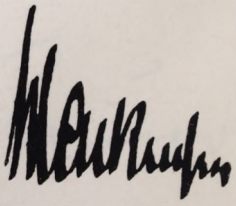
Großer Verdienste kann sich auf diesem Gebiete das Berliner Ungarische Institut und seine Zeitschrift rühmen. Zu Beginn des dritten Jahrzehnts seines Bestehens gedenke ich der geleisteten Arbeit, die ich zum Teil als Gesandter in Berlin aus unmittelbarer Nähe beobachten konnte, und wünsche, das Ungarische Institut möge sein ersprießliches Wirken fortsetzen und unsere Völker auf ihrem Wege der Geistesgemeinschaft weiter begleiten und ermuntern.

Kánya K.

Hans-Georg von Mackensen

Staatssekretär im Auswärtigen Amt, ehemaliger Gesandter und bevollmächtigter Minister des Deutschen Reiches in Ungarn

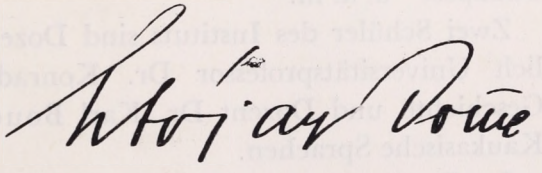
Zwanzig schicksalsschwere Jahre hindurch leistet das Ungarische Institut an der Universität Berlin wertvolle Arbeit im Dienste der deutschen und ungarischen Wissenschaft mit dem hohen Ziele, zwischen dem Geistesleben der beiden Nationen immer neue Fäden zu knüpfen. Am Anfang dieser Zeit steht, in mehr als vier harten Kriegsjahren bewährt, die deutsch-ungarische Waffenbrüderschaft unvergänglichen Angedenkens. Heute noch leidet Europa tief unter den Folgen jener Zeiten, aber mehr und mehr regen und sammeln sich allenthalben die Kräfte zu friedlichem Wiederaufbau. Nichts vermag ihn so zu fördern als die kulturelle Zusammenarbeit der Nationen. Deshalb begrüße ich es mit besonderer Freude, daß am Ausgang der 20jährigen Arbeit des Ungarischen Instituts das deutsch-ungarische Kulturabkommen steht. Ich weiß, daß das darin sichtbar gewordene Bestreben friedlicher kultureller Zusammenarbeit die weitere Entwicklung auch des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin kennzeichnen wird. Möge das Institut auch in den kommenden Jahren sich als entschlossener Vorkämpfer einer von gegenseitigem Verständnis getragenen und darum innerlich begründeten deutsch-ungarischen Freundschaft erweisen!



Feldmarschalleutnant a. D. Döme Sztójay
kgl. ungarischer Gesandter und bevollmächtigter Minister im Deutschen Reich

Mit aufrichtiger Freude begrüße ich das zwanzigjährige Ungarische Institut an der Universität Berlin und den zwanzigjährigen Verein seiner Freunde. Als einer der bedeutendsten Mittelpunkte deutsch-ungarischer geistiger Wechselbeziehungen ist diese von deutscher und ungarischer Seite stets verständnisvoll und opferbereit geförderte Institution ein lebendiges Wahrzeichen der traditionellen Verbundenheit zwischen den beiden Völkern.

Als dem Vertreter Ungarns im Deutschen Reiche gereicht es mir zur besonderen Freude, daß die Zahl junger deutscher Gelehrter, die sich in diesem Institut dem Studium unserer schönen ungarischen Sprache und unserer alten Kultur widmen, von Jahr zu Jahr größer wird. Möge das Institut unter der bewährten Leitung seines Professors von Farkas die ihm gestellten großen Aufgaben auf dem Gebiet der kulturellen Völkerfreundschaft auch in der Zukunft ebenso erfolgreich bewältigen wie in den vergangenen 20 Jahren!



Professor Dr. phil., Dr. iur. Bernhard Breloer
Dekan der philosophischen Fakultät an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

Der Berliner Lehrstuhl für Ungarische Sprache und Literaturwissenschaft wurde im Jahre 1916 eingerichtet und bereits im folgenden Jahre mit einem planmäßigen Lektorat für Ungarisch ausgestattet. Die Behörden mögen im Anfang an ein politisches Entgegenkommen gedacht haben, aber im Laufe der Zeit hat sich eine wissenschaftliche Notwendigkeit herausgestellt. Zwanzig Doktoranden haben bisher im Haupt- oder Nebenfach ihre Prüfung über ungarische Sprache und Literatur abgelegt. Zurzeit behandeln acht Schüler des Instituts Dissertationen, deren Stoff dem ungarischen Kulturgebiet entnommen ist, so z. B. „Bismarck und Ungarn", „Siebenbürgen im ungarischen Roman", „Der Volkstumsgedanke im modernen ungarischen Roman", „Soziologische Grundlagen der Literatur der Völker im Donauraum", „Deutsche Presse von Budapest" u. a. m.

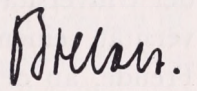
Zwei Schüler des Instituts sind Dozenten geworden, nämlich Universitätsprofessor Dr. Konrad Schünemann für Geschichte und Dozent Dr. Karl Bouda für Baskisch und Kaukasische Sprachen.

Im Zusammenhang mit dem wachsenden Interesse für die Geschichte Südosteuropas regt sich auch das Bedürfnis nach Belehrung über Ungarn und seine Kultur. Zahlreiche wissenschaftliche Organisationen und auch solche, die sich mehr der Volksbildung widmen, die Lessinghochschule, die Deutsch-Philologische Gesellschaft, die NS-Kulturgemeinde, der NS-Rechtswahrerbund, wandten sich an den Inhaber des Lehrstuhls und seinen Lektor mit der Bitte um Vorträge.

Auf Einladung der Rektoren fanden in den Universitäten Breslau, Leipzig, München und Halle Vorträge vor Professoren und Studenten statt, aber auch im Ausland, in Stockholm, Abo, Helsinki usw.

Eine besonders wichtige Aufgabe des Ungarischen Instituts liegt natürlich in der aufmerksamen Vermittlung der Forschungsergebnisse aus dem Bereich der ungarischen und finnisch-ugrischen Philologie an die gelehrte Welt.

In der Fülle der Aufgaben wird das Institut rege bleiben und im Austausch der Gedanken wie auch in der Pflege der persönlichen Beziehungen eine gern gesehene Bereicherung der Philosophischen Fakultät sein und bleiben.



Professor Dr. Koloman von Szily
Staatssekretär im kgl. ungarischen Kultusministerium

Es ist mir noch in lebhafter Erinnerung, welch aufrichtige Freude in Ungarn in der gedrückten Seelenstimmung des Sommers 1916, als die Kriegslage kritisch erschien und von den Kriegsschauplätzen böse Nachrichten eintrafen, durch die Nachricht ausgelöst wurde, daß die Preußische Regierung an der Universität Berlin, und zwar auf Anregung derselben Universität, einen ungarischen Lehrstuhl errichtet hätte, eine Freude, an der nicht nur die wissenschaftlichen Kreise, sondern auch die breitesten Schichten der ungarischen Nation teilnahmen.

Diese Freude war gewiß berechtigt, denn eine kleine Nation, wie die ungarische, kann sich nicht auf die Dauer autarkisch einrichten, weder auf wirtschaftlichem noch auf kulturellem Gebiet. Das ungarische Volk hatte schon vor nahezu tausend Jahren sein künftiges Los endgültig entschieden, als es das Christentum des Westens annahm und damit als Glied der westlichen Volksgemeinschaft den westlichen Einwirkungen und Geistesströmungen Tür und Tor öffnete. So war denn auch die Entwicklung seiner Kultur durch den Westen bestimmt. Doch trotz der fremden Einflüsse behielt die ungarische Kultur ihren urtümlichen völkischen Grundzug; denn das ungarische Volk bestand während des Verlaufs seiner wechselvollen Geschichte bis aufs äußerste nicht nur in politischer Hinsicht auf seiner nationalen Unabhängigkeit, sondern war auch immer selbstbewußt bestrebt, den nationalen Charakter seiner Kultur zu wahren, indem es die vom Westen übernommenen Kulturgüter stets den ursprünglichen Rassen- und Volksgrundelementen anglich und mit diesen in Einklang brachte.

Jeder gebildete Ungar, dem die Kultur der großen westlichen Nationen bekannt war und der mithin unvoreingenommen Vergleiche anstellen konnte, war immer fest davon überzeugt, daß die spezifisch ungarische Kultur, die doch zugleich auch eine europäische Kultur ist, gegenüber der allgemein europäischen, ja sogar Weltkultur verdienen würde, mit dieser nicht nur einseitig als bloße Empfängerin in Verbindung zu stehen, sondern daß diese Verbindung gegenseitig sein müßte. Der ungarischen Kultur sollte als Spenderin eine größere Rolle zukommen, als sie bisher durch die fremdsprachliche Übersetzung der Werke einzelner ungarischer Schriftsteller und Gelehrten spielte. Deshalb war es auch einem jeden gebildeten Ungarn nur allzu schmerzlich, immer wieder beobachten zu müssen, wie wenig die ungarische Kultur in Europa bekannt ist.

Eine bessere Erkenntnis begegnete allerdings großen Schwierigkeiten; so in erster Reihe der isolierten Stellung der ungarischen Sprache unter den großen Sprachfamilien der europäischen Völker, aber auch — offen gesagt — dem geringen Interesse, das die Söhne der großen Nationen den Angelegenheiten der kleinen Nationen entgegenzubringen pflegen.

Deshalb war es für die gebildeten Kreise Ungarns eine große Freude, als man erfuhr, daß es für die Erkenntnis der ungarischen Kultur in Zukunft ein neues und vor allem ein würdiges und wirksames Mittel geben würde, und zwar einen Universitätslehrstuhl. Die Freude war um so größer, als dieser Lehrstuhl im Deutschen Reiche, und sogar an dessen erster Universität, der Berliner, errichtet wurde. Ganz abgesehen von dem damaligen politischen Bündnisse und der durch gemeinsame Blutopfer geheiligten Waffenbrüderschaft — hat die ungarische Nation ja schon viele Jahrhunderte hindurch Kulturgüter von Deutschland übernommen, und in den letzten hundert Jahren hatten sehr viele ungarische Jünglinge ihre wissenschaftliche Ausbildung oder Vervollkommnung eben an der Berliner Universität erhalten.

Es gab kaum eine andere Institution im Auslande, der wir Ungarn mit größeren Erwartungen entgegengesehen hätten

als dem Berliner Lehrstuhl für Ungarische Sprache und Literatur und dem neben ihm schon im Jahre 1917 errichteten Ungarischen Institut.

Wenn wir anläßlich der Zwanzigjahr-Feier einen Rückblick auf die verflossenen zwei Jahrzehnte werfen, können wir sehr erfreuliche Tatsachen feststellen. Eine jegliche Universitätseinrichtung hat persönliche und sachliche Vorbedingungen; die sachliche Vorbedingung liegt in der Anschaffung materieller Hilfsmittel; die persönliche Vorbedingung liegt in der Auswahl eines tüchtigen Leiters. Das Berliner Ungarische Institut hat uns in jeder Hinsicht vollständig zufriedengestellt.

Die Behörden, die das Ungarische Institut aufrechterhielten, Universität und Ministerium, unterstützten es von Anfang an mit vollem Verständnis und mit dem besten Willen; versahen es anfangs mit bescheidenen, späterhin mit prächtigen und ausgedehnten Räumlichkeiten und mit den nötigen wissenschaftlichen Hilfsmitteln, stellten ihm jahraus, jahrein ein entsprechendes finanzielles Guthaben zur Verfügung, so daß seine anfänglich kleine, ausgewählte Büchersammlung mit der Zeit zu einer ansehnlichen Bibliothek von einigen zehntausend Bänden heranwachsen konnte.

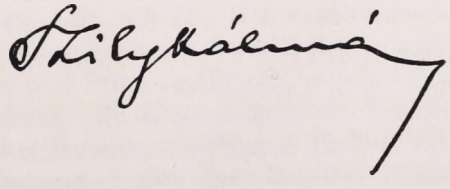
Was ferner die Person des Leiters betrifft, so können wir es als eine besondere gnädige Fügung des Schicksals ansehen, daß der erste Leiter Robert Gragger sein konnte, dessen Eigenschaften ihn für diese Stellung vollkommen prädestinierten. Seine unvergleichlich anziehende, überall nur Freundschaft weckende Persönlichkeit, sein hervorragendes Organisationstalent, seine von der ungarischen wie auch von der deutschen Kultur durchdrungene humane und wissenschaftliche Wesensart, seine unermüdliche Regsamkeit und außerordentliche Vielseitigkeit, seine virtuose Fähigkeit, mit seinen Schülern umzugehen, und hauptsächlich das tiefgefühlte Bewußtsein der Bestimmung des Instituts, ein Brennpunkt der deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen zu werden, befähigten unseren Robert Gragger nicht nur zur Grundlegung des Instituts, sondern auch dazu, es in den leider so tragisch kurzen zehn Jahren

seiner unermüdlichen Tätigkeit zu einem großen, den anderen gleichartigen Anstalten als Vorbild dienenden Institut, dessen leitende Prinzipien er für lange Zeiten festsetzte, auszubauen.

Es ist ein großes Verdienst des gegenwärtigen Leiters Dr. Julius von Farkas, daß das zweite Jahrzehnt des Instituts eine würdige Fortsetzung des ersten bildet.

Die Bedeutung des Berliner Ungarischen Instituts hat in neuester Zeit noch um vieles zugenommen, besonders durch das zwischen dem Deutschen Reich und dem Königreich Ungarn jüngst abgeschlossene kulturelle Abkommen, das zum Zwecke des gegenseitigen Verständnisses beider Völker die zwischen beiden Ländern bestehenden kulturellen Verbindungen und den Austausch der geistigen Güter mit Gesetzeskraft und durch besondere Einrichtungen zu fördern berufen war. Schon der erste Artikel des aus 23 Artikeln bestehenden Abkommens bestimmt die weitere Aufrechterhaltung des Berliner Universitätslehrstuhles für Ungarische Sprache und Literatur und des mit demselben verbundenen Ungarischen Instituts. Somit verleiht ein gemeinschaftlicher Beschluß beider Staaten und beider Völker dem Ungarischen Institut der Berliner Universität die Bestimmung, ein ausführendes Organ des beiderseitig ausgesprochenen Willens zur weiteren Entwicklung der deutsch-ungarischen geistigen Zusammenarbeit zu bilden.

Wir sind fest überzeugt, daß das Ungarische Institut diese seine Bestimmung im Geiste seiner zwanzigjährigen Vergangenheit jederzeit erfüllen und damit das gegenseitige aufrichtige Verständnis beider Völker wirksam fördern wird.



Die Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts, Berlin.

Von

Geheimrat Professor **Dr. Ernst Heymann,**
Vorsitzendem der Gesellschaft.

In diesem Jahre feiert das Ungarische Institut an der Universität Berlin sein zwanzigjähriges Bestehen. Eng verbunden mit ihm hat die Gesellschaft seiner Freunde während aller dieser Jahre neben ihm gestanden. Darum darf hier auf Wunsch des Herausgebers dieser Jahrbücher ein kurzes Wort über die Tätigkeit dieser Gesellschaft gesagt werden, die gemeinsam mit ihrem ungarischen Zweige eine Brücke wissenschaftlicher Beziehungen zwischen dem Institut und seinen beiden Mutterländern, Ungarn und Deutschland, in allen diesen Jahren schlagen durfte, zugleich aber auch durch ihre Abzweigungen in Finnland und Estland freundschaftliche Verbindungen mit diesen Ländern pflegt.

Im November 1917, mitten im Kriege, wurde in waffenbrüderlicher Gesinnung die Gesellschaft zugleich mit dem Institut begründet. Es geschah unter dem Ehrenvorsitz des Preußischen Kultusministers Dr. Schmidt-Ott, neben dem der ungarische Kultusminister Graf Albert Apponyi und der österreichisch-ungarische Botschafter Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst standen. Außer dem Botschafter sprachen damals der ungarische Staatssekretär Dr. L. v. Tóth, Exzellenz Freiherr v. Rechenberg und Dr. E. G. von Stauß. Im Dezember wurden dann die Satzungen fertiggestellt, und zwar nahmen an diesen Beratungen teil: Geheimrat Professor Dr. Becker als Vertreter des Preußischen Kultusministeriums, Professor Dr. Gragger, Ministerialdirektor Dr. Just, Legationsrat Dr. Graf Khuen-Héderváry, Freiherr von Rechenberg, Dr. Schotte, Dr. v. Schwabach, Dr. v. Stauß, Professor Stein und der Verfasser dieser Zeilen. Exzellenz Schmidt-Ott, Graf Apponyi und Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst übernahmen den Ehrenvorsitz. Zu Kommissaren des Preußischen Kultusministeriums wurden ernannt: Geheimrat Becker, Geheimrat Prof. v. Wilamowitz-Moellendorf und der Schreiber dieser Zeilen, zu Kommissaren des ungarischen Kultusministeriums: Exzellenz Baron R. Eötvös (früherer Kultusminister), Dr. Graf Khuen-Héderváry, damals erster Botschaftssekretär der österreichisch-

ungarischen Botschaft in Berlin, und Staatssekretär Dr. von Tóth. Von der Berliner Universität wurde der damalige Rektor Geheimrat A. Penck entsandt, von der Ungarischen Akademie der Wissenschaften Exzellenz A. v. Berzeviczy; als Direktor des Instituts war Professor Dr. Robert Gragger ernannt worden — alle diese Herren bildeten zusammen den ersten Verwaltungsrat.

Die Gesellschaft hat dann alljährlich ihre Mitglieder zu einer größeren Versammlung zusammengerufen, und diese Versammlungen gestalteten sich von Anfang an zu festlichen Ereignissen, bei denen sich zahlreiche Mitglieder der ungarischen und deutschen Kreise einfanden und in regen Austausch miteinander traten; dabei waren stets die ungarische Gesandtschaft und waren die deutschen Behörden, namentlich das Preußische Kultusministerium reich vertreten. Diese durch wissenschaftliche Vorträge und sehr oft auch durch wertvolle künstlerische Darbietungen, besonders durch ungarische Künstler veredelten Zusammenkünfte haben im Laufe der Jahre eine wichtige Bedeutung für die Verbindung Deutschlands und Ungarns bekommen. Wir Deutschen haben insbesondere dadurch einen Einblick in die hohe ungarische Kultur erhalten, für den wir zu tiefem Dank verpflichtet sind. Die kunstsinnige Persönlichkeit Robert Graggers und später das Wirken des jetzigen Institutsdirektors Professor Dr. v. Farkas haben dem Ganzen das Gepräge hochstehender Geistigkeit und warmer Herzlichkeit zu geben vermocht, in der sich die Angehörigen aller beteiligten Völker zur Pflege und zum Austausch ihrer nationalen Empfindungen zusammenfanden. Besonderer Dank gebührt dabei den wechselnden Chefs der ungarischen Gesandtschaft, von denen besonders Exzellenz Kánya in unser aller Herzen die dankbarsten Empfindungen zurückgelassen hat; der Gedankenaustausch mit ihm war stets eine Freude für alle Beteiligten. Die Gesellschaft hat neben der jährlichen Hauptversammlung auch vielfach noch weitere Zusammenkünfte veranstaltet, namentlich bei Anwesenheit hoher ungarischer Würdenträger und bedeutender Gelehrter, Schriftsteller und Dichter.

Es genügt hier auf eine Reihe besonders wertvoller Vorträge hinzuweisen. In der ersten Versammlung sprach Friedrich Naumann, selbst um die Gründung hochverdient; er behandelte das Problem Ungarn-Deutschland historisch, volkskundlich, politisch und wirtschaftlich. Robert Gragger sprach 1919 in Verbindung mit Vorträgen ungarischer Gedichte durch Dr. Drach (Berlin) über die jüngste ungarische Dichtung, im Jahre 1921 über das ungarische Volkslied in Verbindung mit Professor Dr. G. Schünemann, der die ungarischen Motive in der deutschen Musik behandelte; 1922 sprach

Gragger über die ungarische Volkskunst. In diesem Zusammenhang gehört der Balladenabend 1925, der Vortrag des Dichters Michael Babits über die modernen Strömungen der ungarischen Literatur mit Rezitationen von Dr. Drach (1929) und besonders die sehr schöne Hundertjahrfeier für Petőfi 1923, sowie der Vortrag des Herrn Professor v. Farkas 1928 über die Entwicklung ungarischer Literaturwissenschaft. Von besonderem Interesse waren die Darlegungen des finnischen Dichters und Gelehrten Veikko Antero Koskenniemi-Turku über den Dichter Kiwi 1935. Nach der politisch-wirtschaftlichen Seite gingen die Vorträge Stefan Vargas über die ungarische Devisenpolitik (1923), Graf Telekis über die weltpolitische und weltwirtschaftliche Stellung Ungarns in Vergangenheit und Gegenwart (1926), Professor von Csekeys über Ungarns Verfassung und Verwaltung nach dem Weltkriege (1926), des Ministers Dr. Gratz über die Haupttendenzen der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Ungarns (1931) und endlich der interessante Vortrag Dr. Konrad Schünemanns über das Volkstum der Székler (1924).

Noch an viele Veranstaltungen könnte hier erinnert werden. Schon das Angeführte zeigt die Vielgestaltigkeit des Gebotenen und es zeigt zugleich, wie die Darlegungen der Zeitschrift und die zahlreichen sonstigen Publikationen der Gesellschaft durch das gesprochene Wort belebt und dem Herzen der Mitglieder nahegebracht werden konnten. Als die Gesellschaft 1927 in einer schönen Trauerfeier für den allzu früh verstorbenen Robert Gragger, in welcher der damalige Kultusminister und langjährige Vorsitzende Prof. Dr. Becker die Arbeit des Verstorbenen würdigte, auf die erste Periode ihres Bestehens zurückblickte, war bereits viel geschaffen worden — die letzten zehn Jahre, die seither namentlich unter der Leitung des Instituts durch Professor v. Farkas verflossen sind, haben einen weiteren stetigen Fortschritt bedeutet. Die Opfer, die der preußische Staat für das Institut gebracht hat, sind durch die Mitgliedsbeiträge und die zeitweise reichen Spenden der in der Gesellschaft vertretenen deutschen Wirtschaft ergänzt worden. Aber diese finanzielle Tätigkeit war stets mehr eine Begleiterscheinung. Im Mittelpunkt aller Bestrebungen stand die Pflege der geistigen Beziehungen zwischen Ungarn und Deutschland, und wir können sagen, daß hier Dauerndes geschaffen worden ist und immer weiter geschaffen werden wird. Als ein verheißungsvolles Symbol dafür dürfen wir betrachten, daß seit 1933 der deutsche Reichserziehungsminister Bernhard Rust den Ehrenvorsitz der Gesellschaft führt — das Reich Adolf Hitlers betrachtet die Aufgabe der Gesellschaft als die seine.

Das Ungarische Institut und seine geschichtlichen Voraussetzungen.

Von

Julius v. Farkas.

Die ungarische Wissenschaft vermag auf viele Namen ungarischer Gelehrter hinzuweisen, die in der ganzen Welt einen guten Klang haben und hinter denen bedeutende Originalleistungen stehen. Sie verschloß sich aber auch nie fremden Anregungen, und insbesondere sandte sie gern ihre jungen Schüler auf ausländische Universitäten in die Lehre.

Am innigsten waren ihre Beziehungen zweifellos seit jeher zu der deutschen Wissenschaft. Der Besuch einer deutschen Universität war seit Jahrhunderten die Sehnsucht des angehenden ungarischen Gelehrten und das deutsche wissenschaftliche Buch der fruchtbarste Wegweiser seiner heimischen Lehrer. Über die deutsch-ungarischen wissenschaftlichen Beziehungen zu schreiben, würde somit gleichbedeutend sein mit der Aufzeichnung der Entwicklungsgeschichte der ungarischen Wissenschaft schlechthin — eine Aufgabe, die schon vielfach gestellt und deren Lösung in bezug auf die einzelnen Wissenschaftkategorien oft versucht wurde. Wir beschränken uns daher darauf — den ungewohnteren Weg gehend — die Frage der Beziehungen von der anderen Seite zu beleuchten und auf die — allerdings viel spärlicheren — Momente hinzuweisen, wo die deutsche Wissenschaft im eigenen Lande von der ungarischen, wenn auch nicht Anregungen, so doch Bereicherungen erfahren hat.

Es ist sicher kein Zufall, daß das zweitälteste Sprachdenkmal (Ende des 13. Jahrhunderts), die sogenannte „Altungarische Marienklage", in der Münchener Staatsbibliothek entdeckt wurde (der es enthaltende Kodex mußte dann der Löwener Universitätsbibliothek abgeliefert werden), das drittälteste aus dem 14. Jahrhundert den Schatz der Königsberger Bibliothek bildet und daß schließlich die älteste ungarische Bibelübersetzung aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts in München aufbewahrt wird. Denn schon im Mittelalter waren die Beziehungen zwischen den ungarischen und den deutschen geistigen Zentren, den Klöstern, sehr rege; die ersteren erhielten

oft Bücherschenkungen aus Deutschland, die sie dann mit eigenen Schriften erwiderten. Während aber die ungarischen Klöster mit all ihren Kulturschätzen den Tataren- und Türkenstürmen zum Opfer fielen, blieben die deutschen erhalten und bewahrten auch die Denkmäler mittelalterlicher ungarischer Kultur.

In dieser Periode besuchten die ungarischen Theologen die Pariser und Bologneser Universitäten, später aber — trotz heimischer Universitätsgründungen König Ludwigs d. Gr. (Fünfkirchen), des Kaisers und Königs Sigismund (Ofen) und des Matthias Corvinus (Preßburg) — vorwiegend die Wiener, wo sie eine eigene Nation, die zahlreichste unter den vieren, bildeten. Der Einfluß der Wiener Universität war damals im ganzen Donauraum vorherrschend, besonders, nachdem die älteste mitteleuropäische Universität, die Prager, dem Hussitentum die Tore geöffnet hatte.

Im 16. Jahrhundert trat dann eine gewaltige Wandlung ein. Die Reformation verbreitete sich lauffeuerartig in dem von den Türken heimgesuchten Lande, und die ungarischen Studenten vermieden nun Wien und strömten nach Wittenberg, der Stadt Luthers und Melanchthons. Allein im 16. Jahrhundert waren an der Wittenberger Universität 871 Ungarn immatrikuliert, bis 1812 stieg ihre Zahl auf 2078. Bereits im Jahre 1555 gründeten sie eine ungarische Burse, die eine regsame wissenschaftliche Tätigkeit entfaltete und auch mit Veröffentlichungen (hauptsächlich mit Dissertationen) hervortrat. Sie stellte auch wiederholt den Rektor der Universität, hielt ungarische Gottesdienste ab, ihre Mitglieder zeigten sich in ungarischer Tracht.

Die ungarischen Studenten kamen nach Deutschland, um ihr Wissen zu erweitern und sich im Glauben zu stärken. Sie kehrten nach Ungarn zurück, nicht nur als Vorkämpfer der Reformation, sondern als Verbreiter des deutschen Geistes. Es gab aber auch nicht wenige, die in Deutschland blieben und hier eine neue Heimat fanden. Nicht um äußerer Vorteile wegen oder weil sie dem tragischen Schicksal ihrer Volksgenossen entrinnen wollten, blieben sie, sondern in der Hoffnung, ihrem Vaterlande von außen her besser dienen zu können. So Albert Molnár von Szenc (1574—1633), Wittenberger Student, nach schweren Wanderjahren Schulmeister in Oppenheim, der zu den bedeutendsten Gestalten der ungarischen Kulturgeschichte gehört. In Nürnberg ließ er sein ungarisch-lateinisches Wörterbuch (1604), in Hanau seine seinem hochherzigen Gönner Moritz, Fürsten von Hessen, gewidmete ungarische Grammatik (1610) erscheinen. Durch diese Werke gewannen die deutschen Gelehrten zum erstenmal einen tieferen Einblick in das fremde Idiom der Magyaren, und

es gab mehrere, die sich von nun an mit der ungarischen Sprache beschäftigten. In Deutschland gab Molnár von Szenc auch seine sehr verbreitete Bibelübersetzung heraus und eine Sammlung von Kirchenliedern, die einen umwälzenden Einfluß auf die ungarische Lyrik ausübte.

Die in Deutschland lebenden Ungarn bekamen einen gewaltigen Zustrom am Ende des 17. Jahrhunderts, als die gewalttätige Rekatholisierung der Habsburger viele Glaubenskämpfer dazu zwang, aus der Heimat zu fliehen. Die Mehrzahl dieser gewesenen Lehrer und Prediger besuchte nun die Universitäten Jenas, Altdorfs, Leipzigs, Breslaus und vor allem Wittenbergs. Man nannte sie Exulanten. Wenn auch im ganzen Reich zerstreut, hielten sie eng zusammen und lebten „ein durchaus ungarisch gefühltes Leben" (Josef Fitz). Einige wurden später in den Lehrkörpern der Universitäten angestellt, andere waren Schullehrer, manche Geistliche, und etliche fanden Anstellung beim Magistrat irgendeiner Stadt als Stadtschreiber und dergleichen.

Zu den ersteren gehörte Georg Michaelis Cassai, Dekan der Wittenberger Universität, der unter den Exulanten eine vornehme Stellung einnahm und die gegenseitigen Beziehungen unter ihnen und zu der verlassenen Heimat mit besonderem Eifer pflog. Sein gastfreundliches Wittenberger Haus beherbergte die größte Schöpfung seines vielgeprüften Lebens: eine Sammlung ungarischer Werke, ungefähr 2000 Bände. Unter diesen befinden sich 52 altungarische Drucke, darunter 5 solche, die anderswo nicht zu finden sind und die daher vom ungarischen kulturhistorischen Standpunkt aus besonders wichtig sind. Da Cassai im Jahre 1729 ohne Erben starb, wurde sein Haus nach seiner letzten Verfügung zu einem ungarischen Studentenheim bestimmt, sein Vermögen aber diente der Aufrechterhaltung seiner Bibliothek und der Förderung ungarischer Studenten. Die Stipendiaten waren verpflichtet, die Bibliothek zu verwalten. So entstand das erste Vorbild eines deutsch-ungarischen Instituts vor zwei Jahrhunderten in Wittenberg. Wenn man bedenkt, wie wenig man in Deutschland zu dieser Zeit von der Existenz einer ungarischen Literatur (über die ein Johann Reimann in seiner Weltliteraturgeschichte 1708 nichts zu berichten wußte und auch bezweifelte, daß etwas darüber zu berichten möglich wäre) ahnte, so begreift man, von welcher kulturfördernden Bedeutung allein schon das Vorhandensein dieser Bibliothek war.

Sie wurde vielfach benutzt. Schon der Altdorfer Student David Czwittinger, *nobilis hungarus*, wurde von ihr unterstützt, als er sich, um den Angriff Reimanns zu widerlegen, an die Arbeit machte und in

lateinischer Sprache die erste ungarische Literaturgeschichte in lexikalischer Form verfaßte, die dann im Jahre 1711 in Frankfurt erschien. Noch mehr verdankt der Cassaischen Bibliothek Michael Rotarides (1715—1747), der schon in seiner frühen Jugend den Plan faßte, eine zusammenfassende Geschichte der ungarischen Kultur zu schreiben. Er studierte in Wittenberg, suchte aber auch die Bibliotheken in Wolfenbüttel, Hannover, Hamburg, Lübeck, Berlin, Leipzig, Dresden, Breslau auf, um nach ungarischen Werken zu forschen. Wiederholt bereiste er seine Heimat, am liebsten arbeitete er aber in der Wittenberger Bibliothek. Er nahm die größten Entbehrungen auf sich, um sein Ziel zu erreichen. Für die wenigen Groschen, die ihm von wohlwollenden Gönnern zur Verfügung gestellt wurden, kaufte er sich lieber Bücher als Brot und rieb so seine ohnehin schwache Gesundheit schnell auf. Von seinem großen Werk, das bereits im Manuskript vorlag, konnte er im Jahre 1745 in Altona nur einen kurz gefaßten, von großer Gelehrsamkeit zeugenden Plan veröffentlichen. Bald darauf starb er im Alter von 32 Jahren. Seine Manuskripte und seine Bücher vermachte er zum Zeichen seiner Dankbarkeit der Wittenberger ungarischen Bibliothek.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahm die Anziehungskraft der Wittenberger Universität immer mehr ab. Die ungarischen Studenten besuchten jetzt mit Vorliebe die Universitäten Jena und Göttingen und wurden so zu Wegbereitern des deutschen Idealismus in Ungarn. Aus ihren Reihen kamen manche bedeutenden Gelehrten (so Matthias Bél), die sich auch in Deutschland einer großen Beachtung erfreuten. Ihre Werke, meist in lateinischer Sprache verfaßt, behandelten die Geschichte, die Geographie, die Volkskunde Ungarns und fanden schon durch ihre persönlichen Beziehungen weite Verbreitung. Das wichtigste sprachwissenschaftliche Werk der Zeit, die finnisch-ugrische Sprachvergleichung Samuel Gyarmathys, erschien im Jahre 1799 in Göttingen.

Durch diese Werke wurde das bis dahin unbekannte Ungarn der deutschen wissenschaftlichen Welt erschlossen. Das Interesse wandte sich immer mehr dem romantischen Lande und dem geschwisterlosen eigenartigen Volke zu, und im Anfang des 19. Jahrhunderts erlernten ein Wilhelm von Humboldt (als Wiener Gesandter Preußens), ein Friedrich Schlegel (während eines unfreiwilligen Aufenthaltes in Pest) und ein Jakob Grimm sogar die ungarische Sprache, um sich mit dem ungarischen Wesen vertraut zu machen.

Es ist durch die Zeitumstände zu erklären, daß dieses einmal erwachte Interesse führender deutscher Geister von ungarischer Seite kaum gefördert werden konnte. Es entstand zwar ein reger Meinungs-

austausch zwischen deutschen und ungarischen Gelehrten, von dem ihr zum großen Teil bereits veröffentlichter Briefwechsel zeugt, das Ergebnis war aber nicht viel mehr, als daß nun Friedrich Schlegel in seiner Geschichte der Weltliteratur auch der ungarischen Literatur erstmalig einige Seiten widmete und Wilhelm von Humboldt sich flüchtig mit finnisch-ugrischen Sprachproblemen beschäftigte. Metternich war mit Erfolg bestrebt, alle Fäden, die Ungarn mit dem Reich unmittelbar verbanden, abzureißen. Er verbot den Besuch deutscher Universitäten, die Einfuhr von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften. Allein mit der Berliner Universität machte er eine Ausnahme, da ihm der sie beherrschende Hegelsche Geist eine Gewähr dafür zu bieten schien, daß die ungarischen Studenten aus Berlin als loyale Staatsbürger des absolutistischen Donaureiches in die Heimat zurückkehren würden.

Es kamen auch bald nach der Begründung der Friedrich-Wilhelms-Universität vereinzelt ungarische Studenten nach Berlin, von denen mehrere später im geistigen Leben Ungarns eine wichtige Rolle spielten. Hegels Philosophie fand manche Anhänger (aber auch Gegner), Grimms Einfluß zeigte sich in dem neu erwachten Interesse für Volkslieder und Volksmärchen (die erste ungarische Volksliedersammlung ist einem Studenten der Berliner Universität zu verdanken). Die Studenten kamen nach Deutschland, nur um zu lernen. Der erste, der mit höheren Ansprüchen auftrat, war Franz Toldy, der in Ungarn als „der Vater der ungarischen Literaturgeschichtsschreibung" verehrt wird. Mit 23 Jahren verwirklichte er den gescheiterten Plan von Rotarides und verfaßte nach deutschem romantischen Vorbild eine Entwicklungsgeschichte der ungarischen Literatur — in deutscher Sprache (*Handbuch der ungarischen Poesie* 1828). Mit diesem Buch unter dem Arm bereiste er nun ganz Deutschland. In Dresden schloß er Freundschaft mit Ludwig Tieck, dem er mit innerer Begeisterung einige ungarische Gedichte vorlas, in Frankfurt suchte er Wilhelm Schlegel auf, in Weimar huldigte er dem greisen Goethe und überreichte ihm sein Werk. In Berlin hatte er Streit mit dem *Rector magnificus*, der in diesem Jahre kein Geringerer war als Georg Wilhelm Hegel und der ihn zu den Vorlesungen ohne vorherige Immatrikulation nicht zulassen wollte. Auf Einladung eines auserwählten Kreises hielt er auch im Englischen Hause einen Vortrag über die ungarische Literatur, wohl den ersten in Deutschland und dann auf lange Jahrzehnte hin den letzten über dieses Thema.

Anfang der 40er Jahre haben sich schon so viele ungarische Studenten in Berlin versammelt, daß sie 1842 einen Studentenbund zu gegenseitiger geistiger Förderung gründeten. Sie bestellten ungarische

Zeitschriften und brachten eine stattliche Bibilothek zusammen, die meist aus dedizierten Geschenken der zeitgenössischen Autoren, unter anderem von Vörösmarty und Kossuth, bestand. Diese Bibliothek bildete dann eine besondere Abteilung der Universitätsbibliothek.

Nach dem mißglückten ungarischen Freiheitskriege 1848/49 und während des nahezu zwei Jahrzehnte dauernden Absolutismus wurden die unmittelbaren Beziehungen zwischen dem Reich und Ungarn wieder abgebrochen. In dem unterjochten Land stand das geistige Leben still, und es strömten keine wißbegierigen Studenten (außer einigen bevorzugten kaisertreuen Aristokratensöhnen) nach Deutschland. Und doch erreichte die ungarische Dichtung eben zu dieser Zeit ihre klassische Höhe in Vörösmarty, Arany, Petőfi und Jókai, und das ungarische Staatsleben konnte auf Männer hinweisen wie Széchenyi, Deák und Kossuth. Ein junger Deutsch-Ungar, Karl Kertbeny, sorgte nun dafür, daß diese Namen auch in Deutschland bekannt wurden. Er bereiste unermüdlich Deutschland, veröffentlichte ungefähr 80 Bände und 1000 Aufsätze und gab in Leipzig eine Zeitschrift heraus unter dem Titel: *Ungarn und Deutschland* (zwanglose Hefte zur Vermittlung richtigeren Verständnisses zwischen beiden Nationen, 1872). Durch seine zum Teil unbeholfenen Übersetzungen ist Petőfis Name auch in Deutschland zu einem Begriff geworden. (Bettina von Arnim verherrlichte den Dichterhelden als einen Sonnengott, und Hermann Grimm zählte ihn zu den drei größten Heroen der Weltliteratur, Nietzsche vertonte einige seiner Gedichte.) Durch Kertbenys Übersetzungen lernte das deutsche Lesepublikum Jókais Romane kennen, die in der Folgezeit in über 100000 Exemplaren verbreitet wurden und zu der beliebtesten Lektüre der Zeit gehörten. Er übersetzte aber auch — mit weniger Erfolg — Vörösmarty und Arany, gab Anthologien heraus, schrieb Aufsätze und hielt Vorträge über die ungarische Literatur. Er wurde in seiner Heimat vielfach verkannt, wegen seiner mangelhaften Übersetzungen oft verhöhnt, doch war sein Verdienst um die Vertiefung des deutsch-ungarischen geistigen Verständnisses unermeßlich.

Als Ungarn im Jahre 1867 im Rahmen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie seine nationale Selbständigkeit wiedererlangte, folgte eine ruhige Epoche des staatlichen Aufbaus, aber auch die der nationalen Reaktion. Die Reaktion wandte sich in erster Linie gegen die frühere Germanisierung des absolutistischen Staates, und von nun an galt niemand für einen guten Ungarn, der seine Werke in deutscher Sprache veröffentlichte, selbst wenn er es im nationalen Interesse tat. Das ungarische geistige Leben blühte auf, aber es isolierte sich innerhalb der Grenzen des Stephanreiches. Die Natur-

wissenschaften gingen auch weiterhin nach Deutschland in die Lehre, doch die Geisteswissenschaften orientierten sich nach Paris. Die Seine-Stadt bildete nun die Sehnsucht der jungen Ungarn, und die deutschen Universitäten wurden vernachlässigt. Die Wittenberger ungarische Bibliothek, die im Jahre 1813 mit der Universität nach Halle flüchten mußte, verfiel, und die Bibliothek der Berliner Studenten wanderte in den Keller der Universitäts-Bibliothek. Es gab in ganz Deutschland keine Stätte, die die neuere Entwicklung der ungarischen Wissenschaften verfolgt hätte, und an keiner deutschen Universität wurde die ungarische Sprache, Literatur oder Geschichte gelehrt (an der Pariser Sorbonne bestand dagegen seit 1902 eine Dozentur, seit 1907 eine Professur für ungarische Sprache und Literatur). Das Ergebnis war, daß die deutsche Vorkriegsgeneration außer einigen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts erstarrten Begriffen und Formeln — Petőfi, Pußta, Zigeuner, Paprika — nicht viel mehr von einem ungarischen geistigen Leben wußte als einst Johann Reimann im Jahre 1708. Diese — zum größten Teil von den Ungarn selbst verschuldete Unkenntnis des benachbarten und verbündeten Landes spiegelte sich in vielfach erschütternder Weise in allen deutschen wissenschaftlichen Werken wider, die sich mit der Kultur und der Geschichte der europäischen Völker beschäftigen und die von der ungarischen Kultur keine oder nur in entstellter Form Notiz nahmen.

Die Ungarische Akademie der Wissenschaften sah bald die schädliche Wirkung der völligen Isolierung, der kulturellen Autarkie, ein und versuchte nun die durch die Fremdheit der ungarischen Sprache bedingte trennende Wand zu durchbrechen. Sie gab im Jahre 1877 unter der Schriftleitung Paul Hunfalvys eine deutschsprachige Zeitschrift heraus, die *Literarischen Berichte aus Ungarn*, die von 1881 bis 1895 unter dem Titel *Ungarische Revue* (Leipzig, Brockhaus) weitergeführt wurde. Die Zeitschrift brachte keine Originalarbeiten, sie hatte nur das einzige Ziel, über die Entwicklung der ungarischen Wissenschaften zu berichten. Der Leserkreis der Zeitschrift war naturgemäß sehr beschränkt, ihre Wirkung läßt sich nicht nachprüfen. Nach ihrer Einstellung gab es in Deutschland wieder zwei Jahrzehnte lang kein Organ der Ungarnkunde, und erst 1912 trat der Budapester Germanist Gustav Heinrich mit einer sehr lebendig redigierten Zeitschrift, der *Ungarischen Rundschau* (Leipzig, Dunker & Humblot), hervor, die aber nur drei Jahrgänge erlebte.

So mußte der Weltkrieg kommen, um Ungarn für Deutschland zu „entdecken". Die steigende politische Macht des Staates in der verfallenden Monarchie, die Heldenhaftigkeit der ungarischen Soldaten, die heroischen Kämpfe des deutschen Heeres in den Karpathen und

Siebenbürgen lenkten die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes immer mehr nach Ungarn, deutsche Zeitschriften gaben Ungarnhefte heraus, es erschienen Werke über Ungarn und auch Übersetzungen ungarischer Dichter.

Die Atmosphäre war günstig, dieses neuerwachte und äußerst lebendige Interesse in feste Formen zu bannen. Dies wurde zuerst von einem jungen Budapester Hochschulprofessor, Robert Gragger (1887—1926), dem einstigen Hörer der Berliner Universität, erkannt, der sich Anfang 1916 Urlaub geben ließ und nach Berlin fuhr. Es ist zum größten Teil seiner regen Tätigkeit zu verdanken (worin er sowohl von der Universität wie auch von den politischen Parteien tatkräftig unterstützt wurde), daß der preußische Landtag im März 1916 einstimmig die Aufstellung eines Extraordinariats an der Berliner Universität für ungarische Sprache und Literatur beschloß. Noch im selben Jahre wurde der Lehrstuhl auch besetzt, und zwar (wie es nicht anders zu erwarten war) mit dem 29jährigen Robert Gragger.

Gragger war ein Schüler Gustav Heinrichs, Germanist und Hungarologe. Es lebte in ihm die Tradition einer heroischen Ahnenreihe: wie Czwittinger, Cassai, Rotarides stammte auch er aus einer deutschen Stadt Oberungarns. Seine Bildung verdankte unermeßlich viel der deutschen Kultur, zu der er sich auch blutsmäßig hingezogen fühlte. Er war aber gleichzeitig ein leidenschaftlicher ungarischer Patriot, ein unermüdlicher Forscher und Kämpfer wie einst Molnár von Szenc oder Rotarides. In den zehn Jahren, die ihm gegönnt waren, brachte er all die Träume und Pläne seiner geistigen Vorfahren in Erfüllung.

Schon im Jahre 1917 schuf er — dem ungarischen Lehrstuhl beigeordnet — das Ungarische Institut der Universität und zu dessen Förderung die „Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts". Den Grundstock der Institutsbibliothek bildete seine eigene Bücherei, die bald durch größere Buchschenkungen der ungarischen wissenschaftlichen Anstalten und Verleger ergänzt wurde. Dann hielt er im Reich Umschau. Die Berliner Universitätsbibliothek überließ ihm gern die Bibliothek der ungarischen Studenten, und es gelang ihm auch nach heftigen Kämpfen, die sogar den preußischen Landtag beschäftigten, die Cassaische Bibliothek leihweise (auf 99 Jahre!) von Halle nach Berlin zu überführen. Diese wertvolle Sammlung wurde erst hier ihrer Bestimmung übergeben. Er ließ die altungarischen Drucke katalogisieren und erschloß sie dadurch der Forschung; er selbst bearbeitete die Biographie des Rotarides, mit dessen Persönlichkeit und Schicksal er sich verwandt fühlte, und erst kürzlich er-

schien auf Grund des Cassaischen Nachlasses ein verdienstvolles Werk über die ungarischen Pietisten aus der Feder eines Schülers des Instituts.

Gragger war unermüdlich in der Erforschung der ungarischen Kulturtraditionen und in der Vertiefung der deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen. Er berichtete als erster über die Entdeckung der altungarischen Marienklage, suchte in alten Bibliotheken und Archiven nach ungarischen Denkmälern, veröffentlichte ein Werk über die Beziehungen des Weimarer Hofes zu Ungarn, bearbeitete die Aufzeichnungen Humboldts über die finnisch-ugrischen Sprachen, gab eine Petőfi-Anthologie und eine Sammlung ungarischer Balladen heraus. Im Jahre 1921 trat er, das unterbrochene Werk Gustav Heinrichs fortsetzend, mit einer Zeitschrift, den *Ungarischen Jahrbüchern*, hervor, begnügte sich aber nicht mehr mit der Rolle des Berichterstatters ungarischer wissenschaftlicher Ergebnisse, sondern brachte Originalarbeiten, vielfach auch von deutschen Gelehrten, die er selbst zu der Beschäftigung mit ungarischen Problemen anregte. Umfangreichere Werke brachte er in seiner Veröffentlichungsreihe, der „Ungarischen Bibliothek", unter, in der auch eine vierbändige Bibliographie fremdsprachiger Werke über Ungarn erschienen ist (eine Arbeit, die noch von Kertbeny begonnen wurde).

Schließlich krönte er seine Lebensarbeit, an die Tradition der Wittenberger ungarischen Burse anknüpfend, durch die Errichtung eines Heims für junge ungarische Forscher: des *Collegium Hungaricum*. Während seines 13jährigen Bestehens genossen mehrere Hunderte junger Ungarn den Segen des *Collegiums* und der deutschen wissenschaftlichen Ausbildung; sie stellen heute in Ungarn eine festgeschlossene geistige Avantgarde dar, zugleich aber eine führende Gruppe von Vorkämpfern für die deutsch-ungarische Zusammenarbeit. Der Neubau des schönen Gebäudes in der Dorotheenstraße war im Gange, und das kunsthistorisch bedeutende Haus daneben war bereits für die Aufnahme des sich immer mehr erweiternden Ungarischen Instituts bestimmt, als Gragger im Jahre 1926 vom Tode hinweggerafft wurde.

Das Arbeitsprogramm des Ungarischen Instituts wurde nicht nur von dem zielbewußten Wollen Graggers, sondern auch von den großen weltpolitischen Veränderungen der Kriegs- und Nachkriegszeit bestimmt. Als Gragger den Lehrstuhl übernahm, bildete Ungarn noch einen gewichtigen Teil einer mit Deutschland eng verbundenen Großmacht. Bedeutende politische, wirtschaftliche und geistige Interessen förderten das Ziel des Instituts: die wissenschaftliche Erschließung Ungarns für Deutschland. Es sollte weder ein philologisches noch

ein historisches, sondern, einer vielbesprochenen Denkschrift des Preußischen Kultusministeriums über die Auslandsstudien gemäß, ein Kulturinstitut werden, das synthetisch das Gesamtgebiet der ungarischen Geistigkeit behandelt. Gragger schuf damit eine neue Form der wissenschaftlichen Forschung und auch einen neuen Begriff, den der Hungarologie. Heute gibt es in Ungarn bereits eine Zeitschrift, die diesen Begriff als Titel trägt. Den Rahmen hat er von Anfang an sehr weit gespannt: es gab eine literarische, eine sprachwissenschaftliche, eine historische, eine geographische, eine volkskundliche, eine volkswirtschaftliche und eine rechtswissenschaftliche Abteilung, außerdem richtete er noch ein Zeitungsarchiv ein.

Der Rahmen begann, sich mit Inhalt zu füllen, als der Zusammenbruch kam. Das marxistische Deutschland distanzierte sich von dem nationalistischen Rumpfungarn, doch erfreute sich Gragger auch weiterhin der großzügigen und der von der Gesamtregierung nicht immer gebilligten Förderung der höchsten preußischen Kulturverwaltung. Er konnte seine Pläne ungestört der Verwirklichung näherbringen. Die neuen Grenzziehungen in seiner Heimat brachten für seine Zielsetzung keine Veränderung, denn vor seinem geistigen Auge stand doch immer der ungeteilte, historische Raum Großungarns. Um aber das Institut auf eine breitere Basis zu stellen, ergänzte er es mit einer türkischen und einer finnischen Abteilung, für die er hervorragende wissenschaftliche Kräfte gewann: er schuf damit eine in Deutschland einzig dastehende uralaltaische Forschungsstätte.

Nach seinem Tode wurde sein Programm weitergeführt. Erweiterungen erfolgten lediglich in zwei Richtungen. In Deutschland blühte die Volkstumsforschung auf, in den Nachfolgestaaten entwickelte sich ein regsames wissenschaftliches Leben, dessen Problematik vielfach die ungarische berührte. Das Ungarische Institut förderte mit allen seinen Mitteln die Erforschung des ungarländischen Deutschtums, wovon seine Bücheranschaffungen, die einschlägigen Arbeiten in den „Ungarischen Jahrbüchern" und vor allem das Bleyer-Gedenkheft Zeugnis ablegen. Es nahm aber auch die Verbindungen mit der tschechischen, rumänischen und jugoslawischen Gelehrtenwelt auf und schuf mit Hilfe seiner sprachkundigen Mitarbeiter, durch Erweiterung des Bibliotheksbestandes und durch Bezug von Zeitungen und Zeitschriften die Grundlagen einer für Deutschland so wichtigen Südost-Europa-Forschung.

Die Bibliothek des Instituts umfaßt heute rund 35000 Bände und ist als hungarologische Handbibliothek einzigartig in der ganzen Welt. Sie bezieht laufend 165 Zeitschriften. Den Erfolg der Lehrtätigkeit des Instituts beweist die Tatsache, daß zwei seiner Schüler an der

Berliner Universität als Dozenten tätig sind, mehrere eine hervorragende Stellung in der Deutschtums- und Südost-Europa-Forschung einnehmen, daß in den letzten zehn Jahren 12 Dissertationen veröffentlicht worden sind und daß es heute keine Seltenheit mehr ist, wenn ein junger deutscher Gelehrter fließend Ungarisch spricht.

Durch den Sieg des Nationalsozialismus erhielt die Arbeit des Ungarischen Instituts einen tieferen Sinn und eine größere Weite. Jetzt wurde ihr erst ein wirkliches, tieferes Verständnis entgegengebracht, ohne das sie eine Arbeit im luftleeren Raum war. Äußerlich zeigte sich die tatkräftige Förderung des Dritten Reiches in der Erhebung des Lehrstuhls zu einem planmäßigen Ordinariat und in der Bereitstellung von zwei Assistenten (außer dem ungarischen und finnischen Lektorat). Der im Jahre 1936 abgeschlossene deutsch-ungarische Kulturvertrag, an dessen Zustandekommen das Institut beteiligt war, bedeutete die höchste Sanktionierung seiner Arbeitsrichtung. Und die schönste Erfüllung seiner Bestrebungen: zwischen zwei in Leid und Freud seit Jahrhunderten verbundenen Völkern eine geistige Brücke zu schlagen. Diesen Vertrag mit Inhalt zu erfüllen, ist in der Zukunft seine vornehmste Aufgabe.

Ostpolitik und Kriegführung im deutschen Mittelalter.

Von

Konrad Schünemann (Kiel).

An der Führung der deutschen Politik in den Jahrhunderten der Blütezeit des Reiches hat die Nachwelt scharfe Kritik geübt. Zu den übrigen Anklagen gesellt sich der Vorwurf, die deutschen Machtmittel seien zu einseitig im Westen und vor allem im Süden eingesetzt und darüber die Möglichkeiten des Ostens verpaßt worden.

Nun kann freilich kein ernstlicher Zweifel sein, daß die immer stärker werdende Bindung an Italien dem deutschen Staate zum Verhängnis wurde; denn sie hat ein gutes Teil der Verantwortung an der Ausbildung der territorialen Sonderstaatlichkeit zu tragen [1]). Mittelalterliche Herrschaft konnte nur wirksam werden in unmittelbarer Reichweite des Herrschers, der sich in ständiger Rundreise gleichmäßig in allen Teilen seines Reiches zeigen mußte. Wer jahrelang in Italien festsaß, gab die Gewalt diesseits der Alpen mehr und mehr anderen Kräften preis. Der staatliche Zerfall des Reiches wird durch die übergroße Bindung einiger seiner Könige an Italien gefördert, wenn nicht verschuldet.

Es fragt sich aber, ob diese Kritik an der deutschen Kaiserpolitik ohne weiteres auf angebliche Versäumnisse im Osten erweitert werden darf. Es scheint, daß hierbei die siedlungs- und bevölkerungsgeschichtliche Entwicklung im Herzen Europas nicht recht in Rechnung gestellt zu werden pflegt.

Daß das junge Reich eine aktive Außenpolitik treiben mußte, leuchtet ohne weiteres ein. Der ererbte Betätigungsdrang der deutschen Menschen kehrte ihre Kräfte gegeneinander, wenn es nicht gelang, sie zu großen Unternehmungen mit der Front nach außen zusammenzuschließen. Die Unternehmungen an den deutschen Grenzen durften nicht einfach den jeweils anliegenden deutschen Stämmen anvertraut werden: Die Kräfte der ganzen Nation waren so einzusetzen, daß alle Stämme Schulter an Schulter gegen einen gemeinsamen Gegner zu kämpfen hatten. Jede Gemeinschaft hat die Reibung an der Außenwelt zu ihrer Voraussetzung. In den Jahrzehnten der Schwäche des Reichs nach dem Tod Kaiser Arnulfs hatte sich

[1]) Hierüber zuletzt Fritz Rörig: *Ursachen und Auswirkungen des deutschen Partikularismus.* Tübingen 1937.

der Ruhm großer Taten an die neuen Stammesherzöge geknüpft und mangels gesamtdeutscher Unternehmungen trat das Stammesgefühl in mächtigen Wettbewerb mit dem gesamtdeutschen Gemeinschaftsgefühl, das ganz in den Hintergrund gedrängt zu werden drohte. Wollte die Gesamtheit über die Teile triumphieren, so mußten die Stämme zu gemeinschaftlichen Unternehmungen gegen auswärtige Feinde eingesetzt werden, deren Ruhm und Gefahr sie alle gleichmäßig betraf.

Unternehmungen, die alle deutschen Kräfte zusammenfassen sollten, hatten mit Heeren zu arbeiten, deren Stärkezahl für die mitteleuropäischen Verhältnisse jener Jahrhunderte ungewöhnlich groß werden mußte. Je größer aber das Heer war, um so schwerer ließ sich damit operieren. Der Troß mit Beipferden, Knechten, Wagen und Proviant beanspruchte das Vielfache des eigentlich kämpfenden Heeres an Raum. Ein in Bewegung befindliches Heer von einigen tausend Streitern konnte leicht eine Marschtiefe von 100 km beanspruchen.

Mit solchen Heeren im Feindesland zu operieren, war nicht ganz einfach. Verteilte man das Heer für den Aufmarsch auf mehrere Anmarschwege, so mußte man immer damit rechnen, daß die Vereinigung im entscheidenden Moment nicht klappte. Benutzte man für den Proviant Transportschiffe, so war man stärker an den Flußlauf gebunden, als es im Interesse der militärischen Operationen ratsam schien. Wenn es irgend ging, verringerte man wenigstens die mitzunehmende Verpflegung und suchte den Proviant für Mensch und Vieh im Kriegsgebiet zu finden. Aussicht dazu hatte man nur im Sommer, für das Vieh etwa mit dem Juni, für die Menschen erst vom August an.

Die Kriegführung war also in entscheidendem Maße von Voraussetzungen siedlungs- und agrargeschichtlicher Art abhängig. Wo das Land dicht besiedelt und gut angebaut war, ließ sich leicht operieren. Je spärlicher die Besiedlung und je seltener die Felder wurden, um so schwerer war mit großen Heeren vorwärts zu kommen, und um so leichter konnte der Gegner die wenigen Verkehrswege auch mit schwachen Kräften sperren.

Diese grundlegende Tatsache der Kriegsgeschichte wird von unseren Kritikern der deutschen Ostpolitik des Mittelalters übersehen. Man vergleicht die Größe des Reichs, die Zahl und Kraft seiner Krieger und die technische Höhe seines Militärwesens mit den schwachen Menschenzahlen des Ostens, seiner unentwickelten politischen Organisation, seinen zurückgebliebenen wirtschaftlichen Verhältnissen und dem allgemeinen Kulturgefälle von West nach Ost, und meint, es müsse — wenn man nur ernstlich gewollt hätte — ein leichtes gewesen sein, die östlichen Nachbarn zu unterwerfen und die Unterworfenen zu beherrschen.

Vom ersten Slawenfeldzug Karls des Großen im Jahre 789 bis zum ersten

Polenfeldzug Friedrich Barbarossas von 1157 sind von der Reichsgewalt oder in ihrem Auftrag etwa 175 Feldzüge gegen die östlichen Nachbarn des deutschen Volkes geführt worden. Dazu kommen zahlreiche kleinere Grenzkämpfe und seit der 2. Hälfte des 11. Jh.s auch eine Reihe von Unternehmungen, die von sächsischen Kräften, unabhängig von der Reichsführung und geradezu im Gegensatz zu ihr, durchgeführt worden sind. Der gesamte Kräfteeinsatz im Osten hat in diesen Jahrhunderten den der italienischen Unternehmungen bei weitem übertroffen[1]). Es fragt sich, ob der Gewinn dem Einsatz entsprach. Knapp ein Drittel dieser Feldzüge kann als geglückt gelten, weil das gesteckte Ziel einigermaßen erreicht worden ist. Ein Viertel hat sich mit Teilerfolgen begnügen müssen. Der Rest ist gescheitert, und etwa 20 Züge endeten sogar mit einer Katastrophe des deutschen Heeres.

Erfolg oder Mißerfolg hingen davon ab, ob die Führung sich den besonderen Verhältnissen des Ostens anzupassen verstand oder nicht. Drei Gruppen von Schwierigkeiten galt es zu überwinden: die Eigenart der Landschaft mit spärlichen Wegen, riesigen Sperräumen und unübersichtlichem Gelände, das die Aufklärung vor fast unlösbare Aufgaben stellte; die künstlichen Anlagen, durch die der Gegner das Werk der Natur zu ergänzen verstand, und schließlich die geringe Besiedlung und die Wirtschaftsweise des Ostens, die auf Feldbestellung den geringsten Wert zu legen pflegte und größeren Kolonnen die Verpflegung für Mensch und Tier versagte. Diese Hindernisse haben in den 350 Jahren gesamtdeutscher Kriegsführung im Osten vom Beginn bis zum Ende ziemlich gleichmäßig bestanden und fanden ihre Beseitigung erst mit der Durchführung des Landesausbaus, dessen Anfänge allerdings im südlichen Abschnitt der Grenze, von der Adria bis zur Lausitz, einige Jahrzehnte früher liegen als im nördlichen Teil. Sonst aber gab es zwischen Süd und Nord keine großen Unterschiede, es sei denn, daß es einmal gelang, durch den westungarischen Waldgürtel bis in das waldarme Land Innerungarns vorzustoßen.

Diese Gleichartigkeit der Voraussetzungen ließ der Kriegführung nicht viel Abwandlungsmöglichkeiten offen. Die gleichen Anmarschlinien, die gleichen Methoden der Kriegführung und der gleiche Verlauf der Feldzüge kennzeichnen Unternehmungen, die durch mehrere Jahrhunderte voneinander getrennt sind. Wer aus Unkenntnis der Voraussetzungen im Osten neue Methoden einführen wollte, hat es bitter zu bereuen gehabt.

---

[1]) Es ist erstaunlich, welche Unkenntnis über die deutsche Kriegführung im Osten in kriegsgeschichtlichen Darstellungen zu herrschen pflegt. So glaubt beispielsweise W. Erben, *Kriegsgeschichte des Mittelalters*, München 1929, S. 8, daß nach 955 — abgesehen von der Zeit zwischen 1042 und 1074 — überhaupt keine deutschen Feldzüge gegen Ungarn mehr geführt worden sind! Der nördliche Osten wird kaum gestreift.

Die Zeit, die für die Feldzüge zur Verfügung stand, war äußerst knapp bemessen. Erst wenn das Korn reif war, um den 1. August herum, konnte man das Heer versammeln. Nach spätestens zwei Monaten mußte man an den Rückzug denken, wenn man nicht vom Winter überrascht werden wollte. Wurde der Zug ausnahmsweise in einer früheren Jahreszeit angesetzt, so mußte seine Dauer entsprechend weiter verkürzt werden, weil mit einer Ergänzung des Proviants aus dem Kriegsgebiet dann überhaupt nicht gerechnet werden konnte. Es galt also, auf dem kürzesten Wege so weit wie möglich ins Feindesland vorzustoßen und zu versuchen, durch ein Zusammentreffen mit dem feindlichen Führer den Feldzug zu entscheiden. Der Feind aber, dessen Aufklärung der des Angreifers immer überlegen war, konnte sich die Wegearmut seines Landes zunutze machen und den Zusammenstoß nach Belieben vermeiden, da er die Bewegungen des Gegners ziemlich genau vorausberechnen konnte.

Der gebräuchlichste Verkehrsweg des früheren Mittelalters war der Flußlauf. Der aber stand nur in wenigen Fällen zur Verfügung. Denn im allgemeinen fließen unsere großen Ströme senkrecht zur West-Ost-Richtung der deutschen Feldzüge. Immerhin bot sich dem Angreifer des Liutitzenlandes, das man am besten in seinem religiösen Zentrum in Rethra traf, der Lauf der Havel trotz des großen Bogens, den dieser Fluß in südlicher Richtung beschreibt. Denn ihr Quellgebiet reicht bis in das Redarierland hinein. Daß sich die slawischen Fischer- und Viehzüchterdörfer gerade am Havellauf wie an einer Kette aufreihen, konnte die militärische Bedeutung des Flusses nur verstärken. Gleich im ersten Feldzug von 789 hat Karl die schiffstüchtigen Friesen und einen Teil der Franken zu Schiff die Havel hinauffahren lassen [1]). Auch 805 hören wir, daß Schiffe zum Kampf gegen die Wilzen verwandt worden sind [2]). Noch im Jahre 1127 ist Otto von Bamberg auf seiner zweiten Pommernfahrt mit seinen Schiffen von Halle die Saale und die Elbe hinunter und dann die Havel, wenigstens das Stück bis Havelberg, hinaufgefahren, bis die Schätze — Proviant und Handelswaren — auf 30 Wagen verladen und am Müritzsee vorbei nach Demmin weitertransportiert werden mußten [3]).

Leider ging es in den Kriegszügen des 10. und 11. Jh.s mit der Havelfahrt nicht so glatt wie unter Karl dem Großen. Denn die Slawen hatten inzwischen zur Beherrschung des Flusses und seiner Übergänge eine Anzahl

---

[1]) Ann. regni Franc. Oktavausg. v. 1895, S. 84; Frisiones autem navigio per Habola fluvium cum quibusdam Francis ad eum coniunxerunt.

[2]) Chron. Moissiacense, SS. I, S. 308 ... cum classe magna navium porrexit in Albia ....

[3]) Mon. Prüf. III, 4, Ebbo III, 3 und Herbord, der hier über Sondernachrichten verfügt, I, 36 und III, 1: apud Hallam naves victualibus onerans per Albam flumen in Habalam prolapsus Leuticiae litora usque adductus est.

Festungen angelegt oder aus deutscher Hand übernommen, wie die von Havelberg, Rathenow, Brandenburg, Potsdam und Spandau. Um den Besitz dieser Plätze, vor allem Brandenburgs, haben sich die späteren Kämpfe vornehmlich gedreht. Die Havel hatte ihre alte Bedeutung als Achse des Landes, wenn auch in einem anderen Sinne, bis zur Durchführung des Landesausbaus behauptet. Es ist kein Zufall, daß die Teile des Liutitzenlandes, die abseits von der Havel lagen, meist außerhalb des Bereichs der deutschen Feldzüge und im 12. Jh. der deutschen Erschließung blieben. Der Teltow und der Barnim, das Land um Berlin, bildeten in slawischer Zeit den toten Winkel der Länder zwischen Elbe und Oder und kamen im deutschen Erschließungs- und Eingliederungswerk zuallerletzt, erst im zweiten Drittel des 13. Jh.s, an die Reihe.

Als große Einfallspforte kommt sonst von den Flüssen des Ostens nur noch die Donau mit ihren Nebenflüssen Drau und Save in Betracht. Auch hier hat schon Karl der Große die Transportmöglichkeiten für seinen ersten Awarenzug im Jahre 791 voll ausgenutzt. Die Proviantschiffe bildeten gleichsam die Achse für die nördlich und südlich des Stromes vorrückenden Heere, deren Versorgung mit Lebensmitteln sie sicherstellten [1]). Der zweite große Awarenzug Karls, der dann nicht zustande gekommen ist, sollte noch stärker durch Schiffstransporte gestützt werden. Eben zu diesem Zweck suchte der König den Bau des Main-Donau-Kanals zustandezubringen [2]). Auch in den deutschen Ungarnkriegen des 11. Jh.s spielte die Donau — ebenso wie auf den drei ersten Kreuzzügen und bei zahlreichen kleineren Pilgerzügen — die gleiche Rolle wie unter Karl dem Großen. Beim Feldzug des Jahres 1051 mußte Heinrich III. sich schweren Herzens entschließen, die Proviantschiffe und die ihnen am Ufer folgenden Wagen zu verlassen und allein mit seinen Reitern den weiten Umweg an der steirischen Grenze entlang zu machen. Das zeigt, daß für die Ungarnzüge normalen Verlaufs die Benutzung von Transportschiffen als selbstverständliche Regel angesehen wurde [3]). Entfernte man sich ein wenig vom Strom, so konnte der jeweilige Bedarf auf die mitgebrachten Wagen umgeladen und von der Donau her nachgeführt werden.

Die Drau ist als Transportlinie anscheinend in den Kriegen gegen Ljudewit und in den Bulgarenkriegen Ludwigs des Deutschen benutzt worden [4]). Vielleicht hat sie schon bei den Awarenzügen Erichs von Friaul

---

[1]) Ann. r. Franc., S. 88 ... utrasque ripas exercitum continentes et navigia per medium flumen venientes ...

[2]) Ebd. S. 92ff.

[3]) Ann. Altah. ad a. 1051; habito consilio longam circuitionem peregit et absque navibus et plaustris solo equestri itinere regionem intravit.

[4]) Ebd. S. 151; quam (sc. Liudewitum) iuxta Drawum fluvium iter agentem. S. 173: Bulgari.... misso per Dravum navali exercitu. Über Saveschiffahrt s. Ann.

und Pippins, die ja bis über die Donau zum Ring zwischen Donau und Theiß vorstießen, die gleiche Rolle gespielt. — Die übrigen Ströme bildeten für die deutschen Feldzüge eher ein Hindernis als eine Hilfe. Denn wenn sie auch wirklich, wie die mittlere Oder oder die Warthe, in der möglichen Richtung deutscher Vorstöße lagen, so konnte das dem Transportwesen nichts nutzen. Denn es fehlte die Wasserverbindung zur Heimat als Voraussetzung des Einsatzes von Proviantschiffen.

Wo die Flußlinie fehlte, strebte man nach Möglichkeit, die wenigen waldfreien Streifen des Ostens, wo es Dörfer, Übersichtlichkeit und Bewegungsfreiheit gab, für den Vormarsch zu benutzen. Hier liegt die große Bedeutung der mitteldeutschen Landbrücke nach dem Osten. Vom waldfreien Raum an der mittleren Elbe kam man bald zu den Siedlungsinseln von Cottbus und von Guben und weiter zur mittleren Oder hinüber oder von der Leipziger Bucht über Meißen zum alten Siedlungsland von Bautzen und von dort zu den waldfreien Inseln Schlesiens. Es gab wohl keinen der zwölf deutschen Polenfeldzüge zwischen 963 und 1157, der nicht einem dieser beiden Wege gefolgt wäre. Hier liegt letzten Endes auch der Grund, weshalb das Sorben- und Daleminzierland in der Zeit der deutschen Rückschläge zu Beginn des 11. Jh.s zwar vorübergehend verloren wird, aber nicht wie Brandenburg und Mecklenburg für die Dauer von anderthalb Jahrhunderten sozusagen sich selbst überlassen werden konnte.

Nach Böhmen gab es von Westen her eigentlich nur zwei Einmarschstellen von Bedeutung. Der eine Weg ging — den Elbdurchbruch vermeidend — die Freiberger Mulde hinauf über das Erzgebirge (Silva Miriquidui) nach Brüx. Es ist im großen und ganzen derselbe, den Ibrahim ibn Jaqub beschreibt. Der zweite geht von Regensburg regenaufwärts bis Cham und dann durch den Paß von Furth und Taus nach Pilsen. Den Nordweg benutzten die Sachsen 805 [1]), Ludwig der Deutsche 856 [2]), Bischof Arno von Würzburg 892 [3]), Heinrich I. 929 [4]), Heinrich II. 1004 [5]), die Sachsen 1040 [6]) und 1041 [7]), Heinrich V. 1107 [8]), Lothar von Supplin-

Fuld., S. 121f.: per fluvium Odagra usque ad Gulpam, dein per fluenta Savi fluminis navigio in Bulgaria perducti.

[1]) Chron. Moissiacense, SS. I, S. 307: cum Saxonibus super Hwerenofelda et Demelchion.

[2]) Ann. Fuldenses, Oktavausg. v. 1891, S. 47: Dalmatas .... inde per Boemanos....

[3]) Auf dem Rückwege. Vgl. Thietmar I 4, Ausg. v. R. Holtzmann, 1935, S. 6f.: an der Chemnitz, ab expeditione Boemiorum reversus.

[4]) Widukind I, 35, Ausg. v. P. Hirsch, 1935, S. 50.

[5]) Thietmar VI, 10, S. 286f.

[6]) Cosmas, Oktavausg. v. 1923, S. 95; Altera via, qua itur per Zribiam et est exitus de silva in istam terram per castrum Hlumec, iussit Saxones intrare Boemiam.

[7]) Ebd. S. 97. [8]) Ebd. S. 186.

burg 1126 [1]), den zweiten Karl der Jüngere 805 [2]), Arnulf der Böse 929 (wahrscheinlich) [3]), Otto II. 976 [4]), die polnischen Hilfstruppen Markgraf Heinrich 1003 [5]), Heinrich III. 1033 [6]), 1040 [7]) und 1041 [8]), die Bayern 1110 [9]) und Konrad III. 1142 [10]), den dritten beispielsweise die Österreicher 1041 (wahrscheinlich) [11]) und Heinrich IV. 1105 [12]).

Nach Dänemark gab es nur einen Weg, den alle Heere passieren mußten, da die schmale Landverbindung zwischen Treene und Schlei weiter keinen Spielraum ließ. Ausdrücklich erwähnt wird diese Route, die westlich an Schleswig vorbeiführte, u. a. bei den Feldzügen von 934, 974, 1043 und 1131. Über die Eider ging es unterhalb von Rendsburg, wo die Dänen 1149 bei Schülp den Übergang versuchten [13]).

Etwas reicher war die Auswahl an Einfallwegen nach Ungarn. Neben den beiden Straßen nördlich und südlich der Donau konnte man südlich vom Leithagebirge durch die Ebenfurther Pforte nach Ödenburg und weiter bei Kapuvár über die Rabnitz und zur Raab gelangen. Noch weiter südlich konnten der obere Lauf der Pinka, der Raab und der Lauf der Drau benutzt werden. Mit den Vorteilen der Donaulinie konnten diese Nebeneingänge nach Ungarn allerdings nicht im entferntesten wetteifern.

Die Bindung der Operationen an die wenigen Heerstraßen erleichterte dem Gegner die Abwehr. Sobald nur eine einigermaßen starke Staatsgewalt vorhanden war, ging man daran, die Eingangstore in das eigene Land durch Befestigungsanlagen zu sperren. Umfangreiche Werke aus Schanzen und Gräben hatten die Awaren nahe der Kremsmündung und an der südlichen Umgehungsstraße bei Kaumberg im Wiener Wald angelegt [14]). Das Großmährische Reich scheint die Kunst der Schanzarbeiten

[1]) Mon. Sazav., SS. IX, S. 156 ... ei occurrere ad castrum, quod Hlumec dicitur.

[2]) Ann. Mett., SS. XIII, S. 33: Hircano saltu transiecto.

[3]) SS. IX, S. 565 und 771; SS. XXX, S. 746.

[4]) Thietmar III 7, S. 104f.: Bawariorum catervam ... iuxta Pilisini urbem ... Imperator ... ad civitatem suam, quae Camma dicitur, venit.

[5]) Ebd. V, 34, S. 258f.

[6]) Wipo, c. 33, Oktavausg. v. 1915, S. 51f. und Ann. Alt., Oktavausg. v. 1891, S. 18.

[7]) Ebd. p. 23. Cosmas, S. 95: pertransiens castrum Kamb.

[8]) Ann. Alt., S. 26.

[9]) Cosmas III 32, S. 202—. occurrant sibi .... in villa Rokican.

[10]) Vincenz v. Prag, SS. XVII, S. 661 ... versus Plzen castrum dirigit.

[11]) Ann. Alt., S. 28.

[12]) Cosmas, S. 182; transiens per australem plagam via qua itur ad Netolic, intrat Boemiam.

[13]) Helmold, Chron. Slav. I, 67, S. 128: hostes transduci prope villam quae dicitur Scullebi.

[14]) Ann. regni Francorum, S. 88; ... firmitates ... praeparatas; de australi vero parte Danubii ad Cumeoberg (iuxta Comagenos), de alia vero ripa in loco, qui dicitur Camp...

von den Awaren übernommen zu haben. Ihre Werke aus Wallmauern und Verhaugürteln werden zuerst in den Kämpfen gegen Rastislaw seit 855 erwähnt [1]). 869 erregte die Neuartigkeit einer seiner Festungsanlagen das Staunen der Angreifer [2]). Sventipolk hat die Werke seines Vorgängers anscheinend noch ausgebaut und verstärkt. 892 war er für Arnulf von Kärnten in seinen Burgen unangreifbar [3]).

Schon im Jahre 808 hatte im Norden der Dänenkönig Gottfried den Raum von der Schlei zur Treene zwischen Haddeby und Hollingstedt durch das Danewerk, das in späteren Jahrhunderten noch mehrfach ausgebaut wurde, gesperrt und den ganzen Durchgangsverkehr auf ein Tor konzentriert [4]). Es ist bezeichnend, daß die großen zusammenhängenden Anlagen dieser Art nicht von den Franken, sondern von ihren Nachbarn angelegt wurden. Die Franken hatten zwar eine feste Grenzschutzorganisation [5]), aber es fehlt das zusammenhängende Befestigungswerk. Die Grenze wurde wohl nach Möglichkeit linear festgelegt und in der Landschaft gekennzeichnet, aber es handelte sich weder bei der sächsisch-thüringischen Landwehrgrenze von 785 [6]), noch beim Limes Saxoniae in Ostholstein [7]), noch beim Limes Sorabicus [8]) um eine Militärgrenze im eigentlichen Sinne. Der Franke nahm die politische Herrschaft über das Vorland jenseits der engeren Grenze in Anspruch und konnte keine Abschnürung gebrauchen, wo es auf eine enge Verbindung ankam. Die Grenzsicherung geschah vielmehr durch Burganlagen zur Beherrschung des Landes, als Fixpunkte der hier für die Dauer stationierten militärischen Kräfte. Das Reich der Deutschen hat diese fränkische Methode beibehalten.

Die großen Sperranlagen hatten, wie schon angedeutet, eine straffere politische Organisation zur Voraussetzung. Wo sie fehlte, mußten sich die Gegner auf ihre Fluchtburgen und befestigten Herrensitze beschränken. Die Slawen zwischen Elbe und Oder hätten zusammenhängende Anlagen

---

[1]) Ann. Fuld., S. 45: ...firmissimo, ut fertur, vallo munitum ...

[2]) Ebd, S. 69; ... in illam ineffabilem Rastizi munitionem et omnibus antiquissimis dissimilem ... cremavit incendio.

[3]) Regino, Ausg. v. 1890, S. 134: cuncta, quae extra urbes reperit, solotenus demolitus est.

[4]) Ann. regni Franc., z. J. 808, S. 126: Ibi (Sliesthorp) ... limitem regni sui, qui Saxoniam respicit, vallo munire constituit, eo modo, ut ab orientali maris sinu, quem illi Ostarsalt dicunt, usque ad occidentalem oceanum totam Egidorae fluminis aquilonalem ripam munimentum valli praetexeret, una tantum porta dimissa, per quam carra et equites emitti et recipi potuissent.

[5]) Vgl. z. B. MG., Capp. I, S. 261: Die angesiedelten Goten sollen an der Pyrenäengrenze explorationes et excubias, quod usitato vocabulo wactas dicunt, facere non negligant.

[6]) Rübel, *Die Franken*, Lpzg. 1904, S. 130. 141. 370.

[7]) H. Hofmeister, Der Limes Saxoniae, Z. f. Schlesw.-Holst. G. 56, 1926.

[8]) Honigsheim, Der Limes Sorabicus, Z. d. V. f. Thür. G., N. F. 16, 1906.

an ihren Landesgrenzen weder bauen noch besetzen noch verteidigen können. Aber auf die Kunst der Straßensperrung haben auch sie sich verstanden. Von der Sperrtechnik der Abotriten lernen wir eine Probe beim Wendenfeldzug Ottos des Großen von 955 kennen. Ibrahim ibn Jaqub sagt allgemein, daß Heere nur mit großer Mühe eindringen, denn das ganze Land bestehe aus Wiesen, Dickicht und Morast [1]). 955 ließen die abotritischen Fürsten Stoinef und Nakon den König bis zu einem als Rekiza [2]) (Flüßchen) bezeichneten Wasserlauf vorrücken. Hier war der König zum Aufenthalt gezwungen, bis über den durch Sumpfufer verbreiterten Fluß eine Brücke gebaut worden war. Den Brückenbau aber verhinderte ein starkes Slawenheer vom anderen Ufer aus. Eine zweite Abteilung sperrte unterdessen im Rücken der Deutschen die Straße durch ein Baumverhau und besetzte diese Straßensperre. Mehrere Tage saßen die Deutschen in der Falle, und schon drohte durch Hunger und Seuche eine Katastrophe, da gelang es dem Markgrafen Gero mit dem Hilfskorps der verbündeten Ranen eine Meile flußabwärts einen geschickt getarnten Flußübergang durchzuführen und damit den Feldzug zu entscheiden [3]). — In ähnlicher Weise haben die Elbslawen noch oft operiert: Man ließ den Gegner weit ins eigene Land einmarschieren und suchte ihn da, wo Weg und Gelände günstig waren, aus vorbereiteter sicherer Stellung anzugreifen. Mehrmals suchte man ihn planmäßig durch falsche Wegführer in die Falle zu locken.

Die fester organisierte Staatsgewalt war bestrebt, den Gegner gleich an der Landesgrenze abzuweisen. Die Nachfolger der awarischen, mährischen und dänischen Festungsbaumeister finden wir daher in Böhmen, Polen und Ungarn, sobald sich hier festgefügte Staaten herausgebildet hatten. Die großen Anlagen an den Grenzen dieser Länder dürften erst seit dem Beginn des 11. Jh.s angelegt worden sein. Das schließt nicht aus, daß weniger vollkommene Vorstufen schon vorher dagewesen sind.

Am einfachsten hatten es die Böhmen, die durch den meilenweiten Wald ihrer Grenzgebirge [4]) so sehr gesichert waren, daß sie sich auf künstliche Anlagen an den 4 oder 5 Landestoren beschränken konnten. Was es an kleinen Grenzwegen sonst noch geben mochte, war wohl für Jäger und

---

[1]) In der Übersetzung von G. Jacob: *Arab. Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jh.*, Berlin 1927, S. 12.

[2]) So ist das 'Raxa' Widukinds jedenfalls zu deuten. Da alle Wasserläufe von den Slawen so bezeichnet werden konnten, ist die Gleichsetzung mit einem heutigen Fluß allein nach dem Namen nicht möglich. Der Lage nach würde die Elde, deren Oberlauf noch heute als Reke bezeichnet wird, am besten passen. Denn Otto dürfte versucht haben, Mecklenburg, die Hauptburg Stoinefs und Nakons, zu erreichen. Den Weg dorthin beschreibt Ibrahim a. a. O. S. 11.

[3]) Widukind, S. 132ff. der Ausgabe von P. Hirsch, Hann. 1935.

[4]) Ibrahim berechnet die Breite des böhmischen Grenzwaldes am westlichen Landeseingang auf 40 arabische Meilen, also etwa 70 km. A. a. O., S. 13.

Einzelwanderer, aber nicht für Heereszüge passierbar. Die Tore wurden mit einer Miliz von Bogenschützen besetzt, die in der Umgegend angesiedelt und zu ständigem Grenzdienst verpflichtet wurden. Aus dieser Einrichtung hat sich bekanntlich das böhmische Chodenwesen entwickelt, mit den Hauptsitzen Taus beim westlichen und Nachod beim östlichen Landestor. Die erste Spur finden wir schon im Jahre 1004, als Boleslaw Chrobry Herr von Böhmen war. Heinrich II., der durch den Paß von Kulm in Böhmen einrücken wollte, fand das Landestor durch eine befestigte und mit Bogenschützen besetzte Höhe gänzlich versperrt. Der Zugang wurde durch eine überraschend vorausgeschickte Auswahlmannschaft erkämpft[1]). Ein weiter landeinwärts am Landestor gelegenes Kastell, wahrscheinlich Brüx, und schließlich an der Eger die Burg Saaz wurden ihm durch die polenfeindlichen böhmischen Anhänger seines Schützlings Jaromir in die Hände gespielt[2]). Damit war der Eintritt gewonnen und der Erfolg des Feldzugs gesichert. Wie schwierig bei dem Zustand der Gebirgswege selbst kampfloses Passieren der böhmischen Grenzen gewesen ist, zeigen Thietmars Bemerkungen zu den drei anderen Grenzübergängen der Heere Heinrichs II. Im Oktober 1004, beim Marsch von Böhmen nach der Oberlausitz zur Belagerung von Bautzen, als vielleicht der obere Lauf der Görlitzer Neiße benutzt wurde, spricht er von „unsäglichen Schwierigkeiten des Weges"[3]). Auf dem Rückmarsch aus Schlesien im Jahre 1017 nennt er den Marsch von Nimptsch in das befreundete Böhmen, der jedenfalls durch das Glatzer Landestor gegangen war, „überaus schwierig"[4]). Aber noch viel schlimmer sei der Ausmarsch gewesen, der, da er nach Wurzen führte, wieder den gewöhnlichen Weg durch das Landestor von Kulm benutzt haben muß[5]).

Den systematischen Ausbau der Přeseka verdankt Böhmen anscheinend erst dem Herzog Břetislav, dem böhmischen Achill. Im Jahre 1040 war Heinrich III. nicht imstande, den Einmarsch in das durch eine Festungsanlage im Bergwald gesicherte Landestor von Taus zu erzwingen[6]). Auch hier waren die böhmischen Verteidiger Bogenschützen[7]). Im Norden

---

[1]) VI, 10, Ausg. v. R. Holtzmann, Berlin 1935, S. 286f.: in silva, quae Miriquidui dicitur, montem quendam cum sagittariis prorsus intercluso omni aditu firmat.

[2]) Ebd. VI, 11: in ipsa regionis istius ianua. Die Bayern, deren Ankunft in der Gegend von Saaz abgewartet werden muß, sind anscheinend wieder ihre Straße über Taus-Pilsen gezogen.

[3]) Ebd. VI, 14, S. 292f.: Milzienos, qui tum sibi fuere proximi [nämlich von Prag aus], terminos per ineffabilem itineris difficultatem adiens...

[4]) Ebd. VII, 63, S. 476f.: iter suum nimis arduum ad Boemiam direxit.

[5]) Ebd. VII, 64, S. 478f.: Laborem istius itineris et commune detrimentum quis umquam valet explicare? Inexsuperabilis Boemiae regionis introitus, sed multo deterior eiusdem fuit exitus.

[6]) Ann. Alt. S. 23; Hermann v. Reich. S. 123; Cosmas S. 95.

[7]) Ebd.

gelang es gleichzeitig den Sachsen, den Durchmarsch durch das Tor von Kulm zu erkämpfen [1]). Vor dem Beginn des nächsten Feldzugs des deutschen Königs hat Břetislav die Zugänge in sein Land durch neue oder verstärkte Anlagen so gut gesperrt, daß die Böhmen im Gefühl ihrer Unangreifbarkeit weder Vieh noch Ernte in Sicherheit gebracht hatten [2]). Dem König gelang diesmal der Einmarsch dadurch, daß er das Gros des Heeres zu scheinbarem Angriff an der Sperre des Landestores einsetzte und unterdessen selbst mit geeigneten Kräften auf Bergpfaden die feindliche Stellung umging [3]). Für den Rückmarsch des deutschen Heeres ließ der geschlagene Herzog in den Sperranlagen einen breiten Weg freimachen [4]). Die Werke als solche aber blieben erhalten. — Als Lothar von Supplinburg im Februar 1126 seinen Winterfeldzug nach Böhmen unternahm, schickte er 200 Pioniere voraus, die die Verhauanlagen, die Böhmen von Sachsen trennten, beseitigen sollten [5]). Auf diese Weise gelang es ihm zwar, obgleich man einmal im Schnee den Weg verlor, durch das Landestor von Kulm einzudringen. Vielleicht leisteten die Grenzwächter absichtlich keinen Widerstand, denn Lothar geriet auf der böhmischen Seite des Gebirges in eine ihm von Herzog Sobieslav gestellte Falle und mußte schmählich um Frieden bitten [6]).

Die Polen hatten es für ihre Grenzschutzanlagen nicht so einfach wie die Böhmen. Immerhin hatten sie an natürlichem Schutz im Südwesten die schlesischen Sudeten, im Norden den meilenweiten pommerschen und den preußischen Grenzwaldgürtel und im Westen die Flußläufe des Bober und der Oder [7]). Hier im Westen, wo die Natur am stärksten der Nach-

[1]) Ebd.

[2]) Ann. Altah., S. 26: silvas occluserant....; ... contra viam munitam...

[3]) Ebd.

[4]) Ebd., S. 27: Ipse etiam munitiones silvarum iussit aperiri, qui antea eas fecerat muniri, et viam latissimam planavit, per quam totus exercitus sine vi et clade cum honore et maxima praeda repatriavit.

[5]) Kaiserchronik, V. 17001: Dô was der Beheime walt Allenthalben virhaget, Daz dar nieman ne mochte durch komen, Er ne haete den lîp ze stele virlorn. Ann. Patherbrunn. ad a. 1126 (in Ann. Hild., Ann. Saxo, Ann. Col.): Ducenti vero expeditores regem precedebant, ad precidendas indagines silvae, quae Boemiam a Saxonia disterminant, dispositi. Cum hi per invia et abrupta silvae quasi repentes laborarent, tum nivium magnitudine, tum indaginum incisione fatigati, hostium insidiis ex improviso circumveniuntur. Der 2. Satz bezieht sich natürlich wieder auf die 3000 Mann des Gesamtheeres. Bernhardi, Lothar von Supplinburg, Leipzig 1879, S. 73, läßt die 200 expeditores Schnee schaufeln!

[6]) Otto v. Freis., Gesta Frid. I, 20. und Mon. Sazav. ad a. 1126, SS. IX, S. 156, der auch als Örtlichkeit, wie zu erwarten, Kulm angibt.

[7]) Rahewin, III 1, Ausg. v. 1912, S. 167: Terra utique naturalibus firmamentis munitissima S. 169: Die Oder, qui ex illa parte totam Poluniam quasi murus ambit et profunditate sui gurgitis omnes excludit aditus... (Entnommen aus Friedrichs Brief an Wibald v. Stablo).

hilfe bedurfte, begann schon Boleslaw Chrobry mit planmäßigen Anlagen, an seiner engeren Landesgrenze am Bober, besonders beim wichtigen Flußübergang von Krossen [1]), und an der Westgrenze der neu eroberten Lausitz an dem aus der Richtung Wittenberg—Jüterbog leicht zu erreichenden nordwestlichen Eingang in die Niederlausitz in Zützen [2]). Als die Deutschen ihm im Jahre 1012 durch Instandsetzung und Ausbau der Werke von Lebusa eine eigene Anlage entgegenstellten und mit einer Besatzung von 1000 Mann versahen, griff er sie noch im selben Jahre an und eroberte und verbrannte die Festung [3]). Auch das polnische Land Lebus ist später anscheinend auf der Feindseite längs der Löcknitz und Stöbber durch künstliche Anlagen gesichert worden, die außerdem durch einen breiten natürlichen Waldstreifen verstärkt waren.

In der ersten Hälfte des 12. Jh.s hatte der Ausbau der polnischen Preseka jedenfalls seinen vollen Umfang erreicht. Friedrich Barbarossa selbst bezeugt das in einem Brief an Wibald von Stablo: Polen sei durch Kunst und Natur so befestigt, daß seine Vorgänger nur mit großen Schwierigkeiten bis zur Oder vordringen konnten. Er selbst aber habe die Sperranlagen, die an den Eingangsstellen durch Baumverhaue und große Schanzarbeiten angelegt waren, zerstören und so in das Land eindringen können [4]). Als Schlesien unter besonderen Herzögen vom polnischen Hauptland abgetrennt wurde, hat man die Preseka, die nun schon nicht mehr ausschließlich militärischen Charakter hatte, um das ganze Land Schlesien herumgelegt [5]).

Besonders umfangreich waren die Anlagen, mit denen der ungarische Staat seinen Feinden den Eintritt zu verwehren suchte. Im Nordwesten, Norden, Osten und Südosten, wo man durch den Waldgürtel der Karpathen noch besser geschützt war als Böhmen durch die Sudeten, konnte man sich auf die ständige militärische Besetzung der wenigen Paßstraßen beschränken. Im Süden boten Donau und Drau wirksamen Schutz. Schwieriger war die Sicherung im Südwesten, an der deutschen Front längs der österreichisch-steirischen Grenze. Auch hier dürften die Anlagen erst in der Zeit

---

[1]) Thietmar VI, 26, p. 304ff.: Bolizlavus, munitis littoribus prefati fluminis, cum exercite grandi in Crosno sedens. Ähnliche Anlagen an der Oder 1015: ebd., VII, 17, S. 418: munita undiquesecus Odera.

[2]) Thietmar VI, 69; VII, 16; VII, 51; VIII, 1.

[3]) Thietmar VI, 59; VI, 80.

[4]) Jaffé, Bibl. I, S. 601 ... clausuras illorum, quas in angustis locis precisa arborum densitate fecerant et magna ingenii mole obstruxerant.

[5]) Liber fundationis claustri s. M. v. in Heinrichow, hrsg. von Stenzel, Breslau 1854, p. 57 ... usque ad presecam, quod dicitur in Tetunico Hach. Ista prescripta preseca in diebus antiquis et etiam tunc temporis, cum hec agerentur, circuibat totam terram Zlesie. Unde duces antiqui nulli omnino in hac preseca permiserunt quicquam secare ....

des organisierten ungarischen Staats, also frühestens seit Herzog Geisa gegen Ende des 10. Jh.s entstanden sein. In der Zeit der ungarischen Beutezüge gab es keine starke Zentralgewalt, die den Grenzschutz in dieser Weise hätte planmäßig organisieren können. Infolgedessen ist es mehr als einmal deutschen Heeren gelungen, bis weit in das Landesinnere vorzudringen. Ein Teil der modernen Forschung stieß sich daran, daß in einer Zeit, als ungarische Heere ganz Europa durchzogen, das eigene Land das Opfer deutscher Plünderungszüge gewesen sein soll. Diese Kritiker unserer Quellenangaben gehen aber an der Tatsache vorbei, daß die ungarischen Beutezüge nicht von einer zentralen ungarischen Staatsgewalt, sondern gleichsam im Gegensatz zu ihr von unternehmenden Heerführern organisiert wurden [1]), gleich wie die Wikinger sich unabhängig von dänischer oder sonstiger Königsmacht in sozusagen privaten Verbänden zusammenfanden. Die Schwäche der fast erloschenen Zentralgewalt der Arpaden verhinderte einen wirksamen Grenzschutz nach Art ihrer awarischen Vorgänger, und erst die schwere Niederlage der Abenteurerscharen und ihres angesehensten Führers, des Karchas Bulcsu, auf dem Lechfeld, an der die Arpaden nicht beteiligt waren, ermöglichte ihnen mit dem Aufbau des Staates die Grenzschutzorganisation. Vorher gab es in Ungarn keine wirksame Kraft, die sich feindlichen Einbrüchen hätte entgegenstellen können. Im Jahre 944 errangen die Bayern unter ihrem Herzog Berthold im Verein mit den Kärntnern noch einmal einen glänzenden Sieg über die in ihr Land eingedrungenen Ungarn zu Wels im Traungau [2]). In den nächsten Jahren ist Herzog Heinrich von Bayern mindestens zweimal der Einbruch in Ungarn gelungen. Ein französischer Geschichtsschreiber behauptet geradezu, er habe die Ungarn unterworfen [3]). Jedenfalls kehrte er mit großer Beute und zahllosen Gefangenen nach Bayern zurück. Auf einem dieser Züge ist er wahrscheinlich, wie einst Erich von Friaul und Pippin im Awarenreich, bis über die Theiß vorgestoßen [4]). Ein Anzeichen

[1]) Vgl. z. B. die nicht-arpadischen Namen der in Italien auftretenden Ungarnführer Salardus, Duriac, Rugat. Eine Ausnahme macht vielleicht der 947 in Italien erscheinende König Taxis, der wohl mit dem von Konstantinos Porphyrogennetos genannten Arpaden Τάξις, dem Taksony der Ungarn, identisch ist.

[2]) Adalbert in der cont. Reginonis ad a. 944: Ungarii a (Baiovariis et) Carantanis (in loco Weles) tanta caede mactantur, ut numquam a nostratibus antea taliter infirmarentur. Vgl. Widukind II, 34 und zahlreiche süddeutsche Quellen.

[3]) Flodoard .... sed et Hungaros sibi subditos facit.

[4]) Widukind II 36, S. 95: Ungarios duabus vicibus armis superavit, Ticinum transnatavit et preda magna intra regionem hostium capta exercitum incolumem patriam reduxit. Vgl. dazu Schünemann: *Die Deutschen in Ungarn* .... S. 25. Der neueste Herausgeber des Widukind, Paul Hirsch, kehrt wieder zu der gänzlich verfehlten Verlegung der Ungarnsiege Heinrichs nach Italien zurück. Diese Auffassung entspringt einer falschen Interpretation Widukinds. Die Sätze, in deren Zusammenhang die Angabe steht, sollen keine zeitliche Verknüpfung zum Ausdruck bringen, sondern

dafür, wie dicht daran die gefürchteten Ungarn damals gewesen sind, das Schicksal der einst ebenso gefürchteten Awaren zu teilen. Der Verfall der Zentralgewalt und die Kämpfe der rivalisierenden Machthaber untereinander, die die raschen fränkischen Erfolge über das Awarenreich möglich machten, hätten auch ihren ungarischen Nachfolgern den Untergang bereitet, wenn es den Arpaden nicht noch in letzter Stunde gelungen wäre, den Staat wiederaufzubauen.

Die „äußerst festen Klausen genannten Bollwerke", durch die Liutprand von Cremona die Ungarn bis auf die Zeit Kaiser Arnulfs von der Außenwelt abgetrennt sein läßt [1]), sind wohl weiter nichts als Erinnerungen an die mährischen Festungswerke, die Arnulf angriff, und die Awarenringe, kombiniert mit der auf die Ungarn übertragenen Sage von den zwischen hohen Felsmauern eingesperrten apokalyptischen Völkern Gog und Magog [2]). Daß vor dem Jahre 958, als Liutprand das erste Buch seiner Antapodosis schrieb, die ungarischen Grenzanlagen schon vorhanden waren, kann also seiner Erzählung nicht entnommen werden. Immerhin dürfte man schon unter Herzog Geisa an Sperrmaßnahmen gedacht haben. Otto von Freising läßt die Anlagen des 12. Jh.s, die er aus eigenem Augenschein kennt, in der Zeit nach der Lechfeldschlacht gebaut werden: Unter dem Eindruck der Niederlage habe sich seitdem das barbarische Volk in seiner Verzweiflung durch Wälle und Pfähle in Sumpfgebieten gegen die Deutschen zu verschanzen begonnen [3]).

Jedenfalls war einige Jahrzehnte später unter Geisas Sohn, als im Jahre 1030 Konrad II. den ersten vom deutschen Herrscher persönlich geführten Angriff auf Ungarn unternahm, der Grenzschutz schon in voller Wirksamkeit. Es waren nicht nur vorübergehend, nur für einen bestimmten Feldzug getroffene Maßnahmen, sondern ständige Einrichtungen. Bereits unter Stephan dem Heiligen bestand das Institut der planmäßig an den Landestoren angesiedelten Grenzwächtermiliz unfreien Standes. In der kleineren Lebensbeschreibung lesen wir, daß einst petschenegische Flüchtlinge, die von Osten her das ungarische Gebiet betraten, an der Grenze von

---

eine allgemeine zusammenfassende Charakterisierung von Persönlichkeit und Leistung des Herzogs geben; Heinrich blieb als Bayernherzog nicht untätig, sondern er wirkte auch außerhalb seiner Landesgrenzen, nahm Aquileja, schlug zweimal die Ungarn usw. Da ausdrücklich gesagt wird, daß die reiche mit nach Hause gebrachte Beute 'intra regionem hostium' gemacht wurde, ist eine Deutung als Siege über die Italien durchziehenden Ungarnscharen schon durch den Wortlaut Widukinds ausgeschlossen. Dazu kommen die Angaben der bayrischen Quellen: Ann. Ratisp. ad a. 951: SS. XVII p. 583 Heinricus dux in Ungariam; Auctarium Garstense, SS. IX, p. 566: Hainricus dux in Ungarios est profectus.

[1]) Antapodosis I, cap. 5 und 13.

[2]) Schünemann: *Die Deutschen in Ungarn*, S. 25.

[3]) Chron. VI, c. 20, S. 281 der Oktavausg. v. 1912.

den „Knechten" (servi) beraubt wurden. Stephan ließ als abschreckendes Beispiel je zwei der schuldigen Grenzwächter an jedem Landestor aufknüpfen [1]).

Die Hauptwiderstandslinie des ungarischen Grenzschutzes an den Landestoren schob sich im Lauf der Jahrzehnte mit der zunehmenden Erschließung des Grenzwaldgürtels nach außen vor. An der Donaustraße, der strategisch weitaus wichtigsten von allen Einfallslinien, lagen die Hauptwerke auf der Südseite des Flusses. Am Nordufer genügten zunächst die Burgen von Theben und Preßburg, da die Marchmündung mit ihrem Überschwemmungsgebiet schon ein gutes natürliches Hindernis bot, das den Gegner zwang, die Donaulinie zu verlassen und den Übergang weiter aufwärts in der Gegend des späteren Marchegg zu versuchen. Von hier mußte er durch die Vorläufer der Kleinen Karpathen wieder zur Donau zurück, wo er auf die Festung von Preßburg stieß. Gelang es ihm wirklich, über Preßburg hinaus vorzudringen, so stellten sich ihm noch immer die Flußläufe der Waag, der Neutra und schließlich der Gran entgegen. Die Waag gebot z. B. 1108 dem böhmischen Vordringen Halt, die Neutra einer Kreuzfahrergruppe 1096, die Gran den Böhmen 1043.

Am Südufer lag die Hauptkampflinie zunächst ziemlich dicht westlich von Raab. Der Angreifer war an ein Einmarschgelände gebunden, das von der Grenze nach Osten zu immer schmaler wurde. Denn in der rechten Flanke traten die Sümpfe des Neusiedler Sees und des Waasen immer dichter an den Weg heran. Das Land an der unteren Raabnitz, nahe der Einmündung in Raab und Donau, konnte künstlich unter Wasser gesetzt werden. Hierdurch und durch starke Palisadenwerke ließ sich der Weg vollständig abriegeln.

1030 ist es Kaiser Konrad II. nicht gelungen, den Durchbruch durch das Landestor von Raab zu erzwingen [2]). Heinrich III. vermied 1042, durch die Erfahrungen von 1030 gewitzigt, die Sperranlagen am Südufer, indem er nach der Einnahme von Hainburg unterhalb der Marchmündung auf das linke Ufer hinüberging, Preßburg eroberte und den Marsch am Nordufer fortsetzte [3]). 1043 kam der bereits durch technische Vorkehrungen vorbereitete Angriff auf das ungarische Werk an der Rabnitz nicht zustande, da die Ungarn schon vorher um Frieden baten [4]). Als im nächsten

---

[1]) SS. XI, p. 228.

[2]) Hermann v. Reichenau, SS. V, p. 121 Pannoniam ....., quantum paludibus et fluminibus non obstantibus poterat, Rabam usque devastavit. Wipo, c. 26, ed. in us. sch., 1915, S. 44: Imperator tam munitum regnum fluviis et silvis intrare non valens ...

[3]) Ann. Alt. und Hermann v. R. z. J. 1042.

[4]) Ann. Alt. z. J. 1043: et factis machinis contra opus, quo fluvium Rapiniza occluserant ...

Jahre wirklich der Durchmarsch auf dem Südufer erzwungen werden sollte, war der Weg in der üblichen Weise durch Überschwemmungen und Befestigungsanlagen gesperrt [1]). Die Umgehung gelang dadurch, daß man unter Führung geländekundiger Ungarn durch einen Ritt, der eine ganze Nacht in Anspruch nahm, also in recht beträchtlicher Entfernung, flußaufwärts einen Durchgang erreichte, der wahrscheinlich schon am nächsten Landestor von Kapuvár zu suchen ist. Darauf suchte Aba wenigstens das deutsche Vordringen über den nächsten Fluß, die Raab, zu verhindern, ein Versuch, der mit seiner Katastrophe bei Ménfő sein Ende fand. 1051 mußte der Kaiser angesichts des hohen Wasserstandes darauf verzichten, den Eintritt durch das Tor an der unteren Rabnitz zu erzwingen [2]). Die kleineren, südwärts gelegenen Einmarschwege konnten ihm gleichfalls nichts nützen, weil auch sie noch einen Rabnitz- und Raabübergang zur Voraussetzung gehabt hätten [3]). So mußte er mit seinen Reitern den weiten Umweg durch die Steiermark nehmen, um dann anscheinend die Straße im Raabtal zu benutzen. Auch 1052 verzichtete er auf einen Angriff auf die Rabnitzstellung und versuchte ebenso vorzugehen wie auf seinem ersten Feldzug, nur daß er diesmal schon vor Preßburg gescheitert ist.

Die ungarische Rabnitzstellung als solche hat sich also jedesmal als unangreifbar erwiesen. Trotzdem hat man in den nächsten Jahren die Hauptkampflinie weiter nach vorn verlegt, an die „Sumpfburg" Miesigenburg—Wieselburg, wo der Weg zuerst zu beiden Seiten durch Sümpfe eingeengt wird. Wahrscheinlich lag schon bei den Kämpfen des Jahres 1060 hier das Landestor [4]), denn der Verlauf setzt eine größere Nähe der bayrischen Grenze voraus. Jedenfalls drehte sich drei Jahre später der Entscheidungskampf gerade um Wieselburg. Die Werke, die hier den Eintritt sperrten, werden als ungemein fest bezeichnet [5]). Wie im Jahre 1044 an der Rabnitz wurde die Eroberung nur durch eine weite und schwierige Umgehung möglich. Ein Teil des Heeres zog unter ungarischer Wegführung zunächst durch Röhricht, anscheinend auf einem Geheimpfad der Grenzwächter, und gelangte nach zwei Tagen glücklich in den Rücken der ungarischen Stellung von Wieselburg. Dadurch war der Erfolg des Feldzugs entschieden.

Auf seinem zweiten Ungarnfeldzug im Jahre 1074 benutzte Heinrich IV. wahrscheinlich den Weg auf dem linken Donauufer, da er bis nach Waitzen

---

[1]) Ann. Alt., S. 35: ... volens eum insequi ultra Rabaniza fluvium, invenit iter stagnantibus aquis et machinis more illis solito interclusum.

[2]) Ebd., S. 47: Cum..... iter illo ingrediendi interclusum fuisset..

[3]) Man darf also keineswegs daraus schließen, daß das Tor von Ödenburg damals noch nicht vorhanden gewesen sei.

[4]) Ann. Alt., S. 57; ... in ipsis faucibus viarum, quas portam regni vocant...

[5]) Ebd. S. 63 .... omnem ingrediendi aditum reperit sibi interclusum tam firmissimis munitionibus operum, quam...

vorgedrungen ist [1]). Da damals die Grenzschutzanlagen in der Hand seines Schützlings Salomon waren, konnte er ohne Schwierigkeit in Ungarn eindringen. Auf der Südseite nahm Heinrich IV. damals die Werke von Wieselburg für das Reich in Besitz [2]). 1096 konnten die Kreuzfahrerscharen Folkmars, die auf dem linken Donauufer vorrückten, noch über die Waag bis nach Neutra vordringen. Wahrscheinlich hat man sie freiwillig die ungarische Landesgrenze überschreiten lassen. Ähnlich war es im Süden mit den Scharen Gottschalks, die erst bei Martinsberg vernichtet wurden. Der Gruppe des Grafen Emicho von Leiningen wurden die Anlagen von Wieselburg, die damals wieder in ungarischer Hand waren, gesperrt. Beim Angriff auf das Werk wurden diese Kreuzfahrer vernichtet [3]). 1108 wollte Heinrich V. das Vorgehen Heinrichs III. in den Jahren 1042 und 1052 auf der Nordseite der Donau wiederholen, scheiterte aber gleichfalls schon an der Preßburger Festung.

Seit dem Ende des 11. Jh.s war man ungarischerseits bestrebt, den Grenzschutz noch weiter nach Westen, bis dicht an die eigentliche Grenze vorzuverlegen. Noch 1096 hat man freilich das Vorland, das recht gut besiedelt war, den Horden Emichos preisgeben müssen. Jetzt siedelte man südlich von Preßburg zwischen Donau und Leitha im Gebiet von Karlburg (Oroszvár) russische Grenzwächter an [4]). Das Landestor von Ödenburg bot eiligen Reisenden eine beträchtliche Verkürzung des Donauweges und wurde daher 1065 vom sterbenden Bischof Gunther von Bamberg, der die Heimat noch sehen wollte, benutzt [5]). Der erste große Heereszug, der nachweisbar hier passierte, waren die Kreuzfahrer des Gottfried von Bouillon, die hier erst über die Erlaubnis, das Landestor zu passieren, verhandeln mußten [6]). Neben der ungarischen Burgmiliz sind in weiter vorgeschobener Stellung in Pötsching an der Vulka anscheinend auch petschenegische Grenzwächter angesiedelt worden [7]), vielleicht abgezweigt von der größeren Petschenegensiedlung nordöstlich vom Neusiedler See, die den Schutz des Wieselburger Landestores verstärken sollte. Auch die weiter im Süden gelegenen Landeseingänge sind ziemlich früh mit ungarischer Grenzmiliz besiedelt worden [8]).

Etwa seit der Mitte des 12. Jh.s verlor das ungarische Gyepüsystem

---

[1]) Schünemann, a. a. O., S. 86.

[2]) Ebd. S. 87f.

[3]) Ebd. S. 99.

[4]) Ebd., S. 117. Moór a. a. O., S. 315.

[5]) Ann. Alt., S. 70.

[6]) Her. Aqu. Hist. Hieros., Migne, Patr. Lat. 166.

[7]) Moór, a. a. O., S. 100 und 315.

[8]) Vgl. Moór a. a. O., passim, und Schünemann, Artikel *Burgenland und Westungarn* im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums, hsg. v. Scheel; und Petersen, Abschnitte *Städtewesen* und *Wirtschaftsgeschichte*.

im Westen seinen Sinn, weil der Landesausbau eine erhebliche Verdichtung der lokalen Kraftzentren gerade im Grenzgebiet herbeigeführt hatte, weit früher als im Grenzwaldgürtel der nördlichen Nachbarländer Böhmen und Polen. Bis zu dieser Zeit aber haben die ungarischen Grenzschutzanlagen eine sehr wirksame Abwehrwaffe geliefert, die sich bei fast allen von Westen her geführten Angriffen bewährt hat.

Außer den Grenzsperren der geschilderten Art trafen die deutschen Unternehmungen im Osten auch im Landesinnern vielfach auf ein recht entwickeltes Festungswesen. Oberflächliche Kritik meint, im Vergleich zu den Schwierigkeiten beim Sturm auf die steinernen Festungswerke italienischer Burgen und Städte müsse es eine Kleinigkeit gewesen sein, slawische Festungen zu erobern. Die Wirklichkeit hat genau umgekehrt ausgesehen. Dem Festungsbau des Ostens gegenüber waren die Belagerungsmaschinen der deutschen Heere ziemlich machtlos. Steinerne Mauern hätte man zu Fall bringen können. Die mit mächtiger Erdschicht gefüllten doppelten Palisadenwände der slawischen Wallmauern spotteten solcher Erschütterungen.

Primitiveren Anlagen konnte man unter Umständen mit Äxten durch Einhauen des äußeren Palisadenfußes beizukommen versuchen. Sonst war das einzige Angriffsmittel das Feuer, das aber selten an der Mauer in Gang gebracht werden konnte. Noch weniger Aussicht hatte man, durch Aushungern zum Ziel zu kommen. Denn im unangebauten Land lief eher der Angreifer als der Belagerte Gefahr, zu verhungern. Mit den zahlreichen kleinen Fluchtburgen der slawischen Dorfbevölkerung hatte man freilich meist leichte Arbeit. Aber nur unter besonders günstigen Voraussetzungen konnte es gelingen, eine der großen, militärisch besetzten Slawenfestungen zu erobern. Heinrich I. konnte Brandenburg nehmen, weil er überraschend die ungerüstete Festung über die zugefrorenen Wasserflächen angreifen konnte. Später hat die Festung bis auf Albrecht den Bären immer nur durch Handstreich und Verrat den Herren gewechselt.

Im 9. Jh. scheint das slawische Festungswesen erst bei den Mährern und Südslawen, die unter awarischem Einfluß gestanden hatten, technisch auf der Höhe gewesen zu sein. Die deutschen Belagerungen der dortigen Burgen sind meist gescheitert, so 820 der Burg des Ljudewit, 855, 864 und 869 der Burgen des Rastislaw, 872 und 892 der Burgen des Sventipolk. Die Burgen der übrigen Slawenvölker hat man damals noch zu erobern vermocht, so 789 die Hauptfeste des Wilzenfürsten Dragowit, 816 die Sorbenburgen, ebenso 839, zwölf an der Zahl, und 857 die Burg des Wiztrach in Böhmen.

In der ersten Hälfte des 10. Jh.s machte die Belagerung solcher Burgen schon größere Schwierigkeiten, aber sie gelang noch. Heinrich I. brauchte

20 Tage, um die Dalemintierburg Jahna zu erobern [1]). Auch 950 vermochte man noch, den jüngeren Boleslaw in der böhmischen Festung Nimburg zur Kapitulation zu zwingen. Aber inzwischen hatten die Slawen ihren Festungsbau durch deutsche und nordische Lehrmeister so vervollkommnet, daß die Deutschen mit immer größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Herzog Hermann unternahm 955 einen Überfall auf die Abotritenfestung Suithleiscranne. Die Eroberung mißlang, weil die Slawen noch rechtzeitig Alarm schlugen [2]). Weiter südlich, im liutitzischen oder sorbischen Gebiet, versuchte im gleichen Jahre Graf Thietmar einen Überfall auf eine slawische Burg. Es gelang ihm nur, das Suburbium zu verbrennen. Auf dem Rückzug wurde ein Teil seines durch Sumpf beengten Heeres von den nachsetzenden Slawen vernichtet [3]). Als Herzog Hermann in den sechziger Jahren die anfangs vom Sachsen Wichmann verteidigte Burg des Wagrierfürsten Selibur nach kurzer Zeit durch Aushungerung zur Kapitulation veranlaßte, behauptete man sächsischerseits, daß Selibur überhaupt nur einen Scheinkrieg geführt habe, um Wichmann dem Herzog in die Hand zu spielen, denn bei einem so schlechten Rüstungsstand der slawischen Burg habe es nicht mit rechten Dingen zugehen können [4]).

Nach der Organisierung moderner Staaten in Polen und Böhmen hob sich die Technik des slawischen Festungsbaus auf eine solche Höhe, daß fast alle deutschen Belagerungen erfolglos geblieben sind. Im Oktober 1004 leitete Heinrich II. mit großer Streitmacht die Belagerung von Bautzen, dessen Werke noch in deutscher Zeit, vor 1002, angelegt worden sein dürften. Es war geplant, Feuer an die Wallmauern heranzubringen. Der König selbst stand im Wirkungsbereich der feindlichen Pfeile und spornte seine Kämpfer zum Sturm an. Aber obgleich der Kampf mit aller Erbitterung, auch unten im Spreebett, mit schweren Verlusten geführt wurde, hatte der Angriff keinen unmittelbaren Erfolg, bis Boleslaw den Befehl zur freiwilligen Räumung gab [5]). 1011 zogen die im Gau Diedesi operierenden deutschen Kräfte unter den Mauern der Festung Glogau vorbei, ohne einen Angriff zu versuchen [6]). 1015 gelang es zwar den Bayern und Böhmen, eine große slawische Burg namens Businc nahe der böhmischen Grenze zu erobern. Aber es handelte sich hier nicht um eine eigentlich militärische Anlage, sondern um eine Fluchtburg, in der die Bevölkerung der Umgegend Schutz gesucht hatte [7]). 1017 rückte der Kaiser zu-

[1]) Widukind, Ausg. v. 1935, S. 50.
[2]) Ebd. S. 130.
[3]) Ebd. S. 126.
[4]) Ebd. S. 142f.
[5]) Thietmar VI, 14f., S. 292f. der Ausgabe von R. Holtzmann, Berlin, 1935.
[6]) Ebd. VI, 58, S. 344ff.
[7]) Ebd. VII, 19, S. 420f. Jechts Deutung auf Biesnitz an der Landeskrone scheint mir unwahrscheinlich.

nächst wieder vor Glogau, mußte aber darauf verzichten, die Festung selbst anzugreifen. Dafür wandte er sich südwärts gegen Nimptsch im Schlesiergau, das er mit dem ganzen Heere rings einschließen und nach allen Regeln der Belagerungskunst mit Kriegsmaschinen angreifen ließ. Aber die polnische Besatzung, verstärkt durch Kräfte, denen es gelungen war, nachts durch die deutschen Linien hindurchzukommen, stand in der Technik des Belagerungskriegs auf gleicher Höhe. Man stellte ähnliche Maschinen dem deutschen Angreifer entgegen. Die Umsicht der polnischen Führung und die soldatische Disziplin der Verteidiger erregte die volle Bewunderung unseres deutschen Berichterstatters [1]). Nach drei Wochen waren die deutschen Belagerungswerke fertig. Der Sturm begann. Den Verteidigern gelang es, von ihren Werken aus die deutschen Holztürme in Brand zu setzen. Die böhmischen und wendischen Versuche, die Mauern zu ersteigen, wurden vereitelt. Der Kaiser erkannte die Aussichtslosigkeit des Angriffs und gab den Befehl zum Abzug [2]).

1029 versuchte Konrad II. vergeblich die Eroberung von Bautzen. 1109 scheiterte Heinrich V. vor den niederschlesischen Oderfestungen Beuthen und Glogau. Auch hier sollte der Angriff mit Belagerungsmaschinen vorgetragen werden [3]).

Liutitzen, Abotriten und Pommern hatten sich inzwischen gleichfalls im Festungsbau vervollkommnet. Nur im Winter war ihren Burgen beizukommen. So gelang es Bischof Burkhard von Halberstadt, der auf dem Eis der zugefrorenen Wasserläufe vorgerückt war, im Winterfeldzug Anfang 1068, die Götterburg Rethra selbst zu erobern [4]), und auch Heinrich IV. brachte unter ähnlichen Voraussetzungen auf seinem Winterfeldzug 1069 eine Reihe von liutitzischen Burgen in seine Hand [5]). Aber im Sommer war nichts zu erreichen. Noch die Kreuzfahrer von 1147 haben sich trotz des Einsatzes von Belagerungsmaschinen an den Wallmauern von Dobin, Demmin und Stettin die Zähne ausgebissen, und Heinrich der Löwe hat im Winter 1162/63 bei der Belagerung von Werl die allermodernsten, soeben in Italien ausprobierten technischen Errungenschaften einsetzen müssen [6]).

Bei den ungarischen Festungen kam neben Anlagen der geschilderten

---

[1]) Ebd. VII 59ff., S. 472ff. Tunc omnigenorum species instrumentorum a nostris parari iubentur, et mox ex parte contraria hiis admodum similia videntur. Numquam audivi aliquos, qui meliori pacientia ac prudentiori consilio se umquam defendere niterentur. .... Si quid hiis prosperi accidit, numquam exclamabant, nec adversitatem aliquam aliquo gemitu ingravescente aperiebant.

[2]) Ebd. VII, 63, S. 476f.

[3]) Meyer v. Knonau, Jbb. d. Dt. R. unter H. IV. und H. V., Bd. VI, S. 97ff.

[4]) Ann. Augustani SS. III, S. 128.

[5]) Ann. Alt., S. 76.

[6]) Helmold, Chr. Slav. I, 93, S. 182f.

Art auch Steinbau in Betracht. Vor allem der Schlüssel des Landes am Nordufer der Donau, die von den Deutschen oft bestürmte und selten eroberte Festung auf dem Schloßberg von Preßburg, war wohl von jeher aus Steinen errichtet. Auch bei den Slawen haben Steinburgen nicht ganz gefehlt (Namen wie Kammin), bildeten aber die seltene Ausnahme.

Die größte Gefahr für die deutschen Heere im Osten war der Hunger. Der Feind tat alles, um diese Gefahr zu vergrößern. Wo an den Durchmarschstraßen angebautes Land zu finden war, wurde planmäßig im voraus Vieh und Getreide fortgeführt oder vernichtet. War der Deutsche glücklich mitten ins Feindesland vorgestoßen, stand er vor der Frage, wie er die Heimat wieder erreichen wollte. Den gleichen Weg konnte man nicht wählen, weil das wenige, was hier wirklich zu finden war, schon auf dem Hinweg verbraucht war. Die Rückkehr war fast jedesmal verlustreich, weil der bisher zurückgewichene Gegner nun zum Verfolger wurde.

Karl der Jüngere brach 805 seinen zunächst recht erfolgreichen Feldzug ab, als „weder Futter für die Pferde noch Speise für das Heer mehr vorhanden war“ [1]). Als man 820 den Feldzug gegen Ljudewit schon im Frühjahr ansetzte, „sobald das Gras den Tieren Futter bieten konnte“, brach bei dem Aufenthalt, den der Drauübergang verursachte, im Heer die Ruhr aus [2]). Als Otto der Große 955 gegen die Abotriten nach Mecklenburg zog, wurde sein Heer von Hunger und Krankheit gequält [3]). Als Heinrich II. 1005 über Meseritz bis auf zwei Meilen vor Posen vorgerückt war, sah er sich durch den Zustand seines Heeres dicht vor dem Ziel gezwungen, den Feldzug aufzugeben. Die zurückweichenden polnischen Kräfte fingen planmäßig aus dem Hinterhalt die deutschen Fouragiertrupps ab [4]). Die Folge war ständig zunehmender Hunger im deutschen Heer. Für den Rückzug in die Heimat drohte die Katastrophe, und man mußte die Zuflucht zu einem unbefriedigenden Friedensschluß mit dem Polenherzog nehmen [5]). Als Heinrich 1015 von seinem Feldzug auf dem rechten Oderufer den Rückzug antreten mußte, sah er sich gezwungen, einen anderen Weg zu wählen, der durch menschenleeres Land führte. Der Pole folgte und überfiel aus dem Waldhinterhalt die zweite Abteilung des deutschen Heeres, die dem vorausrückenden Kaiser als Nachhut folgte. Der Überfall wurde, wie es für diese Angriffsart kennzeichnend ist, hauptsächlich mit Pfeil und Bogen ausgeführt. Der überfallene Heeresteil wurde

---

[1]) Ann. Mettenses, SS. XIII, S. 33.

[2]) Ann. regni Franc., S. 153.

[3]) Widukind III, 53, S. 133.

[4]) Thietmar VI, 27, S. 306; Exercitus autem in colligendis frugibus caeterisque rebus necessariis divisus magnum ab insidiantibus inimicis sustinuit damnum.

[5]) Ebd. ... quia itineris longitudine et nimia fame cum intermixta belli asperitate magnum sufferebat laborem.

vernichtet [1]). Auch 1017 sah sich der Kaiser durch den Zustand des Heeres gezwungen, den Feldzug vorzeitig abzubrechen [2]). Den Rückmarsch wieder durch Feindesland zu nehmen, konnte er unter diesen Umständen nicht wagen und zog es vor, den schwierigen Weg durch Böhmen zu wählen. Wie groß die Schwierigkeiten im ganzen rechtselbischen Waldland gewesen sind, zeigt sich schon darin, daß das Heer sogar im eigenen deutschen Herrschaftsbereich zu Plünderungen gezwungen war. Die Mark Geros am rechten Elbufer, südlich von Magdeburg bis gegen Wittenberg hin, hatte bei den deutschen Feldzügen schwer zu leiden. Statt Verteidigung, so klagt Thietmar, erwartete die Einwohner schwere Plünderung durch die eigenen Landsleute [3]).

Die gleichen Entbehrungen versetzten 1029 auf dem ersten Polenfeldzug Konrads II., der nur die nächstgelegenen Gebiete von Leitzkau bis Bautzen berührte, das deutsche Heer in einen solchen Zustand, daß das Unternehmen ergebnislos abgebrochen werden mußte [4]). Noch schlimmer erging es dem Kaiser im nächsten Jahre auf seinem Zug gegen König Stephan von Ungarn. Auf dem Vormarsch durch das Grenzgebiet hatte man zunächst alles gründlich ausgeplündert. Als man dann den Einmarsch durch das Landestor an der Rabnitz nicht erzwingen konnte und den Rückzug antrat, war das Heer vom Hunger so völlig erschöpft, daß nur der Kaiser und seine nächste Umgebung sich retten konnten, der Rest aber zu Wien vor den nachfolgenden Ungarn kapitulieren mußte. Des Kaisers Sohn erkaufte den Frieden durch eine Landabtretung [5]).

Der zweite Böhmenzug Heinrichs III. hatte deshalb einen so glänzenden Erfolg, weil es gelang, die böhmische Ebene zu erreichen, bevor der Feind die Ernte beseitigen konnte [6]). Auf den drei ersten Ungarnfeldzügen des Königs konnte der Nachschub durch Schiffstransporte auf der Donau gesichert werden. 1044 konnte man außerdem den Proviant bei der Einnahme der Rabnitzstellung aus den dort lagernden ungarischen Vorräten ergänzen [7]). Dafür sind die Feldzüge von 1051 und 1052 am Hunger gescheitert. Als man 1051 die Vorräte der Donauschiffe verlassen und ohne

---

[1]) Ebd. VII, 20ff., S. 420ff.

[2]) Ebd. VII, 63, S. 476f.: videns exercitum infirmitate depressum.

[3]) Ebd. VII, 16f., S. 416f.: magnum comprovincialibus et marchioni eorum Geroni intulit dampnum ..... pro defensione debita habitatoribus hiis predatio magna.

[4]) H. Bresslau, Jbb. Konrads II., I, S. 277.

[5]) Ann. Alt., S. 18: Rediit autem de Ungaria sine militia et in nullo proficiens, inde quod exercitus fame periclitabatur et Vienni ab Ungris capiebatur. Dazu Schünemann, a. a. O., S. 55.

[6]) Ann. Alt., S. 26: ..ut neque fugata essent pecora, neque segetes mensuissent.

[7]) Ebd. S. 36: ..et multa victualium praeda relicta..

jeden Troß ausreiten mußte, hatte König Andreas planmäßig nicht nur im Grenzland, sondern im ganzen Durchzugsgebiet der Deutschen alle Lebensmittel eingraben oder vernichten lassen [1]). Die Folge war eine „unbeschreiblich elende Hungersnot" für das ganze deutsche Heer [2]). Für den Rückzug wurde auch hier ein anderer Weg gewählt. Man suchte in die Nähe der Donau zu kommen und war gezwungen, die ungarische Rabnitzstellung diesmal von hinten anzugreifen, was durch den kühnen Flußübergang einer burgundisch-sächsisch-polnischen Abteilung gelang [3]).

Bei der Belagerung von Preßburg im nächsten Jahre hatte man trotz den Transportmöglichkeiten der Donau gleichfalls mit Verpflegungsschwierigkeiten zu kämpfen. In Ungarn erzählte man vom Taucher Zothmund, der die deutschen Schiffe anbohrte. Das sind ausschmückende Sagen. Tatsache ist, daß man wegen des Lebensmittelmangels den Angriff nicht wiederaufnehmen konnte, als Andreas die durch Papst Leo IX. vermittelte Abmachung verletzte [4]). Auch 1074 hat König Geisa I., der sich jedem Kampfe entzog, planmäßig alles Pferdefutter und Getreide beseitigen lassen. Die Folge war schwerer Hunger im deutschen Heer [5]). Beim Polenfeldzug Heinrichs V. von 1109 griff der Gegner genau wie 100 Jahre vorher die deutschen Fouragierkommandos an und hinderte den König durch unausgesetzte Belästigung aus dem Hinterhalt, das Ziel des Feldzuges zu erreichen [6]). Lothars Kapitulation am böhmischen Landestor von Kulm wurde vor allem durch die drohende Hungersnot erzwungen [7]). Noch beim ersten Polenzug Friedrich Barbarossas vom Jahre 1157 zwang der Gegner durch die gleiche Taktik der planmäßigen Beseitigung von Futter und Getreide den Kaiser trotz seines erfolgreichen Vordringens angesichts der drohenden Hungersnot, auf sein eigentliches Kriegsziel, die Einsetzung seines Schützlings Wladislaw, zu verzichten und sich mit

---

[1]) Vita Bennonis, SS. XII, S. 63: ..demoliti sunt totius alimenta terrae foveis occultando videlicet aut ignibus iniciendo et fluviis committendo vel in fuga secum ablata portando.

[2]) Ebd., ferner Herm. v. R., SS. V, S. 130: laboranti iam penuria et fame exercituj; Ann. Alt., S. 47: ..cum... exercitus fame laboraret..

[3]) Herm. v. R., S. 130: ... cum ... reditum pararent intercludere; ... quandamque munitionem firmissimam ad pontem Rabaniza fluminis structam.. Da zuerst der Flußübergang erkämpft und erst dann die Anlage genommen wird, ist klar, daß der deutsche Angriff von Osten her erfolgt. Die Darstellung bei Steindorff, Jbb. Heinrichs III., Bd. II, S. 157 ist falsch.

[4]) Ann. Alt., S. 48: Sed cum exercitui iam stipendia defecissent...

[5]) Lampert v. Hersfeld, Ausg. v. 1894, S. 198: .. Joias ... summa industria id operam dedit, ut in locis, in quibus irruptio hostium timebatur, nihil homines alimentorum, nihil animalia pabulorum reperirent. Die Folgen werden bei L., seiner Tendenz gemäß, gewaltig übertrieben.

[6]) Meyer v. Knonau VI, S. 98.

[7]) S. o. S. 41.

der Huldigung Boleslaws zu begnügen [1]). Auch die Feldzüge Heinrichs des Löwen in Mecklenburg hatten noch mit Futter- und Getreidemangel zu kämpfen. So geriet 1164 die Abteilung Adolfs II. von Holstein in große Verlegenheit, als der Herzog mit den mit Proviant beladenen Pferden zu lange in Malchow zurückblieb [2]).

Die Verpflegungsschwierigkeiten im Osten waren bis zum 12. Jh. so groß, daß es als Ausnahme gelten muß, wenn ein großes Heer damit fertig geworden ist. Im Osten galt geradezu der scheinbar paradoxe Satz: Je kleiner das Heer, um so größer die Aussicht auf Erfolg. Der mit einem riesigen Apparat aufgezogene große Awarenfeldzug Karls von 791 blieb ohne entscheidenden Erfolg. Die kleinen Unternehmungen Erichs und Pippins haben das Awarenreich vernichtet. Der große Polenzug Konrads II. von 1029, zu dem er alle Stämme seines Reiches aufbot, ist gescheitert. 1031, als er nur die Sachsen bei sich hatte, hatte er Erfolg. Heinrich III. konnte mit den großen Heeren 1042 und 1043 nur Teilerfolge erringen und ist mit den großen Aufgeboten von 1051 und 1052 völlig gescheitert. 1044, als er nur sein eigenes Aufgebot zusammen mit Bayern und Böhmen ins Feld führen konnte, hatte er vollen Erfolg [3]). Als Konrad II. auf seinem ersten Liutitzenzug 1035 außer den Bayern alle deutschen Stämme im Verein mit den Böhmen in seinem Heere hatte, hat er nicht viel erreicht. 1036, als er sich in der Hauptsache auf ein sächsisches Aufgebot beschränkt hat, erzwang er die Unterwerfung. Burkhard von Halberstadt konnte 1068 mit verhältnismäßig schwachen Kräften Rethra nehmen. Heinrich IV. unternahm seinen erfolgreichen Winterzug ins Liutitzenland 1069 als Augenblickseingebung ohne alle Vorbereitung [4]). Seinen Ungarnzug von 1074, der durchaus nicht ungünstig verlief, hat er mit ganz schwachen Kräften geführt [5]). Im Sumpf- und Seenland des Nordostens versprachen am meisten die kurzen Winterzüge der kleinen, durch nichts beschwerten Reiterscharen, die über die Eisflächen der zugefrorenen Seen und Sümpfe dahinjagten. Solche Liutitzenzüge des 10. und 11. Jh.s waren gewissermaßen die Vorläufer der Preußen- und Litauerfahrten im Spätmittelalter, die sich zu einer Art Wintersport für die sonst zuviel winterliches Fett ansetzende Herrenwelt des deutschen Nordens und Ostens entwickelt haben.

---

[1]) Rahewin, S. 169: ... ut proprium solum, propriam patriam suis manibus nicendendo vastarent.

[2]) Helmold, Chr. Slav. II, 100, S. 96: Moram autem faciente duce defecerunt exercitui alimenta . .

[3]) Ann. Alt., S. 35: ..geminum tantummodo ducens exercitum, Noricum et Boemicum. De reliquis regni sui partibus nullos nisi aulicos suos habebat..

[4]) Ann. Alt., S. 76: Expeditio autem, quamvis subito iussa esset et facta, tamen admodum utilis est probata.

[5]) Lampert, S. 198: gregario tantum ac privato milite contentus..

Daß unsere Könige nicht genug militärische Kräfte im Osten eingesetzt hätten, wird man angesichts der Tatsachen denjenigen von ihnen, die vor der Mitte des 12. Jh.s gelebt haben, nicht mehr vorwerfen dürfen. Vor dem Beginn des Landesausbaus hat östlich der Elbe und des Böhmerwaldes die Landschaft selbst gegen die Deutschen gekämpft. Wollte man den Osten erobern und dem Reiche eingliedern, so mußte erst die Landschaft verändert werden, bevor auf Erfolg zu hoffen war. Erst mußte der Bauer den Wald roden und Felder anbauen, bevor der Krieger überhaupt die Möglichkeit fand, Feldzüge so zu führen, wie er sie seit Jahrhunderten in Mittel-, West- und Südeuropa führen konnte. Nicht die Eroberung und politische Eingliederung ist die Voraussetzung der deutschen Kolonisation, sondern umgekehrt, die Kolonisation ist die Voraussetzung für die politische Eingliederung gewesen und weithin auch ganz ohne diese durchgeführt worden. Für den Landesausbau, die bäuerliche Erschließung des Ostens, ist aber das deutsche Volk erst seit dem 12. Jh. reif gewesen. Bis zu dieser Zeit wurde der gesamte Nachwuchs noch in der alten Heimat gebraucht.

Es war für die Geschichte des deutschen Volkes vielleicht ein Glück, daß es nicht schon im 10. Jh. gelang, den späteren deutschen Osten dem Reiche fest und dauernd einzugliedern. Das Land hätte wohl unter deutscher Herrschaft gestanden. Für seine Nutzung aber hätten die deutschen Herren hauptsächlich slawische Arbeitskräfte heranziehen müssen. Diese Slawen wären dem System der Grenzlanderschließung organisch eingegliedert worden und — ähnlich den einheimischen Kräften in den baltischen Ländern des Deutschen Ritterordens — bis zur Gegenwart als Grundstock der Landesbevölkerung erhalten geblieben. Im alten Sorben- und Daleminzierland, das am Abotriten- und Liutitzenaufstand von 983 nicht beteiligt war und nur zu Beginn des 11. Jh.s teilweise und vorübergehend für zwei Jahrzehnte der deutschen Herrschaft entzogen wurde, finden wir deutliche Ansätze zu einer solchen Entwicklung. Obgleich Boleslaw Chrobry und sein Sohn hier eine Reihe von Menschenjagden für ihre innerpolnischen Siedlungspläne veranstalteten und einen großen Teil der slawischen Eingeborenen fortschleppen ließen, ist heute innerhalb des geschlossenen deutschen Volksgebiets der slawische Einschlag der heutigen deutschen Bevölkerung verhältnismäßig am größten in den Gebieten der Marken Lausitz und Meißen, und überhaupt in solchen Gegenden, in denen die Anfänge der Landeserschließung vor das eigentliche Zeitalter der deutschen Ostkolonisation zurückreichen.

Als seit der Mitte des 12. Jh.s endlich die landschaftlichen Voraussetzungen für große militärische Unternehmungen im Osten gegeben waren, war an die Stelle der Reichsgewalt in der Führung der deutschen Ostpolitik bereits das Territorium getreten. Der deutschen Ostkolonisation

hat der Fortfall der gesamtdeutschen militärischen Unternehmungen im Osten keinen Abbruch getan, denn die Mächte des Ostens, gegen die sie hätten gerichtet werden können, sind inzwischen selbst zu den vornehmsten Trägern der Politik der Deutschenansiedlungen geworden. Um so verhängnisvoller war es, daß die Stärkung der politischen Macht, den die Möglichkeiten des Ostens den beteiligten Kräften im Neuland und auch rückwirkend für ihre Stellung im alten Lande brachten, nicht der nun endgültig an Italien gebundenen deutschen Königsmacht, sondern gerade dem ihre Zentralgewalt zersetzenden territorialen Fürstentum zugute gekommen ist.

Die Anfänge der höfischen Kultur in Ungarn.

Von

Elemér Moór (Szeged).

Humanismus und Reformation sind jene geistigen Mächte, durch die die Züge der ungarischen Literatur im 16. Jh. — gleich der deutschen Literatur in derselben Zeit bestimmt werden. Die ungarische Literatur dieser Periode hängt mit der seit der zweiten Hälfte des 15. Jh.s handschriftlich überlieferten ungarischen Klosterliteratur, die ihren Ursprung einer Klosterreform verdankt und die über die Mauern der Refektorien und Zellen der Nonnenklöster eigentlich nie gedrungen ist, nur ganz lose zusammen. Und doch weist auch diese ungarische Literatur des 16. Jh.s, in der ein damals ganz moderner Geist zum Ausdruck kommt, Werke auf, die uns ganz mittelalterlich anmuten, obgleich zwischen ihnen und den gleichfalls mittelalterlichen Erzeugnissen der Klosterliteratur der vorhergehenden Epoche nicht der geringste Zusammenhang besteht. Mittelalterliche Überbleibsel gibt es ja auch in der deutschen Literatur des 16. Jh.s, ihr Ursprung bildet aber kein besonders schwieriges Problem für die Forschung, da die literarischen Erzeugnisse des Mittelalters in großer Zahl überliefert sind. Wo soll aber der Ursprung der mittelalterlichen literarischen Relikte einer weltlichen Dichtung in der ungarischen Literatur des 16. Jh.s gesucht werden, da wir von der Überlieferung gänzlich im Stich gelassen sind? Auf diese Frage wollen wir versuchen, in den folgenden Ausführungen eine Antwort zu geben.

1.

Magister P., der notarius eines Königs Béla, erwähnt in der Vorrede seiner nach dem Tode seines Königs verfaßten Gesta Hungarorum, daß er während seiner Schuljahre (in scolari studio) mit seinem Freunde N. die trojanische Geschichte fleißig gelesen habe. In der Begeisterung für diesen Gegenstand — berichtet er weiter — habe er dann in proprio stilo in einem Bande eine historia Troiana bellaque Grecorum kompiliert. Dazu habe er nebst mehreren Autoren und den Ausführungen seiner Lehrer besonders den Dares Frigius benutzt.

Besonders auf Grund dieser Anspielung auf die Schulstudien wurde angenommen, daß der Verfasser der Gesta Hungarorum auf der Pariser

Universität studiert habe, da die Lektüre des Dares Phrygius im 12. Jh. besonders in Frankreich in Mode war. Es bildet aber immer noch eine Streitfrage, wessen Notar der Magister P. gewesen sein mag. Es können nämlich Béla II. (1131—41) und Béla III. (1173—96) in Frage kommen. Wenn er wirklich in Paris studiert haben soll, so dürfte seine Anspielung auf die Lektüre des Dares Phrygius eher für die letztere Möglichkeit sprechen. Denn der Dares Phrygius scheint erst in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s in Frankreich wirklich in Mode gekommen zu sein: weder Bernhardus Floriacensis benutzte ihn in seinem noch im 11. Jh. entstandenen in leoninischen Versen geschriebenen Gedicht de excidio Troiae noch Simon Capra aurea in seiner um 1152 verfaßten Ilias [1]). Zuerst scheint Dares in der Troja-Dichtung Westeuropas in dem um 1160 entstandenen Roman de Troie des Benoit von Sainte-Maure benutzt worden zu sein.

Wessen Notar der Magister P. auch immer gewesen sein mag, so viel läßt sich auf Grund seiner Worte mit Bestimmtheit behaupten, daß die trojanische Geschichte wenigstens bei der Elite der ungarischen Kleriker im 12. Jh. bekannt und beliebt war. Ob jedoch nur in klerikalen Kreisen, wird man sich fragen müssen, wenn man in den Urkundensammlungen blättert? In den aus dem 12. Jh. stammenden Urkunden trifft man nämlich immer wieder auf Personennamen, die in der Trojasage ihren Ursprung haben. Die Namen sind: *Achilleus, Paris, Hector, Priamus* und *Helena*. Am beliebtesten unter diesen scheinen die Namen *Achilleus* und *(H)elena* gewesen zu sein.

Obgleich der Name *Achilleus* besonders bei adeligen Geschlechtern vorzukommen pflegt [die Namen *Paris, (H)ector* und *Priamus* waren anscheinend bei Bauern überhaupt nicht üblich], bezieht sich der erste Beleg für diesen Namen (*ahilles*) von 1138 auf einen Hörigen der Graner Abtei (vgl. Knauz I. 93). Der folgende Beleg von 1181 bezeugt eigentlich gleichfalls das Vorhandensein dieses Namens in der ersten Hälfte des 12. Jh.s (vgl. Szentpétery, Regesta I. 43); nach dieser Urkunde sei nämlich ein „Sohn" (?) des Klosters Cégény an der Szamos, namens Achilleus filius Achillei, selbstdritt vor dem König erschienen, um die entflohenen Hörigen des Klosters zurückzufordern. Der Vater dieses Achilleus muß also seinen Namen noch in der ersten Hälfte des 12. Jh.s bekommen haben. — Die velaren Vokale in diesem Namen sind den palatalen Vokalen bald angeglichen worden, und so erscheint der Name schon 1210 als *Echilleus* > *Echelleus* (gespr.: *echilleüš*) [2]): der Namensträger ist ein maior exercitus der jobbagiones im Komitat Kraszna. Eine kontrahierte Form des Namens

---

[1]) Vgl. P. Piper: *Höfische Epik* I. 286 (Kürschners DNL. 4, I. 1).

[2]) Vgl. Karácsonyi-Borovszky: *Registrum Varadiense.*

ist *Elleus* (gespr.: *ellöüš* oder *ellȫš*), besonders im 14. Jh. häufig [1]; vielleicht hängen auch die Namen *Chelleus* und *Helleus* mit *Achilleus* zusammen [2].

Für den Namen *Hector-Ector* habe ich 15, für den Namen *Paris* 13 Belege aus der Arpadenzeit gefunden. Der älteste Beleg für den PN *Hector* stammt aus dem Jahre 1204 (vgl. SZENTPÉTERY: Regesta I. 68): der Namensträger war ein comes. Der Name *Paris* taucht zuerst 1203 auf (vgl. SZENTPÉTERY, Regesta I. 66): der Namensträger, ein Grundbesitzer, scheint 1203 nicht mehr gelebt zu haben.

Für den Namen *Priamus* fand ich nur einen Beleg von 1254 (Wenzel XI. 400). Aber auch der Ort *Perjámos* im Kom. Torontál (heute *Periamoș* in Rumänien) wurde nach einem gleichnamigen Besitzer benannt, da dieser ON auch noch in dem päpstlichen Zehentverzeichnis von 1332/37 *Priamus* geschrieben wird [3]. Vermutlich hat der Ort diesen Namen noch im 12. Jh. oder am Anfang des 13. Jh.s erhalten, da Orte später einfach mit einem PN nicht mehr benannt wurden [4].

Frauennamen pflegen bekanntlich in Urkunden viel seltener vorzukommen als Männernamen; sechs Belege (*Elena, Helena, Ilana*) für den Namen *Helena* habe ich in den Urkunden der Arpadenzeit doch finden können. Merkwürdigerweise ist aber die erste Namensträgerin aus dem Jahre 1146 eine serva manumittenda (Wenzel 1, 57).

Vielleicht gehört in diesen Kreis auch der Frauenname *Venis*, den ich einigemal angetroffen habe (z. B. 1278: Wenzel 4, 174); nach meiner Vermutung steckt darin der Name *Venus* (*-is* < *-us* durch Angleichung).

Kämen nur einige von diesen Namen — wenn auch in größerer Zahl vertreten — vor, so könnte daran gedacht werden, daß sie durch eingewanderte Fremde in Mode gekommen sind. Betreffs der Verbreitung des Namens *Helena* könnte man z. B. an die energische Gattin König Bélas II. denken. Da aber die wichtigsten Namen der trojanischen Geschichte als PN sämtlich vorhanden sind, kann das nur mit der Beliebtheit der trojanischen Geschichte auch in Laienkreisen erklärt werden. In dieser Hinsicht ist besonders der selten vorkommende Name *Priamus* vielsagend. Es ist aber schwer zu erklären, wie es kommen konnte, daß eben die ersten urkundlich erwähnten Träger der Namen *Achilleus* und *Helena* Unfreie

[1] Ein Nikolas-Sohn *Elleus* aus dem Geschlecht Gut-Keled (vgl. ZICHY-Okmt. I. 510, IV. 629) wird nämlich einmal auch als *Achilleus* angeführt (vgl. KARÁCSONYI: *Magyar nemzetségek* II. 87).

[2] *Chelleus* 1259 (Wenzel 2, 293: 7, 518) usw. — *Helleus* 1223 (Wenzel 1, 197), 1270 (Wenzel 8, 318).

[3] Vgl. CSÁNKI: *Magyarország történelmi földrajza a Hunyadiak korában* (Geschichtsgeographie Ungarns im Zeitalter der Hunyadis). I. 701.

[4] Vgl. Nyr. 61; 37: Szegedi Füz. I. 257: MOÓR: *Westungarn im Mittelalter*, 1936, 216.

waren. Vielleicht handelt es sich in beiden Fällen um ausländische Sklaven. Sklavennamen wären aber von den Vornehmen kaum übernommen worden.

Der Verfasser der anzusetzenden ungarischen Trojageschichte des 12. Jh.s kann natürlich nur ein Kleriker gewesen sein. Sie muß aber sehr früh popularisiert worden sein, denn sie scheint in der Volksdichtung auch heute noch deutlich erkennbare Spuren hinterlassen zu haben; so führt die Fee in ungarischen Volkssagen und Volksmärchen gewöhnlich den Namen *Ilona* 'Helena', mit dem Beinamen „schön", „feenschön". *Ilona* als Feenname kommt aber schon in einem ungar. Brief von 1554 vor: „Gott möge mich aus diesem Feenlande (d. h. Siebenbürgen) hinausbringen", schreibt Lukas Székely von Kerend — „obzwar ich keine schöne Helena habe, würde ich es doch mit Freuden verlassen" [1]). Die Heldin einer Székler Ballade heißt geradezu: *Görög Ilona* „griechische Helena" [2]).

Zu den beliebtesten Namen in ungarischen adeligen Geschlechtern gehörte im 13. und 14. Jh. der Name *Alexander*. Dieser Name ist anscheinend gleichzeitig mit den Namen aus der trojanischen Geschichte in Mode gekommen, denn er taucht schon 1146 auf (Wenzel 1, 56). Der erste Träger dieses Namens war ein comes, aber auch später scheint Alexander als PN. bei Bauern nicht üblich gewesen zu sein. Aus den ersten Jahrzehnten des 13. Jh.s gibt es schon fast massenweise Belege für diesen Namen [3]). Gleichzeitig mit dem Namen *Alexander* ist auch *Philipp* in Mode gekommen, wenn auch weniger häufig gebraucht. Der älteste Beleg für *Philipp* stammt schon aus dem Jahre 1181 (Szentpétery, Regesta I. 43); der Namensträger war ein Grundbesitzer im Kom. Szatmár.

Die Namen *Alexander* und *Philipp* haben ihren Ursprung natürlich in dem Alexander-Roman des Mittelalters. Daß diesen die ungarischen Kleriker im 12. Jh. gekannt haben, geht wiederum aus den Anspielungen in der Chronik des Magisters P. deutlich hervor. Nach ihm soll nämlich Alexander der Große zwar die gentes Gog et Magog eingesperrt haben, von den Scythen sei er jedoch in Flucht gejagt worden [4]).

Daß aber der Alexander-Roman am Anfang des 13. Jh.s in Ungarn auch in Laienkreisen bekannt war, ergibt sich wiederum aus dem Vorkommen eines PN. Dieser Name ist *Olimpias*, wie die Mutter Alexanders des Großen hieß. Dieser Name war nämlich kein Modename, denn es gibt für ihn aus der Arpadenzeit nur zwei Belege. So hieß nach der ungarischen Margarethenlegende die Äbtissin des Klosters, wo die Tochter Königs

---

[1]) Vgl. Kertész, MNy. 1912, 433.

[2]) Vgl. Gragger-Lüdeke: *Ungarische Balladen*, 1926, Nr. 7.

[3]) 1203: ein Mundschenk aus dem Geschlecht Hont-Pázmány (Fejér III/1, 200); 1207: ein Wieselburger comes (Fejér III/1, 45); 1210: ein Graner Domherr (Wenzel 1, 104); 1211: ein comes curialis (Wenzel 1, 107) usw.

[4]) Nach der Ausgabe von L. Juhász, 1932, S. 2, 3 und 7.

Béla IV. als Nonne gelebt hat. Dann kommt der Name *Olimpias* einmal auch in einer Urkunde vor; ihn führte die Gattin des aus dem vornehmen Koppány-Geschlecht stammenden Gregorius de Babana, die Tochter eines Marceus de Puk (vgl. Wenzel 7, 514; 11, 465). 1259 hat sie ein Testament gemacht. Um diese Zeit mag sie 50—60 Jahre alt gewesen sein; den Namen *Olimpias* dürfte sie also noch im ersten Jahrzehnt des 13. Jh.s bekommen haben. Es kann für uns kaum zweifelhaft sein, daß ihre Eltern wie auch die der Äbtissin in der Margarethenlegende den Alexander-Roman gekannt haben, denn woher sonst hätten sie den Namen Olimpias genommen.

Die spätantike Alexandersage war der erste antike Stoff, der im Mittelalter von Klerikern in den Vulgärsprachen des Abendlandes bearbeitet wurde. Durch die Verdeutschung der noch am Anfang des 11. Jh.s entstandenen französischen Alexanderdichtung des Alberich von Besançon durch den Pfaffen Lamprecht um 1140 wurde auch das vornehme weltliche Publikum in Deutschland mit der Alexandersage bekannt. Ein altungarisches Alexanderlied besitzen wir zwar nicht, die angeführten Namen beweisen uns aber, daß die Alexandersage im 12. Jh. in weltlichen Kreisen auch in Ungarn bekannt war: ein altungarisches Alexanderlied muß es also auch gegeben haben. Ganz spurlos ist auch diese Dichtung nicht verschwunden. Ein epitheton ornans wenigstens scheint sich davon erhalten zu haben. Dieses ist das ständige Beiwort Alexanders des Großen *világbiró* „weltbeherrschend", das schon in allen Erzeugnissen der ungarischen Klosterliteratur des 15. und 16. Jh.s folgerichtig gebraucht wird [1]), wenn von Alexander dem Großen die Rede ist. Dieses traditionelle Beiwort dürfte also für ein Überbleibsel der anzusetzenden altung. Alexanderdichtung des 12. Jh.s angesehen werden.

Vermutlich noch vor dem Alexanderlied ist in Deutschland schon die Chanson de Roland durch den Pfaffen Konrad übersetzt worden. Am Ende des 12. Jh.s scheint die Rolandsage auch in Ungarn bekannt geworden zu sein. Am Anfang des 13. Jh.s tauchen nämlich die Namen *Roland* und *Olivier* (*Oliverus* oder *Oliverius*) auch in Ungarn als PN auf [2]). Aus dem 13. Jh. gibt es ungefähr je 20 Belege für diese Namen, die dann besonders unter den Anjous sehr beliebt wurden, aber nur bei vornehmen Familien: als Bauernnamen scheinen sie überhaupt nicht vorgekommen zu sein. Daß diese Namengebungen durch die Bekanntschaft mit dem Rolands-

[1]) Vgl. Király, György: *Világbiró Sándor mondája irodalmunkban* (Die Sage des „weltbeherrschenden" Alexander in der ungar. Literatur). Ir. Közl. XXVIII. 134/135.

[2]) Die ältesten Belege für *Roland*: 1213: *Rolandus*, frater Herch, fil. Bertholdi (Wenzel XI. 118, 120); vor 1244: ein Mitglied des Geschlechtes Chem. im Kom. Eisenburg (Wenzel 7, 161); 1241: Mundschenk aus dem Geschlecht Rátót (Wenzel 7, 117) usw. — Für *Oliver(i)us*: 1202/3: Grundbesitzer im Kom. Bihar (Szentpétery, Reg. I. 65); 1249: magister (Fejér IV/2, 39); 1250: — Bischof in Syrmien (Fejér IV/2, 78) usw.

lied veranlaßt wurden, beweist am deutlichsten der Umstand, daß zweimal Brüder die Namen *Roland* und *Oliver* führten [1]). Das kann keineswegs dem Zufall zugeschrieben werden: die Eltern müssen in diesem Fall das Rolandslied unzweifelhaft gekannt haben.

Nach Galeotto Marzio sei der König Matthias in seiner Kindheit Feuer und Flamme gewesen beim Anhören von Heldenliedern, wie sie in Italien über Roland gesungen werden, dessen Name in Italien schon die Tapferkeit bedeute [2]). Aus Galeottos Bericht ist zwar nicht deutlich zu erkennen, ob der Held der von dem jungen Matthias mit so großer Begeisterung angehörten Heldenlieder wirklich Roland war. Nach dem Vorgebrachten scheint das aber wahrscheinlich zu sein, wie diese Auffassung ohne unsere Erwägungen schon von Franz Toldi, dem „Vater" der ungarischen Literaturgeschichte, vertreten wurde. Die Form der bisher erwähnten Stoffe (Troja-Roman, Alexander-Roman, Rolandslied) jedoch war in ganz Europa ursprünglich das Buch. Die Bearbeiter dieser Stoffe waren nämlich überall Kleriker, und so kann es auch in Ungarn nicht anders gewesen sein. Soll also in Ungarn ein Heldenlied über Roland von berufsmäßigen Sängern singend vorgetragen worden sein, so bedeutet das so viel, daß sich auch die Spielleute dieses von Klerikern in der Buchform eingeführten Stoffes bemächtigt haben, wie das — wie wir sahen — anscheinend auch betreffs der Trojasage anzunehmen ist.

Das Vorkommen der angeführten Namen als Personennamen zeugt aber nicht nur von Bekanntschaft mit den entsprechenden aus Westeuropa stammenden epischen Stoffen, sondern auch dafür, daß auch jene Geistesrichtung in Ungarn im 12. Jh. Eingang fand, für deren charakteristische Vertreter im Mittelalter in ganz Europa eben die ursprünglichen Träger jener Namen galten, die zu einer bestimmten Zeit in Ungarn in vornehmen Familien als Personennamen auftauchen. Diese Geistesrichtung ist das Rittertum. Das ist aber nicht etwa eine geistesgeschichtliche Theorie, denn hierfür haben wir sowohl aus Frankreich als auch aus Deutschland deutliche Aussagen in der Literatur.

Nach der Auffassung des Mittelalters ist nämlich das Rittertum in Griechenland aufgekommen, von wo aus es nach Rom und schließlich nach Frankreich verpflanzt worden sei. Diese Ansicht wird zuerst in der Einleitung des Romans Cligés Christians von Troyes ausgesprochen. Noch deutlicher führte diesen Gedanken ein Deutscher, der unbekannte Verfasser des Moriz von Craun, aus. In der Vorrede dieses kleinen Romans wird nämlich eine Art fabulose Urgeschichte der Ritterschaft entworfen.

---

[1]) I. Söhne des königlichen Schatzmeisters (1238—40) Dominik aus dem Geschlecht Rátót (vgl. Karácsonyi a. a. O. III. S. 6/7). — II. 1263; Söhne eines adeligen Grundbesitzers im Kom. Ödenburg (Nagy, Sopronm. oklt. IX. 26).

[2]) Cap. 12 des „Egregie, sapienter et iocose dictis ac factis Matthiae regis".

Durch Ritterschaft sollen sich zuerst die Griechen vor Troja einer Frau wegen ausgezeichnet haben. Durch Alexander wurde dann die Ritterschaft nach dem Sturze Trojas in Griechenland erneut, von wo sie dann auf die Römer überging. Das ritterliche Wesen habe dann Rom unter Nero verlassen, dann aber *ze karlingen* eine neue Stätte gefunden, wo sich besonders Olivier und Ruolant auszeichneten. Merkwürdigerweise werden in dieser fabulosen Urgeschichte des Rittertums fast alle diejenigen Namen genannt, die in Ungarn als Personennamen gebräuchlich waren.

2.

Wenn die oben angeführten literarischen Namen in ungarischen adeligen Familien als Ausdruck des Eindringens der Ideale des Rittertums in die ungarische Gesellschaft des Mittelalters zu betrachten sind, so ist auch anzunehmen, daß einige auch von den eigentlichen literarischen Erzeugnissen des Rittertums in Ungarn bekannt wurden. Dies zu beantworten, ist natürlich wiederum nur mit Hilfe des Vorkommens von bestimmten literarischen Personennamen möglich.

Die von Karácsonyi zusammengestellte genealogische Tabelle des Geschlechtes Hahót weist für den Anfang des 13. Jh.s drei merkwürdige literarische Namen auf. Diese sind: *Tristan, Lanceret* (< *Lancelot*) und *Iven* (< *Ivein*). Die Namensträger sind Brüder; die Eltern müssen also diese drei berühmten Ritterromane gekannt haben, und die Namengebung bezeugt uns zugleich, daß der Vater dieser Brüder von den Idealen des Rittertums durchdrungen war. Der Vater, der Banus Buzád II., war keine alltägliche Persönlichkeit, so daß er nach seinem Tode in Urkunden gelegentlich mit dem Beinamen 'der Große' beehrt wurde. 1209 war er schon comes des Komitates Raab. Er mag zu dieser Zeit ungefähr 30 Jahre alt gewesen sein. 1222/23 finden wir ihn als comes des Kom. Preßburg. In dieser Eigenschaft schloß er sich dem jungen Béla, dem Sohne des Königs Andreas, an, als dieser 1223 sich gezwungen fühlte, vor dem Zorne seines Vaters zu seinem Vetter, dem Herzog Leopold VI. von Österreich, zu fliehen, von dem 1199 auch schon der Vater Bélas nach der Niederwerfung seiner Empörung gegen seinen Bruder gastlich aufgenommen wurde. Durch Vermittlung des Papstes ist aber die Versöhnung zwischen Vater und Sohn bald zustande gekommen, und Béla konnte in die Heimat zurückkehren. Auch Buzád wurde durch den König Andreas wieder in Gnaden aufgenommen, denn er wurde nach seiner Rückkehr aus Österreich als comes im Kom. Eisenburg eingesetzt und zwischen 1226 und 1229 auch mit der Würde des Banus von Slawonien bekleidet. Einige Jahre später ließ sich aber der frühere Liebhaber von Ritterromanen in den Orden der Dominikaner aufnehmen. 1233 war er schon Mitglied des Pester Dominikaner-Klosters. Was ihn bewogen hat, dem Weltleben den Rücken zu kehren, wissen wir nicht. Im Kloster

lebte er bis 1241 und fand dort vor dem Altare durch die Mongolen seinen Tod.

Das Geschlecht Hahót stammte aus Österreich. Der Großvater unseres Buzád, Hoholt I., wanderte unter Stephan III. nach Ungarn ein. Stephan III. war nämlich gezwungen, gegen die von den Byzanthinern unterstützten Thronprätendenten die Hilfeleistung Kaiser Friedrichs I. und besonders des Herzogs Heinrich II. von Österreich in Anspruch zu nehmen; ihr Bündnis wurde auch durch eine Verlobung bekräftigt, die Vermählung Stephans III. mit der Tochter Heinrichs wurde dann 1166 in Wien in der Gegenwart des Kaisers gefeiert. In dem Krieg gegen die Thronprätendenten und die Griechen dürfte sich der Ahnherr des Geschlechtes Hahót besonders ausgezeichnet haben, so daß er durch meist in Westungarn liegende ausgedehnte Güter beschenkt wurde. Hoholt hatte wahrscheinlich eine Ungarin geheiratet, denn der eine von seinen zwei Söhnen führte schon den ungarischen Namen *Buzád*. Buzáds Söhne hießen Buzád und Arnold; vielleicht war also die Mutter dieser wiederum eine deutsche. Buzád II. hingegen mag wiederum eine Ungarin geheiratet haben; denn von seinen fünf Söhnen führte der erste den Namen *Buzád*, der zweite den ungarischen Namen *Csák*, die drei folgenden Söhne die schon erwähnten literarischen Namen. Der zweite Sohn bekam seinen Namen vermutlich nach dem Vater seiner Mutter, und dieser war vielleicht der Ahnherr des berühmten Geschlechtes Csák, nach dem das Geschlecht benannt wurde und der in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s gelebt haben dürfte.

Es ist also kaum denkbar, daß Buzád II. nicht deutsch gekonnt hätte. Vielleicht wurde er sogar in deutscher Umgebung in Purbach im Kom. Ödenburg erzogen, das sich im Besitz seiner Familie befand, dann aber in den Besitz seines Bruders Arnold überging (doch auch unser Buzád besaß Güter im Komitat Ödenburg nahe bei Ödenburg und auch an der Leitha). *Purbach* bekam nämlich seinen Namen nach einer Burg im Deutschen, welcher Name dann auch von den Ungarn übernommen wurde [1]). Die Burg ließ entweder Buzád I. oder schon sein Vater, der Ahnherr des Geschlechtes, erbauen [2]).

Der Umstand, daß sich Buzád II. dem jungen Königssohn auf dessen Flucht nach Österreich anschloß, beweist allein schon, daß er sehr gute Beziehungen zum königlichen Hof hatte (er wird wohl gewußt haben, daß er mit der Bezeugung seiner Treue und Anhänglichkeit an den Königssohn nichts riskiert hat). Und dieser Hof war während der ersten Ehe An-

[1]) Vgl. Moór, E.: *Westungarn im Mittelalter im Spiegel der Ortsnamen*. 1936, 73. — Das Deutschtum in der Umgebung von Purbach war aber schon alt, wie uns das am deutlichsten durch den Namen des Nachbardorfes Donnerskirchen bezeugt wird (vgl. Moór a. a. O. 268).

[2]) Vgl. castrum *Purbach* 1270 (Wenzel 12, 9).

dreas II. mit der Herzogin Gertrud von Andechs-Meran vorwiegend deutsch. Die Bevorzugung der Deutschen durch die Königin war nicht der letzte Beweggrund jener Empörung, die 1214 zu ihrer Ermordung führte.

Wenn wir also die Frage aufwerfen, wo Buzád II. jene Ritterromane kennen gelernt haben mag, nach deren Helden er seine Söhne benannte, so ist in erster Linie an den Hof der Königin zu denken. Daß der Tristanroman bei den Andechsern bekannt war, bezeugt uns wiederum ein Name. Die Königin Gertrud hatte nämlich eine unglückliche Schwester, die 1196 mit dem französischen König Philipp August II. vermählt wurde. Er mußte sie aber schon 1200 entlassen oder verstoßen, weil seine erste Ehe noch nicht rechtsgültig geschieden war. Einige Wochen nach der Trennung dieser kirchlich nicht anerkannten Ehe wurde ihr ein Sohn geboren, dem sie den Namen Tristan gab.

Der Tristanroman, den Agnes von Andechs gekannt haben mag, kann nur die Bearbeitung Eilharts von Oberge gewesen sein. Und vielleicht diese Bearbeitung mag auch unser Buzád zwischen 1200—1210 kennen gelernt haben. Sein Sohn Tristan dürfte nämlich um 1210 geboren sein [1]).

Mit diesem Tristan ungefähr gleichaltrig dürfte auch der vierte Sohn Buzáds, Lanceret, gewesen sein, der in Urkunden zwischen 1234 und 1259 genannt wird [2]). Buzád mag also zwischen 1200—1210 auch den Lanzelotroman am Hofe der Königin kennen gelernt haben. Der Name seines Sohnes erscheint in den Urkunden in den Formen *Lancheret, Lanceretus, Lanchretus, Lancredus*, was allein schon beweist, daß die Grundlage dieser Namensform nicht das französische *Lancelot*, sondern das deutsche *Lanzelet* war: das *o* der letzten Silbe wäre im Ung. bei der Übernahme des Namens aus dem Franz. erhalten geblieben. Dieser deutsche Lancelotroman war entweder der Lanzelet des wackeren Thurgauer Plebans Ulrich von Zazikhoven, welches Werk von vielen Forschern für den ersten deutschen Artusroman angesehen wird, oder der verlorengegangene Lancelotroman des Kärntners Heinrich von dem Türlin. Die Bekanntschaft mit diesem Roman läge den in Süddeutschland begüterten Andechsern nahe.

---

[1]) In einer 1255 ausgestellten Donationsurkunde erklärt nämlich der comes preconum Tristanus, Buzáds Sohn, daß einer von seinen Leuten, ein gewisser Egidius, während des Mongolensturmes ihn und seine Söhne vom Tode gerettet habe (Wenzel II, 422). Er mag also 1241 ungefähr 30 Jahre alt gewesen sein: in Urkunden kommt er bis 1267 vor.

[2]) Tristan und sein Bruder Lanceret werden zuerst in zwei Urkunden von 1233 und 1234 mit dem Titel magister erwähnt (Zalam. Oklt. I. 7: Fejér III/2, 331). Sie waren also zu dieser Zeit schon Erwachsene. In mittelalterlichen Urkunden werden in Ungarn besonders junge Mitglieder vornehmer Familien, die mit der Würde eines comes noch nicht bekleidet waren, häufig mit dem Titel magister beehrt. Kaum wird man aber in diesem Ehrentitel mit dem Historiker Mályusz ein Zeichen für die Lateinbildung der betreffenden erblicken dürfen.

Der jüngste Sohn Buzáds, Iven, wird nur einmal in einer undatierten Urkunde genannt (Wenzel, 10, 447), in welcher der älteste Bruder Buzád III. erklärt, daß er und seine Brüder keinen Anspruch auf den Besitz eines bestimmten Dorfes erheben wollen. Dieser Iven ist wahrscheinlich schon in jungen Jahren gestorben, denn in Urkunden wird er später nie mehr erwähnt. Buzád kann natürlich nur Hartmanns Iwein kennen gelernt haben, vielleicht gleichzeitig mit dem Tristan und dem Lanzelet, da Hartmanns Iwein wahrscheinlich schon vor 1203 abgeschlossen wurde. Es ist aber nicht unmöglich, daß er mit diesem Roman erst 1223 während seines Aufenthaltes in Wien bekannt wurde.

Die Namen der Söhne des Banus Buzád zeugen also nicht für das Vorhandensein ungarischer Ritterromane am Anfang des 13. Jh.s, sondern können als Zeugnisse nur dafür in Anspruch genommen werden, daß die modernsten deutschen Ritterromane auch im Kreise der um die Königin Gertrud versammelten deutschsprachigen höfischen Gesellschaft vorgelesen wurden. Die einzelnen Werke gelangten vielleicht durch die Vermittlung des Wiener Hofes des sangesfrohen Leopold VI. oder durch die des Bischofs Eckbert von Bamberg, der als Bruder der Königin sich öfter in Ungarn aufhielt, nach Ungarn. Die Ansetzung von literarischen Interessen bei den Andechsern ist aber nicht nur eine — für manche Leser vielleicht schon allzu gewagte — Hypothese, denn hierfür haben wir auch einen — sozusagen — handgreiflichen Beweis in einem Brief Bertholds von Meran an den Abt Ruprecht von Tegernsee († 1186), nach welchem er sich ein libellum teutonicum de herzogen Ernesten ausbittet [1]: dieser Berthold mag der Vater oder der Großvater († 1188) der Königin Gertrud gewesen sein.

Daß es keinen ungarischen Lanzelet und Iwein gab, beweist uns allein schon der Umstand, daß die Namen *Lanzeret* und *Iven* außer in diesem Fall kein einziges Mal mehr vorkommen; nur der Banus Buzád, nicht aber die Kreise der ungarsprachigen Vornehmen kannten also diese Ritterromane, was aber kulturgeschichtlich ebenfalls ein interessanter Fall ist.

Anders verhält es sich mit dem Namen *Tristan*. Dieser Name war nämlich seit der ersten Hälfte des 13. Jh.s auch bei vornehmen ungarischen Familien, besonders in Westungarn, üblich [2]. Jedoch nicht nur *Tristan* > *Terestyén*, sondern als Frauenname auch *Isalt* [3].

---

[1]) P. Piper: *Die Spielmannsdichtung* I. 116.

[2]) Belege für den Namen: 1. Der Gründer von Terestyénfa aus dem Geschlecht Ják im Kom. Eisenburg 1249 (Karácsonyi: *Magyar nemzetségek* 2, 247). — 2. Ein Mitglied des Geschlechtes Péc im Kom. Raab, um 1250 (vgl. Karácsonyi a. a. O. 2, 426—427). — 3. Domherr in Fünfkirchen 1255 (Fejér IV/2, 334: IV/3, 372). — 4. Bruder des Arztes des Königs 1257 (Hazai Okmt. 7, 64). — 5. Dienstmann (serviens) eines Propstes 1270 (Wenzel 8, 303). — 6. Mitglied des Divék-Geschlechtes in Oberungarn, vor 1300 (vgl. Karácsonyi 1, 407). — 7. Vater eines Nikolaus, vor 1281 (Wenzel

Für das Vorhandensein eines ungarischen Tristanromans sprechen nicht nur diese Personennamen, sondern auch eine Zweikampfszene in dem im 16. Jh. entstandenen gereimten Volksbuch Ilosvai's über Nikolaus Toldi, die ganz dem Zweikampf zwischen Tristan und Morolt nachgebildet ist. Der Zweikampf findet auf der Margaretheninsel bei Budapest statt, was allein schon historisch unmöglich ist, da es auf dieser Insel im Mittelalter mehrere Klöster gab, wo also Turniere oder Zweikämpfe nie stattfanden. Toldi stößt auf der Insel angekommen, seinen Kahn in die Donau und antwortet auf die Frage seines Gegners, eines riesenhaften Tschechen, mit denselben Worten wie Tristan auf die Frage Morolts: ein Kahn werde für einen Mann genügen. Daß diese Szene aus dem Tristanroman oder unrichtiger ausgedrückt aus der Tristansage stammt, wurde schon öfter bemerkt, nur dachte man, daß dieses Motiv aus der „Tristansage" losgelöst auf irgendeine rätselhafte Weise nach Ungarn gekommen sei, um hier in die Toldisage einzudringen. Motive flogen aber auch im Mittelalter nicht in der Luft herum, sondern dichterische Werke sind entweder mündlich oder schriftlich übernommen worden. Die Zweikampfszene in Ilosvais Volksbuch ist also ein spätes Relikt eines ungarischen Tristanromans des 13. Jh.s. Die in Ungarn als PN gebräuchliche Namenform *Isalt* [1]) entspricht genau der Namensform bei Eilhart, und so könnte man denken, daß Eilharts Werk die Quelle des verschollenen ungarischen Tristanromans war, wie ja diese Fassung auch ins Alttschechische übertragen wurde. Dieser Annahme widerspricht aber die ungarische *Tristan* > *Terestyén* [2]) Namensform, da bei Eilhart der Held *Tristrant* heißt. (In der tschech. Fassung vermutlich

---

9, 328). — Außer diesen werden in Urkunden noch mehrere comes betitelte Personen mit diesem Namen genannt, über die wir nichts Näheres wissen; 1244 Wenzel 7, 184: 1255 (Fejér IV/2, 357): 1270 Wenzel 8, 307. — Der Name kommt in Transdanubien auch im 14. Jh. öfter vor, so z. B. 1357 ein Adeliger in Kom. Ödenburg (Sopronm. Oklt. 1, 267), 1383 ein anderer Adeliger im Kom. Ödenburg (Sopronm. Oklt. 1, 463) usw.

[3]) Belege für den Namen *Isalth* (das *th* wird in den Urkunden öfter mit *ch* geschrieben); 1. Witwe eines Gotthard, 1274 (Wenzel 9, 102). — 2. Tochter Peters aus dem Geschlecht Nádasd im Kom. Eisenburg, 1314 (Karácsonyi a. a. O. 2, 393). — 3. Tochter eines Adeligen im Kom. Ödenburg, 1313, 1318 (Sopronm. Oklt. 1, 75; Anjouk. Okmt. 1, 457). — 4. Schwester eines comes Peter von Mákfa im Kom. Eisenburg, 1314 (Anjouk. Okmt. 1, 369). — 5. Witwe Emmerichs von Farnos, 1327 (Fejér IX/7, 736). — 6. Witwe aus dem Geschlecht Rathold in Oberungarn, 1325 (Karácsonyi 3, 6—7).

[1]) Möglicherweise verdankt die in ungarischen Urkunden gewöhnlich erscheinende *Isalch*-Form ihren Ursprung nicht einem Lesefehler der Herausgeber der Urkunden, sondern einem Lesefehler des ungarischen Bearbeiters des Tristanromans. *Isalc* scheint nämlich in Ungarn eine wirklich gesprochene Namensform gewesen zu sein: *c* und *t* konnten beim Lesen leicht verwechselt werden (die Affricata *ts* wurde im Mittelalter im Ung. gewöhnlich mit *ch* geschrieben).

[2]) Tristan > *tirištān' > tërëšt'ën.

infolge eines Lesefehlers von *m* für *nt* ist die Namensform *Tristram.*) Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß es auch Eilhart-Handschriften mit der Namensvariante *Tristan* gab.

3.

Alle diejenigen Literaturwerke, die wir aus Personennamen erschlossen haben, und auch der Gebrauch von diesen Namen beweisen, daß die Ideale des Rittertums schon in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s auch in Ungarn Eingang fanden. Diese ritterliche Kultur erfaßte natürlich nicht etwa breite Schichten des Volkes — was ja nirgends der Fall war —, sondern nur die Mitglieder der vornehmsten Geschlechter.

Diese Feststellung steht in krassem Widerspruch zu den Ausführungen des ungarischen Historikers Elemér Mályusz, der mit Hilfe der geistesgeschichtlichen „Methode", d. h. durch Einfühlung und Intuition, zu der Auffassung gekommen ist, daß es eine Ritterepik in Ungarn vor dem 14. Jh. nicht habe geben können, vor allem deswegen nicht, weil die Vorbedingung hierfür, nämlich das Verständnis eines Publikums, in Ungarn vor dieser Zeit noch durchaus gefehlt haben soll, da das Ungartum vom Geiste des Rittertums vor dem 14. Jh. fast unberührt geblieben sei [1]).

Freilich, auch im 14. Jh. ist in Ungarn der „Geist" des Rittertums nur aus Urkundenstellen zu erfassen. Und das 13. Jh. glaubt Mályusz mit der wohlbekannten positivistischen Formel „quod non est in scriptis . . . " erledigen zu können. Hierbei scheint er ein sehr leichtes Spiel zu haben, weil die Zahl der erhaltenen Urkunden aus der Zeit vor dem Mongolensturm (1241) im Vergleich zu den erhaltenen Urkunden aus der Anjouperiode unverhältnismäßig gering ist [2]). Aber auch das argumentum ex silentio taugt nichts. Es gibt nämlich auch in den verhältnismäßig spärlichen Urkunden aus der Zeit vor dem Mongolensturm außer den besprochenen Personennamen noch immer genug Zeugnisse dafür, daß auch Ungarn von der zweiten Hälfte des 12. Jh.s angefangen vor der in Frankreich aufgeblühten Kultur des Rittertums nicht verschlossen blieb. Es sind natürlich wiederum fast nur geringfügige Tatsachen, die wir aber, da für uns Erfahrungswesen nicht Schaum und Dunst ist, nicht verachten wollen. Da Mályusz auf Grund bestimmter negativer Kriterien das Eindringen der ritterlichen Kultur in die ungarische Gesellschaft des 12. und 13. Jh.s geleugnet hat, so wollen wir einfach einige Daten zusammenstellen, um zu beweisen, daß diese negativen Kriterien nicht bestehen [3]).

---

[1]) Mályusz, Elemér: *A Toldi-monda* (Die Toldi-Sage). Jahrbuch des Inst. für ung. Geschichtsforschung in Wien. IV. (1934), 139.

[2]) Die Zahl der erhaltenen Urkunden Bélas IV. von 1235 bis 1241 ist ungefähr 100, von 1241 bis 1270 ungefähr 900. Über ein Drittel der vorhandenen Urkunden scheint also während des Mongolensturmes zugrunde gegangen zu sein.

[3]) Es ist eine eigenartige Erscheinung, daß unsere Geistesgeschichtler die mittel-

Die Ritter werden im Mittelalter in Urkunden in ganz Europa milites genannt. Nach Mályusz sollen in Ungarn die Mitglieder des königlichen Gefolges erst von der zweiten Hälfte des 13. Jh.s angefangen in Urkunden als milites bezeichnet werden. Diesmal hat sich Mályusz nur um ein Jahrhundert geirrt. Denn schon in der ersten erhaltenen Königsurkunde von 1156, deren Gegenstand nämlich eine Schenkung für Privatpersonen ist, kommt diese Bezeichnung vor. Géza II. schenkte nach dieser Urkunde „hospitibus meis, videlicet Gotfrith et Albreht militibus strennuis" mehrere Güter [1]). In der Bestätigungsurkunde Stephans III. von 1171 heißt es, die beiden deutschen hospites seien von Géza II. gut aufgenommen worden, „quia milites fuerunt strennui", die für ihre dem König geleisteten Dienste belehnt worden seien (Sopronm. Oklt. I, 3). Ein Nachkomme dieser Ritter bezeichnet sich in seinem Testament von 1206—1218 als miles domini regis et domini B(ertholdi) archiepiscopi Colocensis (Sopronm. Oklt. 1, 6). Auch der Onkel des Banus Buzád, Haholt II., wird in einer Urkunde von 1192 religiosus miles genannt (vgl. Fejér II. 277), usw. . . .

Um 1200 ist auch die schon erwähnte Chronik des sogenannten anonymen Notars entstanden. Auch nach dieser befinden sich strennuissimi milites in der Umgebung der ungarischen Fürsten der Landnahmezeit; nicht nur Ungarn, sondern auch Ausländer strömen an den Hof Arpads (cap. 46), weil sich der gute magister P. den Hof eines Arpadenkönigs ohne ausländische Ritter nicht vorstellen konnte. Die gepanzerten Ritter Arpads sollen nach dem Anonymus die Slawen und Walachen tief verachtet haben, weil diese eben nicht Ritter waren. In der Meldung des nach Siebenbürgen gesandten Spähers heißt es unter anderem (cap. 25): „. . . habitatores terre illius uiliores homines essent tocius mundi, quia essent Blasii et Sclaui, quia alia arma non haberent nisi arcum et sagittas et dux eorum Geleou minus esset tenax et non haberet circa se bonos milites . . ."

Nach der Eroberung der östlichen Teile des Landes feiert Arpad in ciuitate Atthile regis im Kreise seiner ungarischen und ausländischen Ritter ein prächtiges Siegesfest, bei welcher Gelegenheit auch ein großes Turnier

---

alterliche Kultur Ungarns — anscheinend bestimmten Theorien zuliebe — fast einmütig niedriger einschätzen wollen, als sie in Wirklichkeit war. In demselben Bande des Wiener Jahrbuches, in welchem der Aufsatz von Mályusz über die Toldi-Sage erschienen ist, können wir z. B. auch die Ausführungen von Miklós Kring über die Entstehung der ungarischen Staatsgrenze lesen. Kring kommt in diesem auf Grund von geistesgeschichtlichen Betrachtungen zu dem Ergebnis, daß es eine feste Staatsgrenze in Ungarn vor dem 14. Jh. nicht hat geben können. Diese Theorie würde zu den Anschauungen von Mályusz zwar sehr gut passen, sie wird aber von eindeutigen Tatsachen zuschanden gemacht, wie ich das in Századok LXX. 96 und 237 gezeigt habe. Ungarn hatte nämlich Österreich gegenüber schon am Ende des 12. Jh.s eine feste Staatsgrenze.

[1]) Vgl. Nagy, Imre: *Sopron vármegye tört.* Oklevéltár. I. 1.

veranstaltet wird: „. . . omnes milites Hungarie ante presentiam ducis fere cottidie super dextrarios suos sedentes cum clipeis et lanceis maximum turnamentum faciebant . . .“ (cap. 46). Diese Stelle des Anonymus zeugt ganz deutlich für das Vorhandensein des ritterlichen Turnierwesens in Ungarn in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s [1]).

Dieses deutliche Zeugnis für das Vorhandensein des ritterlichen Turnierwesens läßt aber Mályusz unbeachtet, weil von Turnieren zuerst in einer Urkunde von 1330 die Rede ist, woraus gefolgert wird, daß die Turniere in Ungarn erst im 14. Jh. aufgekommen seien. Der „glaubwürdige“ Anonymus soll diesmal gar keinen Quellenwert haben, nur die Urkunden; was aber in diesen zufälligerweise nicht erwähnt wird, könne gar nicht existiert haben. Das ist vielleicht doch schon äußerster Positivismus, über den sich Mályusz im Besitze der unfehlbaren Methode der Geistesgeschichte sonst mit der tiefsten Verachtung auszusprechen pflegt. Besäßen wir aber für das ritterliche Turnierwesen kein vollwertiges Zeugnis in der Chronik des Anonymus, so wäre es auch undenkbar, daß die im Dienste der ungarischen Könige stehenden fremden Ritter die Turniere in Ungarn nicht eingeführt hätten oder das diese aus Österreich nicht nach Ungarn gedrungen wären, wo doch in Österreich schon der Herzog Leopold V., der Schwiegersohn des ungarischen Königs Géza II., sein Leben 1194 infolge einer bei einem Turnier erhaltenen Verletzung verlieren mußte.

Ist auch von Turnieren vor dem 14. Jh. in Urkunden keine Rede, so wissen wir doch aus deutschen Berichten, daß sich auch Ungarn an einem 1264 in Fischamend veranstalteten Turnier beteiligten. Dieses Turnier

[1]) E. Jakubovich versuchte nachzuweisen, daß der magister P. mit dem Ofener Propst Peter identisch sei, der ein Notar Bélas II. (1131—1141) gewesen sein soll (Klebelsberg-Festschrift, 1925, 169—213). Konrad Heilig versuchte dann bei Heranziehung eines gewaltigen philologischen Apparates zu zeigen, daß der anonyme Notar nur mit dem Notar Barnabas des Königs Béla II. identisch sein kann, der auch noch unter Géza II. in der königlichen Kanzlei verblieb (Wiener Jahrbuch 1932, 1—61). Beide Forscher sind jedoch auf Irrwege geraten, weil sie die kulturgeschichtliche Seite der Frage ganz unberücksichtigt ließen. Wäre nämlich der magister P. ein Notar Bélas II. und nicht Bélas III. (1173—1196) gewesen, so hätte er von Turnieren noch nichts wissen können. Denn Turniere hat es in der ersten Hälfte des 12. Jh.s auch in Deutschland noch nicht gegeben (auch für den Verfasser des Moriz von Craun waren die Turniere etwas ganz Neues), und es kann vielleicht doch nicht angenommen werden, daß der Anonymus hier die zukünftige Entwicklung vorausgesehen hätte, um sie gleich in die Vergangenheit zurückzuverlegen. — Auf Grund anderer Erwägungen ist auch László Erdélyi zu dem Ergebnis gekommen, daß der magister P. nicht der Notar Bélas II. gewesen sein kann (Erdélyi, László: *Anonymus III. Bela jegyzője*. Szeged, 1933, 1—16). Schon während der Drucklegung dieser Arbeit ist in dem letzten Heft der Zs. Századok (1937, H. 1) der erste Teil eines Aufsatzes *Az Anonymus-kérdés reviziója* (Die Revision des Anonymus-Problems) erschienen, dessen Verfasser, Loránd Szilágyi, auf Grund anderer Argumente ebenfalls die Auffassung vertritt, daß der Magister P. nur der Notar Bélas III. gewesen sein kann.

bildete den Abschluß der Vermählungsfeier zwischen dem Herzog Béla, dem Sohne des ungarischen Königs Béla IV. und zwischen Kunigunde von Brandenburg, der Nichte Ottokars II. [1]). Ein mittelbares Zeugnis für Turniere in der Arpadenzeit besitzen wir auch in einer Urkunde Bélas IV. etwa aus dem Jahre 1256 (vgl. Tört. Tár 1908, 163). Nach dem Wortlaut der Urkunde verordnete der König, daß ein Besitzstreit durch einen vor ihm von den streitenden Parteien zu Pferde ausgefochtenen Zweikampf ausgetragen werde. Diese Form des Gottesurteils ist natürlich für die Zeit des Rittertums charakteristisch, und seine Voraussetzung ist das Geübtsein der Parteien im ritterlichen Turnier. Diese Voraussetzung war aber für den König eine Selbstverständlichkeit.

Und endlich besitzen wir noch ein wichtiges mittelbares Zeugnis für das Vorhandensein des Turnierwesens um 1200 in Ungarn. Beim Turnier pflegten nämlich die Ritter bestimmte Abzeichen — Wappen und Helmbusch — zu tragen, damit man sie erkennen könne. Und die Wappen von sechs vornehmen Rittergeschlechtern sind uns auf Siegelringen schon aus der Zeit vor dem Mongolensturm bekannt. Diese sind die Geschlechter: *Csák* (1217), *Miskóc* (1222), *Keán* (1224), *Hahót*, *Guthkeled* und *Rátót* [2]). Hinzukommt noch das Wappen der Arpaden, das uns aus der Zeit um die Mitte des 12. Jh.s bekannt ist. Und es wird bestimmt nicht Zufall sein, daß das Wort für Wappen und Helmbusch im Ungarischen aus dem Deutschen stammt (crista vulgo *Cymer* 1326), gleich dem Worte *tornér* „Turnier". Wenn die ritterlichen Turniere erst unter den Anjoukönigen aufgekommen wären, so würden wir zur Bezeichnung dieser Begriffe im Ung. Wörter italienischer oder französischer und nicht deutscher Herkunft antreffen.

Als charakteristischste Merkmale der ritterlichen Lebensführung sollen nach Mályusz die Burgen gelten. Und obgleich nach ihm der Geist des Rittertums Ungarn vor dem 14. Jh. fast unberührt gelassen habe, muß er doch anerkennen, daß Burgen in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s in Ungarn massenweise erbaut wurden. Er will diese Entwicklung in erster Linie seelischen Motiven zuschreiben; darin käme nach ihm das Verlangen der Wohlhabenderen nach einer gehobeneren Lebensführung mit Hofhaltung zum Ausdruck. Daß diese geistesgeschichtliche Motivierung des Burgenbaus seiner Grundauffassung widerspricht, scheint er nicht bemerkt zu haben.

Ritterburgen gab es aber — erklärt Mályusz — vor dem Mongolensturm in Ungarn keine. Das ist jedoch wiederum ein Irrtum. Denn Privatburgen scheinen um 1200 schon gar nicht etwas Außerordentliches gewesen zu sein, so daß der Anonymus die Errichtung von sechs Privatburgen

[1]) Vgl. Wertner, Mór: *Az Árpádok családi története.* 1892, 497.
[2]) Vgl. Csoma, Jozsef: *Magyar nemetségi címerek.* 1904.

(castrum) unbedenklich in die Landnahmezeit zurückverlegte. Diese sind: *Pota* (Pata), *Vrsuur* (Örsur), *Hymusuduor*, *Curzan*, *Sak* (Csákvár) und *Zecuseu* (Szekcső). Von diesen bezeichnet er das in der Gegend von Sárospatak gelegene *Hymusuduor* ausdrücklich als eine Erdburg (castrum terreum), die übrigen werden also wohl nicht Erdburgen gewesen sein. Zwei von diesen Privatburgen haben den Mongolensturm bestimmt überstanden, und zwar Csákvár und Szekcső. Csákvár im Kom. Fejér wurde um die Mitte des 12. Jh.s von jenem Csák erbaut, dessen Tochter oder Enkelin vermutlich mit dem uns schon wohlbekannten Banus Buzád vermählt wurde. Die Burg Csákvár ist aber schon um 1282 zerstört worden (vgl. Karácsonyi a. a. O. 1, 290). Und Szekcső im Kom. Baranya wird auch noch 1295 und auch später in den Urkunden als castrum bezeichnet (vgl. Csánki 2, 459). — Die nächste Ritterburg, die als solche schon in einer Urkunde aus der Zeit vor dem Mongolensturm erwähnt wird, ist Győrvár im Kom. Eisenburg. Diese Burg ist nämlich von einem deutschen Ritter namens Jorg erbaut worden, der der Sohn jenes Albrecht oder Gottfried gewesen sein mag, die — wie wir schon wissen — 1156 mit mehreren Gütern in den Komitaten Eisenburg und Ödenburg belehnt wurden. Das alles wissen wir aus dem Testament des uns gleichfalls schon bekannten Ritters Iwan von 1206—18 (Sopronm. Oklt. 1, 6), wo nämlich der Name eines Besitzes *Jorunburg* vorkommt. Weil der ung. ON *Győrvár* aus *Györgyvár* hervorgegangen ist (vgl. den FN *Győrffy* < *Györgyfi*) und die Familie des Ritters Iwan eben in jener Gegend begütert war, wo Győrvár liegt [1]), kann unter *Jorunburg* nur das heutige Győrvár verstanden werden. — In einem Aufsatz habe ich an anderer Stelle schon nachgewiesen, daß die Burg Kobersdorf-Kabold im Kom. Ödenburg (heute im Burgenland) von einem Mitglied des Geschlechtes Szák zwischen 1222 und 1229 erbaut wurde [2]). Alte Ritterburgen sind in Westungarn noch Lockenhaus (vgl. *Leuka wara* „L.-s Burg" 1256), Güns (castrum *Kuszugh* 1248) und, wie wir gesehen haben, auch Purbach usw. Das alles sind aber — was ich betonen will — nur Zufallsbeispiele, die ich nur meinen auf Westungarn bezüglichen siedlungsgeschichtlichen und ortsnamenkundlichen Forschungen verdanke.

---

[1]) Nach der Schenkungsurkunde von 1156 bekamen die Ritter Albrecht und Gottfried unter anderem zwei Dörfer und einen Wald in parochia Crocoyensi, worunter ein Teil des heutigen Komitates Eisenburg zu verstehen ist. Die Nachkommenschaft dieser Ritter benannte sich nach Gősfa im Kom. Eisenburg, das das Nachbardorf von Győrvár ist, somit kann das in der Schenkungsurkunde nicht benannte zweite Dorf nur das mit *Jorunburg* identifizierbare *Győrvár* gewesen sein, das zuerst in einer Urkunde von 1334 als *Gewrguar* erwähnt wird (Csánki 2, 753). Der Beleg terra *Geur* 1254 kann mit Csánki auf dieses Dorf nicht bezogen werden, denn aus *Győr* (*Geur*) wäre nie *György* (*Gewrg*) geworden.

[2]) Szegedi Füz. II. (1935) 112—162.

Eine systematische Burgenforschung würde bestimmt noch bedeutend mehr Beispiele ans Licht fördern können.

Ritterburgen hat es also in Ungarn auch schon vor dem Mongolensturm gegeben. Und eben durch die Erfahrung, daß die Mongolen mit Burgen nicht so leicht fertig werden konnten, wurde der Burgenbau nach dem Abzug der Mongolen gefördert, wie das auch in einer Urkunde Bélas IV. von 1260 zu lesen ist (Wenzel 2, 320), da man ja ihre Rückkehr befürchten mußte. Praktische und nicht die von Mályusz angesetzten seelischen Motive waren also in dieser Hinsicht ausschlaggebend.

Nach Mályusz soll in Ungarn vor dem 14. Jh. auch der Ehrbegriff gefehlt haben, um einen „makellosen Namen" habe sich noch niemand gekümmert. Warum? Weil das Vorhandensein eines Ehrengerichtes (curia militaris) am königlichen Hofe erst für den Anfang des 14. Jh.s urkundlich nachgewiesen werden kann. Also wiederum dieses minderwertige positivistische Beweismittel des argumentum ex silentio. Mályusz hat aber diesmal vergessen, daß der Ehrbegriff schon längst vorhanden gewesen sein muß, als auch schon die Organisierung eines Ehrengerichtes zur Notwendigkeit wurde. Das Vorhandensein des ritterlichen Ehrbegriffes in der Arpadenzeit kann uns schon das Aufkommen von Personennamen wie Roland und Oliver bezeugen, denn beide galten ja für Urbilder der Ritterehre. — In einer Rede, die der Anonymus (cap. 39) vor einer Schlacht von Arpad halten läßt, wird schon auf das bonum nomen der Ritter (milites) Bezug genommen. Und wenn nur Urkundenstellen für Mályusz eine Beweiskraft haben, so kann ich in dieser Ehrenfrage auch damit dienen. Nach einer Schenkungsurkunde Bélas IV. von 1264 habe ein comes Laurenz als Vorkämpfer der Ehre des Königs und des Landes während des mährischen Feldzuges einen tschechischen Ritter, der ihn zu einem Zweikampfe herausgefordert hatte, vom Pferde geworfen (Fejér IV/3, 196). [Und nach Mályusz soll das Turnierwesen in Ungarn erst im 14. Jh. aufgekommen sein!] Der herausfordernde tschechische Ritter muß also die Ritterehre bei den Ungarn — im Gegensatz zu Mályusz — vorausgesetzt haben, sonst hätte er ja im Falle einer für den Herausgeforderten ungünstigen Wendung des Kampfes einen unritterlichen Überfall von seiten der Ungarn befürchten müssen, der Zweikampf hätte also ohne diese Voraussetzung gar nicht zustandekommen können. — Das argumentum ex silentio taugt also auch in dieser Frage nichts. Das ganze Geheimnis der geistesgeschichtlichen Methode, wie sie nämlich von Mályusz gehandhabt wird, scheint das zu sein, daß von Tatsachen, die einer mit Hilfe der Intuition gewonnenen Theorie widersprechen, einfach keine Kenntnis genommen wird.

Das Rittertum als Gesellschaftsschicht verdankt ihren Ursprung eigentlich einer Umwälzung in der Kriegstechnik, derzufolge nämlich die Kern- und Elitetruppe der Armeen von gepanzerten Reisigen gebildet

wurde. In Ungarn beginnt diese Entwicklung in der ersten Hälfte des 12. Jh.s. Aus der Beschreibung Ottos von Freising kennen wir die Zustände in Ungarn unter Géza II. (1141—60). „Fast alle Ungarn — schreibt der aus politischen Gründen ungarnfeindlich eingestellte Otto von Freising — sind häßlich und schreiten in häßlichen Waffen einher, soweit sie nicht bereits von den Gästen, die wir jetzt Söldner nennen, erzogen sind oder gar von ihnen abstammen, und so ein gewisses nicht angeborenes, sondern äußerlich angeklebtes ritterliches Wesen zur Schau tragen und unsere principes und Gäste durch Kampfesübung und Glanz der Waffen nachzuahmen suchen". Die ungarischen Vornehmen hatten also um die Mitte des 12. Jh.s das ritterliche Wesen schon angenommen, obgleich das nach der böswilligen Bemerkung des Bischofs nur Firnis gewesen sein soll. Die „häßlichen" Waffen sind aber nach dem Beispiele der Vornehmen in Ungarn sehr bald verschwunden [1]). In dem Krieg gegen die Griechen im Jahre 1167 bestand schon das ganze ungarische Heer aus schwerbewaffneten Reisigen, die Schwerfälligkeit dieses Heeres rief sogar den Spott der griechischen Strategen hervor [2]). Und dieses glänzende Ritterheer, dessen Schwerfälligkeit auch die Verachtung der Mongolenführer erregt hatte, wurde dann auf dem Schlachtfelde von Mohi durch die Mongolen fast gänzlich vernichtet.

Aus der Schilderung der ungarischen Zustände durch Otto von Freising ergibt sich, daß das Ritterwesen nach Ungarn in erster Linie durch die aus ausländischen Rittern bestehende Leibgarde der Könige verpflanzt wurde. Diese Leibgarde muß eine ganz ansehnliche militärische Truppe gewesen sein, da die Könige einigemal gezwungen waren, nur auf ihre Leibgarde sich stützend Kriege auch außerhalb der Grenzen des Landes zu führen. Auch geht aus dem Bericht Ottos von Freising hervor, daß sich manche von den Nachkommen der ausländischen Gäste in der königlichen Leibgarde um die Mitte des 12. Jh.s schon magyarisiert haben.

---

[1]) Bestimmte Völkerschaften in Ungarn, wie Slawen, Walachen, Petschenegen und Sekler, die in der ungarischen Armee des Mittelalters als Hilfstruppen verwendet wurden, werden in den Chroniken der Arpadenzeit verächtlich als vilissimi bezeichnet, wahrscheinlich deswegen, weil sie nicht ritterlich bewaffnet waren. — Die Besitzer von größeren Territorien verpflichteten schon in der Arpadenzeit ihre Dienstleute und Vasallen zum Tragen von ritterlichen Waffen. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist eine Urkunde von 1270 des comes Laurenz aus dem Geschlecht Aba (Fejér V/1, 81). Er schenkte nach dieser Urk. als Besitzer des ehemaligen Komitates Lutzmannsburg, d. h. der Herrschaft Landsee-Neckenmarkt im Kom. Ödenburg, seinen Vasallen, den jobbagiones castri von Neutal vier aratra Land mit der Verpflichtung, daß sie und ihre Nachkommen ihn und seine Nachkommen in ritterlichen Waffen (in armis decentibus) in den Krieg und an den Hof des Königs begleiten werden, so oft das von ihnen verlangt wird.

[2]) Vgl. Schünemann, K.: *Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jh.* 1923, 128.

Für das Eindringen des ritterlichen Wesens nach Ungarn waren außerdem noch die ehelichen Verbindungen der Arpaden seit dem 12. Jh. mit romanischen [1]) und deutschen [2]) Fürstenhöfen von besonders großer Bedeutung. Das Gefolge der nach Ungarn verheirateten fremden Fürstentöchter bildeten nämlich Ritter, von denen sich manche reich belehnt in Ungarn niederließen und auf diese Weise zu Begründern berühmter ungarischer Rittergeschlechter wurden. Aber auch in der Begleitung ungarischer, nach dem Auslande verheirateter Prinzessinnen konnten ungarische Vornehmen das höfische Leben im Ausland kennenlernen. In dieser Hinsicht können wir die ehelichen Verbindungen der Arpaden mit den Babenbergern noch besonders hervorheben, da zwischen beiden Dynastien trotz vorübergehender Zerwürfnisse immer eng verwandtschaftliche Beziehungen bestanden, wofür schon der Umstand bezeichnend ist, daß Arpadenherzöge öfter am Hof der Babenberger nach Niederwerfung ihrer Empörung eine Zufluchtstätte fanden [3]).

[1]) Diese sind die folgenden: 1. König Koloman (1095—1114): Buzilla, Tochter des Grafen Roger von Sizilien. — 2. Maria, Tochter Ladislaus II.: (1165) Nikolaus Michieli, Graf von Arbe. — 3. Béla III. (1173—94): (1168) Agnes, Tochter Reinholds von Chatillon sur Marne (1184). — 4. Béla III.: (1186) Margarethe, Tochter des franz. Königs Louis VI. — 5. König Heinrich (1194—1204): (1198) Konstancia, Tochter des Königs Alfonz II. von Aragon. — 6. Margarethe, Tochter Bélas III.: Bonifaz, Markgraf von Montferrat. — 7. Margarethe, Tochter Bélas III.: Nikolaus, Burggraf von St. Omer. — 8. Andreas II. (1205—1235): (1215) Jolante, Tochter des lat.-byzant. Kaisers, Peter II. von Courtenay. — 9. Andreas II. (dritte Ehe): (1234) Beatrix von Este. — 10. Jolante, Tochter Andreas II.: (1235) Jakob I., König von Aragon. — 11. Maria, Tochter Stephans IV.: (1269) Karl, Herzog (und König) von Neapel aus dem Hause Capet-Anjou. — 12. Ladislaus IV. (1272—90): Isabella, Tochter Karls I. von Neapel.

[2]) 1. Stephan II. (1114—1131): Adelhaid von Stefling, Tochter des Regensburger Burggrafen Heinrich II. — 2. Hedwig, Tochter des Herzogs Almos: (1132 bis 1137) Markgraf Adalbert, Sohn Leopolds III. von Österreich. — 3. Stephan III. (1161 bis 1173): Agnes, Tochter des Herzogs Heinrich II. von Österreich. — 4. Helena, Tochter des Königs Géza II.: (1174) Leopold V., Herzog von Österreich. — 5. Andreas II. (zweite Ehe): (1203—1214) Gertrud von Andechs-Meran. — 6. Elisabeth, Tochter Andreas II.: (1212) Ludwig IV., Markgraf von Thüringen. — 7. Elisabeth, Tochter Bélas IV.: (1271) Heinrich, Herzog von Niederbayern. — 8. Herzog Béla, Sohn Bélas IV.: (1264) Kunigunde, Tochter des Markgrafen Otto II. von Brandenburg. — 9. Andreas III.: (1296) Agnes, Tochter des Herzogs Albrecht I. von Österreich. — Hinzukommen noch die ehelichen Verbindungen der Arpaden mit den tschechischen Přemysliden; — 10. Elisabeth, Tochter Gézas II.: Friedrich, Herzog von Böhmen (1189). — 11. Odola, Tochter Gézas II.: (1164) Herzog Svatopluk von Böhmen. — 12. Konstancia, Tochter Bélas III.: 1189 verlobt mit dem Herzog Friedrich von Schwaben, dem Sohn des Kaisers Friedrich I., nach dessen Tode 1199 vermählt mit Ottokar I., König von Böhmen. — 13. Elisabeth, Tochter Stephans IV.: Zaviš von Rosenberg (1290).

[3]) Zuerst floh der Herzog Géza-Guithard vor dem Zorne seines Bruders, des Königs Béla III., zu seinem Schwager, dem Markgrafen Leopold V. von Österreich.

Aus der Geschichte der deutschen Literatur im Mittelalter ist uns bekannt, daß Eilhart von Oberge höchstwahrscheinlich von der französischen Gattin Heinrichs des Löwen, seines Dienstherrn, zu der Übersetzung des Tristanromans veranlaßt wurde. Auch wissen wir, daß das deutsche Rolandslied seine Entstehung einer Reise Heinrichs des Stolzen von Bayern und seiner Gemahlin nach Frankreich verdankt. Es darf daher angenommen werden, daß die eine oder die andere von jenen höfisch gefärbten epischen Dichtungen, deren Vorhandensein wir aus Personennamen und Überbleibseln erschlossen haben, auch in Ungarn auf eine ähnliche Weise entstanden sein mag. Denken wir z. B. nur an das von uns schon erwähnte literarische Interesse der Andechser; aber auch der durch ein Preislied bezeugte Besuch des französischen Minnesängers Peire Vidal an dem Hof des Königs Heinrich von Ungarn gehört in diesen Zusammenhang.

In dieser Hinsicht ist ein Umstand noch besonders beachtenswert. Alle ritterlichen Personennamen literarischen Ursprungs sind nämlich in Ungarn noch vor dem Mongolensturm von 1242 aufgekommen, und nach dieser Zeit kein einziger. Das ließe sich kaum nur damit erklären, daß die ganze ungarische Ritterschaft, d. h. die für die ritterliche Kultur empfängliche Gesellschaftsschicht, auf dem Schlachtfelde von Mohi zugrundegegangen wäre. Das war nicht der Fall; denn die ungarische Ritterschaft wurde von den Mongolen doch nicht vollkommen vernichtet, wenn auch viele Mitglieder der Rittergeschlechter während des Mongolensturmes getötet wurden. Der königliche Hof hat sich jedoch nach 1242 schon wesentlich verändert; als fast einzige zuverlässige militärische Stütze blieben nämlich dem König nur noch die Kumanen, mit deren Hilfe dem ungarischen König gelang, unmittelbar nach dem Mongolensturm die Macht der raublustigen Babenberger zu brechen. Um die Gunst der Kumanen zu gewinnen, war Béla IV. gezwungen, seinem Sohn Stephan, dem Thronerben, quandam Cumanam, wie er sich in seinem Brief an den Papst fühlbar verächtlich ausdrückt, zur Frau zu geben. Natürlich waren die Hauptstützen der Macht auch Stephans V. die Kumanen, sein Sohn Ladislaus IV. bekam schon sogar den Beinamen: „der Kumane". Auf diese Weise ist also aus dem ungarischen Ritterkönig der vormongolischen Zeit wiederum gewissermaßen ein König von Nomaden geworden, an dessen Hof für die Dichtungen der westlich-ritterlichen Kultur kein Interesse vorhanden gewesen sein konnte. Die äußerlichen Formen des Rittertums verschwanden zwar in den alten Rittergeschlechtern auch nach dem Mongolensturm nicht. — Ritterburgen

---

Dessen Sohn, der Herzog Leopold VI. von Österreich, bot dann dem Herzog Andreas eine Zufluchtsstätte, als er 1119 nach Niederwerfung seiner Empörung gegen seinen Bruder, den König Heinrich, fliehen mußte. Aber schon 1223 finden wir den Herzog Béla, den Sohn des Königs Andreas II., nach einem Zerwürfnis mit seinem Vater am Hofe Leopolds VI.

wurden ja, wie schon bemerkt, geradezu massenweise erbaut; weil aber die ungarischen Burgherren keine Beziehungen zum Auslande hatten, wie in der vorhergehenden Epoche der königliche Hof, konnten die dichterischen Erzeugnisse des Rittertums nicht mehr nach Ungarn kommen, folglich wurden auch keine literarischen Namen mehr übernommen.

Jedermann, der unvoreingenommen und unbekümmert um geistesgeschichtliche Theorien an die Quellen herantritt, wird diesen betreffs der kulturellen Verhältnisse in Ungarn um 1200 kein wesentlich von unserer Darstellung abweichendes Bild abgewinnen. In Umrissen finden sich die Züge dieses Bildes auch schon in K. Schünemanns *Geschichte der Deutschen bis zum 12. Jh.* vorgezeichnet, indem auch er der Auffassung Ausdruck gibt, daß die deutschen Ritter nicht nur die Lehrmeister der Ungarn im Kriegshandwerk des Westens waren, sondern daß sie „auch eine Übertragung des höfischen Lebens von dort nach Ungarn bewirkten" (S. 130). Mit einem Teil des einschlägigen Quellenmaterials wurde ich während meiner vor allem auf Westungarn bezüglichen ortsnamenkundlichen und siedlungsgeschichtlichen Studien bekannt, die auch mein Interesse für die in den Urkunden vorkommenden literarischen Namen weckten. Und so konnte ich gleich erkennen, daß die Ausführungen von Mályusz bezüglich der Anfänge des Ritterwesens in Ungarn nur eine luftige Theorie sind. Nachdem ich meine Ausführungen schriftlich im wesentlichen schon niedergelegt hatte, konnte ich mit Genugtuung feststellen, daß L. Erdélyi, einer der besten Kenner des Mittelalters in Ungarn, in seiner neuesten ungarischen Geschichte (*Magyar történelem* 1936) eine Auffassung vertritt, die der meinigen schon ganz nahe steht. Einige von seinen Hinweisen konnte ich auch für meine Darstellung noch verwerten.

4.

Was die Ursprache jener Dichtungen ritterlichen Charakters war, die in Ungarn um 1200 bekannt wurden, läßt sich natürlich, da wir uns nur auf die Namensformen stützen können, nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Französische, deutsche und lateinische Urtexte können in Frage kommen (wir sollen nämlich nicht vergessen, daß auch der Pfaffe Konrad das Rolandslied aus dem französischen zuerst ins Lateinische übertrug).

Es gibt aber auch andere von dem Geiste des Rittertums nicht unberührt gebliebene epische Stoffe, die noch während des Mittelalters in Ungarn bekannt wurden, deren Herkunft aber für uns nicht problematisch sein kann. Es ist die deutsche Heldendichtung. Daß die deutsche Heldensage auch schon dem anonymen Notar nicht ganz unbekannt war, ergibt sich schon daraus, daß er die alte deutsche Bezeichnung Altofens als *Ezelburg* (*Ecilburgu*) ganz richtig mit *civitas Athile regis* (cap. 46) latinisierte. Ohne die Bekanntschaft mit der deutschen Sage wäre auch dem Kézai

kaum eingefallen, eine Hunnenchronik als ungarische Urgeschichte zu schreiben und in dieser Theoderich den Großen als Zeitgenossen Attilas auszugeben; bekanntlich hat auch der Pfaffe Konrad, der Verfasser der Kaiserchronik, gut gewußt, daß diese Einstellung in der deutschen Sage ein großer Anachronismus ist. Aber auch noch in der Chronik Thuróczis aus dem 15. Jh. macht sich eine Kenntnis der späteren märchenhaften Dietrichfabeln bemerkbar[1]). Daß die Dietrichsage auch in Ungarn in dichterischer Form gelebt hat, bezeugt uns noch für das 16. Jh. unzweideutig der Humanist Oláh („in cantionibus more graeco historiam continentibus").

Da wir in diesem Falle das Eindringen deutscher epischer Stoffe nach Ungarn auf eine andere Weise unmittelbar feststellen konnten, so kann uns dieser Umstand gewissermaßen als Gegenprobe zu unseren auf mittelbaren Beweisen beruhenden Forschungsergebnissen dienen. Denn auch diesmal wäre uns die indirekte Beweisführung möglich gewesen, d. h. auch diesmal hätten wir auf die Bekanntschaft mit der Dietrichsage aus bestimmten in Ungarn gebräuchlichen Personennamen schließen können.

Daß die Dietrichsage in Ungarn schon im 12. Jh. bekannt gewesen sein dürfte, ergibt sich schon daraus, daß es schon 1217 in Kom. Szilágy eine villa *Detreh* (das heutige *Detrehem*) gegeben hat (vgl. Reg. Varad.). Als PN erscheint *Detre(h)* zuerst 1171 (der Namensträger ist ein liber), dann wird 1188 ein Würdenträger des königlichen Hofes als *Detrizus* für *Detricus* angeführt[2]). Während der Arpadenzeit kommt dann dieser Name bei einer ganzen Reihe von ungarischen adeligen Geschlechtern vor[3]).

Derjenige, von dem die deutsche Dietrichsage in Ungarn eingeführt wurde, wird wohl kein Ungebildeter gewesen sein; denn er wußte, daß der hunnische König Etzel in der deutschen Dietrichsage dem historischen Attila entspricht, und so ist in Ungarn als Name des Hunnenkönigs die gelehrte Form aufgekommen. Vielleicht ist die erste ungarische Bearbeitung der Dietrichsage auf Grund einer lateinischen Übersetzung entstanden, ähnlich wie das auch bei dem deutschen Rolandslied der Fall war. Eine villa *Atila* wird schon in der Stiftungsurkunde der Graner Abtei von 1138/1329 erwähnt (vgl. Knauz I. 90), vielleicht ist aber dieser Name anderen Ursprungs (vgl. den ON *Atala*); dann kommt im Reg. Var. ein Grundbesitzer namens *Athila* vor. Die spätere Form des Namens ist *Etele*. Der Name *Atila* > *Etele* war aber als PN nicht besonders gebräuchlich: bei den adeligen Geschlechtern kommt er nur einmal vor, und zwar in dem Kartal-Geschlecht am Anfang des 14. Jh.s (vgl. Karácsonyi 2, 306)[4]).

[1]) Vgl. hierüber meine Ausführungen: UJb. V. 257.

[2]) Vgl. Szentpétery, Regesta I. 47. — Wenzel 1, 67.

[3]) Diese sind nach dem angeführten Werke Karácsonyis die Geschlechter: Agha, Akos, Apocz, Baksa, Bicske, Borics, Divék, Gutkeled, Csabi.

[4]) Dieser Umstand allein könnte uns schon bezeugen, daß es eine autochthone ungarische Hunnensage nicht gegeben hat. — Schon von dem Anonymus wird zwar

Außer dem Namen *Dietrich* > *Detre(h)* kann noch ein um 1200 in Ungarn gebräuchlicher PN mit der deutschen Heldensage in Zusammenhang gebracht werden. Dieser ist *Heym* > *Hém* (*Heem*) > *Him* oder latinisiert *Heimo*. So hieß schon 1222 ein Kanzler, der wahrscheinlich mit dem Waitzner Bischof *Heymo, Hemo* von 1244 usw. identisch ist. Der Name *Heym*, Heem kommt in der Arpadenzeit auch in ungarischen adeligen Geschlechtern vor, so in den Geschlechtern: Ajtony, Hunt-Pázmány, Nádasd und Szalók (vgl. Karácsonyi a. a. O.).

Heime gehört bekanntlich zu den bedeutendsten Helden Dietrichs, dem nach dem Vorbilde des französischen, nur aus einem lateinischen Exzerpt bekannten Moniage Ogier, ein Klosterleben angedichtet wurde, das uns aber nur aus dem Bericht der Thidrekssage bekannt ist und welches Gedicht vielleicht den Schlußteil des verlorenen großen Dietrichepos bildete [1]). Daß die Erzählung von dem Mönchsleben eines Helden im Mittelalter durch deutsche Vermittlung auch in Ungarn bekannt wurde, habe ich hier in meinem Aufsatz *Deutsche Spielmannsstoffe in Ungarn* schon nachgewiesen und ausgeführt, daß die ungarische Toldi-Sage, wie sie uns aus einem gereimten Volksbuch des 16. Jh.s und aus Überbleibseln im Munde des Volkes bekannt ist, auch solche Elemente enthält, die nur in den deutschen Heldenmöncherzählungen Parallelen haben, zugleich aber auch festgestellt: „Was zwischen den französischen, deutschen und ungarischen (Moniage-)Erzählungen übereinstimmt, ist nicht viel mehr, als was der Bericht des Chronisten Neccam über das Klosterleben Ogiers enthält" (UJb. 5, 280). Der Grund dieser Übereinstimmung ist nach den Forschungen Brestowskys [2]) nicht schwer zu bezeichnen: das Urbild aller Moniage-Erzählungen war eben jenes französische Moniage Ogier, das uns nur aus dem Exzerpt des Neccam bekannt ist. In meinem ersten Aufsatz ließ ich die Frage noch offen, ob die mit der Dietrichsage nach Ungarn gekommene Geschichte des Heldenmönches hier erst nach einem selbständigen Leben auf Toldi übertragen wurde oder ob sie sogleich an die Gestalt Toldis geknüpft wurde. Da wir aber jetzt festgestellt haben, daß der Name des

---

Attila für den Urahnen der Arpaden ausgegeben; in der Kanzlei Bélas IV. wußte man jedoch nichts von dieser Abstammung der Arpaden, denn in einem an den Papst gerichteten Brief werden die Mongolen mit den Hunnen und Attila verglichen (vgl. UJb. 5, 262). Die Arpaden kannten zwar sehr gut die Geschichte ihrer Dynastie in der heidnischen Periode, da bei ihnen die Namen der bedeutendsten Persönlichkeiten aus dieser Zeit, wie *Álmos, Árpad, Géza*, als Personennamen auch in der christlichen Periode öfter vorkommen. Einen Arpadenkönig oder -herzog mit dem Namen *Attila* hat es aber nicht gegeben; es ist also auch schon deswegen nicht wahrscheinlich, daß die Arpaden in Attila ihren Ahnherren verehrt haben sollen, wie das angenommen wurde.

[1]) Vgl. H. Schneider: *Germanische Heldensage* I. 1928, 322.

[2]) Brestowsky: *Der Rosengarten zu Worms*, 1928.

Sagenhelden Heime im Mittelalter in Ungarn mit dem Namen Dietrich als Personenname gebräuchlich war, kann nur die erste Möglichkeit in Frage kommen.

Die Gestalt des Heldenmönches Ilsan wurde nach den Ausführungen Brestowskys durch den Dichter des Großen Rosengarten nach dem Muster des Heimeliedes geschaffen; jene Züge, die Toldi mit Ilsan gemeinsam hat, werden also auch dem deutschen Heimelied angehört haben, wenn sie auch in der Erzählung der Thidrekssaga über Heime nicht überliefert sind. Meine frühere auf Grund der Untersuchung eines epischen Stoffes gefaßte Ansicht hat also diesmal in dem Vorkommen eines auf Grund dieser Theorie zu erwartenden Personennamens ihre Bestätigung gefunden. Dieser Umstand erhärtet natürlich auch die Richtigkeit unserer aus dem Vorkommen von literarischen Namen gewonnenen Erkenntnisse.

In dem ungarischen gereimten Volksbuch aus dem 16. Jh. über die Taten des Nikolaus Toldi haben wir ein Überbleibsel aus dem altungarischen Tristanroman schon entdecken können. Somit scheint die Toldisage des Volksbuches und der Volksüberlieferung gewissermaßen ein Sammelbecken der epischen Überreste der verschollenen Literaturwerke aus der Periode der ungarischen höfisch-ritterlichen Dichtung um 1200 zu sein. Das war natürlich nur bei mündlicher Überlieferung möglich, was so viel bedeutet, daß sich auch die ungarischen Spielleute der höfisch-epischen Stoffe des Mittelalters bemächtigt haben müssen.

Daß deutsche Heldensage, bzw. deutsche Heldendichtung im Mittelalter auch bei den Ungarn Verbreitung fand, kann nach dem Vorgebrachten nicht zweifelhaft sein. Als Vermittler wurden von mir die deutschen Spielleute bezeichnet, deren Wirksamkeit in Ungarn auch durch bestimmte, auf sie bezügliche Lehnwörter der ung. Sprache bezeugt wird. — Nach Mályusz soll aber Hans Naumann durch seine Ausführungen über den „romantischen" Spielmannbegriff [1]) meiner Theorie über Entstehung der ung. Toldisage ungewollt den Boden gänzlich entzogen haben, da es ja diesen Ausführungen zufolge eine Spielmannsdichtung gar nicht gegeben haben soll. Und so seien meine Ausführungen über die Toldisage nur charakteristische Produkte aus einer Periode der ungarischen Wissenschaft, in der es geradezu Mode war, alle Erscheinungen des ungarischen Geisteslebens aus deutschem Kultureinfluß zu erklären: im Jahre 1914 und 1925. Mályusz scheint jedoch vergessen zu haben, daß die westlichen Nachbarn der Ungarn auch im Mittelalter nicht die Franzosen, sondern die Deutschen waren, von welchem Volk Ungarn auch im Mittelalter durch keine chinesische Mauer getrennt war [2]), und daß die Zahl der Deutschen unter den

[1]) S. Vjs. II. 777 und Merker-Stammler III. 253 unter „Spielmannsdichtung".

[2]) Bezeichnend in dieser Hinsicht sind auch die Worte des österreichischen Satirikers Seifried Helbling in seiner zwischen 1282 und 1300 entstandenen zweiten Satire:

MTAKADÉMIA KÖNYVTÁRA

verschiedenartigsten aus dem Westen stammenden „Gästen" in Ungarn auch schon im Mittelalter bei weitem die größte war. Und so ist für ihn zu befürchten, daß die „Mode" der Erforschung der deutsch-ungarischen Beziehungen auch mit meinen Untersuchungen nicht ganz verschwinden wird. Denn es wäre eine große Illusion zu glauben, daß auf diesem Gebiet alles schon erforscht sei. Somit ist eher die Beschuldigung von Mályusz als Ausfluß einer Mode in den ungarischen Geisteswissenschaften zu bezeichnen, nämlich als der einer modernen Gallomanie in Ungarn [1]). Und weil auch Mályusz von dieser Mode erfaßt wurde, läßt sich verstehen, warum er sich in einem Übereifer zu dem unlogischen Schluß verleiten ließ, daß meine Toldi-Theorie durch die Ausführungen Naumanns über den Haufen gestürzt wurde. Denn es ist ja ganz klar, daß Herkunft und Vermittlung eines epischen Stoffes zwei ganz verschiedene Dinge sind, d. h. mit anderen Worten, daß jene Bestandteile der Toldisage auch dann noch deutschen Ursprungs sein können, wenn sie eventuell nicht durch die Vermittlung der Spielleute nach Ungarn gekommen wären, wie es von mir angenommen wurde. Es mag dieser Stoff meinetwegen durch Kleriker vermittelt worden sein, wenn schon Mályusz im Anschluß an Naumann durchaus haben will, daß sich nur die Kleriker vor den Rittern dichterisch betätigt haben sollen. Oder können nur französische Kleriker in Betracht kommen? Solle z. B. die deutsche Dietrichsage durch sie den Ungarn vermittelt worden sein?

Noch einen Umstand hat aber Mályusz in seinem Eifer in den Ausführungen Naumanns übersehen. Naumann leugnet nämlich nur die dichterische Betätigung der Spielleute, nicht aber, daß von ihnen epische Stoffe in Süddeutschland vorgetragen wurden. Und darum kann man aber

---

„Ob ich sî ze Sahsen,
Ze Beheim od in Ungerlant,
Daz ist mir noch unbekannt.
Ze Wienne get ez allez in."

Wenn also die ungarische Mode im Mittelalter auch in Wien Eingang fand, so wird man hieraus vielleicht doch nicht schließen dürfen, daß Ungarn einem deutschen Kultureinfluß von Österreich aus im Mittelalter verschlossen blieb.

[1]) Es soll zwar nicht geleugnet werden, daß Ungarn auch schon im Mittelalter von der unmittelbaren Einwirkung der französischen Kultur nicht ganz unberührt blieb. Aber dieser französische Kultureinfluß ist im Vergleich zu dem deutschen in Wirklichkeit fast nur als eine quantité négligeable zu bezeichnen. Die bisherigen Ergebnisse der Forschung auf diesem Gebiet scheinen nämlich meist auf Irrtümern zu beruhen; so habe ich schon nachgewiesen, daß die altungarischen Schreibgewohnheiten nicht altfranzösischen — wie von Melich angenommen wurde — sondern im wesentlichen deutschen und zum Teil auch italienischen Ursprungs sind (Népünk és Nyelvünk 7, 1); weiter habe ich noch den Nachweis erbracht, daß jene Lehnwörter, die G. Bárczi aus dem Altprovençalischen herleiten wollte, im Ungarischen nicht gallischen Ursprungs sein können (Népünk és Nyelvünk 8, 133).

wiederum nicht einsehen, warum nicht eben Spielleute bestimmte epische Stoffe nach Ungarn vermittelt haben sollen, da ihre Anwesenheit in Ungarn auch durch Mályusz nicht in Abrede gestellt wird.

In Übertreibung der Ausführungen Naumanns hält Mályusz die Spielleute nur für ein rohes, ungebildetes Gesindel von Gauklern und Possenreißern. Naumann will natürlich das Bildungsniveau der Spielleute als möglichst niedrig hinstellen, und darum leugnet er energisch, daß ihre Schar durch vagierende Kleriker vermehrt worden sei. Nur kann man nicht verstehen, warum Vaganten und Kleriker in mittelalterlichen Quellen sehr oft in einem Atem genannt werden (z. B. 1244 und 1281 in Österreich). In dieser Hinsicht sind wir aber nicht nur auf Schlüsse angewiesen, denn Hugo von Trimberg sagt es ja unzweideutig geradezu heraus:

„Schirmaer, gîgaer, goukelaere siht man werden vil schuolaere,
die guotes vil ze schuol verzernt und sich mit loterfuore nernt"
(Renner 187a).

Darum muß eben der Klerikerbegriff Naumanns manches sehr Widerspruchsvolle in sich vereinigen, und eben deswegen dürfe man nach ihm den Klerikerbegriff nicht allzu eng fassen. Diese Forderung läßt sich aber sehr leicht umbiegen, daß nämlich auch der Spielmannsbegriff nicht allzu eng gefaßt werden solle. Und wenn wir das tun, so müssen wir bald erkennen, daß Naumanns Polemik im Grunde genommen nicht einem Begriff, sondern einer Benennung galt, welcher Begriff also doch nicht ganz die Erfindung der „Butzenscheibenromantik" des 19. Jh.s war [1]).

Und wenn schon von Naumann zugegeben wird, daß sich die deutschen Spielleute in Süddeutschland auch als Vortragskünstler betätigten, so kann nicht eingesehen werden, warum die geschickteren unter ihnen nicht fähig gewesen wären, fremde Stoffe für den mündlichen Vortrag, dessen Stil dem Buchstil doch nicht ganz entsprach, zu bearbeiten, da ja auch der Vortrag überlieferter Stoffe — bei Bewahrung des Gerippes der Erzählung — in vieler Hinsicht einer Neuschaffung gleichgekommen sein mag, wie das überall der Fall war, wo es noch in den letzten Jahrhunderten berufsmäßige Volkssänger gab (so z. B. bei den Serben und bei den Russen).

Nach Ungarn sind in erster Linie wohl Spielleute aus Österreich gekommen. Ihrer wird auch in einer Satire des schon genannten Seifried Helbling Erwähnung getan. Groß sei jetzt die Zahl der Sänger — klagt dieser Satiriker — aber

---

[1]) Diese Spöttelei muß Mályusz sehr gefallen haben, denn er verleiht mir wegen der Spielleute den Ehrentitel eines romantischen Positivisten (das Wort „Butzenscheibenromantik" läßt sich nicht gut ins Ungarische übersetzen), was doch contradictio in adjecto ist.

„Ir wort, ir don sint ze krank
wider der alten meister sanc,
daz man da bî vergizzet".

Besonders wegen ihrer Schmeichellieder zürnt er auf sie:

„So sint sie rehte wandelbaer.
Ich mein die lotersingaer,
die gent für der herren tisch.
Einen laeren arweizwisch
gaeb ich niht umb ir aller kunst."

Obgleich Helbling die lotersingaer tief verachtet, hält er sie, wie aus der angeführten Stelle deutlich hervorgeht, für die Verfasser der von ihnen vorgetragenen Gedichte. Ihre Bildungsstufe mag ja nicht besonders hoch gewesen sein, sie pflegten in ihren Lobliedern die Gepriesenen doch mit Fruote und Gamuret zu vergleichen, wie Helbling des weiteren berichtet. Er kann also auch bei diesen verachteten Spielleuten die Bekanntschaft mit dem Gudrunlied und mit Wolframs Parzival voraussetzen. So müssen wir also den niedrigen Bildungsgrad der Spielleute uns denken.

Es ließen sich den Ausführungen Naumanns gegenüber noch manche Einwendungen machen, wir wollen uns aber nur noch mit dem Hinweis begnügen, daß Naumann mit seinen auf die Spielleute des Mittelalters bezüglichen Anschauungen auch bei den besten Kennern der Literatur des Mittelalters keinen Anklang fand [1]).

Darum können auch wir an unserer früheren Auffassung festhalten, daß die Vermittlung der deutschen Heldensage nach Ungarn den deutschen Spielleuten zugeschrieben werden darf. Es fragt sich nur noch, ob den ungarischen Spielleuten eine dichterische Betätigung zugemutet werden kann. Auch in dieser Hinsicht sind wir nicht auf geistesgeschichtliche Spekulationen angewiesen, denn aus den joculator-Stellen des Anonymus ergibt sich ganz deutlich, daß er sie für die Verfasser der von ihnen gesungenen Lieder hält [2]). Und nur darum sollen wir das besser wissen

[1]) Nach Hermann Schneider habe er zu abfällig über den „romantischen Spielmannsbegriff" geurteilt (Hermann Schneider: *Germanische Heldensage* I. 37) und Andreas Heusler hält in der Ausgabe von 1929 seines klassischen Werkes über das Nibelungenlied trotz der Spötteleien Naumanns unentwegt daran fest, daß das Nibelungenlied die Schöpfung eines deutschen Spielmannes ist.

[2]) Die joculator-Stellen des Anonymus sind nach der Satzzählung in der Ausgabe von L. Juhász (Szeged, 1932) die folgenden;

1. „Et si tam nobilissima gens Hungarie primordia sue generationis et fortia queque facta ex falsis fabulis rusticorum uel a garrulo cantu ioculatorum quasi sompniando audiret, ualde indecorum et satis indecens est" (8).

2. „... nam uolebat Tuhutum per se nomen sibi et terram aquirere. Vt dicunt nostri ioculatores: Omnes loca sibi aquirebant et nomen bonum accipiebant" (214).

3. „Quorum etiam bella et fortia queque facta sua, si scriptis presentis pagine non uultis, credite garrulis cantibus ioculatorum et falsis fabulis rusticorum, qui fortia facta et bella Hungarorum usque in hodiernum diem obliuioni non tradunt" (324).

wollen als ein Zeitgenosse, weil nach einer geistesgeschichtlichen Theorie der Kleriker der einzige Dichtertyp vor und neben dem Ritter war? Der gute magister P. wird jedoch den garrulus cantus der Spielleute nur theoretisch verachtet haben, denn praktisch scheint auch er ihrem Gesang am Hofe Bélas III. mit Freuden gelauscht zu haben.

Wie stellt sich nun Mályusz, nachdem ihm gelang, sich „von den Fesseln verstorbener Gedanken" zu befreien, die Entstehung der Toldisage vor? Zum Verständnis seiner Theorie scheint mir aber notwendig zu sein, eine Bemerkung noch vorauszuschicken. Mályusz kennt die Theorie Bédiers betreffs der Entstehung der chanson de geste — wie er das selbst bemerkt (a. a. O. S. 131) — nur aus den Bezugnahmen auf sie in den Ausführungen Naumanns und so mißdeutet er sie, indem er glaubt, daß auch Bédier die Entstehung der chanson de geste ausschließlich den Klerikern zuschreibe, obgleich bei Bédier nur von einem Zusammenwirken von Mönchen und Jongleuren die Rede ist. Es ist aber fraglich, ob auch schon das nicht zu weitgehend ist. Olschki z. B. sieht darin nur den Ausdruck des französischen Chauvinismus, der darauf ausgeht, das vermeintliche germanische Moment des Ursprungs der chanson de geste auszuschließen[1]). Nach Mályusz sollen also französische Kleriker die chanson de geste verfaßt haben; aus Elementen dieser und einiger höfischer Epen habe dann wiederum ein französischer Kleriker einen lateinischen biographischen Roman geschrieben. Dieser sei dann in die Hände des Hofkaplans eines ungarischen Magnaten geraten, der dann bei Zuhilfenahme dieses angesetzten lateinischen Romans zur Zerstreuung seines Herrn einen lateinischen biographischen Roman über den historischen Nikolaus Toldi abgefaßt habe. Diesen lateinischen biographischen Roman soll dann ein anderer ungarischer Kleriker in ungarische Verse umgegossen haben usw. Herr Mályusz möge es mir, „dem romantischen Positivisten", nicht übel nehmen, daß ich ihm in diese metaphysische Regionen einer geistesgeschichtlichen Klerikomanie nicht zu folgen vermag.

Weil aber in diesen Ausführungen von der Kultur des Rittertums die Rede ist, so möchte ich eine Beschuldigung von Mályusz nicht unerwähnt lassen. Bezüglich des Rittertums des Mittelalters soll ich nämlich nach ihm in meiner Doktorarbeit von 1914 die Auffassung des Kleinbürgertums des 19. Jh.s, das die Ritter nur für rohe und ungebildete Raubritter hielt,

4. „Secundo autem die Arpad et omnes primates sui cum omnibus militibus Hungarie intrauerunt in ciuitatem Atthile regis... et facti sunt leti ultra, quam dici potest, eo, quod capere meruerunt sine bello ciuitatem Atthile regis... et epulabantur cum gaudio magno in palatio Attile regis collateraliter sedendo et omnes simphonias atque dulces sonores cythararum et fistularum cum omnibus cantibus ioculatorum habebant ante se" (361).

[1]) Olschki: *Romanische Literaturen des Mittelalters.* 1928, 33. (Handbuch der Literaturwissenschaft.)

vertreten haben, weil ich mir die Bemerkung erlaubte, daß die Felleisen der Kreuzfahrer bestimmt nicht mit epischen Motiven beladen waren, als sie in die Heimat zurückkehrten. Die Einfühlung hat aber auch diesmal schlecht funktioniert; Mályusz hat nämlich außer acht gelassen, daß ich als Germanist, dessen Spezialstudium eben das Mittelalter war, jene dichterischen Erzeugnisse des Rittertums, die er als Geistesgeschichtler wahrscheinlich nur dem Namen nach kennt, schon längst gelesen hatte, als sein Geist noch in der Schulbank mit den klassischen Autoren gemartert wurde. Darum kann ich als Erwiderung auf diese Beschuldigung nur die Worte eines alten Positivisten wiederholen: „Du ahnst wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist . . . . ."

6.

Zusammenfassend können wir also feststellen, daß die höfische Kultur des Westens in Ungarn schon im 12. Jh. Eingang fand. Sie wurde nach Ungarn in erster Linie durch die ausländischen und zwar vor allem deutschen Gäste am Hofe der Arpaden vermittelt, wie das auch schon von K. Schünemann ganz richtig vermutet wurde. In dieser Hinsicht müssen wir aber auch den ehelichen Verbindungen der Arpaden eine nicht geringe Bedeutung zuschreiben. Nicht nur die äußerlichen Formen des höfischen Lebens drangen nach Ungarn, sondern auch jene Ideale des Rittertums wurden hier aufgenommen, die eigentlich auch in den Lebensformen zum Ausdruck kamen, wie das am besten durch den Gebrauch von bestimmten literarischen Personennamen seit dem Ende des 12. Jh.s bezeugt wird. Auch in Ungarn wurden jene epischen Werke, wie wir nachgewiesen haben, übersetzt, die in ganz Europa vor 1200 als Ausdruck und Verklärung des Ritterwesens galten. Es sind diejenigen Werke, die auch für die vorklassische Periode der deutschen höfischen Dichtung des Mittelalters charakteristisch sind: Alexanderlied, Rolandslied, Trojaroman, Tristan und Dietrichepos mit dem Heimelied.

Die Pflegestätte dieser Literatur kann nur der Hof der Arpaden gewesen sein. Die weitere Entwicklung wurde jedoch in Ungarn durch den Mongolensturm von 1241/42 unterbunden, hauptsächlich wohl deswegen, weil der auch eine Veränderung in der Zusammensetzung des Hofes zur Folge hatte. Die Muttersprache des letzten Arpadenkönigs Andreas III. war schon das Italienische, und nach ihm folgten Fürsten, die alle wohl nur notdürftig ungarisch sprechen konnten. Interesse für ungarische Dichtungen können sie also nicht gehabt haben. Auch diesem Umstande ist vielleicht zuzuschreiben, daß von der höfischen Dichtung unter den Arpaden nichts erhalten blieb, wie es ja um die Möglichkeit der Überlieferung von literarischen Werken des Mittelalters in Ungarn überhaupt sehr schlecht bestellt ist; wir besitzen z. B. insgesamt nur zwei Meßbücher

aus der Arpadenzeit. Unter den Königen der nacharpadischen Periode war Matthias Corvinus zwar ein Ungar, auch hatte er literarische Interessen, aber diesem Humanisten wäre wohl nicht eingefallen, jene ungarischen Gesänge, die an seinem Hof bei Tisch — wie wir das aus Galeotto Marzio wissen — vorgetragen wurden, aufzeichnen zu lassen.

Die höfische Dichtung der Arpadenzeit ist doch nicht ganz spurlos verschwunden: als gesunkenes Kulturgut scheint sie in der mündlichen Überlieferung der Spielleute weitergelebt zu haben, denn nur so läßt sich erklären, daß ihre Überbleibsel in der ungarischen Literatur des 16. Jh.s zum Vorschein gekommen sind.

Man ist oft auch unwillkürlich geneigt dazu, als Maßstab für den Wert einer nur erschlossenen, aber nicht überlieferten Literatur das Primitivste des schon Überlieferten anzulegen. Das ist ein ganz irrtümlicher Gedanke, denn in der Literatur und in der Kunst gibt es nirgends eine steigende Entwicklung. Die mittelalterlichen Überbleibsel in der deutschen Literatur des 16. Jh.s könnten uns z. B. gar nicht ahnen lassen, was der wirkliche Wert der deutschen Dichtung des Mittelalters war. In dieser Hinsicht sei auch an die hier von Robert Gragger herausgegebene altungarische Marienklage erinnert, die für die ungarischen Literaturhistoriker auch schon deswegen eine Überraschung bedeutete, weil sie dichterisch viel höher steht als ähnliche Erzeugnisse in der ungarischen Klosterliteratur des 15. und 16. Jh.s. Über den dichterischen Wert der verschollenen höfischen Dichtung der Arpadenzeit ist also für uns kein Urteil möglich.

Die ungarische Königin Agnes und die Beurteilung der Zeitideen in Schillers „Wilhelm Tell".

Von

Richard Huß (Debrecen).

Die Erwähnung der ungarischen Königin Agnes in Schillers Wilhelm Tell ist von den Literarhistorikern bisher kaum beachtet worden. Und doch ergeben sich von hier aus bedeutende Ausblicke nicht nur literaturgeschichtlicher Art in bezug auf die Arbeitsweise Schillers und seine Beachtung der Zeitströmungen, der augenblicklichen politischen Lage und Beziehungen, sondern auch auf die wissenschaftliche Einstellung Schillers als Historiker. Schiller war im Jahre 1789 Professor der Geschichte in Jena geworden, wo er am 26. Mai seine bekannte Antrittsvorlesung gehalten hatte [1]), deren Wesensinhalt bedeutet: daß der Stoff der Weltgeschichte den philosophischen Geist anspornen solle, „jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung, die er erkennt, zum Gedanken, zu erheben" [2]).

Es handelt sich um die Verse der 1. Szene des V. Aufzuges, die Stauffacher im Anschluß an den Bericht von der Ermordung des Kaisers auf Grund der Nachricht, die — nach Schillers lebendiger Darstellung — „ein glaubenswerter Mann, Johannes Müller" [3]) von Schaffhausen gebracht, spricht:

Ein ungeheuer Schrecken ist im Land umher;
Gesperrt sind alle Pässe des Gebirgs,
Jedweder Stand verwahret seine Grenzen;
Die alte Zürich selbst schloß ihre Tore,
Die dreißig Jahr' lang offen standen, zu,

[1]) *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?*

[2]) Vogt u. Koch, Litg. II² 311. — Über die Verwertung des Gedankens als wissenschaftlicher Erkenntnis in der Kunst: „. . . wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet, zum Kunstwerk wird geadelt sein" siehe unten!

[3]) Der Schweizer Historiker Johannes Müller gab 1786 seine dreibändigen *Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft* in Leipzig heraus. Vogt u. Koch bemerkt II 312: „Eben im Jahre 1786, da Schiller sich erst der Geschichte (die übrigens für ihn »nur kurzwährige Betätigung bedeutete« H.) zuzuwenden begann, hatte Müller bereits die Umarbeitung seiner berühmten »Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft« vollendet." Vgl. Franz Heinemann, Tell-Bibliographie, Bern 1907: S. 25 und 102.

Die Mörder fürchtend und noch mehr — die Rächer.
Denn mit des Bannes Fluch bewaffnet kommt
Der Ungarn Königin, die strenge Agnes,
Die nicht die Milde kennet ihres zarten
Geschlechts, des Vaters königliches Blut
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm,
An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,
Ja, an den Steinen ihrer Schlösser selbst.
Geschworen hat sie, ganze Zeugungen
Hinabzusenden in des Vaters Grab,
In Blut sich wie in Maientau zu baden.

Es ist von großer Bedeutung, daß Schiller seinen Gewährsmann Johannes von Müller, auf Grund dessen auch diese Worte Stauffachers geschrieben sind, einen „glaubenswerten Mann" nennt. Denn nur so können wir es uns erklären, daß Schiller hier nicht als strenger Historiker auftritt und den Charakter der ungarischen Königin so beibehält, wie Müller ihn geschildert. Denn daß Schiller davon Kenntnis gehabt haben muß, daß die Geschichtskritik zu seiner Zeit schon anderer Meinung war, ist wohl daraus zu entnehmen, daß er Müller einen „glaubenswerten Mann" nennt.

Es ist notwendig, die Umstände hier zu prüfen, die Schiller zur Beibehaltung dieser Darstellung veranlaßt haben können.

Der Bericht Müllers lautet folgendermaßen: „In dem ersten Augenblick allgemeiner Furcht einer heimlich angesponnenen Aufruhr des Volkes wider das ganze Haus Albrechts, etc. In der Nacht als Albrecht ermordet worden, ritt ein Mann durch sein Lager an die Burg Fürstenstein, und rief, »Herr von Rotberg, der König ist erstochen«. Das Lager brach auf am folgenden Morgen, dem Bischof zu Basel wurde Frieden und Geld gegeben; in die schweizerischen Waldstette um Hülfe gesandt[1]): jede Burg und jeder Bergpaß gestärkt und besetzt[2]); und geworben daß etc.[3]).

Zürich räumte den Schutt von den ins dreysigste Jahr unverschlossen Thoren[4]), denn alle Städte verwahrten sich[5]). Der Abbt von S. Gallen erbat von dem Volk in weniger als einem Jahr acht Steuren von seiner Bewaffnung. Zu Basel, nachdem der Hof der Herrn Mönch von dem Bischof und Adel eingenommen und verwüstet worden, mußten sie aus

[1]) II S. 9ff.

[2]) Vers 3029—3049: Werbung der Elisabeth bei den Waldstädten um Unterstützung gegen die Mörder.

[3]) Vers 2990—92. — (25) „Hagen 1308 etc. Königsfelder Brief."

[4]) Vers 2993. — (26) „KriegsChronik"; Helv. Bibl. St. IV, S. 159.

[5]) Vers 2992.

der Stadt schwören. Die von Schwyz verschanzten den Eingang des Landes, die Unterwaldner verwahrten durch Pfahlwerk die Landung am Stanzstad, und erhoben einen festen Thurm, dem Lande zu Wehr und Wacht. Hierauf betrachteten die Waldstette ruhig die Bewegung der umliegenden Gegend, und antworteten folgender maßen auf das Anbringen der Östreicher; »den König, welcher uns nie Gutes erwiesen, wollen wir nicht rächen, an denen die uns nie Leid gethan; wir wollen kein Antheil nehmen an ihrer That; wir halten Frieden mit allen die uns ruhig lassen« [1]). Solothurn ..... und Bern ..... erneuerten auf ewig ihren Bund mit einander [2]). Die Städte von Aargau, eingedenk wie viel mehr Gunst von den Königen Rudolf und Albrecht ihnen bewiesen wurde, als denen von Adel, schwuren auf dem Stein zu Baden [3]) die Behauptung der Herrschaft. Von des Reichs Churfürsten wurde auf die Empfehlung jenes Peter Aichspalter, damals Erzbischofs zu Mainz, der Graf Heinrich von Luxenburg zum König erwählt [4]).

Die Blutrache. Herzog Leopold aber..... kam in die Burg Wart und brach sie, nachdem er alle Diener Herrn Rudolfs umgebracht hatte; und obschon Herr Jacob von Wart unschuldig war an seines Bruders Gedanken, zerstörte der Herzog sein ganzes Glück, so daß.... etc. Farwangen, dessen von Balm vornehmste Burg, wurde auf Gnade geöffnet; worauf der Herzog und seine Schwester Agnes, Wittwe Königs Andreas von Hungarn [5]), drey und sechzig edle und andere Kriegsmänner, welche bis in den Tod ihre Unschuld behaupten, vor ihren Augen in dem Wald enthaupten lassen. Dieses wiederholten sie bey der Zerstörung Altbürens, welche Burg dem Herrn von Balm sechs und vierzig Mann bewahrten. Als am Tag der Einnahme von Maschwanden, einer Burg des Hauses von Eschenbach alle Diener Herrn Walthers umgebracht wurden, soll sein Kind in der Wiege gewinselt haben, und von den Kriegsmännern (denn Menschlichkeit wohnt beym wahren Muth) aus den Händen der Königin Agnes, welche es erwürgen wollte, kaum gerettet worden seyn [6]). Es ist

[1]) Vers (3068—)3070—3073.

[2]) (29) Urkunde 1308 ... etc. Erläuterung des Bundes, eod. Das folgende ist nach einem Lied, welches 1415 gemacht worden, und in Stettlers Chronik ad a. 1278 ist; auch Senkenberg, Sel. luris t. IV, hat es in der sonst uninteressanten Schrift über den Ursprung der Herzoge von Oesterreich.

[3]) Vers 2965. — Vgl. Heinrich, Gustav, Wilhelm Tell, Bp. 1911: S. 222 („Stein"), S. 215 („Baden"). — Vers 3048—3049—3052.

[4]) Vers 3020—3024.

[5]) Vgl. Vers 2997.

[6]) (30) „Bullingers Chronik. In eben angef. Schrift bey Senkenberg wird erzählt, „wegen seiner Lieblichkeit haben die Hauptleute des Kindes geschont; Agnes habe selber es adoptirt, ehe sie seinen Vater erfahren; da sie ihm das Leben endlich gelassen, habe sie ihm an Stelle des eschenbachischen den Geschlechtsnamen von Schwarzenberg zu tragen auferlegt." — Immerhin zeigt sich hierin schon eine

kein Zweifel, daß diese sechs und zwanzigjährige Fürstin, der angeborenen Strenge [1]) ihres Gemüthes nach [2]), diese Blutrache über sehr viele unschuldige mit grausamer Lust [3]) übte.

(S. 12) .....In den Tagen als diese Burg [4]) mit allen ihren Dienern untergieng, sprach zu Speyr König Heinrich die Reichsacht, wodurch alle wider Albrecht Verschworenen für todeswürdige Leute [5]) und ihre Weiber für Wittwen erklärt, sie selber ihren Freunden verboten und ihren Feinden erlaubt, ihr Gut (nicht ohne Vorbehalt ihrer Kinder Anspruche) dem Reich verfallen, und alle die welche sie aufgenommen, für mitschuldig erkannt wurden."

(Es folgt ein Abschnitt über das Schicksal des Kaisermörders Herzog Johann, sowie den einen Mörder Walther von Eschenbach, dessen Geschlecht [6]) und seine Hinrichtung auf dem Rade, nebst Entschuldigung der Tat am Kaiser, der selber „eine blutige Hand an seinen Herrn, König Adolph gelegt; wider Gott und Recht seinem Vetter, Herzog Hans, das Land vorenthalten, und wol werth gewesen wäre zu leiden, was nun ich." etc.)

(S. 15) „Mit nicht geringerer Standhaftigkeit blieb seine Gemahlin vom Hause Balm (nachdem sie, bey Gottes Gnade am jüngsten Tag, die Königin Agnes vergeblich kniend um sein Leben gebeten) drey Tage und Nächte, bis er starb, ohne Nahrung betend unter dem Rad" ... etc.

„Nachdem, besonders durch der Königin Agnes Betrieb, mehr als tausend unschuldige Männer, Weiber und Kinder, durch des Henkers Hand hingerichtet worden, stiftete Agnes mit ihrer Mutter, in dem Feld wo der Mord geschah, ein Kloster der mindern Brüder und ein Clarissinnen Frauenkloster, welche beyden Orden mit gleichen Freyheiten begabt sind. Ueber den Trümmern eines Pallastes der alten Stadt Vindonissa [7]) legte Elisabeth ihre Mutter den ersten Stein; sie baute den Frohnalter auf die

---

Betonung der Weichheit des Gemütes der Königin Agnes, was zu dem übrigen in Widerspruch steht.

[1]) Vers 2997: „die strenge Agnes".

[2]) Hagen 1308.

[3]) „Mehr als unmenschlich und anderst als einem Weibsbild gebührte", Tschudi; Adeo crudeliter ut Elisabetha puella regia sibi ipsa pati extrema videretur, Bucelin. Const. ad. 1309 nach S. Elisabethen Legende; „Nun bade ich in Maythau" soll sie gesagt haben beym Blute der 63 Männer von Farwangen, Bullinger. Vers 3005.

[4]) Die Schnabelburg.

[5]) Vgl. Vers 3041—49: Übertragung auf Agnes. — Urkunde, Speier, vor S. Moriz; Balm heißt von der Balmen. „Die verfallenen Guter findet man aber nicht beym Reich, sondern unter den Herzogen. etc."

[6]) Mit Hindeutung auf den Dichter Wolfram von Eschilbach und darauf bezüglichen Aufsatz „in den göttingischen Anzeigen 1785".

[7]) d. i. Windisch.

Stelle wo der König starb; an seiner Jahrszeit wurde im Umkreis einer Meile allen Dürftigen Brodt gegeben. In voller Freyheit von Steuren und von Gerichten, aus dreytausend Mark Silbers, wurde das Kloster Königsfelden gegründet. Es wurde von der Königin Elisabeth und vielen edlen und fürstlichen Frauen mit Gut an Zehenten, Kleinodien und kostbarem Gewand, aus der umliegenden Gegend aber, von jedem der Gott oder dem Hof zu gefallen suchte, so reich versehen, daß etc. ..... [1]) Agnes welche von Jugend auf kein Gefallen trug an Ritterspiel und Hofpracht, und ungern ihre Jungfrauschaft verlor [2]), wohnte bey dem Kloster[3]). Wenn sie vor der Morgenmahlzeit Messen gehört und Nachmittag mit ihren Dirnen Kirchengeräthe [4]) gewirkt, pflegte sie eine teutsche Bibel und ein Buch von den Heiligen zu lesen. Sie fastete streng und bewies Demuth im Fußwaschen, Liebe in Almosen und solche Andacht im Leben, daß die berühmteste Schwester im Aargau, Hildegard von Wollhausen, durch die Königin übertroffen wurde [5]): Doch wünschte sie vergeblich, daß Bruder Berchtold Strebel von Offtringen, ein alter Kriegsmann weiland König Rudolfs welcher bey Habsburg auf einem Berg ..... einsiedlerisch lebte, in die Kirche ihres Klosters käme: denn er sprach zu ihr; »Frau, Es ist ein schlechter Gottesdienst, wer unschuldiges Blut vergießt, und aus dem Raub Klöster stiftet; Gott hat Gefallen an Gütigkeit und an Erbarmung« [6]); und auch andere glaubten, »die Königin sey eine wunderbare, listige und geschwinde Frau, beherzt wie ein Mann, auf deren Schein geistlichen Wandels nicht viel zu halten sey« [7]), und leisteten dem Kloster saumselig die verheißenen Wohlthaten."

Aus dieser zwiespältigen Charakterschilderung geht hervor, daß auch Müller selbst schon im Zweifel war, welche der wahre Charakter der Königin Agnes gewesen sei, und sozusagen versucht darzutun, als ob eine Charakter-

---

[1]) Hier setzt also schon die Schilderung des widerspruchsvollen Charakters der Agnes (wie ihrer Mutter) ein, wie er der Geschichtskritik (s. u.) auffiel; denn solche Frömmigkeit und Mildtätigkeit verträgt sich nicht mit den Grausamkeiten, die ihr zur Last gelegt werden.

[2]) (55) Da sie einem Colonna verlobt war, ,,unterstand sie mit Gebet, seines Bettes überhoben zu seyn", Hagen (s. u.).

[3]) (56) ,,Sie unterscheidet ihre Hofstatt bey dem Kloster, in dem Brief 1318." — Agnes wohnte in einem kleinen Häuschen zwischen den beiden Klöstern, das sie nach ihrem Tode abzubrechen angeordnet.

[4]) (58) ,,Kostbare Ding zu Gottes Ehr" (Hagen).

[5]) (59) ,,Eb. ders. 1308."

[6]) (60) ,,Tschudi; und Hottinger l. c. 147" (d. i. Helvetische Kirchengesch. II Bde. Zürich 1718—20). ,,Aus den Gütern von Wart bereicherte sie das Frauenkloster zu Tös; ap. Senkenb. l. c. n. 29."

[7]) (61) Tschudi. S. die bittern Klagen S. Elisabethen Legende wider Agnes bey Bucelin. l. c. seit 1309.

wandlung in der Königin vor sich gegangen sei, indem er die Bemerkung des Bruders Berchtold Strebel von Offtringen, sowie die Meinung „anderer" (s. o.) hinzufügt.

Schiller hat sich daran aber nicht gestoßen, sondern ihre „Strenge" und Grausamkeit beibehalten, insbesondere da auch Tschudi Agnes nicht anders schilderte [1]).

Es handelt sich nun darum zu zeigen, wie die Geschichtskritik schon damals die Königin Agnes als eine feinsinnige und gefühlvolle, gottesfürchtige Frau auffaßte und wie diese Auffassung nach Schillers Zeit gerechtfertigt worden ist. Gleichzeitig müssen wir aber auch sehen, welchen Anlaß Schiller gehabt haben mag, dennoch der Schilderung des grausamen Charakters der Königin den Vorzug zu geben.

Dr. Hermann von Liebenau gibt in seiner „*Lebensgeschichte der Königin Agnes von Ungarn, der letzten Habsburgerin des erlauchten Stammhauses aus dem Aargaue*" [2]) auf Grund eingehenden Studiums aller Geschichtsquellen und Darstellungen über Agnes zunächst in 8 Kapiteln (auf 348 Seiten) eine eingehende Schilderung ihres Lebens und der politischen Zustände jener Zeit. Im IX. Kapitel folgt „Die Geschichte der Geschichte, kritische Darstellung früherer Ansichten und Schilderungen der Königin Agnes von Ungarn. Spätere Beurteilungen der Königin Agnes" [3]). Im Schlußkapitel (X) werden die „Regesten und Urkunden zu der Lebensgeschichte der Königin Agnes" zusammengestellt [4]).

Schon im Vorwort legt Verfasser dar, daß er gleichsam einen „Reinigungs-Prozeß" vorzunehmen die Absicht habe, und verweist auf J. C. Kopp, der „bei vielen s. g. Lebensbildern älterer und neuerer Historiker nur arge Carikaturen gefunden".

„Bekanntlich weilten die Eltern der Gräfin Agnes von Habsburg, ehe sie das Licht der Welt erblickte, im Aargau und sie selbst kehrte als Königin-Wittwe von Ungarn im Jahre 1318 in den schönen Gau ihrer Heimath zurück, um in siebenundvierzig Jahren in ihrem Geburtslande die Kraft ihres Geistes und Herzens bis an ihr Ende zu erproben" [5]).

Agnes scheint im Jahre 1280 (ob als Zwillingsschwester? [6]) des früh

---

[1]) Lichnowsky, *Geschichte des Hauses Habsburg* I 542 beurteilt Tschudi folgendermaßen: „Sein Haß gegen Habsburg-Österreich, und wohl auch Mangel an Muth gegenüber seine(n) leidenschaftlichen Landsleuten, läßt ihn oft die Wahrheit verschweigen, ja verstellen."

[2]) Regensburg 1868.

[3]) S. 349—393.

[4]) S. 394—590.

[5]) Liebenau, S. IV.

[6]) Dies nehme ich an, weil Agnes in so viel innigerem Verhältnis zu Rudolf stand als zu ihren anderen Geschwistern —: was bei Zwillingen in der Regel der Fall ist. Jedenfalls ist Rudolf auch im gleichen Jahre geboren.

verstorbenen Rudolf) geboren zu sein. Sie „war an Gestalt klein, groß aber war ihr Geist und Herz“ [1]). Ihre Jugend verbrachte sie in Wien bei gut religiöser Erziehung und Anleitung zu kunstreichen Arbeiten, die sie auch in ihrer Witwenschaft noch gepflegt. Agnes war unendlich fromm.

Schon hier sei darauf verwiesen, daß Albrechts Bruder Rudolf von Habsburg die Premislidin Agnes von Böhmen heiratete, deren Charakter ganz anders geartet war als der unserer Agnes. Sie war mit ihrem Gatten und den Verhältnissen in den oberen Landen (Aargau) nie zufrieden. Ihr Sohn Johann, der mit ihr bis 1294 im Aargau weilte, wo sie ihn zum Herzog von Österreich und Steiermark machen ließ, wurde später zum Mörder seines Oheims Kaiser Albrecht. (Es ist der „Parricida“ auch in Schillers Tell). Albrecht nannte ihn oft als Miteigentümer der oberländischen Stammgüter, ohne ihm aber sein „Väterliches“ herauszugeben [2]). (Diese Umstände müssen wir im Auge behalten, wenn von dem oben betonten zwiespältigen Charakter unserer Agnes die Rede ist). Die böhmische Agnes starb am 7. Mai 1296 in Prag. Die Erinnerung an sie erlosch im Aargau wohl nicht so bald. Sie wird uns als „stolz“ geschildert, stolz auf ihre Ahnenschaft der Hohenstaufen mütterlicherseits, wie auf den Großvater Herzog Wenzel von Böhmen, der eine Königskrone trug, wie ihr Vater König von Böhmen, Mähren, Österreich und Steyer gewesen, als die Habsburger nur noch Grafen waren. (Das ist aber der Charakter, den Schiller im Tell für Ungarns Königin festhält). Sie selbst sagte von sich, daß sie „im Purpur geboren“ sei [3]). Ihre Ansprüche auf Österreich und Steiermark pflanzten sich auf Johann Parricida fort.

Die ungarische Königin Agnes war demgegenüber bescheiden, großmütig, seelenvoll und barmherzig. Sie glänzte auch mehr durch Geist als durch Schönheit. Dazu war sie tiefgebildet, bewandert im Latein und in den Wissenschaften wie auch in der Literatur.

Als die Ungarn Wien belagerten (1291), war Agnes 11 Jahre alt. Es ist unmöglich, daß König Andreas III. von Ungarn damals um Agnes geworben habe und abgewiesen worden sei [4]), da seine erste Gemahlin noch lebte. Schon dieser Umstand zeigt uns, wie sagenumflort die Chroniken waren, und gibt uns ein Recht, von Anfang an an eine Vermischung der beiden

---

[1]) Liebenau, S. 3.

[2]) Da der Besitz ungeteilt bleiben sollte, um nicht zersplittert zu werden. (Liebenau 4.)

[3]) Liebenau 5: „Weit entfernt, anzuerkennen, daß der einstige Graf von Habsburg längst durch die Wahl der Reichsfürsten ihr König und Herr, durch ihre Vermählung mit ihrem Gemahle, Herzog Rudolf von Österreich, ihr Vater und durch die Belehnung ihres Bruders Wenzel II. ihres Hauses Wohltäter geworden, sprach sie als Premiszlidin von ihrem Stammhause in stolzem Übermute.“

[4]) Johann von Winterthur und Albert von Straßburg. — Demgegenüber vgl. die Urkunden 3a, 3b bei Liebenau, sowie dort S. 9.

Königinnen Agnes zu glauben. Der Haß der Premisliden gegen Habsburg ist es, von dem unsere Agnes mit dem Parricida einen Teil abbekommt, obwohl dieser nicht ihr Sohn ist.

Dies war um so leichter, als unserer Agnes Vater wirklich „streng", aber moralisch streng, und infolgedessen bei seinen „nach Eigenwille und Fehden lüsternen Zeitgenossen wenig beliebt" war. Bischof Rudolf von Konstanz erhob selbst „eine weitverzweigte Fehde" in schnödem Undank gegen König Albrecht (1292). Eine Verschwörung solcher unzufriedener Österreicher, den damals kranken Albrecht zu zwingen, seine schwäbischen Landsleute aus seinen Diensten zu entlassen, was von Böhmen aus unterstützt wurde, wäre schon 1295 beinahe schlecht ausgegangen.

1296 kam der ungarische König Andreas III. nach Wien, um Agnes zu freien. Die junge 16jährige Prinzessin wird als „flissig uf libes und Hertze reinigkeit" geschildert [1]). Obwohl Ungarns Ruf damals nicht gut war — es ist ja noch die Zeit der Hunnen-Ungarn-Identifizierung! —, folgte Agnes dem Wunsche ihrer Eltern, um ungarische Königin zu werden.

Durch ihre Aussteuer (40000 Mk. S., sowie die Grafschaft Preßburg) war Agnes die reichste Fürstin geworden und konnte leicht auf ihr Erbrecht in den Stammlanden verzichten, wo sie mit ihrem Reichtum später selbst zur Wohltäterin des Volkes werden sollte. — Der Einzug der jungen Königin (30. Nov. 1297) in Ofen (Buda) war überwältigend verschwenderisch. Damals wankte Adolfs von Nassau Thron, der das Herzogtum Österreich einziehen wollte und dessen Sturz man in Wien besprach. — Albrecht, durch Bayern reitend, besuchte seine Freunde in den Stammlanden Schwaben. Am Rhein schlossen sich ihm seine Getreuen aus den oberen Landen an. Das Heer zog nach Straßburg. — Agnes aber nahm nirgends Einfluß, obwohl sie den Emporstieg ihres Hauses wünschen mochte und der Anschluß der Oberlande sie erfreute. Am 23. Juni 1298 war Adolf entthront und fiel am 2. Juli bei Göllheim gegen Albrecht, den die Kurfürsten gewählt. Der strenge Kaiser war aber nicht jedermanns Freund. Auch in Ungarn bestand Antipathie gegen Habsburg. Die Magnaten beschlossen in Rákos, Agnes alle Güter, falls jemand solche von ihr besäße, zurückzugeben. Es schien, als ob man einen befürchteten Anschluß Ungarns an das Reich verhindern wollte. Jedenfalls reiste auch Andreas, in Begleitung der Königin, von Königsstuhl zu Königsstuhl, und Agnes bemühte sich, die noch heidnischen Kumanen zu bekehren. Agnes verlor im Gefolge viel von ihrer Sympathie bei den Deutschen.

Der Wiederaufbau des Heiligen Römischen Reiches war schwer. Die früher vom König frei verliehenen Grafschaften und Herzogtümer waren zum Erbgut herabgesunken. Durch Albrecht war auch Österreich und

---

[1]) Friger. — s. Urkden Nr. 5, S. 401—2 bei Liebenau.

Steyer zum Reiche gekommen. In Ungarn machte das Sorgen, wie auch in der Schweiz. Agnes' Bruder wurde zu ihrer Freude auf dem Nürnberger Reichstag zum Reichsfürsten, wo auch ihre Mutter Elisabeth gekrönt wurde. Aber König Andreas und Agnes hätten damals nicht nach Nürnberg gehen können, ohne den Stolz der Magyaren zu beleidigen. Es wurde vielmehr in Buda das Fest des Hl. Andreas gefeiert, wo auch Wenzel II. von Böhmen mit seinem Neffen Johann (Sohn der böhmischen Agnes) erschien, der aber nur Zuschauer blieb, weil er noch keine Würde hatte. Österreich und Steyer sollten Herzog Rudolf zufallen.

Die Spannung war groß. Um nicht fremdes Gut als Krongut zu haben, stellte Agnes die Insel Schütt dem Erzbischof von Veszprém anheim. Bald folgte großes Leid. Die rheinischen Fürsten erhoben sich gegen Albrecht und forderten ihn wegen Adolf vor den Richterstuhl. Auch für Agnes brach die Leidenszeit an. Kaum war ihr Gatte, König Andreas, gestorben (1301), als sie und ihre junge Stieftochter Elisabeth in Buda gefangen gesetzt wurden. Die Sympathie für Ungarn war endgültig vorbei; sie ließ sich nach Wien abholen und Graf Johann von Güsing besetzte auf dem Wege zu ihr die Burg St. Martinsberg zu Preßburg.

Auch Albrechts Schwestersohn Rudolf, Pfalzgraf bei Rhein, erhob sich gegen ihn, wurde aber wie die untreuen Reichsfürsten besiegt. Agnes trauerte in Wien.

Der Rhein war wieder frei — und Königin Agnes machte eine Reise mit zwei Königinnen (wie die Chroniken erzählen), deren eine die junge Elisabeth war.

Schwer war für Albrecht die Anerkennung in Rom, zu der es erst 1303 kam, was Agnes' religiöses Gemüt erfreute.

Wäre sie wirklich ein „geschwind listig wyb" (d. h. kluges Weib) gewesen, so hätte sie Ungarn nicht verlassen, sondern sich eine Partei gesucht und Ungarn bis zum Heranwachsen der Stieftochter gehalten. So erwuchsen aber der ungarischen Krone drei Bewerber: der Habsburgsprößling Robert von Sizilien, Karl Martells Sohn; dann Wenzel II. von Böhmen, weil des Ungarnkönigs Béla IV. Tochter seine Ahnfrau gewesen, der schließlich seinen Sohn, Wenzel III., Elisabeths Verlobten, auch krönen ließ; Karl aber hatte durch Rudolfs Hilfe Oberhand, der mit den Ungarn auch Verträge wegen Agnes' Wittumsgütern abschloß.

Albrecht erklärte den Böhmenkönig in die Acht, weil er sich auch als Verräter des Deutschen Reiches benahm. So war der Zwist zwischen Habsburg und den Premisliden auf der Höhe und der Gegensatz der beiden Agnes trat immer deutlicher hervor.

Erzherzog Johann, der mit dem verlotterten Wenzel III. an dem sittenlosen Prager Hofe erzogen war, kam nach Wien, erbost, Wenzel als Anwärter des ungarischen Thrones zu sehen.

Der dritte Anwärter war Herzog Otto von Nieder-Bayern, ein Sohn Elisabeths, der Tochter Bélas IV. von Ungarn. Er war früher Feldherr des Böhmenkönigs gewesen. Seine Partei krönte ihn als Béla V. von Ungarn. Und so konnte sich nun seine Gemahlin Agnes, die Premislidin, ebenfalls Königin von Ungarn nennen.

Hier haben wir also den Durchgangspunkt dafür, daß unsere Agnes auch den Charakter dieser Böhmin in der Sage übernehmen mußte, deren Sitten so ganz andere waren, was zu dem eigentümlich zwiespältigen Charakter unserer Agnes auch in der Geschichte noch führte.

Die Habsburgerin Agnes vermochte schließlich jene Anmaßungen doch nicht mit anzusehen, denn auch sie unterstützte nun, samt ihrem Bruder Rudolf, die Partei ihres Verwandten Karl Robert von Sizilien (s. o.) als König Karl von Ungarn, in dem sie auch für sich eine Stütze Habsburgs erblickte [1]). Im Jahre 1306 wurde der böhmische Anwärter der Ungarnkrone ermordet, so daß auch die junge Elisabeth wieder frei war.

Der Wirkungskreis unserer Agnes hatte sich aber so, ganz gegen ihren Willen und Charakter, notwendigerweise stark erweitert. Und es ist kein Wunder, daß die Sage sie auch in falscher Richtung umgab: sie, die auch immer eine treue Anhängerin des Papstes war, so daß sie sogar „mit des Bannes Fluch bewaffnet" werden konnte, wie Schiller sagt (s. u.).

Im Jahre 1306 bereiste Albrecht mit seiner Familie Deutschland und hatte auch Herzog Johann bei sich: es ging von Wien aus donauaufwärts auf die Herrschaft der Königin Agnes. Bei Gelegenheit eines Festes in einer Reichsstadt erhielt der nunmehr 18jährige Johann die Schwertleite, aber nicht mehr. 1305 hätte er Herr des Meißnerlandes oder dann König von Böhmen werden sollen. Herzog Heinrich von Kärnten, Albrechts Schwager, der Wenzels II. Tochter geheiratet, wurde ausgerufen. Damit war niemand diesem Reichslehen gegenüber zufrieden. So kam es zum Kriege mit Böhmen. Albrecht war damals in Hagenau im Elsaß. Von dort sandte er seine Gattin Elisabeth und seine Tochter Agnes, die keine Freude am Kriege hatte, in die Stammlande und sammelte sein Heer, das unter Rudolf bald vor Prag stand, wo dieser König ward.

Am 25. November 1306 hören wir von den Königinnen in Brugg. Schon damals war der Ruf von den großen Reichtümern der Ungarnkönigin in den oberen Landen verbreitet. — Auch die Herzöge Friedrich und Lüpold waren anwesend. — Agnes schaltet und waltet schon damals freigebig und wohltätig mit ihren Schätzen: sie beschenkt das Kloster Engelberg. Und große Eintracht herrscht zwischen ihr und ihren Dienern. — Schon von diesem Zeitpunkt an muß diese Agnes, die Wohltäterin, als

---

[1]) Liebenau 28.

eine besondere Gestalt bei dem Volke ihren Ruf gehabt haben. Und nur nach anderer Richtung hin wuchs sie mit der böhmischen Agnes zusammen.

Im Frühjahr 1307 reist Kaiser Albrecht von Wien zu seinen Lieben in den Aargau. Anscheinend ritten ihm Gattin und Tochter, Elisabeth von Rom und Agnes, entgegen: ob nach Konstanz oder nach Säckingen, wo eine Verwandte lebte, ist unbekannt. Sie wohnten damals wohl zu Kyburg, wo Agnes eine Kapelle für die Reichsinsignien erbaut hatte. Auch im Kloster Mure finden wir Agnes zu dieser Zeit (Februar), wo sie ihr halb lateinisch, halb deutsch geschriebenes Gebetbuch in der Stiftung des Habsburger Bischofs Wernher I. von Straßburg zurückließ. Im März empfangen die Königinnen in Zürich die Glückwünsche des Abtes von Engelbert zur Erwerbung Böhmens.

Schließlich reisen die kaiserlichen Eltern und Agnes nach Prag, um den neuen Böhmenkönig zu begrüßen. — Man sieht, daß Agnes gar nicht so politisch uninteressiert war und daß sich auch die verwirrenden Fäden zu der böhmischen Agnes immer mehr verschlingen.

Prag war damals prächtiger als Wien. Auch Häuslichkeit und strenge Ordnung fehlten an diesem Hofe.

Als sich in Thüringen die Reichsfehde gegen den strengen Albrecht erhob, kehrten die Königinnen nach Wien zurück. Auch in Böhmen brach der Krieg gegen Habsburg aus, in dem Rudolf sein Ende fand. Agnes hatte ihren Lieblingsbruder verloren.

Das macht sie nur noch frömmer. Sie stiftet 25 M. Silber an die Elisabethkirche in Marburg, wo sie vielleicht selbst durchkam: auf einer Reise zu ihrer Schwester nach Brandenburg.

Albrecht blieb trotz des Todes seines Sohnes Rudolf und des Verrates der Tschechenpartei ungebeugt. Leider ließ sich sein neugewählter Schwager, Heinrich von Kärnten, in seiner Schwäche zu Bündnissen mit Habsburgs Feinden, Friedrich von Thüringen und den Herzogen von Nieder-Bayern, verleiten. Die Tschechen erheben sich, unterstützt von Béla V. (s. o.). Albrecht zieht gegen sie, und Friedrich von Österreich macht Ordnung in Böhmen, worauf er dort König wird. In Österreich und Steiermark ward Herzog Lüpold Herrscher (s. o.).

Auch die oberen Lande waren nicht schwer zu regieren. Nur Herzog Johann bereitete Albrecht mit seinen ungestümen Forderungen Sorge; für ihn wurden damals Pläne in den oberen Landen gesponnen. Es tat das besonders der Herzog von Balm (Palm), der Johann schon aus Prag kannte, wie Walter von Eschenbach, der unter diesem unerfahrenen Fürsten die Lehenschaft der Güter, die er aus Leichtsinn an Habsburg hatte verkaufen müssen, zurückzuerlangen hoffte. Auch die anderen Verschwörer hatten persönliche Interessen, und die Stimmung in den oberen Landen

war auch vielerorts keine gute: denn die Vögte, durch die der Kaiser Albrecht die Lande seit Rudolfs (Johanns Vater) Tode verwalten ließ, waren tyrannisch auf ihren Vorteil bedacht, was auch die alten Freiherrn empörte.

Umsonst hatte Albrecht gewichtige Versprechungen gemacht; er überfiel seinen Oheim mit seinen Helfershelfern und erschlug ihn. Es ist der Kaisermord des Parricida (1308).

Agnes war wohl nicht dabei, als die Mutter Elisabeth auf ihrer Reise von Rheinfelden nach Baden den ermordeten Gatten noch in seinen Wunden auf dem Wege antraf. Clevi Frigers Chronik erzählt[1]), daß Albrecht an einem Mittwoch erschlagen worden (was richtig ist) und „darnach uf den nächsten Sunnentag, do fridet si ir Herz vnd ir gemuot, das doch nieman tuon sol, den der in guotem friden stät mit Gott vnd mit allen Menschen." Abgesehen davon, daß Agnes hier wohl in einer gewissen Wut (gegen die Mörder?) erscheinen dürfte — was ja nur natürlich wäre —, ist die Zeitspanne von fünf bis sechs Tagen eine so große, daß die Nachricht auch bis nach Wien gelangt sein kann, wo wir Agnes damals vermuten.

Auch der ganze Glanz des Reiches, das in seinen Grundfesten erschüttert war, war hiermit dahin. Die Gemütsaufwallung der Königin Agnes ist wohl begreiflich, wovon das Klagegedicht des Rudolf von Liebegg, das dieser im Habsburgerstift zu Mure niederlegte, eine Vorstellung geben kann[2]). Das alte Aargauer Lied zeugt aber von Herzog Lüpolds Racheabsichten für die Freveltat an dem königlichen Vater, dem Schirmer von Recht und Gesetz, Ehre und Frieden. Es fordert von den Städten, sich vor Herzog Hans und seiner Macht zu „beschließen" — wie das ja Zürich tat[3]) — und fleht sie um ihre Hilfe an:

Um Hilff will ich üch anschryen.
Die Stett sprachend uß einem Mund
Hochgeborner Fürst, üch ist kund,
Wer üch diß groß Mord hat geton
Deß wellend wir nit abelon,
Das Mord muß werden hart gerochen.
Des wurden darnach vil Burgen brochen.

Es ist also klar, von wem der Rachegedanke auf die mit der böhmischen Agnes schon verquickte ungarische Königin übertragen wurde: — von ihrem Bruder Lüpold. Und das kann die Gestalt unserer wahren Agnes, die dann für immer in den Aargau zurückkehrte und daselbst ein frommes

---

[1]) Liebenau, 46.
[2]) Ebd. 414, 27a.
[3]) S. auch „Tell".

Leben führte, schon nicht mehr angefochten haben. Das war bereits Sage, die als Geschichte behandelt wurde. Und so glauben die älteren Geschichtsschreiber alle, Agnes sei in diesem Jahre 1308 in der Schweiz gewesen und habe das Rachewerk selbst geführt, wobei sie die Königin mit allen möglichen Zügen von Grausamkeit bedenken [1]). Tschudi selbst läßt die Königin „der Stadt Zürich das Silfeld und den Silwald schenken, damit solche die Herzoge von Österreich in der Blutrache gegen die Mörder, zu der Königin Agnes unablässig angetrieben haben sollte, um so eher unterstützen sollten." Dagegen weiß man, daß der Silwald immer der Abtei St. Felix und Regula der Frauen zu Zürich gehörte, von Agnes also gar nicht verschenkt werden konnte, — und das um so weniger, als sie ja in Wien war.

Herzog Lüpold aber, der „an des Vatermörders Statt in die Verwaltung der oberen Lande eintritt", war 15 Tage nach dem Mord schon da und betrieb die damals dort ganz geläufige [2]) Blutrache. Aber auch die Königin-Witwe Elisabeth, welche in den oberen Landen in ihrem Schmerz zurückgeblieben war, mag des königlichen Sohnes Beginnen zum mindesten nicht verhindert haben. Und warum sollte, was die Mutter tat, nicht auch von der Tochter vorausgesetzt worden sein?

Und daß Agnes „mit des Bannes Fluch bewaffnet" gegen die Mörder vorgegangen sei, erklärt sich vielleicht aus der Ächtung seines Gegners Wenzel von Böhmen durch Albrecht, ihren Vater, selbst (s. o.). Das feindliche Heranziehen der Königin bezieht sich aber vielleicht auf ihre Reise im Jahre 1306, als der königliche Vater sie aus Hagenau in den Aargau schickte, während er sein Heer gegen Böhmen sammelte (s. o.), wo Johann Parricida ja eigentlich hingehörte.

Die Königsmörder aber rüsteten zu Baden bewaffneten Widerstand gegen Lüpold, um den sich die getreuen Städte und ritterlichen Diener des Aargaues scharten. Und schließlich hatte die sagenbildende Überlieferung, daß Agnes mit des Bannes Fluch bewaffnet gekommen sei, insoweit noch mehr Recht, als der Papst Albrechts Schicksal tatsächlich sehr bedauerte [3]).

Diese Sagenbildung aber kann von Kyburg ausgegangen sein, wo Agnes wohnte und wo der Charakter der beiden Agnes sich schon zu vermischen begonnen haben mochte. Es ist kein Beweis dagegen, wenn die

---

[1]) Liebenau 47 führt dieselben alle an: „Etterlin Blatt 18b, Stumpf, Tschudi I 245, Silbereisen 138, Rahn, Bullinger, R. Cysat coll. C. 151b, Bumlin, C. Murer 303, J. Iselin I 61, Lauffer III 208, J. v. Müller, Mark. Lutz, Aarg. Denk. 71, Hottinger l. c., Hormeier Taschenb. 1832, 37, Businger, Damberger, Hist. Vereinsschr. v. Schaffhausen 1863 und Argovia 64, Präsidialrede".....

[2]) Wie die Rechtsbücher der Gaue und Städte dieselbe noch Jahrhunderte später als Pflicht bezeugen. (Liebenau, 46).

[3]) Liebenau, 48.

Chroniken dieser Zeit, wie z. B. die St.-Galler Chronik von 1335, nichts davon wissen und dies noch ein Jahrhundert so ist. Sie entstanden ja eben nicht in Kyburg. Die Äußerung Tschudis [1]: „insunder sin tochter Agnes, König Andres seligen von Ungarn verlassene Witwe, die wüthet mer dann unmenschlich", ist besonders in ihrem Nachsatz: „und anderst dann einem Wibs-Bild gebürt" mindestens dahin verdächtig, daß eben nicht ein „Wibs-Bild" die eigentliche Trägerin der Rache war, sondern ein Mann: eben Herzog Lüpold, Agnes' Bruder.

Und wenn nun Liebenau mit Recht darauf hinweist, daß auch die malerische Ausmalung Johannes von Müllers, wonach Königin Agnes zu Farwangen, im Blute von 63 schuldlos hingerichteten Burgmannen wandelnd, gleichsam „im Maientau gebadet" habe, erst eine Einfügung von Iselin in seine Tschudi-Ausgabe war und es gar keine Burg in Farwangen gegeben hat, wohin sich der eine Mörder, Eschenbach, zurückgezogen haben soll, so sehen wir deutlich, wo und wie diese Sage sich gebildet hat. In Farwangen standen nur römische Ruinen: — und solche Ruinen zogen leicht Sagen an sich, wie wir aus unendlich vielen Beispielen wissen [2]. Im übrigen kam der Sagenbildung hier zustatten, „was der wenige Jahre vor der Ermordung König Albrechts aufgenommene Urbar[3]) von Varwang" sagt: „Die Herrschaft" (von Habsburg-Österreich) „hat da Twing und bau und richtet diube unde vrevel." Farwangen liegt im Aargau nicht weit von Kyburg [4]) (wie Winterthur und Töss, wohin Agnes des öftern kam). Es trennt die Landschaft der Züricher See. Dies spricht wieder für die Sagenbildung in der Gegend von Kyburg.

Liebenau ist der Ansicht, daß Müllers (Iselins) Beisatz vom „Maientau" aus Rahns Chronik und mit dieser aus der Chronik von Thös (Töß) stamme, welch letztere der 2. Hälfte des 15. Jh.s angehört. Töß und Kyburg aber liegen ganz nahe beisammen, was für unsere oben geäußerte Vermutung der Sagenbildung in dieser Gegend spricht.

Hier wären also die beiden Königinnen Agnes vermischt und diese Gestalt in die Blutrache des Bruders der ungarischen Königin hineingezogen worden. Dabei dachte man aber sicher nicht mehr an die fromme Königsfeldener Witwe, die als Wohltäterin des Volkes erst später in den

---

[1]) S. 242.

[2]) Vgl. m. Arbeit über die siebenbürgisch-luxemburgischen Sagen im Luxemburger Jahrbuch 1928.

[3]) Liebenau 49. — Man vergleiche hiermit die Zwing-Uri-Baugeschichte Geßlers.

[4]) Tschudi sagt: „nit verr unterhalb Sursee." Aber Sursee liegt beinahe so weit ab wie Zürich und etwa ein Drittel so weit wie Kyburg. Man sieht, daß Tschudi sich in der Landschaft ebensowenig umgesehen hat wie in der Sage. Bei Sursee lagen allerdings zwei Burgen: Mauensee und Büron. Aber in ersterem hatten keine 63 Mannen Platz, und letzteres gehörte den Herren von Aarburg (Liebenau 50).

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

Aargau zu ihrer Mutter Elsbeth zurückkehrte. Die Sage war gebildet und berührte die fromme Königin auf den Stiftungen ihrer Mutter in Königsfelden nicht mehr.

Der Habsburggegner Tschudi aber mag — insbesondere da ihm als solchem die Nachprüfung in den habsburgischen Archiven unmöglich war [1]) — diese Sagenform nicht ungern aufgenommen haben, woraus sich der zwiespältige Charakter der ungarischen Königin auch bei Müller von selbst ergab, woran zu ändern auch Schiller keinen Grund hatte, sondern geradezu die „Grausamkeit" bewußt bestehen ließ, wie wir noch sehen werden.

Es ist nun gewiß nicht notwendig, das Leben unserer Ungarnkönigin noch im einzelnen weiter zu verfolgen. Nur einiges Wichtige mag noch hervorgehoben werden.

Die Kämpfe der Fürsten gegen das Haus Habsburg hörten auch nach Albrechts Tode nicht auf. Insbesondere suchte der als König Béla V. in Ungarn auftretende Otto von Niederbayern in Österreich neue Abenteuer und wollte die österreichischen Herzöge aus Wien vertreiben. Ob Agnes damals in Wien war oder sich im Herbst 1309, zur Überführung der Leiche ihres Vaters nach Speier, in die oberen Lande begeben hatte, ist unbekannt. Ihre Anwesenheit könnte die Sage von der Beteiligung an der Blutrache in Fluß gebracht haben. Immerhin besteht eine Nachricht in der Chronik Alberts von Straßburg, daß bei der Überführung der Leiche (von Wettingen, wo sie vorübergehend im Cisterzienserkloster beigesetzt war) auf dem Rheine nach Speier, in dem Geleite, das König Heinrich mit 700 Rittern beigestellt, dieser die Königin Agnes am Arme geführt habe: „Delato corpore Alberti regis navigio Spiram, rex, obviam pergens funeri ad Renum, reginam Ungariae, occisi filiam sub brachiis in civitatem traduxit." Wenn man hierin auch eine Verwechslung der Königin Agnes mit ihrer Königin-Mutter sehen kann, so zeigt dies doch, wie nahe man sich Agnes diesen Dingen immer dachte. Horneks Reimchronik Ottokars weiß einfach nur von der Anwesenheit dreier Königinnen:

Ir aller dry Frawen
mit dez Riches chrone.

Unter diesen ist Agnes nicht genannt und konnte auch nicht gemeint sein, sonst hätte er sie wohl gesondert genannt. Es handelt sich wohl um die Königinwitwe Elisabeth, dann Margaretha, Heinrichs Gemahlin, und Imagina, Adolfs Witwe [2]).

Bald darauf aber finden wir Agnes bei der ersten Grundsteinlegung zur Errichtung eines Klosters in Königsfelden, wo ihr königlicher Vater

[1]) Vgl. Liebenau.
[2]) Liebenau, S. 417, Reg. 28 b.

ermordet worden war. Es war dies von der Königinwitwe Elisabeth ausgegangen, die ihre Tochter Agnes dazu von Wien heraufkommen ließ. König Heinrich holte sie selbst in Wien ab. Die elfjährige Stieftochter Elisabeth kam aber damals noch nicht mit, wenn auch über sie so berichtet wird: und trotzdem auch für ihren Vater in Königsfeld an Stelle der Kapelle ein Gotteshaus errichtet wird. Dieser kleinen Elisabeth wird von Murer, welcher die romantische Chronik von Töß benutzte, zugemutet, sie habe mit der Blutrache ihrer Stiefmutter „Bedauern" gefühlt und „wegen so viel unschuldig vergossenen Bluts" zur Buße das Kloster Königsfelden erbaut. Auch diese Vermischung mit der Königinwitwe Elisabeth zeigt, wie die Dinge und Personen da bereits durcheinander gingen. Dazu wird die kleine Elisabeth einmal in den Himmel gehoben, ein andermal einer Zuchtmeisterin bedürftig erklärt [1]).

Als die Königinmutter Elisabeth 1311 nach Wien fuhr, um Familienstreitigkeiten zu schlichten, leitete Agnes die Vorkehrungen zum Klosterbau. (Damals wurde das Hausbuch Königsfeldens angelegt, wo bis 1335 alle Urkunden abgeschrieben sind.) Agnes wollte sich damals aber noch nicht dauernd in Königsfelden niederlassen. Im Herbst 1312 reiste sie zu ihrer kränkelnden Mutter nach Wien ab, die am 28. Oktober 1313 starb.

Auch Kaiser Heinrich war im August 1313 wahrscheinlich an Gift gestorben. Allgemeine Zerrüttung brach aus. Agnes dachte mit Bangen an das Schicksal ihres Hauses. Sie wagte es nicht einmal, die Leiche ihrer Mutter nach Königsfelden zu überführen — so unsicher waren die Straßen. Und doch mußte sie ja hin, wo Elisabeth alles ihr anvertraut hatte.

In Wien wurde noch ein Fürstentag abgehalten, der über Friedrichs des Schönen Erhebung zum Könige beraten sollte. Auch Karl von Ungarn war anwesend, der aber nur unter Rückstellung der Grafschaft Preßburg und der Insel Schütt ihn unterstützen wollte. Agnes blieb also weiter in Wien.

Es kam zum Wahltag in Frankfurt, wo auch Friedrichs Gegenbewerber Ludwig von Bayern mit großem Kriegsgefolge erschien. Unendliche Wirren folgten, denen Agnes mit Bangen entgegensah. Die Waldstädte schlugen sich ebenfalls auf Ludwigs Seite, der ihre Freiheitsbriefe bestätigte. Es folgte ein Feldzug gegen Bayern und in der Schweiz erhob sich Luzern gegen die Waldstädte Schwyz, Uri und Unterwalden. Lüpold, der auf Friedrichs Seite war, wurde bei Morgarten geschlagen (1316); Ludwig erklärte die Habsburger ihrer Güter in den Waldstädten verlustig.

Als endlich nach drei Jahren Frieden eintrat, kehrte Agnes zurück.

In Königsfelden angelangt, ließ sie sich, ohne selbst in den Orden einzutreten, zwischen den beiden Klöstern ein kleines Häuschen bauen [2]), — ein Beweis, daß sie doch bei aller Frömmigkeit und allem Wohltun, das sie in

[1]) Liebenau, 57.

[2]) Liebenau, S. 438, Reg. 51 a, b.

reichstem Maße am Volke und den Armen bis zu ihrem Tode entfaltete, auf weltliche, bzw. politische Tätigkeit nicht ganz verzichten konnte.

Immerhin begann jetzt ihr frommes Leben im eigentlichsten Maße. Sie wurde ein Vorbild der Armen- und Krankenpflege. Die Fehde zwischen Habsburg und den Eidgenossen legte sich. Und wenn Agnes noch politisch einzugreifen hatte, so war es meistens noch als Streitschlichterin und Friedensstifterin, besonders im Lande. Die Treue für Habsburg belohnte sie immer, so das Kloster Engelberg, dem sie 1318 das bekannte „Pluviale" als eigener Hände Arbeit stiftete.

Verfolgungen hat Agnes nie ausgeübt. Es stellt sich auch heraus, daß die Verwandten der Königsmörder ihr Besitztum behielten [1]). (Die Nachrichten in dieser Beziehung sind also ebenfalls falsch; so auch im „Tell", Vers 3000—3001.)

Im Jahre 1320 wurde Königsfelden endlich eingeweiht, wo sie immer als die Ungarnkönigin, trotz ihrem bescheidenen Gebaren, die Achtung aller genoß.

Im Jahre 1316 war Friedrich der Schöne und sein Bruder Heinrich bei Mühldorf in Ludwigs Gefangenschaft geraten. Agnes dachte fortwährend an ihre Befreiung. Gegen Rückgabe von Preßburg und der Schütt gewann sie an Karl von Ungarn einen Freund, was auch ein Bündnis mit Habsburg-Österreich zeitigte. So ging sie nach Nürnberg.

Als Ludwig auch gegen den Papst vorging und dieser ihn mit dem Bann belegte, begab sich Agnes mit Lüpold nach Baden und Bruck, worauf Ludwig in die oberen Lande zu kommen drohte, wobei ihm die Waldstädte behilflich sein wollten (1324). Als endlich Friedrich versprach, auf Thron und alles zu verzichten und Ludwig gegen den Papst (in Avignon) zu unterstützen, ließ dieser ihn frei.

Unterdessen stirbt Lüpold, der von der schwer getroffenen Agnes in Königsfelden beigesetzt wird. Da stirbt auch Heinrich in der Gefangenschaft und Friedrichs Gemahlin erkrankt in Wien. Agnes eilt 1327 dorthin, wo sie die Brüder versöhnt und so des Ungarnkönigs Einfall ablenkt.

Als der Papst Ludwig der Krone verlustig erklärt und dieser den Papst absetzt, stehen Kirche und Reich gegeneinander. Habsburgs Sache gerät in der großen Auflösung in Gefahr. Friedrich stirbt (1330) und Agnes kehrt verzweifelt nach Königsfelden zurück.

Da übernimmt Herzog Otto von Österreich die Verwaltung in den oberen Landen. Und Ludwig, in Italien geschlagen, verspricht Versöhnung gegen Anerkennung, was Otto tut, ohne der Kirche zu gedenken, worüber Agnes tief erschüttert ist.

Sie verlegt sich nun ganz auf die Tätigkeit im Lande, nachdem sie

---

[1]) Liebenau, 85; Reg. 52.

1331 noch ein Prämonstratenserkloster in Wien gestiftet. Zwischen Bern und Fryburg macht sie Frieden (1333), wie sie im Aargau selbst den Landfrieden herstellt (1334) und mit den Vögten das Regiment übernimmt. Auch Luzern versöhnt sich mit Österreich. Im Laupenkrieg vermittelt sie mit Bern (1340) und befriedet Winterthur. Hilfreich greift sie während der Hungersnot im Aargau (1341—44) ein. Ihre Frömmigkeit und ihr Edelmut sind dem Papst schon längst bekannt. Sie fördert das literarische Leben in Königsfelden und besitzt bereits eine deutsche Bibel. So blüht ihr Ansehen immer höher empor.

An der großen Politik aber nimmt sie kaum mehr teil.

Als Kaiser Ludwig endlich stirbt, wird Karl IV. alleiniger Kaiser. Da bringt Agnes in den oberen Landen einen Städtebund zustande (1350) und gilt hinfort als Friedensfürstin. Die Keime des Freistaates der Eidgenossenschaft zeigen sich zwar bedrohlich, aber Agnes' Friedenspolitik siegt. Allerdings wird ihr Friedenstempel durch die Mordnacht in Zürich, dessen sich einige Vornehmen bemächtigen wollen, erschüttert, aber in diesen Wirren kann ein Schiedsgericht unter Agnes in Königsfelden entscheiden (1351). Doch die Eidgenossen wenden sich gegen Habsburg und alle Städte fallen ihnen zu.

Agnes ist tief getroffen und erlahmt.

Da kommt König Karl IV. in die oberen Lande und bestätigt den Waldstädten ihre Freiheitsbriefe, wobei er ihnen klar zu machen sucht, welch Unrecht sie Herzog Albrecht zugefügt, der dort die Verwaltung übernommen hat.

Da die Eidgenossen aber taub sind, reist der König zu Agnes, die nun einverstanden ist, daß er ein Heer wider die Eidgenossen sammle. (Es ist die letzte Phase, wo Agnes wirklich als „die strenge" erscheint.) Karls Zug gegen Zürich endet aber schmählich, und auch Albrecht, den ungarische Reiter unterstützen, kann nichts gegen die Eidgenossen erreichen. Als schließlich Albert von Buchheim (1355) mit 500 Mannen erscheint und mit Raub, Mord und Brand bis vor Zürich vordringt, fühlt sich Agnes recht unbehaglich und bangt um die Zukunft. (All dies trug gewiß nicht dazu bei, in der Sage ihren Grausamkeitscharakter abzuschwächen.) Agnes bemüht sich um den Frieden, den Buchheim als Hauptmann und Landvogt Österreichs in einem Schutz- und Trutzbündnis im Aargau, Thurgau, Glarus und Elsaß auf 50 Jahre auch erreicht. Großmut und Milde taten ihre Wirkung bei den Heldenseelen. Agnes gelang es auch, das Operationsfeld der Ungarntruppe einzuschränken und schließlich verschwand der fremde Landvogt Buchheim. Wohl auf Agnes' Empfehlung kam an seine Stelle ein Aargauer Edelknecht: Johann von Büttikon. (Nun schien — 1357 — endlich der Zustand wohl erreicht, mit dem Schillers Tell so aussichtsvoll schließt.)

So richtet sich die 77-jährige Greisin Agnes nun ganz in Königsfelden ein, wo ihr der Papst aus Dank freien Umgang in Kloster und Kirche gestattet.

Als nun Herzog Albrecht seinen Sohn Rudolf IV. (Gemahl Katharinas, der Lieblingstochter Karls IV.) nach Königsfelden kommen ließ, damit er die Landesverwaltung erlerne, hatte Agnes eine große Stütze an ihm, da ihn das Volk bald ebenso liebte wie Agnes.

Als Herzog Rudolf nach Prag und dann nach Ungarn ging, um hier ein Bündnis abzuschließen, sahen das die Böhmen als Treubruch an. Agnes war diesmal machtlos. Auch Kaiser Karl suchte nun Habsburgs Untergang. Agnes ist verzweifelt, wendet aber noch Unglück ab und zieht sich ganz auf den Westen zurück. Sie stellt Habsburgs Ehre in Bündnissen mit den Schweizer Städten wieder her, wobei sie besonders Kyburgs Schulden regelt.

Und nun ordnet sie ihren Nachlaß mit der Besorgnis im Herzen, daß vielleicht dereinst ein Böhmenkönig über die schönen Gaue von Thur und Aare herrschen könne: denn Rudolf von Wart, der Sohn des Königsmörders, war in Prag.

Man sieht also, daß Agnes diese Gespenster des Königsmordes bis an ihr Ende nicht los werden konnte! Doch als sie am St. Barbaratag 1364 als hochbetagte, aber immer noch geistig frische Greisin aus dem Leben schied, hatte das Haus Habsburg im Reiche wieder seine Achtung gewonnen, und Friede herrschte in der Heimat.

Die Sage aber, die sich um sie als grausame Ungarinkönigin gerankt, blieb anscheinend nebenher bestehen und erhob ihr Haupt nach einigen kurzen Jahrzehnten in den Chroniken.

Agnes war immer bestrebt gewesen, das Los ihrer Untertanen zu erleichtern. Ihr ganzes Leben lang im Aargau war sie um die Befreiung der Leibeigenen bemüht, dessentwegen sie ganze Grundherrschaften aufkaufte. So erscheint sie uns auch wie Berta von Bruneck am Schluß von Schillers Wilhelm Tell: „Und frei erklär ich alle meine Knechte". Sie war der Stern einer neuen Zeit, bemüht um ein neues soziales Leben bis zum niedern Volk hinunter. Wenn sie manchmal auch als überstreng erschien, wie wir gesehen, so müssen wir uns sagen, daß dies eben menschliche Schwächen sind, denen jeder unterworfen ist, was aber den Grundcharakter des Wesens nicht berührt.

Wir glauben deutlich dargelegt zu haben, wie der grausame Charakter unserer Königin sich noch zu ihren Lebzeiten sagenhaft entwickeln konnte, als ob er mit der edlen Frau in Königsfelden gar nichts zu tun hätte. So ist es nicht notwendig, noch auf die Geschichtskritik einzugehen, die Liebenau in mustergültiger Weise im IX. Kapitel seines Buches durchführt. Schiller, der Dichter, brauchte sich in seinem „Tell" nicht an solche Er-

kenntnisse des Historikers zu halten, wie sie ihm auch schon aufgestoßen zu sein scheinen (s. o.) und wie sie die Geschichtskritik erst nach ihm richtig zur Ehrenrettung der Königin Agnes von Ungarn herausgearbeitet hat. Sein „Tell", der auch in vielem anderen (Johannes Müller selbst) ganz unhistorisch ist, hatte die notwendige Tendenz, zeitgemäß zu sein und Kritik zu üben, dort, wo sich wirklich größere Rückständigkeit in der Kulturentwicklung zeigte. Und dann —: warum sollte der Dichter sich solches nicht erlauben dürfen, wo noch im 19. Jh. (bei Metzler) in Stuttgart Balladen erscheinen konnten, deren eine von Agnes noch singt:

Sie hat den Vater schauerlich gerächt,
Die Burgen ließ sie brennen aller Enden
und der entflohnen Mörder ganz Geschlecht
frohlockend mähte sie's mit blut'gen Händen.
Und als das Rachewerk vollendet war
und auch vollbracht die grause Todtenfeier
verbarg sie der Meduse flatternd Haar
als Büsserin mit einem Nonnenschleier.

Bei dieser Darlegung ist es von Wichtigkeit, auch darauf hinzuweisen, welchen geistigen Entwicklungsgang Schiller selbst von seinen „Räubern" an über „Don Carlos" bis zum Tell durchgemacht hat. Es ist wichtig zu betonen, daß seine ganze Dramenreihe in diesem geistesgeschichtlichen Prozeß seiner Zeit drinnen steht und deren Stempel trägt, wobei die geistigen Ideen des Auslandes, namentlich Frankreichs und deren Auswirkungen in Deutschland und, über Österreich hinweg, in Ungarn ihre Rolle spielen. Die Wissenschaft, Philosophie und Geschichte usw., Staatsentwicklung und Staatslehre sind genau so ein Spiegelbild davon wie die Dichtung dieser Zeit selbst.

Schiller und alle Weimarer Großen waren nicht nur die geistesgeschichtlichen Spiegelbilder ihrer Zeit, sondern sie waren auch die Schöpfer der notwendigen neuen Zeit- und Menschheitsideen, sie waren die Wegbereiter einer neuen Zeit, für die sie es unternehmen mußten, vernichtende Kritik zu üben da, wo dieser neuen Zeit noch Schranken sich entgegenzustellen vermochten.

So müssen wir auch die Anspielung auf Ungarn in Schillers Tell — nach all dem Dargelegten — augenscheinlich als eine Zeitkritik ansehen und sie nach dieser Richtung hin zu prüfen versuchen.

So erhebt sich nun die Frage:

Wodurch kann Schiller sich veranlaßt und berechtigt gefühlt haben, die ungarische Königin Agnes in seinem „Tell" überhaupt zu erwähnen? Die Antwort darauf hängt einesteils mit der Geschichte des Tell und seinen Quellen überhaupt zusammen, andernteils wächst sie aus den Zeitverhältnissen hervor.

Die Ursachen sind also literarischer und geschichtlicher, politischer Natur zugleich.

Man ist auch heute noch der Ansicht, daß Schiller seinen Tell ohne jede Beziehung zu Le Mierre's „Guillaume Tell" geschrieben habe. Gustav Kettner erklärt geradezu in seiner „Auslegung" des Tell [1]), daß alle die bereits bestehenden Tell-Stücke Schiller „so gut wie nichts bieten" konnten [2]). Und doch konnte ich bereits nachweisen, daß Schiller Le Mierre's Guillaume Tell nicht nur gekannt, sondern auch als Grundlage zum szenischen Aufbau seines Dramas benützt hat [3]). Es wäre auch merkwürdig gewesen, daß Schiller gerade dies Stück außer acht gelassen hätte, nachdem Madame de Staël am 14. Dezember 1804 in Weimar erschien und Schillers Tell-Drama sich nun plötzlich in frischem Zuge weiter entfaltet. Mme de Staël berichtet ja selbst in ihrem 1810 erschienenen Buche „De l'Allemagne" über Schillers Tell eingehend. Es ist kaum anzunehmen, daß Le Mierre's Guillaume Tell in Weimar nicht zur Sprache gekommen wäre, insbesondere da ja auch Goethe schon seit 1797 mit einem „Tell" sich beschäftigte und Schiller auch schon damals davon Mitteilung machte [4]). Und als Madame de Staël am 28. Februar samt Schiller bei Goethe zu Gaste war, waren bei Goethe bereits die Rollen zur Tell-Aufführung (unter Vermehrung des Stückes um drei weibliche Rollen) eingelangt. Es war also in rasendem Tempo vorwärts gegangen.

Es ist sehr charakteristisch, daß Schiller ursprünglich den Stoff auf Tell allein konzentriert hatte. Das Problem der Freiheit, der Volksbefreiung selbst, das, wie Goethe sagt, ja sonst „durch alle seine Werke geht", ursprünglich noch nicht dabei war. Durch dieses Hinzukommen des Volksproblems erklären sich ja am besten die zwei dann so schön ineinandergreifenden Handlungen: die Tell-Handlung und die Volkshandlung. Und doch genügte dazu der vorhandene Stoff anscheinend nicht, obwohl Schiller schon am 12. Juli 1803 Iffland ein „Volksstück" versprochen hatte [5]). Allerdings sehen wir in den Entwürfen vom Dezember 1803 auch die Attinghausen-Rudenz-Handlung bereits eingebaut [6]).

Aber trotzdem geht es nicht vorwärts. Und erst als Madame de Staël

---

[1]) Schillers Wilhelm Tell, 1909; S. 17.

[2]) Ebda. S. 18; 158 Anm. 9.

[3]) s. *A „Tell Vilmos" forrásai* (Die Quellen des Wilhelm Tell) in „Debreceni Szemle" 1927 und „Swemmel", Debrecen 1927. — Meine große Arbeit über „Die Quellen und dramatische Entwicklung des Schillerschen Tell" denke ich in nächster Zeit zum Abschluß zu bringen.

[4]) Ich verweise wegen der einzelnen Daten nur auf Kettner S. 14; 159, 1; 158, 9.

[5]) Gespr. mit Eckermann: 18. Januar 1827.

[6]) Kettner S. 37.

sich (14. Dezember 1803 bis Ende Februar 1804) in Weimar befindet, gedeiht der Tell, trotzdem Schiller in dieser Zeit oft über den „Dämon" Frau v. Staël und den Mangel an „Ruhe, Freiheit und Gesundheit" klagt [1]). Nach Frau von Staël's „Abreise (am 29. Februar) war ihm nicht anders zu Mut, als wenn er eine große Krankheit ausgestanden" [2]). Warum?

Es ist gewiß nicht sehr wissenschaftlich, psychologische Schlüsse ohne bedeutsame Unterlagen zu ziehen. Und doch will es scheinen, daß hier etwas Bedeutsames geschehen sei, wenn „unter allen den widerstreitenden Zuständen, die sich in diesem Monat häuften, die Arbeit leidlich vorwärts" ging, wie Schiller am 13. Januar an Goethe schreibt. Am 16. Februar bleibt Schiller von Goethe weg, wo er Madame de Staël hätte treffen können, weil er kurz vor dem Ziele seiner Arbeit steht und sich „besonders vor allen französischen Freunden" hüten will, um sich die „nötige letzte Stimmung" nicht „rauben oder verkümmern" zu lassen. Und am 19. Februar übersendet er das fertige Stück Goethe.

Es geschieht zwar keine Erwähnung des Tell im Zusammenhang mit Frau von Staël — deren Wesen Schiller ebensowenig zusagt [3]) wie Goethe [4]). Und Le Mierre ist in solchem Zusammenhang erst recht nicht erwähnt. Aber am 24. April 1805 verwechselt Goethe den französischen Dramatiker in den Anmerkungen zu Rameau's Neffen mit der in Paris damals berühmten Schauspielerin Le Mierre, weshalb er Schiller bittet, den Artikel „aus dem Geschriebenen" herauszunehmen [5]).

Aber auch Johannes von Müller, der ja zur selben Zeit wie Frau von Staël nach Weimar kommt, findet ausgesprochen im Zusammenhang mit dem „Tell" keine Erwähnung in Schiller-Goethe's Briefwechsel [6]). Ex silentio ist aber nichts erschließbar.

Le Mierre, der Dichter, muß also bei Schillers Tell doch seine Rolle gespielt haben. Er war ihm sicher nicht unbekannt. Ob erst Frau von „Stahl" [7]) in ihrer anmaßenden Art Schiller auf Le Mierre gelenkt, ist sicher nicht mehr zu ergründen. Doch beruht Schillers Tell in vielem,

[1]) Kettner S. 45; 161, 14: Brief an Körner 4. Jan. 1804; an Cotta 3. Jan. 1804 und an Goethe 21. Dez. 1803.

[2]) Ebd. S. 45 und 161, 16: Brief an Goethe Anfang März 1804. — Vgl. auch Schiller an Goethe 13. Jan., Goethe an Schiller 14. Jan.; Sch. an G. 17. Jan.; G. an Sch. 23. Jan.; G. an Sch. 26. Jan.; Sch. an G. 16. Jan.

[3]) Bemerkung im Briefe vom 21. Dez. 1804 an Goethe über Mme. de Staëls Auffassung von der Poesie. — Bemerkung über sie an Goethe am 13. Jan. 1804 mit der Anspielung auf „Oknos mit seinem Esel" (Siehe Briefwechsel zw. Sch. u. G., hrsg. v. Philipp Stein, Reclam, III S. 330, Nr. 937.)

[4]) Brief v. 14. Jan. 1804. Ebd. S. 332, Nr. 940.

[6]) a. a. O. S. 372, Nr. 1002. — Vgl. auch m. obigen Aufsatz im Debreceni Szemle.

[5]) Mindestens ist seine Geschichte der Schweizer Eidgenossenschaft, die Sch. doch benützt, nicht erwähnt.

[7]) Wie Schiller am 13. Jan. phonetisch (und ironisch?) schreibt.

nicht nur in der Szenenanlage, sondern oft genug auch wörtlich auf Le Mierres Tell. Häufig sind einzelne Personen zerlegt und mit neuem Inhalt erfüllt. Insbesondere in der Rütliszene sieht man deutlich, wie zu den 3 Hauptpersonen je 10 neue hinzutreten, Tell aber wegbleibt. Der Drehpunkt der ganzen Handlung fiel mir bei Le Mierre in der Verwarnung Geßlers zuerst auf: L'arc trop tendu va briser de même. Was Schiller so übersetzt: Denn allzustraff gespannt zerspringt der Bogen.

Dieses Stück war aber höchst politischer, revolutionärer Natur. Le Mierre klagt selbst auf seinem Totenbette: „Ich werde mein ganzes Leben lang Reue über meinen »Wilhelm Tell« empfinden. Das Stück ist eine der Hauptursachen der Revolution gewesen, ich werde darüber sterben" [1]).

Schiller hatte Ursache genug, ähnliche Möglichkeiten zu vermeiden. Dennoch sollten und mußten in einem solchen „Volksstück" die Volksrechte gründlich vertreten werden.

Dies nötigt uns nun, einen Blick auf die damaligen politischen Verhältnisse zu werfen, denen zuliebe Schiller dem Stücke ja auch seinen V. Aufzug mit der Parricidaszene anfügte. Denn was Le Mierre in 5 Akten darstellt, ist bei Schiller bereits in 4 Akten sozusagen erledigt. Le Mierre's Tell schließt eigentlich mit der Apfelschußszene und Geßlers Tod. Der Triumph des Volkes ist aber noch nicht voll. Tell selbst gibt der Befürchtung Ausdruck, was nun folgen werde:

1288. Albert va nous poursuivre et venger son trépas.

Aber Tell hat den Glauben an das Schweizervolk und die Gebirgsnatur der Schweiz, die den endgültigen Sieg verbürgen. In diesem Sinne wird ein neuer Schwur getan, mit dem das Drama schließt.

Schiller hat also noch den Gedanken zu lösen, der bei Le Mierre schon im I. Akte, Vers 89—92 angedeutet ist:

Immoler de tes maux le détestable auteur,
Ce ne serait changer que du persécuteur
Gessler mort, doutes-tu qu' Albert ne nous envoie
Quelque nouveau tyran dont nous seront la proie?

Tell rät Melchtal, die Schweiz durch einen Aufstand ganz zu befreien. Und als Tell Melchtal durch den Todesschuß auf Geßler zuvorgekommen ist, weiß Melchtal nichts mehr zu tun (Vers 1284—87).

Schiller aber, der auf Grund seiner Quellen Tschudi und Müller die Albrechtgeschichte aufgreift, ist imstande, auch diese Frage zur Lösung

---

[1]) H. Suchier u. A. Birch-Hirschfeld: *Gesch. der Französischen Literatur*, 1908; S. 577. Vgl. dazu 1. René Perin: *Oeuvres de A.-M. Le Mierre*, Paris 1810, T. I, S. lvj u. clix; 2. G. Geilfuss: *Lemierre's Wilhelm*, Aus dem Französischen übersetzt, 2. Aufl. Aarau 1881, S. XII—XV.

zu bringen. Das Volk ist aufgestanden, die Burgen der Landvögte sind gebrochen und werden noch gebrochen und auch die Nachricht trifft ein, daß der Kaiser ermordet sei.

Aber: „Ein ungeheurer Schrecken ist im Land umher", denn nun zieht die strenge Agnes, der Ungarn Königin, heran, mit „des Bannes Fluch bewaffnet", um Rache zu nehmen.

Warum war gerade dies so wichtig? Und wie konnte Schiller gerade die sanfte und milde Agnes zur Trägerin dieses Rachegedankens machen?

Wir wissen zwar, daß das Andenken der ungarischen Königin Agnes in Schillers Zeit gar kein so unaktuelles war. Denn im Jahre 1770 sah die große Habsburgerin Maria Theresia „sich gezwungen, die edlen Überreste ihrer Vorfahren, auch die der Königin Agnes, aus der Gruft von Königsfelden nach dem durch Gelehrsamkeit wie durch Andacht blühenden Stifte St. Blasien im Schwarzwalde im Jahre 1770 versetzen zu lassen. — Aber die tote Hand s. g. Aufklärung zerstörte auch diesen Musensitz und die ehrwürdigen Reliquien unserer Königin Agnes wanderten mit den Söhnen des heiligen Benedikt von St. Blasien nach Kärnten, wo sie in würdiger Ruhestätte noch heute bewahrt werden" [1]).

Wir wissen, daß Goethe im Jahre 1770 recht nahe von St. Blasien war, als er in Straßburg studierte. Es ist aber nicht anzunehmen, daß er hiervon, im besonderen gerade in bezug auf Königin Agnes, Kenntnis genommen hätte. Noch weniger kann dies bei Schiller angenommen werden, der damals auf der Lateinschule in Ludwigsburg saß. Aber die großen Ereignisse, den Werdegang ihrer Zeit erlebten sie ja deutlicher mit als andere Jungen und Burschen ihres Alters.

Sozusagen im ursprünglichen Zustande der 1353 (eigentlich schon 1291 nach Rudolfs Tode, der Sage nach 1307 auf dem Grütli = Rütli) abgeschlossenen, 1389 von Österreich anerkannten Eidgenossenschaft befand sich die Schweiz beim Ausbruch der Französischen Revolution (1789). Durch die Besetzung Berns (1798) war es zur Annahme der von den Franzosen ausgearbeiteten Helvetischen Konstitution gekommen. Das hatte das vielerseits begrüßte Eingreifen Österreichs (und Rußlands) zur Folge gehabt. Schließlich kam es zu einer Einheitsverfassung, die sich

[1]) Liebenau a. a. O. S. 326 und Regesten daselbst Nr. 400, S. 589—90. — Der Verfall von Königsfelden hatte schon bald nach Agnes' Tode begonnen und 1528 hatte Bern die Abtei aufgehoben und in eine Landvogtei umgewandelt, deren Vögte bis 1798 den Titel Hofmeister von Königsfelden führten. Die Gebäude der Klöster waren verschiedentlich zu etwas anderem benützt worden und die Gruft war äußerst vernachlässigt. Darum besonders erfolgte auch die Überführung nach Sankt Blasien: am 10. September 1770. Aber schon am 14. November desselben Jahres wurde das Stift des gelehrten Sankt Blasius aufgehoben (die Abtei war 1768 abgebrannt), und so erfolgte die Überführung aus der neuen Fürstengruft durch die St. Blasianer selbst nach St. Paul in Kärnten.

aber in keiner Weise durchzusetzen vermochte. Aloys Reding, der Anführer der Schweizer im Kriege von 1798, benutzte diese Stimmung und schloß 1802 in der östlichen Schweiz einen Bund zum Sturze der Zentralregierung. Beim Abzug der französischen Truppen brach ein allgemeiner Aufstand gegen die Helvetische Regierung aus. Schiller ist so mit seinem alten Itel Reding, dem „Altlandamman" und „des Tages Haupt" wieder aktuell. Frankreichs Staatsoberhaupt Bonaparte ordnete aber plötzlich die Herstellung des alten Zustandes an und beorderte Bevollmächtigte aller Kantone nach Paris zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung. Als die Urkantone nicht Folge leisteten, erfolgte ein Einmarsch und am 19. Februar 1803 erhielten die Abgeordneten in Paris eine Meditationsakte überreicht, wodurch das ursprüngliche Kantonalsystem zwar wiederhergestellt, das Untertanenverhältnis der Helvetischen Konstitution aber aufgehoben blieb. An der Spitze des Schweizer Bundes stand nun wieder eine nach Anweisungen stimmende Tagsatzung aller Kantone, in der ein mit allen Rechtsbefugnissen des ehemaligen Vorortes (Bern) Ausgestatteter den Vorsitz hatte.

Man sieht, Schiller ist mit seinem Tell durchaus zeitgemäß. Aber die Franzosen bleiben weg, die Schweiz ist ja schließlich ein deutsches Land. Dies kommt naturgemäß nicht zum Ausdruck. Aber die Schweiz auf ihrer alten Grundlage (vgl. Rösselmann), unabhängig auch von Österreich, ist die beste Lösung jener Zeit.

Anscheinend zeigte sich solches auch zu Maria-Theresias Zeiten schon, als sie ihre Ahnen aus Königsfelden wegbringen ließ, denn ohne Grund wird sie das nicht getan haben. Jedenfalls hatte Österreich gar keinen Einfluß mehr in der Schweiz: Maria Theresia mußte sich mit einem Gesuche an die Berner Regierung wenden, die die Leiche der Königin Agnes mit den „Überresten ihrer erlauchten Verwandten in Königsfelden" aushob und in die neue Fürstengruft nach St. Blasien überführte [1]).

Es ist notwendig, auch einen Blick auf Maria Theresia und die Regierungszeit ihrer Nachfolger zu werfen, die in die Entstehungszeit des Schillerschen Tell hineinreicht.

Zwar kann die Bewaffnung mit des Fluches Bann nicht auf Maria Theresia bezogen werden — wir haben gesehen, daß dies sich auf Agnes selbst, bzw. ihre Mutter Elisabeth bezog —, aber Ungarn als solches war in diesen Zeiten recht aktuell. Maria Theresia war apostolische Königin von Ungarn, das schon seit Leopold I. als regnum Marianum galt. Auch „streng" war sie jedenfalls, sie selbst klagt sich des Ehrgeizes (als Anlaß zu Kriegen), des Neides, Zornes, Lässigkeit, wie des Mangels an Nächstenliebe an [2]). Sie war Ungarn wohlgewogen und um dessen Wohlergehen

[1]) Gerbert Hist. St. Pauli in Karinthia.

[2]) Révai Lex. unter M. Th.

bemüht. Dankerfüllt war sie der Ungarischen Nation gegenüber, die ihr auf dem Preßburger Reichstag (1741) beigesprungen, als es sich um die Zerstückelung des Habsburger-Reiches handelte und Friedrich II. mit den Bourbonen ihr große Sorgen machte. 1778 schrieb sie: „Ich bin eine gute Ungarin, mein Herz ist des Dankes voll für diese Nation." — Aber mit der Schweiz hatte sie als Herrscherin wohl nichts zu tun. Ihre Heere aber kamen im Österreichischen Erbfolgekrieg beinahe bis in Schillers Heimat. — Die Kaiserin-Königin war tief erfüllt von den fortschrittlichen Ideen des Zeitgeistes, die sie auch in Ungarn zum Ausdruck brachte. Allerdings herrschte damals noch das Latein in der reichen und hochstehenden Literatur usw., was aber bereits die Renaissance der ungarischen nationalen Literatur anbahnte. Insbesondere milderte die Königin das Los des Hörigentums (1767). Durch ihre 1760 aufgestellte ungarische Leibgarde zog sie den ungarischen Mitteladel an ihren Hof, der dort meistens der Entnationalisierung anheimfiel. Solches dauert auch unter ihren Nachfolgern noch fort, und so ist Schiller mit seinem Rudenz am Habsburgischen Fürstenhofe in dieser Beziehung noch völlig zeitgemäß — wenn er auch keine Veranlassung hat, für Ungarns Adelssöhne einen Stab zu brechen.

Im 17. Jh. stand es auch in der Schweiz nicht glänzend um das Volk. In den größeren Städten (Bern, Zürich, Basel) hatte sich eine Adelsherrschaft breitgemacht, die die Kantone unterdrückte und ausbeutete. Bauernaufstände waren die Folge: 1653, 1656, 1762 (1723 Major Davels Erhebung gegen Bern). Und im Jahre 1749 war Samuel Henzi wegen einer Verschwörung, die er angezettelt, weil eine Bittschrift an den Berner Rat um Verfassungsänderung auch nach vierjähriger Verbannung ohne Erfolg geblieben, enthauptet worden. Sein Trauerspiel „Gessler ou l'ambition punie" (1748, erschienen 1762) übte aber auf Schiller keinen Einfluß aus [1]).

Auch Ungarn hatte eine ähnliche Verschwörung, die der kath. Pfarrer und Professor Ignaz Josef Martinovich anzettelte, wofür er 1795 ebenfalls enthauptet wurde. Er hatte das Unglück, nicht mehr unter Josef II. oder Leopold II. zu leben, Franz I. war gegen jede Reform und Feind aller modernen Ideen.

Wenn wir also unter „Ungarns strenger Königin" nicht einfach Agnes oder ihre Mutter Elisabeth verstehen wollen, sondern das Habsburghaus, wie es unter Franz I. in Ungarn sich auswirkte, so können wir glauben, daß Schillers Zeitblick bei diesem Vers auch seitwärts auf Ungarn, die „Hungaria" seiner Zeit, gefallen sein mag.

Denn Franz' I. Zeit war wahrlich gegenüber der seiner Vorgänger nicht nur eine Zeit der Stagnation, sondern im Hinblick auf die Geistes-

---

[1]) Kettner a. a. O. 17 über die Telldramen des 18. Jhdts. — Henzi stand mit Bodmer im Kampfe gegen Gottsched.

entwicklung, Geistesgeschichte geradezu ein Rückschritt. So lagen die Dinge, als Schiller seinen Wilhelm Tell schrieb.

Jedenfalls sah es unter Josef II. und Leopold II. in Ungarn noch ganz anders aus als unter Franz I.

Josef II. war ein Freund der Ungarn [1]). Was gegen ihn zu sprechen scheint, erklärt sich daraus, daß er einen Einheitsstaat des Hauses Habsburg zu schaffen bestrebt war. Allerdings war auch er ruhmsüchtig, was sich auf den Adel verpflanzt [2]). Mit den besten Absichten hätte er das Reich ins Verderben gebracht. — Die größte Gefahr droht von Frankreich her. Die Schweiz, zwischen Österreich und Frankreich als gutes Bollwerk, wird bald als Helvetische Republik (s. o.) in die Ereignisse hineingezogen. Josef huldigt, wie seine große Mutter, dem aufgeklärten Absolutismus. Die Vorrechte hören auf, jeder Staatsbürger genießt die gleichen Menschenrechte. Josef ist entschlossen, auch die ungarische Verfassung zu beseitigen, was ihm allerdings viele Feinde schafft. Auch in der weiteren Politik ist Josef unglücklich. Friedrich der Große bringt gegen ihn den Fürstenbund zustande (1785), wodurch Habsburgs Hegemonie in Deutschland verloren geht. Die Mißerfolge gegen die Türken wie in Belgien lassen in Ungarn den offenen Widerstand entflammen und vor seinem Tode muß Josef alle seine Verordnungen zurücknehmen — mit Ausnahme weniger, wie z. B. in bezug auf die Befreiung der Hörigen. Immerhin: der Gegensatz zwischen Habsburg und Reich ist auch im Tell eine tragende Idee.

Mit Leopolds II. Thronbesteigung (1790) begann ein anderer Wind zu wehen. Leopold II. war ernst und überlegt und wollte nur durch von dem Volk geschaffene Gesetze regieren, wie es dem Zeitgeist entsprach. Frankreichs revolutionäre Ideen bedrohten sein Land. Die angestrengte erleuchtete Reformpolitik des Regenten kam kaum zur Auswirkung. Krieg mit den Türken, Spannung mit Preußen erfüllten seine Regierung. Ungarn war im Aufstand, dessen Krone er erst 1791 erlangte. Sein Bündnis mit Friedrich Wilhelm II. bezweckte Schutz gegen die Erschütterungen der französischen Revolution. Das Ende war aber die Anerkennung der französischen Konstitution. Leopold starb kurz vor der Kriegserklärung der französischen Nationalversammlung, nachdem noch der Allianzvertrag der europäischen Mächte zustande gekommen war [3]).

Nun folgte sein Sohn Franz I., als röm.-deutscher Kaiser Franz II., ein kränklicher, verschlossener Mann, ohne Gefühl für Volksfreiheit. In dieser Reaktionszeit stehen wir wieder in einer Atmosphäre des

---

[1]) Brief an s. Vater Franz I. v. Lothringen, 1796. (Wertheimer Ede, *Ausztria és Magyarország a tizenkilencedik század első tizedében* (Österreich und Ungarn im ersten Jahrzehnt des 19. Jh.s) Bp. 1884; S. 29.)

[2]) So erscheint Rudenz in Schillers Tell.

[3]) Wertheimer a. a. O. S. 18.

Wilhelm Tell. Als er 1808 die Ermordung des türkischen Sultans erfuhr, äußerte er sich: „Diese ganze Geschichte ist ein sehr böses Beispiel für Untertanen in Ansehung ihres Betragens gegen ihre Fürsten."

Der Herrscher, der den Krieg haßte, mußte gleich gegen Frankreich ins Feld, das ihm als König von Ungarn den Krieg erklärt hatte. Zuerst hatte er Erfolg; als es aber schlecht ging, kehrte er nach Wien zurück. Die Bundesgenossen fielen ab, Bonaparte rückte in Italien vor. Der Kaiser war zum Frieden von Campo Formio genötigt. Österreich verlor die Niederlande und die Lombardei, das Deutsche Reich das Rheinland. Im Bunde mit Rußland und England kam es 1799 wieder zum Krieg, aber Bonapartes Siege in Italien zwangen zum Frieden von Lunéville (1801) und das Rheinland war verloren. 1805 folgte ein neuer Krieg im Verein mit Rußland. Die Kapitulation von Ulm, die Schlacht bei Austerlitz und die erste Besetzung Wiens führten zum Verzicht auf das Reich. — Damit stehen wir schon in der Zeit nach Schillers Tode. (Aber der Tell atmet bereits solche Stimmung.)

Am 11. August hatte sich Franz zum Erbkaiser von Österreich erklärt. (Am 19. Februar lag Schillers Tell schon fertig bei Goethe vor.)

Während Frankreich unter den Jakobinern einheitlich wurde, war bei den vereinigten Mächten nur Rückschritt zu beobachten. Mit dem Außenminister Baron Thugut (1793—1801), der in französischen Diensten gestanden und jeden Augenblick entlarvt werden konnte, zog in Österreich der größte Haß gegen Preußen ein. Gleichzeitig aber verfolgte er einen Vernichtungskampf gegen die französischen Revolutionsideen. Seine Ansicht war: der Kaiser könne mit dem Staate machen, was er wolle. (Man atmet hierbei die Luft Philipps im Schillerschen Don Carlos.) Thugut wollte Österreich groß haben, Preußen und Frankreich aber vernichten. Eine wahnwitzige Idee! (Schillers Stellungnahme gegen Österreich wird immer begreiflicher.) Als Thugut Österreich, Rußland und England gegen Preußen (als Rückzahlung für 1793) zusammengebracht, überraschte Preußen im April 1795, um Habsburg einzuschränken, durch ein Bündnis mit Frankreich, was allerdings nur Gaukelpolitik war, da Preußen ohnehin nicht zählte. So standen Österreichs Heere allein gegen Frankreich. Sie siegten zwar am Rhein, erlitten aber in Italien eine Schlappe, was Napoleon emporhob, der Österreich demütigen wollte.

1798 war Bernadotte in Wien erschienen und hatte den Anbruch der Revolutionen in Europa überall verkündet. Auf der französischen Gesandtschaft hängte er (13. April) eine Fahne mit der Aufschrift „Freiheit und Gleichheit!" heraus. Das Volk riß sie herunter. Aber in Ungarn befürchtete man den Kriegsausbruch. Erzherzog Karl erhielt von seinem kaiserlichen Bruder den Befehl, sich mit seiner Armee bereit zu halten. Karl war Napoleons Gegenteil: er liebte das Volk und seine Hauptsorge war das

Wohl des Staates. Er sah, daß der Feind „die Religion vernichten, alle Throne stürzen und alles umdrehen" wolle (22. März 1798 an Kaiser Franz). Ganz Europa war in Aufregung und führte diplomatische Verhandlungen. Erzherzog Karl ging bis München vor, wollte aber nach Tirol keine Truppen senden und nicht in der Schweiz kämpfen. Doch entschloß er sich, den Feind in der Schweiz zur Diversion zu zwingen (4. März 1799). Die Franzosen wurden in Schwaben geschlagen (bei Stockach und zogen sich zum Bodensee zurück, worauf Karl bei Zürich siegte. Die Russen schlugen die Franzosen in Italien, worauf Napoleon aus Ägypten herbeieilte. Rußland hielt leider nicht weiter aus, sondern zog seine Truppen aus der Schweiz zurück.

Wien spürte das bald. 1800 ging die Schlacht bei Marengo verloren. Doch Thugut wies Napoleons Friedensangebot zurück. Leider entfernte er Karl als Heerführer, an dessen Stelle der unerfahrene junge Erzherzog Johann trat, der sich mit dem über ihn gesetzten General Lauer nicht verstand. Das löste auch den Haß der Königin Karolina (Maria Theresias Tochter) wie der Kaiserin Antipathie gegen Johann aus. Schließlich fiel Thugut. Als sein Nachfolger ging Graf Cobenzl nach Paris (der schon in Campo-Formio mitgewirkt). Die Friedensverhandlung mit Napoleon scheiterte aber und der Erzherzog wurde bei Hohenlinden in Oberbayern geschlagen. Man blickte wieder auf Karl. Doch Ungarn wollte Frieden, der mit Österreichs völliger Isolierung am 9. Februar 1801 auch zustande kam. Die rechtsrheinischen Festungen wurden geschleift. Preußen und Rußlands Annäherung an Frankreich war notwendig. Und die Schweiz mußte sich auch gleiches gefallen lassen: von einer Sympathie für Österreich konnte keine Rede sein.

Habsburgs Ansehen war dahin! — Aber Karl verlor den Mut nicht, sondern schritt zur Umgestaltung der Monarchie (18. Sept. 1801). Auf seiner Reise durch die einzelnen Landesteile stellte er überall Mutlosigkeit und Unzufriedenheit fest. Galizien verlangte sogar nach französischer Herrschaft. Die Adelsverleihungen erwiesen sich als schädlich, die Großgrundbesitzer bebauten ihre Ländereien nicht selbst. Verwaltung und Rechtsgebarung waren schlecht, die Finanzen zerrüttet. Habsburg stützte sich immer auf den Katholizismus, daher wurden die Protestanten aus den Ämtern entfernt; diese arbeiteten mit den Juden. Alle guten Schöpfungen Josefs II. drohten zu verschwinden. Das Land wurde von jedem frischen ausländischen Geisteszug abgeschnitten und man sah das Mittelalter wieder heranziehen. Das Volk verkam in Unwissenheit. Österreich war damals Großdeutschlands unwissendstes Land. Es gab Minister, die 30 Jahre kein Buch gesehen hatten. Die Universitäten waren schlecht, die Zeit ideenlos und geistig arm. Zensur und Verfolgung waren an der Tagesordnung. Wissen und Können flüchteten nach Preußen und Sachsen und — blühten

vor allem in Weimar: im Zeichen idealster Humanität. (Kein Wunder, daß Schiller sich für ein solches Land nicht begeistern konnte und seine Kritik vom 14. Jh. her zurecht bestand. So kann man es verstehen, daß auch bei Agnes, der Habsburgerin — wenn auch falsch — nicht der schönste Zug herausgekehrt wurde.)

In dieser Verwahrlosung übernahm Erzherzog Karl den Vorsitz im Kriegsrat (1801) und schuf eine neue Armee. Die Administration wurde neu geschaffen und zentralisiert, ebenso die Justiz.

Auch in Ungarn, als absolut regiertem Staat, stand es infolgedessen nicht besser als in Österreich. Der Haß zwischen beiden war unbeschreiblich. Nur schwer kam man zur Einsicht, daß Österreich sich aus der Niedrigkeit, in die Napoleon es gestürzt, nur durch Errichtung des ungarischen Königtums retten könne. Erzherzog Karl wollte Ungarn Österreich näher bringen. Aber große Schwierigkeiten standen im Wege: in Österreich herrschte Geistesknechtung, in Ungarn Nationalismus; dort hatten die Stände kein Ansehen, hier regierte das Parlament. Trotz der Stagnation ging es in Ungarn seit 1790 aufwärts, bis 1830 hatte es eine neue Blütezeit erreicht. Allerdings umfaßte nicht alles das ganze Volk. Lacuée schrieb damals: „Die ungarische Nation genießt freie Verfassung, wenn darunter 100000 Adlige verstanden werden“[1]). Und dieser Adlige war dem Bauer gegenüber stolz (— wie Rudenz). In den „Freymütigen Bemerkungen eines Ungarn über sein Vaterland“, die 1799 „in Teutschland“ erschienen, heißt es: „Mit einem Bauern wie mit einem Ochsen umzugehn, ist hier verzeihlich, unbedeutend und mit dem Wesen der Sache vereinbar.“ (Auch hierin findet man gleichen Geist wie in der Melchtalgeschichte im Tell nach Tschudi. Schillers Zeitkritik hat hier also eine echte Basis.) — Demgegenüber schrieb schon 1802 Gregorius Berzeviczy (De conditione et indole rusticorum)[2]) aus innerstem Mitgefühl heraus: „Der Landmann ist des Landes Basis.“

Gegen die schweren Folgen der Französischen Revolution zeigte sich so überall in Ungarn das Streben nach Erneuerung. — (Auf der anderen Seite aber hatte — vorher noch — der Adlige und Dichter János Batsányi die französische Revolution begrüßt und im Sinne Napoleons die Völker aufgefordert, das gleiche zu tun[3]). Auch Ferencz Kazinczy, der Dichter, der in der ungarischen Literatur eine deutsche Richtung anbahnte, schrieb 1792 seinem Freunde Kovachich in Regmecz: „Ich umarme Sie als Ver-

[1]) Arch. nat. — S. Wertheimer a. a. O. 133.

[2]) 1806 ein deutscher Auszug im „Mag. f. Gesch., Stat. u. Staatsr. d. öst. Mon.“ Göttingen.

[3]) A franciaországi változásokra 1789 (Auf die franz. Veränderungen). A látó (Der Seher). — Wertheimer 134. — Auch er gehörte zur Martinovich-Verschwörung ebenso wie Kazinczy.

ehrer, als Freund, als Cosmopolit, als Patriot, als Maurer." Alles in einem Atem!)

Die Auswüchse legten sich — besonders nach der Aufdeckung der Martinovich-Verschwörung —; an ein Eindämmen der Erneuerung war aber nicht mehr zu denken. Auch war das gar nicht erwünscht. Im Jahre 1801 (in Ered) referiert ein „Abriß der Fortschritte, welche der Neuerungs-Geist, seit dem Jahre 1790 in Ungarn gemacht hat. Geschrieben für den zukünftigen Landtag und für den jetzigen" [1]).

Als „Neuerer" sah man besonders die Protestanten an, die auch die ersten Zeitungen gründeten und dem Bauer den neuen Geist vermittelten. (Sie hatten auch Schulen, die Katholiken nicht.) 1801 (17. Juni) schrieb Erzherzog Josef an den Kaiser: „Was die protestantischen Pfarrer betrifft, muß ich gestehen, daß, mit Ausnahme der gutgesinnten älteren Pfarrer, die jüngeren zum großen Teile von den auf den fremden Universitäten aufgenommenen verderbten Ideen erfüllt sind." So möchten die ausländischen Universitäten verboten werden. Man brauche gute Bürger, nicht aber Verbreitung von Religionslosigkeit, Sittenlosigkeit und überfreier Denkweise. So ruft er auch den Reichstag 1802 an.

Wir wissen, wie viele ungarische Studenten in dieser Zeit z. B. in Jena (1789—93) studiert haben, wo sie auch Schillers Hörer gewesen sein mögen [2]). Allerdings trat Schiller erst später (Goethe faßte 1797 seinen Tell-Plan) [3]) an seinen Tell heran, aber vieles darin stammt gewiß schon aus früheren Kenntnissen.

In Ungarn war neben dem Hochadel auch der Mitteladel und Kleinadel von großer Bedeutung. Auch hier kann man Parallelen zum Schweizer Volksadel — s. Tell — aufstellen. War der Hochadel ungebildet und konnte die Nation von ihm nichts erhoffen, so war es anders mit dem Mitteladel. Dieser stand mit dem Bauer auf einer Stufe (vgl. den Volks-

[1]) Orsz. levélt. Nádory oszt. — WERTHEIMER 135.

[2]) Darüber: Jena Hungarica sive memoria Hungarorum a tribus proximis saeculis academiae jenensi adscriptorum, Gyula 1858. S. 99—108: insges. 78 Hörer, meist Zipser Deutsche, doch auch viele Ungarn. — Diese können Schiller wohl manches über Ungarn berichtet haben. — Unorientiert sind wir darüber, wie viele Siebenbürger Sachsen in dieser Zeit dort studierten. — In diesem Zusammenhang sei angemerkt, daß die Siebenbürger Sage „Das Draser Schwert" (Fr. Müller, Siebenbürg. Sagen 1885, S. 264) von der Besitznahme des Sachsenlandes (zwei Schwerter kreuzweise in den Boden gesteckt, Schwur usw.) in eigentümlicher Weise zusammenklingt mit dem Rütlischwur usw. Abgesehen davon, daß das Austragen der Schwerter an die beiden entlegensten Orte des überlassenen Desertums nicht ursprünglich sein kann, da zuerst nur das Zibinsland besetzt wurde und das übrige erst 1224 aktuell werden konnte, scheinen Zusammenhänge nicht leugbar.

[3]) „Die Schweizerreise, die beide Brüder (Stolberg) 1775 in Gesellschaft Goethes ausführten, gab dem Freiheitssänger Stolberg Anlaß, auch Wilhelm Tells Geburtsstätte zu feiern." Vogt u. Koch, D. Litg. II² 241.

adel im Tell, den Rudenz Bauernadel nennt). Dann gibt es noch Adel unter dem Volke selbst: Kleinadel. Der Mitteladel erfüllte die Ämter. Unter ihm waren die Fähigsten der Nation. Er huldigte dem Gemeingeist und Patriotismus, er war sittlich, treu usw. Dieser Mittel- oder Gemeinadel war auch anhänglich an das Königtum, bzw. die Verfassung (wie der „Volksadel" in der Schweiz). Unter ihnen fand sich kein Revolutionsgeist, und in dieser Zeit war die Nation bereits frei von Gedanken der Martinovich-Tage. Der niedere Adel freilich war ungebildet, grob usw. und meist geduldiges Werkzeug des reichen Gemeinadels und der Pfaffen. Der Krieg von 1799 hatte die Kraft dieser unteren Adelsklasse zwar erschöpft, doch bald wurde auch sie revolutionär, was jedoch erst nach 1805 (über Schillers Tod gehen wir nicht hinaus!) der Fall war.

Da der Adel die Hauptrechte hatte, konnte sich kein Mittelstand entwickeln (auch der deutsche Mittel- und Bürgerstand verschwand so, besonders durch Entnationalisierung).

Schon 1802 hatte man den Ausbruch einer Revolution aus Bürgerkreisen, besonders gesellschaftlich, prophezeit. Adrien Lézay[1]) sagte: „Du jour oú il y aura en Hongrie une noblesse ruinée et une bourgeoisie riche, la révolution sera commencée pour les Bourgeois ...."

Im Bauernstand zeigte sich Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit, wo Grundherren ihn bedrückten. Die Volksschule hatte auch ihm die Augen geöffnet, so daß er sich dem präpotenten Notär gern widersetzte. (1809 fürchtet sich der Adlige bereits vor dem Bauer und flüchtet in die Stadt.)

Jedenfalls sieht man überall die nationalen Kräfte in Bewegung. Doch wurde dem wenig Rechnung getragen: Handel und Wirtschaft waren vernichtet.

Österreich hätte eine andere Politik machen müssen: keinesfalls aber die der Unterdrückung, sowie die der Abziehung des Hochadels. Lacuée schreibt damals an Napoleon: Österreich könne seinen alten Glanz wiederherstellen, wenn es Ungarn sich selbst überlasse, da ihm dies Königtum zu nichts nütze sei.... Aber Österreichs Politik stand damals der aller Länder nach.

Deutschland dafür hatte seit der „Convention" von 1802 eine völlige Umgestaltung durchgemacht und der Kaiserkrone allen Glanz verdunkelt. (Wie sollte Schiller auch nur geringste Sympathie für Österreich haben?)

Und doch war man in Ungarn (seit den Todesurteilen von 1795)

---

[1]) Arch. nat. — Wertheimer 145.

An benützter Literatur sei noch erwähnt: I. E. Kopp: *Urkunden zur Geschichte der zeitgenössischen Bünde*, Luzern 1835. H. v. Liebenau: *Hundert Urkunden zur Geschichte der Königin Agnes, Wittwe von Ungarn*, 1288—1364. Regensburg, Verl. G. J. Manz, 1869.

nicht von dem Geiste erfüllt, von Österreich loszukommen. Die Magnaten drängten sich im Gegenteil — wie wir schon sahen! (vgl. „Tell") — als Stützen um den Thron. Der Reichstag von 1802 hatte dem Volke auch nicht geholfen. Aber Österreichs Ansehen stieg dadurch nicht.

Auch Bayern war auf keinem guten Wege. Am selben Tage (3. Juni 1803), wo es den Vertrag des politischen Grabes Deutschlands unterschrieb, hatte es auch Napoleons Veränderungen in Italien anerkannt. So saß es jetzt zwischen zwei Stühlen. Anderthalb Jahre nach Lunéville (also 1803) zogen die Franzosen aus der Schweiz ab. Und so war die Schweiz wieder die Schranke zwischen Österreich und Frankreich (etwa der Zustand wie am Schluß des Tell). Es änderte sich aber, als die zu Frankreich neigende Helvetische Regierung (s. o.) die föderierte österreichfreundliche Partei hinauswarf und zur Befriedung des Landes sich an Napoleon wendete, der die alte Verfassung wiederherstellte und unter dem Vorwand, die Schweiz zu einigen, Truppen an deren Grenzen zog. Erzherzog Karl machte auf die Gefahr aufmerksam, daß Frankreich nun an Bayern grenze und Tirol von Graubünden und Italien aus angreifbar sei: es drohe französisches Joch! Aber man wagte nicht zu handeln, wenn es auch um die Monarchie bereits ging. So gravitierte Österreich wieder an den Inn, was Napoleon empörte, da es Bayern in die Hand nehmen könnte. Und so erkannte Österreich Napoleons Königtum an, um da wieder eine andere als demokratische Regierung zu sehen, wogegen Napoleon den Kaisertitel forderte...

Dies alles berührte die Schweiz nicht mehr. Sie blieb frei und selbständig — von Österreich unbehelligt.

Der Versuch einer Volkslehre bei Johann Amos Comenius.

Von

Herbert Schönebaum (Leipzig).

In memoriam Emil von Jakubovich.

Der scharfe Angriff von Renaissance und Reformation auf das abendländische Denken, auf die alten Mächte Imperium und Sacerdotium brachte nach und nach die schärfsten Krisen in allen Lebensverhältnissen. Keineswegs nur das Individuum, das sich aus den Bindungen engster Art allmählich lockerte und löste, hatte Gewinn von dieser Umwälzung, ganze Schichten der Menschheit, die vorher zu kämpfen nicht gewohnt waren oder bisher davon abgehalten wurden, traten erfolgreich auf den Kampfplatz. Territorien, ständische Gewalten, Bürgerschaften, oft selbst im Gegensatz zueinander, standen auf gegen das Reich; Ketzer, Sektierer, Reformatoren griffen die Allgewalt der Kirche an: allenthalben wurden große einheitliche Gebilde auseinandergezogen. Es war kein Wunder, daß in dieser Zeit die mit diesem Umbruch gleichzeitig entstandenen Generalstudien Gewinn aus der immer mehr verworrenen Lage zogen, indem sie sich, von vornherein durch Arbeit an wissenschaftlichen Problemen gebunden, vorschoben und durch Bereitstellung von Männern hoher geistiger Prägung einflußreich in den Kampf zwischen den Gewalten eingriffen. In den Generalstudien waren auch Streiter der Feder am Werk, die über die Wiederbelebung und Antike hinaus den Weg freimachten für eine Beschäftigung mit dem Zustand und den Schicksalen des Volkes, dem sie entstammten, somit ganz den größeren Schauplatz des Abendlandes verlassend. Indes darf man diese so gerichtete Arbeit in ihrer damaligen Wirkung nicht überschätzen: die Gelehrtenarbeit am eigenen Volk drang nicht weiter als bis zu der Schicht, die sich eben dem Studium weihte, aber innerhalb dieser Schicht wurde der Grundsatz gelegt für eine weitere Durchwirkung nach kommenden Generationen.

Sehen wir uns den Stoff an, mit dem sich die auf ihr Volk sich ausrichtenden Humanisten abgaben, so gewahren wir einmal eine Neigung zur historischen Topographie: Länder, Gaue, Landstriche, Orte werden rein beschreibend behandelt. Man kümmert sich nicht sehr um die Echtheit und lautere Wahrheit der Nachrichten, die man vermittelt, man ist froh, wenn man rein deskriptiv das Landläufige zum Gegenstand zusammen-

trägt. Neben dieser kaum geordneten Tätigkeit sucht man aber auch mit dem Anstrich einer Planung Quellen zur Volkwerdung zu sammeln und herauszugeben, dies noch nicht nach gesicherten wissenschaftlichen Grundsätzen, sondern so wie es der einmalige Fund ergab. Ein freudiger Optimismus ließ ohne jede kritische Auseinandersetzung den Abdruck einer Quelle schnell entstehen.

Neben diesen Erzeugnissen des Gelehrtenfleißes steht eine weite, sehr viel wichtigere Gruppe, stehen Werke kulturkritischer Art, Werke, in denen Erscheinungen des politischen und sozialen Lebens unter eine scharfe Lupe genommen werden. Zu dieser Art gehört die gesamte Spiegelliteratur, sind zu rechnen vor allem auch die ersten Anfänge einer staatsrechtlichen Systematik. Wenn Machiavell in seinem *Principe* ein Bild von wahrer Macht und Autorität gibt, wenn Bodin und andere politisch-soziale Begriffe herausarbeiten, so ist natürlich eine Abstraktion gegeben, aber man sieht das Bild einer zeitgenössischen Wirklichkeit durchragen. Der Wille, das politische Leben mitzugestalten, zwingt eben von vornherein zu einer scharfen Erkenntnis der Formen, in die dieses Leben eingebettet ist.

Und schließlich geht die Abstraktion soweit, daß die dichterische Phantasie alles Wirkliche hintanstellt und literarische Werke herausgedeihen läßt, die hervorragend utopischen Gehaltes sind. Die Utopien vermehren sich seit Renaissance, Humanismus und Reformation erheblich und ihre bedeutendsten Beispiele wie die des Thomas Morus und des Thomas Campanella sind Werke der Weltliteratur geworden.

Johann Amos Comenius, den wir in dieser Studie nach einer bestimmten Seite hin verfolgen wollen, war ein Kenner aller dieser drei Gattungen der humanistischen Literatur, er kannte viele deskriptiv-traditionelle Darstellungen, einen Teil der politisch-staatsrechtlichen Spiegelliteratur und fast alle den gesamten Zustand des öffentlichen Lebens umschreibenden Utopien recht genau. Wir begegnen in seiner literarischen Lebensleistung vielen Vertretern der genannten Literaturgattungen, vermehrt um das staatsrechtliche Denken der polnischen und tschechischen Nation und vor allem um die breite soziale Literatur des Brüdertums, so daß in Comenius der einzigartige Fall gegeben ist, daß abendländisches Denken mit dem Zwischeneuropas verbunden ist.

Das politisch-soziale Denken des Comenius erfuhr zweifellos seine Zuspitzung und Ausfeilung während des Aufenthaltes in Sárospatak von 1650—54 [1]). Hier in der Bodrogstadt wurde der einzige wahrhaft groß-

[1]) Vgl. jetzt dazu, ältere Darstellungen überholend, die Arbeiten von L. Rácz: *Magyarország XVII. századi müveltségének képe Comenius tükrében* (Das Bild der Kultur Ungarns im Spiegel der Schriften des Comenius) in *Adalékok a XVII. század magyar müveltségtörténetéhez* (Beiträge zur ungar. Kulturgeschichte des 17. Jh.s),

zügige praktische Versuch unternommen, die reformerischen Gedanken des Schulmannes in die Wirklichkeit umzusetzen. Daß dieser Versuch scheiterte, lag ebensoviel im Wesen des Comenius begründet als in der gegebenen Situation, der er begegnete. Als viel geprüfter, ausgereifter Mensch mit einer für seine Zeit geradezu erstaunlich großen Erfahrung kam der Brüderbischof zu einem ungarischen Volksteil, der durch politische Not, durch Krieg, Entbehrung, durch nationales inneres Bedrücktsein nicht besonders geeignet war, ein in Jahrzehnten zur höchsten Form herausgediegenes pädagogisches Werk so ohne weiteres an sich ausüben zu lassen, obwohl seitens der fürstlichen Herrschaft nichts unversucht gelassen wurde. Daß sich bei dieser Lage allerhand persönliche Spannungen ergaben, die das Begonnene immer wieder beeinträchtigten, war wohl angetan, zeitweilig die Stimmung zu verderben, hat aber bei der maßlosen Energie und Ausdauer des Comenius nur wenig zu bedeuten. Es ist bisher in der Forschung kaum betont worden, daß alle Versuche des Comenius, die sich immer wieder in bestimmte Traktate, Programme, Denkschriften und Lehrbücher verdichteten, eine fortlaufende Auseinandersetzung mit Vorzügen und Mängeln der ungarischen Bevölkerung waren. Auch der *Orbis pictus* und *Schola ludus* haben das immer wiederkehrende Problem, wie den Schülern von Sárospatak die wesentlichsten Kenntnisse beizubringen seien, zum Anlaß. Daß im Falle des *Orbis pictus* ein Werk der Weltliteratur entstand, lag ebensowenig in der Absicht des Comenius wie im Wesen seiner Pädagogik letzthin begründet. Ohne die didaktische Notlage in Sárospatak wären dieses Werk wie auch das genannte Schuldrama nicht entstanden.

Neben vielen Teilergebnissen ließ die Wirksamkeit des Comenius in Sárospatak den Gedanken der allgemeinen Volksbildung als Menschtumspflege stark heraustreten. Dem rastlosen Reformer genügte es nicht, daß die Begüterten, Adel und Bürgerschaft, sich den Vorzug der Bildung verschafften — diesen Ständen maß er wahrhaftig höhere Aufgaben zu —, auch das niedere Volk soll zu den Bildungsgütern gelangen können. Das Nachdenken um das Problem der Allgemeinheit der Volksbildung brachte den sich abrackernden Comenius dazu, über das Volk als Gemeinschaft sich Gedanken zu machen, also letztlich sein Werk auch nach der politisch-sozialen Seite vorzutreiben. Schon im *Sermo secretus Nathanis ad Davidem* vom Jahre 1651 hielt er dem Prinzen Sigismund Rákóczy einen Spiegel vor, was er in seinem Volke und mit seinem Volke zu bewältigen habe, dann aber am Ende seiner Wirksamkeit 1654 hat er

---

Sárospatak 1930; *Comenius Sárospatakon* (C. in Sárospatak), Bp. 1931. In Magyar Paedagogia XL, 40ff. hat sich Rácz mit meiner Darstellung: *Comenius bei den Rákóczy in Sárospatak* (Korrespondenzblatt des Vereins f. siebenb. Landeskunde LIII, 1930) ausgiebig auseinandergesetzt, hat einige wichtige Zusätze gemacht, indes in einigen Dingen vermag ich dem verstorbenen verdienstvollen Forscher nicht recht zu geben.

in seinem Traktat *Gentis felicitas* [1]) sich zum Begriff des Volkes eingehend geäußert, wobei aber von vornherein zu bedenken ist, daß die an der Wirklichkeit des ungarischen Volkes vorgenommene Abstraktion durch einen Volksfremden erfolgte.

Das in 140 Paragraphen äußerst streng und knapp aufgebaute kleine Werk des Comenius gibt eingangs eine sehr wichtige Definition von Volk und Volksglück, dann werden 18 Punkte (partes seu gradus), die das Glück eines Volkes ausmachen, am Beispiel des Alten Testamentes [2]) dargetan,

---

[1]) Gentis felicitas speculo exhibita iis, qui num felices sint et quomodo fieri possint, cognoscere velint. Ad Serenissimum Transylvaniae Principem Georgium Racoci (vgl. Szabó, Régi Magyar Könyvtár II, 2051). Herausgegeben wurde der Traktat von Jan Kvačala (Spisy J. A. Komenského V, 263 ss.; desgl. in Magyar Prot. Egyháztörténeti Adattár IV, 144 ss.); tschechische Übersetzung von J. Novák: Štěstě národa (Světová knihovna 235); deutsche Übersetzung von H. Schönebaum (Joh. Amos Comenius' Ausgewählte Schriften zur Reform in Wissenschaft, Religion und Politik, Leipzig 1924). — Das Büchlein selbst gehört zu den Seltenheiten, es ist heute nur noch in drei Exemplaren vorhanden, zwei in Klausenburg (Bibl. der Ref. Theol. Akademie und Bibl. des Siebenbürgischen Nationalmuseums), eines in Budapest (Universitätsbibliothek RMK II, 477a — nicht im Nationalmuseum, wie Szabó angibt). In dem für die Bibliographie comenianischer Werke äußerst wichtigen Brief des Brüderbischofs an den Buchhändler Montanus vom 10. XII. 1661 (vgl. Patera, A., J. A. Komenského Korrespondence, Prag 1892, p. 241) wird erwähnt, daß die Schrift 1654 geschrieben, 1659 gedruckt sei. Genaue Textuntersuchungen haben ergeben, daß Teile schon 1652 abgefaßt sind, wenngleich die letzte Überarbeitung wohl 1654 vorgenommen sein mag. Die Absicht der Drucklegung ist schon für 1655 bezeugt (vgl. Spisy J. A. Komenského V, LXXI). Sie erfolgte — das lassen die Art der Typen, die Anordnung des Satzspiegels und andere Druckgewohnheiten erkennen — bei Abraham Kertész in Großwardein. Dieser Drucker, der schon auf Betreiben Samuel Enyedis, des Rektors der Schule zu Großwardein, comenianische Nachdrucke veranstaltet hatte, flüchtete 1660 noch kurz vor der Belagerung der Stadt durch die Türken rechtzeitig mit seiner Offizin nach Klausenburg und dann nach Hermannstadt. Seine Druckerei kaufte schließlich Fürst Michael Apafi und schenkte sie den Reformierten Kollegien zu Klausenburg und Nagyenyed. Ist das Vorhandensein zweier Exemplare dieses seltenen Druckes in Klausenburg nicht vielleicht dadurch erklärbar, daß nach der Übersiedlung des Druckers dorthin oder nach der Schenkung einige Exemplare hängen blieben, und ist die Seltenheit des Druckes überhaupt nicht eine Folge der Flucht von Kertész aus Großwardein?

Das Budapester Exemplar (72 SS., 72 × 125 mm) zeigt auf dem Titelblatt außer dem Stempel der Universitätsbibliothek und der Signatur von bibliothekarischer Hand den Namen des Autors. Zum Namen und zur Eintragung der Jahreszahl 1660 haben zwei Hände folgende Bemerkungen gemacht: (A) Anno 1660 decolatus in proelio inter Gyalu et Fenes. (B) Erras turpiter nam M Varadini ex 3bus vulneribus in hoc proelio acceptis obijt.

[2]) Nicht besonders auffällig ist die starke Berücksichtigung des Alten Testamentes. Für einen Theologen des 17. Jh.s ist das eine Gewohnheit, für einen böhmisch-mährischen Bruder sind die Kampf- und Trostschriften: das Buch der Richter, die

schließlich wird wieder gemäß den 18 Punkten aufgezeigt, wie das Volk der Ungarn sich zu ihnen verhält. Comenius geht besonders den Gründen für offenbare Mängel nach, um Heilmittel vorzuschlagen und zu empfehlen. Der Rest des Traktats befaßt sich mit der erhofften Wirksamkeit Georg Rákóczys II., der zum Schluß enthusiastisch aufgefordert wird, das Heil für das Land endlich zu bringen.

Der Diktion nach steht der Traktat auf einer für die Zeit beachtlichen Höhe. Er kann natürlich einen heute ungewohnten, vielleicht auch banal anmutenden Rationalismus nicht verleugnen. In dieser Beziehung muß man wie immer bei Werken des Barockzeitalters zeitgeschichtliche Maßstäbe anlegen. Ganz lapidar führt Comenius in den ersten Paragraphen in die Materie ein:

Gens quid? Gens seu *natio* est hominum eadem stirpe prognatorum, eodem mundi loco (veluti communi domo, quam patriam vocant) habitantium, eodem linguae idiomate utentium eoque iisdem communis amoris, concordiae et pro publico bono studii vinculis colligatorum multitudo.

Genti cuique proprium sibi bene velle. Multae sunt et variae sub caelo gentes, omnes tamen hoc divinitus notatae charactere. Quod quemadmodum homines singuli, ita nationes singulae seipsas amant et sibi bene esse volunt, ad felicitatis statum mutuis sese concitantes aemulationibus.

Nisi qua sit degener. Degenerem esse ab indole humana oportet, si quae gens eo usque sui curam abiicit, ut neque infelicitatem suam nosse neque aliena felicitate in aemulationem commoveri velit aut possit.

Felix contra, quae quid humanae naturae sublimitas requirat attendens ad splendoris eius fastigium sese elevare laborat.

Die Definitionen von Volk und Volksglück sind äußerst klar und verblüffend einfach, in einzelnen Stücken von einer geradezu verwunderlichen Originalität. Gewiß ist es durchaus allgemein, gleiche Abkunft, gleichen Wohnplatz und gleiche Sprache als Kriterien für den Volksbegriff aufzuführen, das besondere Comenianische an der Formulierung der Gedanken ist die Hervorhebung des sozialen und humanistischen (im eigentlichen Sinne des Wortes) Faktors im Volksstreben. Wenn einträchtige Liebe und Sorge um das öffentliche Wohl, um das Volksganze als wichtiger Bestandteil des Volksbegriffs erkannt und der Ausfall des sorgenden Opfers für das Volk als Entartung gebrandmarkt werden, so ist eben dies etwas, was über den Gemeinplatz hinausgeht. Betont muß werden, daß dieser soziale Gedanke ganz und gar im Religiösen haftet, die soziale Liebe zum Volksgenossen als Sorge um das Ganze ist in keiner Weise säkularisiert. Alles ergibt sich aus der Naturanlage des Menschen, dessen Kern eben das Streben zur Gottheit ist; wer sich gegen diese Naturanlage vergeht, ist gegen Gott und darum unglücklich.

Bücher Samuelis, die Chronika, die Königsbücher, die Bücher der Makkabäer, das Buch Esra und der Psalter Vademecum. Daß die Bezugnahme auf die Antike demgemäß geringer ist, versteht sich von selbst.

Und noch ein zweites ist für ein Volk wichtig. Jedes Volk hat den Trieb, das Streben in sich, glücklich zu werden. Darum ist eine gesunde Selbstliebe eines Volkes nicht verwerflich, ja sie ist für die Existenz eines Volkes geradezu geboten. Ein Volk, das sich selbst aufgibt, ist verloren. Gott ist wohl der Leiter der Völker und des Völkergeschickes, aber dem Menschen geziemt es, tätig zuzugreifen, das Glück zu erreichen [1]).

Die Aufzählung der 18 Grade [2]) des Volksglücks weist keine streng logische Ableitung auf. Es ist ein typisches Zeichen comenianischen Denkens, daß im Anfang einer solchen Aufzählung wohl noch ein logisches Schema zu spüren ist, das sich aber dann gegen Ende des Denkprozesses verliert. Es wird dann alles noch zahlenmäßig aufgeführt, was in irgendeinem Zusammenhang mit den Einzelfragen steht. Nach einer grundsätzlichen Erörterung über das Bevölkerungsproblem wendet sich Comenius kurz zu Gesichtspunkten äußerer Politik, um dann deutlicher Probleme innerer Politik zu berühren. Ohne einen religiösen Ausgang geht es natürlich nicht; dieser Schlußstein ist bei Comenius immer vorhanden:

Felicitatis gentium partes seu gradus 18. Generatim eas recensendo felicem nationem praedicamus illam, quae I *numerose progenerata*; II *terra bona ad inhabitandum donata*; III *alienigenis impermista*; IV vicinis bonis et se non intestantibus cincta. V Aut si ferociunt, insultus eorum compescere sibique pacem procurare gnara. VI Domi autem in pace et concordia sese conservans VII et istuc servientibus statutis et legibus bonis pulchre instructa VIII et legum custode, magistratu bono et sapiente, bene munita; IX eoque non alienigena, sed ex eadem stirpe prognato et sanguinis vinculo suis iuncto, X qui suos non servitutis iugo premat, sed in libertate conservet; XI et in qua gente quisque, quod suum est, agit alacriter et vivide, a nemine praepeditus; XII resque oeconomica et artificia vigent inter omnes. XIII Unde venit rerum abundantia opesque et divitiae, ut quisque honeste rem faciens panem suum edat, aliis ne praecipiat. XIV Et publica rerum securitas; XV cui si accedit bona iuventutis educatio et humanitatis cultura, efflorescit sapientiae quoque laude XVI cultusque divinus purus et fervidus, devocans coelo omnem divinam benedictionem, XVII et cui DEUS superaddat extraordinaria quoque praesentiae suae favorisque sui signa, XVIII ob quae omnia gens aliqua admirationi sit gentibus aliis.

Diese 18 Punkte werden zuerst auf das Volk Israel angewandt. Dabei ergeben sich weitere Zusätze zum Volksbegriff. Wichtig für ein Volk ist die verhältnismäßig große Zahl von Menschen, die in einem Lande zusammenleben. Voraussetzungen dafür sind weite Grenzen, großer Siedelraum und normale Bevölkerungsdichte. Fauler Frieden und wilder Krieg ruinieren die Bevölkerung. Sorge um die Nachkommenschaft, garantiert

[1]) Vgl. dazu *Panergesia* VIII, 14 (Schönebaum: *Ausgewählte Schriften* S. 90f.), VIII, 26 (ebenda S. 97f.); *De cultura ingeniorum* (Comenii Opera didactica omnia III, p. 84); *Schola Ludus* VI, 3 (ebenda III, p. 831 ss.).

[2]) Eine Einteilung in 18 Punkte findet sich auch in *De cultura ingeniorum* und in *Schola Ludus*.

durch gesicherte Eheverhältnisse, Volksgesundheit, Mäßigkeit und gute Ernährung, diese gegenseitig voneinander abhängig, sind für ein Volk und sein Dasein wichtig. Alle Bemühungen sind aber nutzlos, wenn der Siedelraum nicht gute Bodenqualität aufweist und wenn die Bevölkerung rassisch gemischt ist, nur eine terra alienigenis impermista kann zum Glücke kommen.

Der Betrachtung der natürlichen Faktoren im Volksleben schließt sich eine Behandlung der Probleme äußerer Politik, soweit sie für das Glück eines Volkes ausschlaggebend sind, an, eingeleitet durch eine Erörterung über das Verhältnis eines Volkes zu seinen Nachbarn. Friedliche Nachbarn gewährleisten die organische Entwicklung eines Volkes, Feinde stören sie in ihrem ruhigen Gang. Wenn der Nachbar den Frieden nicht will, muß ein Volk gerüstet sein, Schmähungen abzuwehren und mit der Waffe in der Hand sich Geltung zu verschaffen. Dem friedliebenden Comenius ist eine solche Lösung vorzuschlagen schwer gefallen. Ihm ist schon wohler dabei, wenn er einem kulturell höher stehenden Volke die Pflicht auferlegen kann, dem tiefer stehenden Nachbar in Mission und Kulturpolitik wahres Christentum und wahres Menschentum im eigensten Sinn des Wortes einzuimpfen.

Der Schwerpunkt des Traktates liegt aber auf der Behandlung innerpolitischer Gesichtspunkte. Nur innere Einigkeit kann ein Volk vorwärtsbringen. Selbstsucht und Eigennutz zerrütten ein Volk, Arbeit am öffentlichen Wohl erhält es. Gerechte Gesetze, gute Rechtspflege ohne Ansehen der Person werden diese Arbeit wesentlich unterstützen. Gutes, festes Regiment — dies genau so wie die Rechtspflege in Händen von Volkszugehörigen und nicht von Fremden — schafft freudige und willige Untertanen, die auf der Grundlage der Gleichberechtigung und der gleichen Verpflichtung in Fleiß und Eifer am Gesamtwohl arbeiten. Jeder Beruf wird bei einer solchen Haltung und Gesinnung zu Ehren kommen. Ein fleißiges, geschicktes Volk wird auch zu Volksvermögen gelangen, das träge und faule lebt in verdienter Dürftigkeit. Von größter Bedeutung aber für ein Volk ist die Erziehung und Bildung; durch klar erworbene Kenntnisse kann ein Volk sich bewußt viele Schäden vom Halse halten und viel Nutzen planvoll erzeugen. Indes alles Mühen der Menschen nützt nichts, wenn man nicht im rechten Glauben den Segen vom Himmel erfleht.

Nachdem sich Comenius am Beispiel des Volkes Israel gleichsam in der Anwendung der 18 Punkte geübt hatte, war es ihm ein leichtes, am konkreten Beispiel die Dinge zu vertiefen. Wenn er nun dazu überging, seine Volkslehre auf die Ungarn seiner Zeit auszudehnen, so muß von vornherein betont werden, daß er aus einer gewissen Verärgerung und Verstimmung heraus schreibt, weil sein Werk in Sárospatak nicht glatt gelingen will. Immerhin ist zu bedenken, daß er als ein auf ungarischem Staatsboden Geborener — Comenius war seiner Nationalität nach Slowak

— doch eine gewisse innere Verpflichtung in sich fühlt, mit seinen Ausführungen erzieherisch zu wirken. Es fliegen dabei schon ein paar Späne, indes muß man sehr vieles als richtig anerkennen, was er für das Ungarnvolk um 1650 aussagt.

Die Ungarn als kleines Volk bewohnen mit Teilen anderer Völker zusammen einen nicht gerade dicht besiedelten Wohnraum. Das Land ist fruchtbar, steht aber wegen der vielen Gefahren, die Boden, Klima und Wasser bringen, im Rufe eines Würgers. Ein Nachteil für den ungarischen Raum ist die Vielsprachigkeit. Türken und Deutsche bringen politische Unsicherheit; die eigene Kraft des Volkes reicht nicht mehr wie etwa zur Zeit der Hunyadi aus, dieser Gefahr zu begegnen, weil im Lande selbst Zwietracht herrscht. Ein Teil des Volkes hält es mit Habsburg, ein anderer ist den Deutschen Feind, eine dritte Schicht ist gegen die politische Not gleichgültig. Gesetzgebung und Rechtspflege sind nicht in allen Teilen und an allen Orten in guter Ordnung, es gibt Dinge, die nach der juristischen Seite hin vorzüglich geregelt sind, andere wieder sind von Gesetz und Recht kaum ergriffen. Besonders bittere Erlebnisse muß Comenius in Erinnerung haben, wenn er wirtschaftliche Dinge an seinem strengen Auge vorüberziehen sieht. Nach seiner Meinung fehlen fast in jedem Beruf Initiative und Ausdauer. Bestimmte Gewerbe fallen für das ungarische Volk ganz aus; es macht kaum Anstalten, sie zu erlernen. So kommt Comenius zu dem Schluß, daß Ungarn trotz großer Bodenschätze und unerhörter Ergiebigkeit des Bodens in unzureichender Weise wirtschaftlich befriedigt ist. In gleicher Weise stellt er bedeutende Mängel auf dem Gebiet der Erziehung und Bildung fest. Hier ist die Kritik besonders scharf, auch stärker ungerecht als in andern Dingen. Die Verärgerung des Schulreformers bei seiner Arbeit in Sárospatak spürt man deutlich heraus. Ebenso sieht er in religiösen Fragen zu schwarz, wenn er behauptet, daß beinahe überall der Glaube fehle. Dieses scharfe Urteil ist nur aus der überhöhten Religiosität des Brüdertums zu erklären.

Comenius begnügt sich natürlich nicht damit, beschreibend die Mängel beim ungarischen Volke darzutun, er geht auch den Gründen dafür nach. Den Hauptgrund sieht er in echtem Rationalismus im Unverstand, in der Unwissenheit (inscitia), die sich im gesamten Leben zeigt, besonders an den Stellen, wo das Volk gefährdet ist. Ungarn könnte viermal soviel Bewohner ernähren, und zwar aus eigenem Volkstum. Unverstand und Unwissenheit in der Nutzung des Bodens und seiner Schätze haben es eben mit sich gebracht, daß andere Völker und Volksteile, die sich besser auf alles einrichteten, in den Raum des ungarischen Reiches eingeströmt sind. Unverstand läßt die Zwietracht bestehen, die unselige Folgen für das Volk hat.

Weil aber Unverstand und Unwissenheit die Ursache so vieler Schäden

und Mängel sind, so ist die Lage nicht untröstlich, denn diese können beseitigt werden, freilich in einer ganz anderen Anstrengung, als er sie in Sárospatak erlebte, wo er eben einer für seine hohen Pläne unmöglichen Indolenz begegnete.

Unter den Heilmitteln, die Comenius anheimgibt, liegen die meisten in der Linie der Beseitigung von Unverstand und Unwissenheit. Von besonderer Bedeutung aber ist, daß Ungarn von ihm wieder glücklich gesehen wird, wenn es an einen gesunden Aufbau der Familie denkt, wodurch ein starkes Volk entstehen könnte, ein Volk, das nach innen und außen besser dastehen würde. Betonte schon Comenius hierbei die Kraft des Blutes, so sieht er ein weiteres Heilmittel in der Einsetzung eines angestammten Herrschers über ganz Ungarn, womit natürlich die Herrschaft Habsburgs abgelehnt und der Anspruch der Rákóczy — Georg II. wird enthusiastisch aufgefordert, das Schicksal seines Volkes und, für Comenius ist dies gedanklich unmittelbar damit verbunden, der Protestanten und Brüder zu übernehmen — propagiert wird. Mit einem einheimischen Herrscher an der Spitze wird es möglich sein, Wirtschaft, Recht und Bildung, ja schließlich auch kirchliche Verhältnisse zu bessern.

Es wäre vielleicht eine Huldigung an einen platten Historismus, wollte man untersuchen, inwieweit Comenius im einzelnen gegenüber dem ungarischen Volk von 1650 im Recht oder im Unrecht ist. Das Gesamturteil kann wohl nur dieses sein, daß ein auf ungarischem Staatsboden geborener, sein Leben großenteils in der Fremde zubringender Mann slowakischer Nation von hohen geistigen Qualitäten während eines vierjährigen Aufenthalts im zerrütteten Land seiner Geburt als Reformer des Bildungswesens wohl von dieser fachlichen Warte aus manche Mängel am Ungarnvolk sah, von denen einige ganz gewiß in nationalen Eigentümlichkeiten ihren Grund haben, andere aber in Pedanterie eines vielgereisten Schulmannes übertrieben sind. Das Heil für das ungarische Volk um die Mitte des 17. Jh.s, also in einer Zeit der größten politischen Not des Volkes, besteht nur darin, daß es sich blutmäßig, in Familie und im Regiment, auf seine eigenen Kräfte besinnt. Ist es nicht eine Wahrheit von Ewigkeitscharakter, daß Völker in politischer Not am ehesten vorwärtskommen, wenn sie sich auf ihre eigene Kraft verlassen? Der Vorrang der inneren Lösung in politischer Not ist klar und deutlich, alles andere muß und wird sich an die Klärung der inneren Fragen anschließen.

Die Anfänge der Monumenta Germaniae Historica und die ungarische Geschichtsforschung.

Von

Fritz Valjavec (München).

Wohl auf keinem Gebiet der deutsch-ungarischen geistigen Zusammenarbeit haben sich im Laufe der Zeit so enge Zusammenhänge ergeben, wie gerade auf dem der Geschichtswissenschaft. Ich denke hier weniger an einfache Übernahmen von ungarischer Seite aus deutschen Geschichtswerken als beispielsweise an das rege Interesse, das in Deutschland bereits seit den Tagen der Reformation den Fragen der ungarischen Vergangenheit entgegengebracht wurde [1]). Mag auch Wolfgang Lazius: *Des Khünigreichs Hungern...grundtliche / vnd Wahrhafftige Chorographica beschreibung* [2]) mit heutigen Augen betrachtet einen Wust unkritischer und naiver Angaben darstellen, so hatte doch dieser Österreicher den ersten Ansatz zu einer geschichtlichen Landeskunde Ungarns geschaffen, der in den nächsten Jahrzehnten gerade von deutscher Seite aufgegriffen wurde und in Ungarn erst mit Matthias Bél eine Fortsetzung, gleichzeitig allerdings auch einen gewissen Abschluß fand. War diese wissenschaftliche Anteilnahme im 16. Jh. vorwiegend durch die Türkengefahr und ein konfessionelles Zusammengehörigkeitsgefühl bestimmt, so brachte das Zeitalter der Aufklärung auch hierin eine verstandesmäßige Vertiefung, die den wissenschaftlichen Zusammenhängen an sich zugute kommen mußte. So gut wie alle großen ungarischen Geschichtsschreiber des 18. Jh.s waren in ihrer fachlichen Entwicklung und Schulung von deutschen Vorbildern und Anregungen maßgebend bestimmt. Bei den protestantischen Forschern wie etwa bei Cornides war das selbstverständlich, aber auch Historiker des Jesuitenordens — ich erinnere hier an Pray [3]) — sind in ihrem wissenschaftlichen Werdegang stärker mit Deutschland verknüpft, als man das fürs erste annehmen möchte. Umgekehrt unterhielten auch die großen deutschen Historiker der Zeit zu Ungarn mannigfache Beziehungen. Ludwig August

---

[1]) Einen guten Überblick über eine Teilfrage besitzen wir von Gideon Petz; *Zur Geschichte der Erforschung des ungarländischen Deutschtums.* DUHBl II (1930)ff.

[2]) Wien 1556.

[3]) Vgl. Valjavec: *Der deutsche Kultureinfluß im nahen Südosten,* Abschnitt III (erscheint demnächst).

Schlözer war nicht nur für eine Reihe in Göttingen studierender Ungarn ein teilnahmsvoller Lehrmeister, von dem eine Fülle von Anregungen zur Erforschung der ungarischen Vergangenheit ausging [1]), sondern er war auch der erste, der die Erforschung des Siebenbürger Sachsentums in Fluß brachte [2]). Übrigens verfaßten auch andere deutsche Geschichtsschreiber des 18. Jh.s Werke über ungarische Geschichte. Ich verweise auf Ludwig Albrecht Gebhardis (1735—1802) *Geschichte des Reiches Hungarn und der damit verbunden Staaten* (Leipzig 1778—81) [3]). Weniger bekannt dürfte sein, daß bereits um die Jahrhundertmitte ein gewisser Johann Friedrich Gau, Pastor zu Ober-Neuschönberg in Meissen, eine weitläufige *Kirchen- und Reformations-Historie des Königreichs Ungarn* herauszugeben beabsichtigte und an ihr jahrelang arbeitete [4]).

Betrachtet man diese engen Zusammenhänge im Zeitalter der Aufklärung, so fällt es einem auf, daß das 19. Jh. mit seinem Aufschwung geschichtlicher Studien in Deutschland keine Fortsetzung, geschweige denn eine Steigerung des alten Verhältnisses mit sich brachte. Zu einem guten Teil dürfte das darin begründet sein, daß die ungarische Geschichtsforschung etwa seit den 40er Jahren derart mit ihrem eigenen Ausbau und der Erfüllung eines nationalen Arbeitsprogramms beschäftigt war, da sie nicht das entsprechende Verhältnis zur zeitgenössischen deutschen Forschung finden konnte und vorübergehend stärker vom politischen Pathos der französischen Geschichtsschreibung angeregt wurde. Die ungarische und deutsche Forschung jener Jahrzehnte nahmen zwei völlig verschiedene Entwicklungsstufen ein, die miteinander wenig Berührungspunkte hatten.

Bevor es aber dazu kam, sollten sich die alten Zusammenhänge anläßlich der Gründung der „Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde" noch einmal in ihrer alten Stärke zeigen. Es ist überhaupt bemerkenswert, daß die Herausgabe der *Monumenta Germaniae Historica* gerade in den Anfangsjahren unverhältnismäßig stark von den Ländern der Monarchie aus gefördert wurde.

Der erste Widerhall auf die Gründung der Gesellschaft (20. Januar 1819) war in Österreich zwar vorerst gering. Im „Verzeichnis der ersten Begründer der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde" findet sich nur ein Österreicher, Freiherr von Hormayr [5]). Auch nach der

[1]) Valjavec: *Ein Brief Schlözers an Gyarmathi über die ungarische Sprachvergleichung*; DUHBl. III (1931), 333—337.

[2]) Vgl. Friedrich Teutsch: *A. L. Schlözers Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen*; AVSL XXVII, 273ff.

[3]) Vgl. über ihn Hamberger-Meusel; *Das gelehrte Teutschland*. Lemgo 1796. II, 501—02.

[4]) Großes vollständiges Universal-Lexicon. Leipzig-Halle 1746. XLIX, 1379.

[5]) Archiv der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde (Archiv) 1819, 87.

Wahl Metternichs zum Ehrenmitglied [1]) vergrößerte sich jedoch die Zahl der österreichischen Mitarbeiter rasch [2]), obwohl von behördlicher Seite noch jahrelang Schwierigkeiten bereitet wurden [3]). Sehr wichtig war, daß zwei Autoritäten des wissenschaftlichen Lebens in Österreich, Kopitar und Dobrowsky, zur Mitarbeit gewonnen werden konnten [4]). Dobrowsky übernahm die Bearbeitung von Jornandes' Schrift über den Gotenkrieg [5]) und schenkte den „Monumenta" auch in der Folgezeit eine unverkennbare Anteilnahme [6]), obschon die Herausgabe des Jornandes unterblieb.

Kopitar wurde zur Mitarbeit durch den in Wien lebenden Ungarn Georg v. Gaál [7]) gewonnen. Gaál ist eine seltsame, zwiespältige Erscheinung an der Scheide zweier Völker und Kulturen. Einer magyarischen Familie entstammend kam er durch persönliche Verhältnisse bald in eine vorwiegend deutsche Umgebung und dadurch in den stärkeren Bannkreis der deutschen Kultur. Ohne daß er sich bewußtseinsmäßig vom Ungartum abgewandt hätte, wurde er mehr und mehr zum deutschen Schriftsteller, der seinem nationalen Bewußtsein eigentlich nur durch Übersetzungen und geistige Mittlerdienste Rechnung tragen konnte. Er war überhaupt ein beweglicher Mensch, ohne sonderliche ursprüngliche Begabung, von einer starken Anschmiegsamkeit, sowie geschäftig und regsam. Aus seiner geistigen Haltung erklärt sich auch, daß er einer der ersten war, die von Wien aus an den Frankfurter Verein Anschluß suchten. Schon am 16. Februar 1819 erbot sich Gaál in einem Schreiben an die Gesellschaft „Zur Theilnahme und jeder Förderung" [8]). Tatsächlich war er in den nächsten Monaten mit ziemlichem Eifer tätig. Am 23. September konnte er Nachricht geben „von einer, durch Herrn Kopitar, Custos der k. k. Bibliothek in Wien vorläufig ertheilten viel versprechenden Zusage für dessen thätige Mitwirkung" [9]). Am 1. Januar 1820 übermittelt Gaál eine Zusage nach einer Anfrage, ob die Quellen nicht ins Deutsche übersetzt würden [10]). Am 29. Januar läßt er durch Bucholtz mitteilen, daß die Ester-

---

[1]) Archiv 1819, 141.

[2]) Einzelangaben darüber Archiv 1819, 63, 334—35, 280—82, 351.

[3]) Harry Bresslau: *Geschichte der Monumenta Germaniae Historica*; Neues Archiv XLII (1921), 99ff.

[4]) Vgl. Kopitars Schreiben an die Gesellschaft Archiv I (1819) 496.

[5]) Archiv III (1821) S. 569.

[6]) Archiv III (1821) 630—31. Dobrowsky: *Was gewinnt die böhm. Geschichte durch die Mon. Germ. Hist.* Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. 1827, 53—61.

[7]) Über G. vgl. Leo Verő, György Gaál; Philologiai Dolgozatok. Budapest 1912, 127—42.

[8]) Archiv I (1819), 61—62.

[9]) Archiv I (1819), 134—35.

[10]) Archiv I (1819), 352.

házysche Bücherei nichts Zweckdienliches enthalte. An den Arbeiten könne er „wegen Geschäften und weiter Entfernung von der k. k. Bibliothek nicht Theil nehmen" [1]). Diese Erklärung hängt wohl damit zusammen, daß Gaál sich sehr gut bewußt war, daß er auf geschichtswissenschaftlichem Gebiet nicht zu Hause sei. Um eine Verstimmung kann es sich nicht gehandelt haben, da er in den nächsten Monaten nach wie vor für das Zustandekommen der „Monumenta" tätig war. Sommer 1820 scheint er sich mit mehreren ungarischen Gelehrten in Verbindung gesetzt zu haben, um sie zur Mitarbeit zu bewegen [2]). Am 27. Juni 1820 wandte er sich an den ungarischen Geschichtsforscher Martin Georg v. Kovachich, den er zur Mitarbeit aufforderte [3]). Kovachich wäre als vorzüglicher Kenner der mittelalterlichen Quellen unter den zeitgenössischen ungarischen Geschichtsforschern am meisten in der Lage gewesen, an den „Monumenta" mitzuwirken. Die Absage [4]) dürfte infolge seines Alters erfolgt sein. Er schickte aber Gaál ein Verzeichnis altdeutscher Handschriften, das dieser abgeschrieben an Baron Merian nach Paris sandte [5]), von dem es Pertz übermittelt wurde [6]).

Dagegen setzte sich sein Sohn Joseph Michael von Kovachich (1798 bis 1878) mit Pertz in Verbindung [7]), der ihn um Materialien angegangen hatte. Kovachich glaubte nicht, daß für die „Monumenta" in Ungarn viel zu finden sei — eine Ansicht, deren Richtigkeit sich später erweisen sollte — und übersandte ihm Werke von sich und seinem Vater. Übrigens lernte Pertz die beiden Kovachich Juli 1821 in Wien persönlich kennen [8]).

Gaál dürfte aber auch sich mit anderen ungarischen Forschern in Verbindung gesetzt haben. Wenn der ungarische Handschriftensammler Nikolaus v. Jankowich sich in einem Brief vom 24. Februar 1821 an die Gesellschaft wandte, worin er Verzeichnisse von Handschriften geschichtlichen Inhalts aus den ungarischen Büchereien einzusenden versprach [9]), so wird das wohl von Gaál veranlaßt worden sein. Wahrscheinlich setzte sich dieser auch bei seinem Freund Stefan Horvát für die „Monumenta" ein.

---

[1]) Archiv I (1819), 490.

[2]) Archiv II (1820), 347.

[3]) Vgl. Beilage I.

[4]) Das Antwortschreiben Kovachich ist nicht erhalten. Sein Inhalt kann durch den Brief Gaáls an K. vom 15. 10. 1820 (s. Beilage II) erschlossen werden.

[5]) Vgl. Beilage II.

[6]) MG SS I, S. XX (Vorwort von Pertz).

[7]) Vgl. das Schreiben K.s an Pertz vom 6. Dezember 1820. Archiv IV/1 (1822), 186—87.

[8]) Archiv III (1821), 622.

[9]) Archiv III (1821), 480—482. — Von ihm dürfte das „Verzeichniß von Handschriften zur Deutschen Geschichte im Museum des Herrn Niklas von Jankovich zu Pesth" stammen, das Pertz Archiv VI, 148—61, abdruckte.

In den Briefen Gaáls an Horvát [1]) wird zwar die ganze Angelegenheit nicht erwähnt; da aber Gaál die Absicht hatte, zur Förderung der „Monumenta" eine Reise nach Ungarn zu unternehmen [2]) und er sich bei Pester Freunden u. a. gerade bei Horvát schon angesagt hatte [3]), dürfte es wahrscheinlich sein, daß er die Dinge mündlich besprechen wollte [4]). Er scheint aber die Reise nicht unternommen zu haben, da er sonst darüber an die Gesellschaft einen Bericht geschickt hätte. Gaáls Bemühungen für die „Monumenta" entsprangen sicherlich bestem Wollen, wirkliche Erfolge konnten ihm aber nicht beschieden sein, da er dazu weder die fachlichen Voraussetzungen, noch genug persönliche Verbindungen mit Ungarn besaß [5]).

Inzwischen war nach Wien eine Persönlichkeit gekommen, die für Jahrzehnte die Leitung der „Monumenta" in die Hände nehmen sollte, Georg Heinrich Pertz. Der Freiherr vom Stein war durch seine Doktorarbeit auf ihn aufmerksam geworden und veranlaßte seine Entsendung zu einer Archivreise, die sich über Jahre erstreckte. Nichts kennzeichnet vielleicht besser seine Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, als daß er auch der Bedeutung der ungarischen Handschriftensammlungen für die „Monumenta" nachging. Überhaupt muß heute aus geschichtlichem Abstand seine wirklich unermüdliche Tätigkeit besser gewürdigt werden, als dies frühere Jahrzehnte vermochten, in denen die Erinnerung an seine menschlichen Unzulänglichkeiten noch lebendiger war. Man wird sich fragen müssen, ob nicht gerade sein eigenwilliges, sicherlich oft selbstsüchtiges Wesen, sein wissenschaftliches Haustyrannentum dem Unternehmen eine straffe Leitung sicherte, die für die ersten Jahrzehnte notwendig waren. In Wien hinterließ sein rastloser Arbeitseifer jedenfalls einen sehr guten Eindruck. Anläßlich seiner Archivreise nach Ungarn schrieb Hormayr an Kopitar (7. Oktober 1821): „Ist Dr. Pertz von seiner Reise schon wieder zurück? — so hat wohl noch niemand die dortigen Schätze durchforscht, wie dieser, ebenso gelehrte als bescheidene Mann, den man um keinen Preis von Wien weglassen, sondern mit Auszeichnung bey Uns anstellen sollte" [6]).

---

[1]) Irodalmi levelestár (Literar. Briefschaften). Ung. Nat.-Mus., Handschriftenabteilung.

[2]) Vgl. das Schreiben G.s an die Gesellschaft vom 16. Juli 1820. Archiv II (1820), 347.

[3]) Karl v. Kisfaludy schreibt am 24. Juni 1820 an G., daß er von Horvát G.s Reiseabsicht vernommen habe. J. Bánóczy: *Kisfaludi Kisfaludy Károly minden munkái* VI, 316.

[4]) Natürlich ist es auch möglich, daß er in der Angelegenheit einen Brief schrieb, der nicht mehr vorhanden ist.

[5]) Er selbst schreibt am 8. August 1820 an Horvát: „... Te egyetlen egy ember vagy e' világon, a' kivel magyar Correspondentiában vagyok" (Du bist der einzige Mensch auf dieser Welt, mit dem ich in magyar. Briefwechsel stehe). Irodalmi levelestár Ung. Nat.-Mus. Handschriftenabteilung.

[6]) Nationalbibl. Wien Nachlaß Miklosisch.

Tatsächlich merkt man der Tätigkeit des jungen Pertz in Wien an, wie sehr der junge Forscher bestrebt war, sich wissenschaftliche Sporen zu verdienen. Abgesehen von seiner Tätigkeit in den Wiener und sonstigen österreichischen Sammlungen und Archiven, war er unaufhörlich bestrebt, durch die Schaffung persönlicher Beziehungen der Arbeit einen Auftrieb zu verleihen. Er gewann noch während seines Wiener Aufenthaltes den Grafen Johann Mailáth [1]) und durch diesen Freiherrn Alois von Mednyánszky [2]) für die „Monumenta", die fachlich in den Rahmen des Unternehmens freilich nicht gut hineinpaßten [3]). Vielleicht bewog Pertz gerade der Umgang mit Mailáth, sowie eine Aussprache mit den beiden Kovachich [4]), eine Archivreise nach Ungarn zu unternehmen.

Über die Dauer der Reise sind wir nicht genau unterrichtet. Am 14. September 1821 war Pertz noch in Wien [5]), am 5. Oktober berichtete er bereits — von Wien aus — über die Ergebnisse seiner Ungarnfahrt an Karl Georg Dümge [6]), die demnach etwa 14 Tage dauerte. Bei der Kürze der Zeit beschränkte er sich auf Nachforschungen in Pest-Ofen: „Hier fand ich die ersten Gelehrten und Freunde des Unternehmens, von deren Mittheilung die gewünschten Nachrichten über die andern Gegenden des ausgedehnten Reiches zu hoffen waren,..." [7]). Trotz des Entgegenkommens, auf das Pertz allenthalben stieß, war die Ausbeute sehr mager. Hinsichtlich der Rádaybibliothek teilte ihm Ludwig Schedius mit, „daß nichts vorhanden sei". Auch bei der Universitätsbücherei erlebte er eine Enttäuschung. Schwartner versicherte, daß keine Handschriften vorhanden seien, die für die „Monumenta" in Frage kämen. „Er habe gleich bei der ersten Ankündigung die Cataloge deßhalb durchgesehen".

Sehr bemerkenswert ist seine Bekanntschaft mit Stefan Horvát, der auf ihn den besten Eindruck hinterließ. Horvát war sicherlich der auf-

---

[1]) Pertz an die Gesellschaft, 30. Juni 1821. Archiv III (1821), 587.

[2]) Pertz an die Gesellschaft, 30. Juli 1821. Archiv III (1821), 622.

[3]) Dies zeigt schon Mailáths Anfrage an die Gesellschaft (1. Sept. 1821), ob es erwünscht sei, daß er „in Verbindung mit jenen Magyaren — —, unsre heimische Quellenschriftsteller bis zum 1300, bearbeite, insofern sie das Wechselverhältniß Ungarns zu Deutschland behandeln..." Archiv IV/1 (1822), 170. — Noch einige Jahre später, 1825, versprach Mailáth dem Germanisten Lassberg „wegen der Monumenta Historica Germ. medii aevi" an seine Landsleute „einen Aufruf ergehen zu lassen". Julius v. Farkas: *Graf Johann Mailáth und Joseph Freiherr von Lassberg*; UJb X (1930), 227.

[4]) die Ende Juli 1821 nach Wien gekommen waren. Archiv III (1821), 622. — Joseph Michael v. Kovachich hatte Pertz freilich schon vorher geschrieben, daß nach seiner Ansicht in Ungarn für die „Monumenta" nichts zu finden wäre. Archiv IV/1 (1822), 186—87.

[5]) Archiv IV/1 (1822), 177.

[6]) Archiv IV/1 (1822), 178ff.

[7]) Für das folgende: Archiv IV/1 (1822), 178ff.

strebendste ungarische Geschichtsforscher seiner Jahrzehnte. Er hätte zweifellos die Fähigkeiten gehabt, die Tradition der großen ungarischen Historiker der zweiten Hälfte des 18. Jh.s weiterzuführen und gleichzeitig Begründer der modernen Geschichtsschreibung in Ungarn zu werden. Sein übersteigertes Nationalgefühl verleitete ihn zu wissenschaftlichen Spekulationen, an denen seine Arbeit scheitern mußte. Die ganze Menschheitsgeschichte sah er schließlich vom magyarischen Volk durchdrungen, das ganze Altertum, in den Mittelmeerländern wie anderswo deute auf das Vorhandensein von Magyaren hin... Mit Recht konnte der bekannte ungarische Kritiker Joseph Bajza 1833 von Horvát schreiben: „Horvát gleicht der Galeere des Ptolemäus, die 100 Ruder, 3000 Soldaten, 400 Matrosen und 4000 Sklaven besaß, aber so langsam, schwerfällig und ungeschickt in ihren Bewegungen war, daß es unmöglich war, sie aufs Meer zu bringen und sich ihrer zu bedienen. Sie diente nur dazu, daß sie als außerordentliches Wunder vom Volk bestaunt werde“ [1]). Damals, 1821, als Pertz in Ungarn weilte, machte Horvát mit seinem großen Wissen einen noch durchaus gediegenen Eindruck. Pertz war von seiner Persönlichkeit sichtlich am stärksten gefesselt. „Große Liebe schenkte der Custos des Nationalmuseums, Herr von Horvath (sic!), den Bemühungen für ein Unternehmen, welches ... seine Theilnahme in stets höherem Grade gewonnen hatte.“ Er ging Pertz, wie dieser hervorhebt, bei der Durchsicht der Handschriftenbestände bereitwillig zur Hand und sprach sich eingehend über die Textgestaltung der „Monumenta“ aus. „Seine Ansichten des Unternehmens sind die eines Mannes, der in die Geschichte seiner Nation aufs Tiefste eingeweiht, die wichtigsten dabei vorkommenden Fragen in seiner eigenen Erfahrung zu lösen hatte. Auch er hoffte fortdauernd festen Gang der Vorarbeiten ohne Beeilung des Druckes, rein chronologische Ordnung, bestimmte Ausdehnung auf Urkunden, mit deren Herausgabe er anzufangen räth, buchstäbliche Genauigkeit der Vergleichungen und der Ausgaben, kritische Untersuchung des Werthes jeder Quelle nach ihren Bestandtheilen und deren Bearbeitung als einzig zulässige Grundlage der Vorschläge zum Abkürzen, Angabe der Parallelstellen unter dem Text und wenigstens aller Namenvarianten, vollständige Register und was, soviel ich weiß, noch niemand vorgeschlagen hat, Indices latinitatis über jeden Schriftsteller, deren Zugabe ... den Werth der Sammlung ungemein erhöht, ... Dieses mußte einem Forscher vorzüglich auffallen, der mit Herrn M. G. von Kovachich fast die ganze Zahl der 108 Gentes wieder entdeckte, welche das Magyarenvolk bei seinem Erscheinen in Ungarn ausmachten, ...“.

Auch die beiden Kovachich scheinen sich Pertz anläßlich seines Auf-

[1]) Joseph Szücsi: *Bajza József.* Bp. 1914, 140.

enthalts in Ungarn angenommen zu haben[1]). Horvát dürfte ihn auch in das gesellige Haus des Journalisten Alexander von Kultsár eingeführt haben[2]).

War auch der eigentliche wissenschaftliche Ertrag der Reise gering[3]), so war es immerhin nicht unwesentlich, darüber ins klare gekommen zu sein, was die Bestände der ungarischen Büchereien und Archive für die „Monumenta" bieten, bzw. nicht bieten konnten. Jedenfalls hatte Pertz von Horvát die günstigste Meinung, was abgesehen von seinem Brief nach seiner Rückkehr nach Wien (10. Nov. 1821)[4]), auch daraus hervorgeht, daß er sich noch 1825 an Horvát um die Bestimmung einiger Ortsnamen in den „Annales Fuldenses" wandte[5]). Horvát scheint Pertz nicht geantwortet zu haben, da Pertz in seiner Ausgabe der „Annales Fuldenses" die fraglichen Ortsnamen (Omuntesberch, Hengistfeldon, urbs Paludarum) unbestimmt ließ[6]). Horvát war damals schon zu sehr in seinen phantastischen Geschichtsbetrachtungen verstrickt, als daß er derartigem „Kleinkram" Zeit geopfert hätte.

Abschließend ist jedenfalls zu sagen, daß in den ersten Jahren der Vorarbeiten zu den „Monumenta" außerhalb Deutschlands nirgends so viel Anteilnahme am Unternehmen vorhanden war wie gerade in Ungarn. Pertz aber konnte 1821 nach seiner Rückkehr aus Ungarn an Dümge die Ergebnisse seiner Untersuchungen mit den Worten abschließen, daß es sich um Dinge handle, die „wenigstens mich immer auf das angenehmste an die schönen Tage erinnern werden, die ich im Kreise so ausgezeichneter und liebenswürdiger Menschen gelebt hatte"[7]).

Georg v. Gaál an Kovachich[8]).

1.

Hochwohlgebohrner
insonders hochzuehrender Herr!

Indem ich mir die Ehre gebe Eurer Hochwohlgebohrnen Antheil zu Gunsten eines der preiswürdigsten Gelehrtenvereine durch vorliegende Sendung[9]) in Anspruch zu nehmen, glaube ich zugleich Denenselben jene vorzügliche Hochachtung einigermaßen zu bethätigen, welche ich Hochdero ausgezeichneten Verdiensten um die regste und manigfachste Förderung der historischen Wissenschaft im lieben Vaterlande von jeher weihte.

---

[1]) Valjavec: *Zwei Briefe von G. H. Pertz an Stephan Horvát*; DUHBl. III (1931), 64.

[2]) Ebd.

[3]) Archiv IV/1 (1822), 182ff.

[4]) Valjavec, Zwei Briefe 64—65.

[5]) Valjavec, Zwei Briefe 65—66.

[6]) MG SS V. — H. hätte sicherlich dafür Hypothesen am Lager gehabt; führte P. keine Erklärungen an, so läßt sich also daraus schließen, daß ihm H. nichts mitteilte.

[7]) Archiv IV/1 (1822), 186.

[8]) Ung. Nat.-Mus. Handschriftenabteilung. Quart. Lat. 43.

[9]) Es handelte sich um zwei Stücke vom 1. Heft des „Archivs".

Wessen Nahmen hätte mir wohl schneller zu Gedächtniße, und bedeutsamer vor die Seele treten können, da ich mich dem Berufe unterzog, die Gelehrtesten unter meinen werthen Landsleuten zur Theilnahme an dem so löblichen Frankfurter Institute einzuladen, als jenen Eurer Hochwohlgebohrnen? — Die ausgezeichnetsten Männer Deutschlands stehen an der Spitze dieses Vereines, ohnlängst traten auch der Kronprinz von Baiern [1]) und der Fürst Minister Metternich [2]) ihm bey, und begünstigen und wahren das Gedeihen und den Bestand der Gesellschaft mit Eifer und Liebe. Der pekuniäre Fonds, welcher des Königs von Preußen Majestät erst kürzlich durch einen Beitrag von 12.000 Thalern vermehrte, dürfte nun nahezu schon gegen 80.000 Thaler C. M. betragen, und füglich als ergiebige Quelle angesehen werden, die Bemühungen der Gesellschaft zu verlohnen. Mehrere Gelehrte werden auf Reisen geschickt und im Auslande aufs Anständigste unterhalten, um die Ausbeute ihrer geschichtlichen Forschungen zu mehren, und durch neue Entdeckungen zu bereichern.

Die Geschichte unsers Vaterlandes fließt, zumal im Mittelalter, nicht selten mit jener der Deutschen zusammen, und aus diesem Umstand könnte wohl hie und da für beyde zugleich wesentlicher Vortheil gezogen werden, wodurch, was in den Augen unserer Landsleute von prägnanter Bedeutsamkeit wäre — der Stein des Anstoßes: daß nemlich ein ungarischer Gelehrte (sic!) für deutsche Geschichte arbeite, geglättet oder auch ganz hinweg geräumt werden könnte. —

Da ich glaube, in den, Eurer Hochwohlgebohren bekannten, Archivarial-Sammlungen und Bibliotheken befinde sich noch mancher Kodex, wovon für die deutsche Geschichte des Mittelalters sich Gebrauch machen ließe, sey es auch nur für einen Zweig derselben, und in so fern, daß sich zweckmäßige Exzerpte daraus ziehen lassen: — ferner; da ich auch weiß, daß wenn Ew. Hochwohlgebohren oder dero würdiger Herr Sohn [3]) sich dem Geschäfte einer Vergleichung der in auswärtigen Bibliotheken befindlichen Codd. unterziehen möchten, Dieselben solche ohne Anstand erhalten, und vielleicht, auch wo Reisen nöthig wären, durch jeden Vorschub begünstigt würden: endlich da ich Hochdenenselben eine gründliche Kenntniß der Geschichte und Diplomatik, um welche beyde sichs in vorliegender Sache handelt, mit ganzer Seele zutraue, so gebe ich mir die Ehre Ew. Hochwohlgebohren hiermit geziemend von dem Institute Nachricht zu geben, und Dero gewogene Theilnahme in Anspruch zu nehmen mit dem Ersuchen, Hochdieselben wollen Ihre beliebige Entschließung so, wie beiliegende II Hefte des Instituts-Archivs, — wovon ich zur Stunde das 2te und 3te gewärtige — mir unter Siegel durch Herrn Joh. Thom. von Trattner zu Pesth zukommen lassen. Schließlich bitte ich den Ausdruck jener vollkommenen Hochachtung zu genehmigen, womit ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Hochwohlgebohrnen

Wien den 27. Junius (1)820

ganz ergebenster Diener

Georg von Gaal

fürstl. Esterhazyscher Bibliothekar und Mitglied des Frankfurter Vereins.

(von Kovachichs Hand:)
Budae perc. 26. Jul. 1820. R. 23. Sept. et misi Verzeichnis altdeutscher Handschriften. Phyleram in autographo erga restitutionem.

(Quartbogen. Ohne Umschlag.)

---

[1]) Bresslau, a. a. O. 45.

[2]) Ebda.

[3]) Joseph Michael Kovachich v. Szenkvicz (1798—1878), ung. Rechtshistoriker.

2.

Hochwohlgebornen

Hochgeehrtester Herr!

Obschon mir, nach Ihrem geehrten Antwortschreiben vom 23 Sept. Die Ehre nicht zu Theil wird, dem Frankfurter Vereine von Dero Beitritt Nachricht geben zu können: so ist mir doch die Gelegenheit, welche meine Anfrage an Euer Hochwohlgeboren veranlaßt hatte, um so schätzbarer, da sie mich zu dem Glücke zu berechtigen scheint, mit denenselben in eine, wenngleich nur negative, Berührung getreten zu seyn, und eben dadurch ein Organ gefunden zu haben, jene ausgezeichnete Hochachtung und Verehrung, welche ich stets für Ew. Hochwohlgeboren hegte, wenigstens einigermaßen darzuthun...

Indem ich die gewogene Mittheilung der altdeutschen Handschriften hier mit Danke wiedererstatte, habe ich die Ehre Ew. Hochwohlgebornen zu melden, daß ich ungesäumt eine Abschrift davon nach Paris an Seine Excellenz den kais. russischen Staatsrath und General-Commissär, Baron von Merian[1]) (v.) Falkach, einen Mann von ungeheurer Gelehrsamkeit, und Mitglied des Frankfurter Vereins, gesendet habe.

Dero mir überaus werthen Gewogenheit angelegenst mich empfehlend, habe ich diesem nur noch die Versicherung jener vollkommenen Hochachtung und Verehrung beizufügen, womit ich geharre

Eurer Hochwohlgebornen

Wien 15/10 (1)820

ganz ergebenster Diener
Georg von Gaal.

(Auf dem Umschlag;) An Seine
des Herrn Martin Georg Kovachich
von Senquitz. p. p.
Hochwohlgebornen
durch Güte
Pesth.

(Quartbogen. Auf dem Umschlag roten Siegel.)

Die geistigen Strömungen in den ungarischen und deutsch-ungarischen Zeitschriften, 1800–1820[1]).

Von

Heinrich Réz (Budapest).

Der Abschnitt 1800—1820 fällt in die Zeit des größten Tiefstandes der ungarischen Zeitschriften. Die Furcht der Wiener Regierung vor den Ideen der französischen Revolution, die Verhaftungen und Kerkerstrafen Franz Kazinczys und der übrigen ungarischen Schriftsteller, die verheerenden Franzosenkriege, die Entwertung des Geldes und vieles, was damit verbunden ist, hat jedwede literarische Bewegung in Ungarn unmöglich gemacht. Da die Ungarn jahrelang keine bedeutende Zeitschrift aufweisen können, ist dieser Abschnitt nicht sehr geeignet, die hervorragenden Leistungen der ungarischen und ungarländischen Zeitschriften zu veranschaulichen, aber die ständige Verbindung mit den besten Zeitschriften des Auslandes, vorwiegend Deutschlands und Wiens, lassen es uns klar erkennen, daß die ungarischen Schriftsteller und Gelehrten mit den abendländischen herrschenden Geistesströmungen auch in diesen außerordentlich schweren Zeiten ständig Schritt gehalten haben, nur war deren Verwirklichung während der ungünstigen Verhältnisse nicht möglich.

Die Lage der Buchdrucker und Verleger wurde außerdem noch durch die Privilegien der Universitätsdruckerei erschwert. So hatte diese auch das Privilegium für serbische und jüdische Bücher, und da die Serben am Anfang des 19. Jh.s viel drucken ließen, wurde Budapest (damals noch Ofen und Pest) zu einem neuen geistigen Mittelpunkt, von wo die westlichen Geistesströmungen sich über den Balkan verbreiteten. Ungarn war die letzte Station, wohin die westlichen Ideen nach Süden und Südosten unmittelbar reichten, wodurch bei der Erforschung der Geistesströmungen der Nachfolgestaaten Ungarn dieselbe vermittelnde Rolle zuteil werden muß, welche Wien im 18. Jh. in der Monarchie gespielt hatte.

Die Verfolgungen der ungarischen Dichter brachten es mit sich, daß dieselben sich immer mehr zurückzogen und dadurch zu einem Aufblühen des ungarländischen deutschen Bürgertums verhalfen. Es entstanden der Reihe nach bedeutende deutsche Zeitschriften und Theater in Pest und

[1]) Der V. Abschnitt, die Zeit 1800—1820 umfassend, aus einer größeren Arbeit des Verfassers.

Ofen [1]). Die deutschen Zeitschriften arbeiteten mit den ungarischen zusammen, die ungarländischen Deutschen haben sich stolz als Ungarn-Hungarn bekannt, und die ungarischen Schriftsteller waren ständige Mitarbeiter der Wiener Zeitschriften. Es bestanden noch keine Reibungen zwischen den Nationalitäten. Erst das in den 20er Jahren erwachte starke Nationalgefühl der Ungarn machte einen Unterschied zwischen Ungarn und anderssprachigen Nationalitäten. Ein großer Teil des deutschen Bürgertums folgte auch diesen Anforderungen und gebrauchte die ungarische Sprache (vgl. SCHEDIUS, SCHEDEL-TOLDY u. a.) [2]).

Die deutschen Zeitschriften konnten aber nur aus einigen Wiener und reichsdeutschen Quellen schöpfen, da die Post nur amtlich bewilligte Zeitschriften befördern durfte und die strenge Zensur für die Zeitschriften wegen ihrer außerordentlichen Wirkung (vgl. die moralischen Wochenschriften im 18. Jh. [3]), die Verbreitung der Aufklärung usw.) ein besonderes Auge hatte. Die Bevormundung ging so weit, daß der Kaiser sich persönlich um unbedeutende Angelegenheiten unwürdiger Journalisten kümmerte, die vorher der Wiener geheimen Polizei Spionagedienste geleistet hatten [4]). Wien war zwar auch von der Außenwelt vollkommen abgesperrt und der „Gradmesser der öffentlichen Meinung auf den Gefrierpunkt herabgedrückt" [5]), aber das bereits erstarkte literarische Leben konnte trotzdem weiter bestehen, in Ungarn dagegen war noch kein starkes literarisches Zentrum vorhanden, weshalb die meisten Zeitschriften nach kurzer Zeit eingingen.

Diesem Mangel wollte der Gelehrte Ludwig SCHEDIUS abhelfen, als er 1802 seine *Zeitschrift von und für Ungern* herausgab. Er war von der großen Bedeutung der periodischen Presse ebenso überzeugt, wie seit PRUTZ und SALOMON alle, die sich mit den Zielsetzungen und großen Wirkungen der Zeitungen und Zeitschriften befaßten [6]). Anderseits wollte er die deutsch-ungarische kulturvermittelnde Rolle seines Schwiegervaters, des Preßburger Bürgermeisters K. G. WINDISCH, fortsetzen, den er als

[1]) Vgl. J. KÁDÁR: *A budai és pesti német színészet története* 1812-*ig* (Die Geschichte des Ofner und Pester Theaters bis 1812). Bp. 1914. Dies.: *A pesti és budai német színészet története* 1812—1847-*ig* (Das Pester und Ofner deutsche Theater von 1812 bis 1847). Bp. 1923. Dies.: *Geschichte des deutschen Theaters in Ungarn.* 1. Bd. Von den Anfängen bis 1812. München 1933. M. ZUBER: *A hazai németnyelvü folyóiratok története* 1810-*ig* (Geschichte der ungarländischen deutschen Zeitschriften bis 1810). Bp. 1915. H. RÉZ: *Deutsche Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn. Von Beginn bis* 1918. München 1935.

[2]) Vgl. B. PUKÁNSZKY: *Wandlungen und Abwandlungen des deutsch-ungarischen Bewußtseins. UJb.* XIV. Bd.

[3]) H. M. RICHTER: *Geistesströmungen.* 1875.

[4]) H. RÉZ a. a. O. S. 22.

[5]) E. V. ZENKER: *Geschichte der Wiener Journalistik.* I. Bd. S. 93.

[6]) H. RÉZ a. a. O. S. 3ff.

seinen „würdigen Vorgänger" auf diesem Gebiete bezeichnet [1]). Schedius war infolge seiner Bildung und seiner ausländischen Verbindungen für diese Aufgabe ganz besonders geeignet. Nach seinem Studium in den altberühmten Schulen von Ödenburg und Preßburg zog er nach Göttingen, wo er die zeitgenössischen Geistesströmungen alsbald kennenlernte. Auch nach seiner Rückkehr hat er die Verbindungen mit den deutschen Gelehrten aufrechterhalten, was sein ausgedehnter Briefwechsel mit Professoren in Jena, Göttingen, Leipzig u. a. O. beweist [2]), außerdem haben ihn Göttinger, Weimarer u. a. gelehrte Gesellschaften zu ihrem Mitglied gewählt. Auch mit den Wiener Schriftstellern und Gelehrten war er in persönlichem und brieflichem Verkehr, und als nach der Besetzung Wiens Fr. Schlegel, J. Hormayr, Fr. Gentz, H. J. Collin u. a. nach Pest flüchteten, suchten dieselben in erster Reihe mit Schedius in Verbindung zu kommen [3]).

Die zweifache Wichtigkeit seiner Orientierungsaufgabe in Ungarn und nach außen hat er in der Einleitung seiner Zeitschrift selbst betont. Wir haben damals unsere literarische Tätigkeit zu wenig im Ausland bekanntgemacht, „daher das tiefe Stillschweigen (über Ungarn) in den Werken der Ausländer, welche die Geschichte der neueren Literatur behandeln ..", sagte Schedius. Wie sehr er den wahrhaftigen Grund bezeichnet hat, beweist auch Julius v. Farkas in einem jüngst erschienenen Aufsatze [4]).

Die „Zeitschrift" wurde ihres vielseitigen und reichhaltigen Inhalts wegen von zahlreichen deutschen Zeitschriften günstig besprochen, und die Wiener Blätter hielten sie für die beste deutsche Zeitschrift in Ungarn [5]). Trotzdem sie in deutscher Sprache erschien, hat sie ständig auch für die ungarische Sprache und Literatur gearbeitet, so daß ihre ungarische geistesgeschichtliche Wichtigkeit unbestreitbar ist. Ihr Verdienst im ungarischen geistigen Leben ist bedeutender, als der Erforscher des ungarischen Journalismus Josef Ferenczy annahm [6]), denn sie bahnte den nachfolgenden ungarischen Zeitschriften manchen Weg und hat auch der ungarischen Literatur im Ausland gute Dienste geleistet. Die deutsch-ungarischen

---

[1]) Vgl. die Anmerkung nach K. G. Windischs Lebensbeschreibung in der Zeitschrift von und für Ungarn. I. Jg. S. 16.

[2]) K. Doromby: *Ludwig Schedius als deutsch-ungarischer Kulturvermittler.* Bp. 1933. (AzdPh. 56. ung.) und F. Valjavec: *Briefe deutscher Gelehrter und Schriftsteller an Ludwig Schedius.* In: Gróf Klebelsberg Kuno Magyar Történetkutató Intézet évkönyve. Bp. 1933. S. 258—302.

[3]) J. Bleyer: *Hazánk és a német philologia a 19. század elején* (Ungarn und die deutsche Philologie im Anfange des 19. Jhs.). Bp. 1910. Kurzer Auszug der Arbeit erschien im Euphorion 1912.

[4]) J. v. Farkas: *A magyar irodalom Németországban* (Die ungarische Literatur in Deutschland). EPhK. 1936. S. 159—179.

[5]) H. Réz a. a. O. S. 24.

[6]) J. Ferenczy: *A magyar hirlapirodalom története* 1780—1867 (Geschichte des ungarischen Zeitungswesens von 1780 bis 1867). Bp. 1887. S. 127.

Schriftsteller G. Berzeviczy, J. Engel, J. u. Chr. Genersich, K. G. Rumy u. a. haben auch in echt patriotischem Geiste darin geschrieben und haben das allzustrenge Urteil Josef Bajzas nicht verdient [1]), aber das starke Auflodern der ungarischen nationalen Bestrebungen macht es uns begreiflich, daß die deutschsprachigen Schriftsteller als Fremde angesehen wurden.

Den griechisch-deutschen (Herder-Goethe) Neohumanismus hat Schedius aus Göttingen mitgebracht, wie auch dessen zeitgenössische ungarische Anhänger (Joh. Kis, Chr. Genersich, M. Schwartner, K. G. Rumy, M. Liedemann, D. Szabó v. Barczafalva, E. Buday) in Göttingen bei K. G. Heyne damit bekannt wurden, aber auch Jena und Halle wirkten mit (S. Bredetzky, J. Glatz, J. Genersich). Über den wohltätigen Einfluß des Neohumanismus an den evang. Schulen A. B. und an der Universität in Budapest schrieb Edmund Hittrich anläßlich einer Schedius-Gedenkfeier [2]). Bei den Ungarn war diese Bewegung mehr national als bei den Deutschen, weshalb sie auch von der nationalen Romantik leicht unterdrückt wurde, aber als abgeschlossene Richtung diente sie noch lange Zeit als formale und geistige Quelle [3]).

Kazinczy und seine Anhänger haben sich auch ständig für die Zeitschrift von Schedius interessiert und waren besorgt, daß auch diese bald eingehen müsse [4]). Ihre Befürchtungen waren nicht unbegründet, denn mit dem Jahre 1804 ist die Zeitschrift eingegangen.

Als Ergänzung zu Schedius' Zeitschrift war das praktische, ökonomische Fragen behandelnde Blatt, das *Praktische Wochenblatt für Ungarn* (1804), des Pester Arztes Karl Lübeck gedacht. Die Wiener Zeitschriften schrieben anerkennend über Lübecks Leistung, aber das Brünner *Patriotische Tageblatt* war mit der politischen Richtung nicht zufrieden. Seiner Ansicht nach hat Lübeck die Interessen der Gesamtmonarchie außer acht gelassen und damit dem herrschenden „allgemeinen Staatspatriotismus" den ungarischen „Partialpatriotismus" entgegengesetzt.

Kaum hatte Lübeck mit seinem Wochenblatt begonnen, ging Schedius' Zeitschrift ein, worauf Lübeck sein Programm erweiterte und eine neue Zeitschrift herausgab: *Ungarische Miscellen zur Beförderung der Industrie und Kultur*, 1805—1807. Als Muster dienten die Wiener „Annalen", und er wollte auch deren sachliche, unparteiische Rezensionen in Ungarn einführen. „Eines der schönsten und nutzenbringendsten Institute, auf welches die österreichische Literatur mit Recht stolz sein kann, werden wir

---

[1]) *Kritikai Lapok* (Kritische Blätter) 1833. II. Bd. S. 94—111.

[2]) E. Hittrich: *Schedius emlék* (Schedius-Gedenken). Bp. 1925.

[3]) J. Kornis: *A magyar művelödés eszményei* 1777—1848-*ig* (Ungarische Kulturideale von 1777 bis 1848). Bp. 1927. I. Bd. S. 244 und J. v. Farkas: *A magyar romantika* (Die ungarische Romantik). S. 27.

[4]) Kazinczys Briefwechsel III. Bd. S. 185 (ung.).

hiebei immer vor Augen haben und dasselbe als unser Muster betrachten. Ich meine die meisterhaften Annalen der Literatur und Kunst in den österreichischen Staaten, welche auch die Literatur unseres Vaterlandes besonders in ihre wohltätige Pflege nehmen. Wenn wir hier einige Rezensionen mit gleicher Gründlichkeit und Freimütigkeit, als man sie dort gewöhnlich findet, zu liefern versprechen, so müssen wir unsere Leser doch besonders auf die schönen Annalen aufmerksam machen und sie allen unseren Literaturfreunden empfehlen", sagt er in der Einleitung [1]). Sein erster kritischer Versuch waren die *Freymütigen Erinnerungen über Ungarns deutsche Literatur* [2]), die aber weit über das Ziel hinausgingen und die deutsch-ungarischen Schriftsteller und Gelehrten allzustrenge beurteilten. Die Originalität der ungarischen Dichter schätzte er höher. In den „Annalen" wurden die Fehl- und Übergriffe Lübecks korrigiert, und der Schreiber des anonymen Artikels sah ziemlich richtig den wahren Zustand, als er den ungarischen Dichtern „mehr Genie und mehr Originalität", den deutsch-ungarischen „mehr Gelehrtheit und Ausdauer" zuschrieb [3]).

Lübeck betonte, daß die Kritik von der Person des Dichters unabhängig sein müsse und damit wäre er der zeitgenössischen ungarischen literarischen Kritik zuvorgekommen, aber auch ihm ist die Verwirklichung nicht gelungen. Erst zur Zeit des Aurora-Taschenbuches wurde dieses Prinzip in Ungarn offen zugestanden und verwirklicht. Der kühne Ton Lübecks hat auch bei Kazinczy seinen Widerhall gefunden, denn als Kazinczy von Rumy ersucht wurde, er möge eine deutsche Rezension über Csokonais Dichtungen schreiben, antwortete Kazinczy: „Jetzt bin ich umsomehr schüchtern etwas deutsch zu schreiben, da H. Dr. Lübeck in seinen Miszellen über die deutsch schreibenden Ungarn ein so ungelindes Urteil fällt [4]).

Noch vor Lübeck machte Christoph Rösler einen ähnlichen Versuch in Pest mit dem *Kritischen Anzeiger der neuesten Literatur*. Seine Zeitschrift ist jetzt nirgends vorhanden, aber wir wissen, daß ihm und seinen Mitarbeitern die Literaturblätter Deutschlands und Schedius' als Muster dienten. Auf kleinen 8° Blättern berichtete er über literarische Neuerscheinungen. Seine Anschauungen entfaltete er in einem Aufruf „An Ungarns deutsche Dichter und die es werden wollen", worin er besonders die deutschen Klassiker und die modernen Dichter (Kotzebue, Jean Paul) empfohlen hat [5]).

---

[1]) Einleitung S. 15.

[2]) I. Jg. 3. Heft.

[3]) Neue Annalen der Literatur, 1807. I. 270 u. II. 23.

[4]) Kaz. Briefw. V. 178.

[5]) B. Pukánszky: *A magyarországi német irodalom története. A legrégibb időktől* 1848-*ig* (Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn. Von den ältesten Zeiten bis 1848). Bp. 1926. S. 392.

Josef Richters „Eipeldauer Briefe", die noch in den moralischen Wochenschriften wurzelten und mit ihrer Mundart die Bahnbrecher der Wiener Volksbücher wurden, fanden in Ungarn in deutscher und ungarischer Sprache Nachahmung. Das *Ofner und Pester Extrablatt* (1803) geißelt in der Mundart der Deutschen um Budapest die sonderbaren und schlechten Gewohnheiten der Städter und Dörfler. Die Verwandtschaft mit den Eipeldauer Briefen ist unverkennbar. Ebenso gehören hierher *A tudós Palótz ... levelei* (1803-4) von Georg Gaál, *Kolomposi Szarvas Gergely* von Franz Verseghy, *A peleskei nótárius* von Josef Gvadányi usw. [1]).

Noch zwei deutsche Zeitschriften von kurzer Dauer haben wir in Pest zu verzeichnen. A. C. Hartleben gab 1808 seine *Miscellen für Zeitungsleser* heraus, in deren Einleitung er selbst sagt: „Nur einen Auszug des Vorzüglichsten jener (der deutschen Zeitschriften) Journale zu liefern ist meine Absicht". Heute ist uns nur ein Heft davon bekannt, aber als Superintendent Johann Kis ein Jahr danach über die Herausgabe einer ungarischen Zeitschrift mit Hartleben verhandelte, hat man ihm die Miscellen als Muster empfohlen. Kis hatte weitergehende Pläne und antwortete nicht auf Hartlebens Angebot, wie er selbst in einem Briefe an Kazinczy vom 15. Februar 1809 berichtet [2]).

Die zweite Zeitschrift ist bei Leyrer herausgekommen, als *Damenzeitung, eine Auswahl der besseren orig. Aufsätze in Prosa und in Versen.* Angeblich hat sie von 1806 angefangen 4 Jahrgänge erlebt, ist aber jetzt nirgends vorhanden. Die zeitgenössischen Wiener Zeitschriften erwähnen sie als Kompilation ausländischer Zeitschriften. Es ist die erste Zeitschrift in Ungarn, die auch in ihrem Titel an die Damen gerichtet ist. In Wien gab es schon in den 80er Jahren sieben solche Blätter, so daß die unmittelbaren Vorgänger der Pester „Damenzeitung" nicht schwer zu ermitteln wären [3]).

Von den Plänen der ungarischen Zeitschriften konnte von Kármáns *Urania* (1794) bis Döbrenteis *Erdélyi Muzeum* (1814) nur ein einziger verwirklicht werden. Zwei junge Männer, Ladislaus Pálóczy und Thomas Ragályi, gaben 1806 in Ofen die Zeitschrift *Segítő* heraus, die aber gleich eingegangen ist. Franz Toldy berichtet, daß Batteux' ästhetische Anschauungen in Ungarn zuerst hier besprochen wurden [4]).

Kazinczy hielt die Zeitschriften immer für sehr wichtig. Literarische Bewegung und Leben erhoffte er nur von ihnen, darum hat er auch alle

---

[1]) R. Gragger: *Irodalomtörténeti forrástanulmányok* (Literaturgeschichtliche Quellenforschungen); Irodt. Közl. 1913, S. 158—170 u. 391—404 und H. Réz: Deutschung. Heimatblätter Jg. V. (1933) S. 106—108.

[2]) Kaz. Briefw. VI. 231.

[3]) Vgl. E. V. Zenker a. a. O. I. Bd. die einschlägigen Zeitschriften von 1783 bis 1788.

[4]) *Élet és Literatura* 1827. S. 14.

ihm Nahestehenden von dieser seiner Anschauung überzeugt. Wie groß war daher seine Freude, als Johann Kis ihm 1806 berichtete, daß Hartleben eine ungarische Vierteljahrsschrift herauszugeben geneigt wäre. Kazinczy antwortete ihm sofort, machte ihn abermals auf die Wiener Annalen, die Hallenser und Leipziger Literatur-Zeitung, die Münchener Aurora usw. aufmerksam, denn „so lange wir keine Zeitschrift haben, so lange wir keine Rezensionen und kein Intelligenzblatt lesen — schreibt er — ist all unser Bestreben vergebens: die Nation wird aus ihrer Lethargie nicht aufgeweckt und unser Lesen wird nichts anderes sein als ein Flickwerk, ein Schmausen an unnützen Romanen und Theaterstücken, Kritzeleien ohne meisterhafte Führung" usw. [1]). Die Pläne über Vorwort, Inhalt, Rezensionen u. a. wurden drei Jahre hindurch geschmiedet, bis dann alles zunichte wurde. Kazinczys Antwort ist in seinem kurzen Satze zusammenfaßbar: „Es ist entsetzlich, daß wir keine Monatsschrift bekommen" [2]).

Kazinczys Pester Freunde M. Vitkovics, St. Horváth, P. Szemere wollten 1809 eine Monatsschrift *Amalthea* herausgeben, aber infolge der Kriegsrüstungen konnten ihre Pläne nicht verwirklicht werden.

Im zweiten Jahrzehnt waren die ungarischen Zeitschriften den deutschen weit überlegen, denn letztere waren auf zwei Beiblätter beschränkt (*Gemeinnützige Blätter*, Beiblatt der Vereinigten Ofner und Pester Zeitung — *Unterhaltungsblatt*, Beiblatt der Preßburger Zeitung), als zwei reichhaltige, langlebige ungarische Zeitschriften herauskamen. Bis zum Beginn der bedeutenden ungarischen Zeitschrift *Erdélyi Muzeum* (1814) wurden die deutschen und österreichischen literarischen Blätter viel gelesen. Die ungarischen Schriftsteller waren auch vielfach Mitarbeiter an ausländischen Blättern, so wurde Kazinczy z. B. zur Mitarbeit an den Annalen [3]), den *Vaterländischen Blättern* [4]) und den Brünner *Oeconomischen Neuigkeiten* [5]) aufgefordert. Durch die verschiedenen Rezensionen trachteten Fr. Kazinczy, J. Kis, L. Petz, K. G. Rumy u. a. die deutschen Zeitschriften in den Dienst der ungarischen Literatur zu stellen, besonders K. G. Rumy hat die ungarische Literatur diesbezüglich viel zu verdanken [6]). Außer in den Wiener Zeitschriften erschienen um diese Zeit auch in der Jenaer und Hallenser Allgem. Literatur-Zeitung viele Rezensionen der genannten ungarischen Schriftsteller über ungarische Dichtungen und wissenschaft-

---

[1]) Kaz. Briefw. VI. 168.
[2]) Ebd. VI. 324.
[3]) Ebd. V. 5.
[4]) Ebd. VIII. 298.
[5]) Ebd. XI. 222.
[6]) Vgl. Fr. Szögi: *Rumy Károly György. A magyar irodalom ismertetője* (K. G. Rumy, der Rezensent der ungarischen Literatur). Bp. 1934.

liche Werke [1]). Wenn die ungarischen Dichter die deutschen Zeitschriften nicht gleich erhalten konnten, haben sie dieselben nachträglich um so eifriger gelesen. Wir berufen uns hier wieder nur auf Kazinczy, da die anderen Schriftsteller über ihre Lektüre und ihre schriftstellerischen Pläne keine genauen Tagebücher führten. Kazinczy hat manchmal einen Monat vorwiegend solchen Zeitschriften gewidmet [2]).

Daß die ungarischen Schriftsteller auch solche vornehmen kritischen Zeitschriften, wie es die *Allgem. Literatur Zeitung* war, mit wohldurchdachter Kritik gelesen haben, beweist Kazinczys Brief an Samuel v. Kiss vom 28. März 1810, worin er ihn auf das ästhetische Werk Bouterwecks und dessen Rezension in der Jenaer Literatur-Zeitung aufmerksam macht [3]). Die Rezension verurteilt das Werk, aber man muß beide lesen — sagt er —; denn durch eine lobende Rezension wird kein Buch besser, wie es durch eine aburteilende auch nicht schlechter wird. Die Rezensionen haben die ungarischen Dichter in dieser Zeit nur zum leichteren Auffinden der neuen Bücher verholfen, aber auch dies war selbstverständlich eine gewisse literarische Führung.

Die ungarischen Dichter lasen auch fleißig die Zeitschriften von J. G. Herder *Adrastea* [4]) und von Friedrich Schlegel (*Deutsches Museum*). Schlegel hatte seit seinem Pester Aufenthalt auch persönliche Verbindungen mit den ungarischen Schriftstellern und Gelehrten und wollte auch die ungarische Geschichte und Literatur in seine wissenschaftliche Zeitschrift aufnehmen, aber er wandte sich diesbezüglich vergebens an den Historiker Stefan Horváth [5]) und an Ludwig Schedius [6]). Später hat M. G. Kovachich und Graf Johann Majláth diese Vermittlerrolle übernommen, die dann den Brüdern Grimm und Büsching auch Mitteilungen über altdeutsche Handschriften in Ungarn machten [7]).

Aus der Zustellung der Zeitschriften ergaben sich damals auch Schwierigkeiten, so erwähnt Josef Dessewffy in einem Briefe vom 17. April 1815 an Kazinczy, daß er schon wiederholt zwei ausländische Zeitschriften für ein Jahr, beziehungsweise für ein halbes Jahr pränumerierte, aber dieselben nicht bekommen konnte [8]).

---

[1]) B. Palos: *Irodalmunk ismertetése a 19. századeleji német folyóiratokban* (Besprechungen unserer Literatur in den deutschen Zeitschriften zu Beginn des 19 Jh.s). Pécs 1929.

[2]) Kaz. Briefw. V. 225 u. VII. 23.

[3]) Ebd. XXII. 250.

[4]) Ebd. IX. 298.

[5]) J. Bleyer, a. a. O. S. 33.

[6]) Ebd. S. 31.

[7]) Ebd. S. 64 und A. Weber: *Bécs és a német philologiai törekvések a 19. sz. elején* (Wien u. die philologischen Bestrebungen zu Beginn des 19. Jh.s). EPhK. 1917. S. 13—27. 103—112 u. 195—200.

[8]) Kaz. Briefw. XII. 491.

Von den um 1810 geplanten ungarischen Zeitschriften konnte nur G. Döbrenteis *Erdélyi Muzeum* 1814 verwirklicht werden. Er versprach eine vielseitigere Zeitschrift, als die vorhergehenden waren, denn er las neben den deutschen literarischen Zeitungen auch englische und französische Blätter, und es gelang ihm, auch manche westliche Geistesströmungen bei uns zu vertreten, ja sogar neue einzuführen, z. B. im I. Jg. Volkslieder aus Herders Sammlung [1]) und im III. Jg. eine Ossian-Übersetzung von Bacsányi [2]). Herders volkstümliche Richtung konnte aber erst Jahrzehnte später in Ungarn festen Fuß fassen.

Kazinczy war mit seinen nützlichen Ratschlägen auch jetzt bei der Hand und schrieb schon 1810 an Döbrentei, daß er die deutschen Literatur-Zeitungen und ihre Rezensionen fleißig lesen müsse, sogar übernehmen könne und in seinem neuen Blatte außer den ungarischen Büchern auch ausländische besprechen möge [3]). Und als die Zeitschrift zustande kam, trachtete Kazinczy sie auch im Auslande bekannt zu machen. Er schrieb Rezensionen für die Leipziger Lit.-Zeitung, die Annalen [4]) und die Wiener Allgem. Literaturzeitung [5]). Letztere brachte am 31. Mai 1814 auch Kazinczys Aufsatz *Über das Wachstum der ungarischen Sprache und Literatur von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten.*

Döbrentei betonte im Vorwort [6]) seiner Zeitschrift und auch in späteren Aufsätzen die Wichtigkeit der nationalen Literatur, aber er erkannte auch richtig, daß, so lange die Ungarn die Stufe der westlichen Literaturen nicht erreichten, sie von denen lernen müßten. Kazinczy wollte ihn dazu bewegen, aus den Leipziger, Hallenser, Wiener, Pariser u. a. Literaturzeitungen Artikel zu entnehmen und ein Intelligenzblatt herauszugeben [7]). Da aber Döbrentei viele ausländische Blätter ständig hätte lesen müssen, wollte er allein diese Arbeit nicht übernehmen, mit einer Hilfe jedoch sehr gern [8]). In seiner Zeitschrift hat er ständig die wichtigsten Werke der deutschen, französischen und englischen Literatur besprochen und auch einen kurzen Überblick derselben veröffentlicht. Sein Schüler

[1]) B. Pukánszky: *Herder hazánkban* (Herder in Ungarn). Bp. 1918. S. 64.

[2]) Th. Thienemann: *Herder és Batsányi.* EPhK. 1914. S. 146—148. (Im letzten Jg. von Herders „Adrastea" gab Herders Sohn anonym eine Ossian-Übersetzung von Batsányi heraus.) Über Ossian in Ungarn vgl. O. Elek: *Ossian-kultusz Magyarországon* (Ossian-Kultus in Ungarn), EPhK. 1933. S. 66—76, und Ders.: *Ossian-világa* (Ossians Welt). Irodtört. Közl. 1936. S. 336—366.

[3]) Kaz. Briefw. VII. 224.

[4]) Ebd. XI. 432. Die Annalen haben schon im Märzheft 1812 (S. 431) das neuerscheinende Erdélyi Muzeum angezeigt, also zwei Jahre, bevor es herauskam.

[5]) Jg. 1815. Nr. 33.

[6]) Előbeszéd (Vorwort), das Döbrentei schon 1813 an Kazinczy schickte. Vgl. Kaz. Briefw. X. 416ff.

[7]) Kaz. Briefw. XIII. 385.

[8]) Ebd. XIV. 118.

E. Buczy hat im Jg. 1817 die Aufmerksamkeit auf die englische Ballade, besonders auf Percy gelenkt. Döbrentei selbst war auch ein großer Anhänger der englischen Sprache und Literatur und hat für deren Verbreitung ständig gearbeitet. Die Auszüge der englischen moralischen Wochenschriften (Idler, Spectator, Tatler, Guardian) wollte er sich verschaffen und deren Übersetzung im Museum veröffentlichen [1]). (Vgl. die Aufsätze im Jg. 1817, Heft VI: *Erkölcsi Elmelkedések* — Moralische Betrachtungen und Heft VII—IX: *Az Anglus Szemlélő és az Anglus Szemlélő folytatása* — Der englische Spectator und dessen Fortsetzung, von Johann Kis übersetzt [2])).

Trotz aller Vielseitigkeit der Zeitschrift konnte nur die Unermüdlichkeit Döbrenteis sie bis 1818 erhalten, denn die ungünstigen Verhältnisse haben stets große Schwierigkeiten verursacht. Im letzten Heft rechtfertigt er sich, daß er nicht alle eingeschickten Aufsätze bringen könnte, aber einige davon haben das Maß nicht erreicht, andere konnten des begrenzten Umfanges wegen nicht untergebracht werden, die Anfeindungen sind daher ebensowenig berechtigt, wie bei Nicolais Allgemeiner Deutschen Bibliothek, auf dessen Beispiel sich Döbrentei berufen hat. Über die Schriftleitung Döbrenteis hat sich später der ungarische Kritiker Josef Bajza sehr anerkennend ausgedrückt [3]), da er der einzige war, der Richtung und Charakter seines Blattes bis zum Ende einhalten konnte, alle anderen zeigten ein allmähliches Sinken.

Die ausländischen Theorien der Literatur, Ästhetik und Künste haben unsere Dichter fleißig studiert, besonders Kölcsey und Kazinczy [4]). Am meisten folgten sie dem Beispiel der deutschen Klassiker, so finden wir die Lehren Schillers, Jean Pauls, Bouterwecks u. a. bei Kölcsey [5]), z. B. in der Kritik über Csokonais Dichtungen, bei der ihm Schillers Bürger-Rezension vorschwebte [6]). Andere Literarhistoriker hielten Kölcsey für einen Herder-Anhänger [7]). Jedenfalls hat Kölcsey

---

[1]) Ebd. XI. 409.

[2]) Über englische Einflüsse bei uns vgl. A. Fest: *Angol irodalmi hatások hazánkban Széchenyi István fellépéséig* (Englische literarische Einflüsse in Ungarn bis zum Auftreten St. Széchenyis), Bp. 1917, und A. Yolland-A. Fest, *Angol Filologiai Tanulmányok*. I. (Englische Philologische Studien. I.) Bp. 1936.

[3]) *Kritikai Lapok* (Kritische Blätter). 1834. Heft 4.

[4]) Vgl. I. Schmidt: *A német romantika magyar kritikája* (Die ungarische Kritik der deutschen Romantik). Bp. 1936. Abschnitt V.: Ästhetik, Philosophie.

[5]) E. Császár: *A magyar irodalmi kritika története. A szabadságharcig* (Geschichte der ungarischen literarischen Kritik, bis 1848). Bp. 1925. S. 59.

[6]) Kaz. Briefw. XIV. 157 u. XVI. 269.

[7]) R. Szegedi: *Kölcsey aesthetikai dolgozatai* (K. ästhetische Schriften). EPhK. 1897. R. Révhegyi: *Kölcsey mint aesthetikus* (K. als Ästhetiker). Athenaeum 1912 und B. Pukánszky: *Herder hazánkban* (Herder in Ungarn). Bp. 1918.

nach deutschen Mustern und Kazinczys Beispiel eine neue Epoche der ungarischen literarischen Kritik eingeleitet.

Dem Göttinger Hainbund ähnlich hat man seit 1817 die literarischen Festlichkeiten des Keszthelyer Helikon begangen, zu denen auch die namhaftesten Dichter eingeladen wurden. Als D. Berzsenyi über das erste Fest an Kazinczy berichtete, bemerkte er, daß sie zwar nicht ganz hinpaßten, aber da man das Schöne und Edle unterstützen müsse, wäre es schön, wenn auch Kazinczy erscheinen möchte [1]).

Noch bevor Döbrenteis *Erdélyi Muzeum* eingegangen war, wurde in Pest eine neue wissenschaftliche Zeitschrift *Tudományos Gyüjtemény* herausgegeben, die mit ihrem Umfang und ihrer Dauer (1817—1841) alle Zeitschriften bis dahin weit übertraf. Es war die erste wissenschaftliche Zeitschrift in Ungarn, die von ihren Pränumeranten aufrechterhalten werden konnte. In ihren zahlreichen Jahrgängen finden wir fast alle bedeutenden ungarischen Schriftsteller und Gelehrten, in den ersten Jahrgängen vorherrschend die Vertreter der älteren Generation und somit noch stärker die ausländischen Geistesströmungen, später, mit der Erstarkung der ungarischen Literatur und Wissenschaft, wurde sie immer nationaler, wobei sie sich auch auf österreichische Beispiele berief (*Vaterländische Blätter, Hesperus, Nationalblatt*). Die ausländischen Blätter waren noch wichtig, aber nur mehr als Fundament, wie wir das bereits bei Döbrentei gesehen haben. Treffend wirft in unseren Tagen J. Bleyer diesen Gedanken bei der Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn auf, wo er sagt, daß die ungarländische deutsche Literatur „zumeist schmuckloses Fundament und unansehnlicher Unterbau für ungarisch-nationale Hoch- und Prachtbauten war" [2]).

Obzwar gegen die Zeitschrift *Tudományos Gyüjtemény* wegen der Rezensionen der in- und ausländischen Literatur manche Klage erhoben wurde, bedeutet sie entschieden einen Fortschritt auf dem Gebiete der ungarischen Zeitschriften, sie hat ständig Schritt gehalten mit den zeitgenössischen herrschenden Ideen und beobachtete alle über die Landesgrenzen hinausragenden wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen. Über die verschiedenen Systeme der deutschen Philosophie brachte sie wiederholt Aufsätze (1836: über Leibniz, Fichte, Schelling, Hegel; 1837: über Kant). Die neuen Prinzipien und Methoden der Pädagogik Pestalozzis, Niemayers u. a. waren auf die ungarländischen deutschen Pädagogen J. Glatz, M. Liedemann, L. Schedius u. a. von großer Wirkung. Die heftigen Kämpfe um die neuen Ideen haben sich auch in der Zeitschrift *Tudományos Gyüjtemény* abgespiegelt. L. Folnesics hat Pestalozzi und

[1]) Kaz. Briefw. XV. 79.

[2]) Zum Geleit, von J. Bleyer, in B. Pukánszkys: *Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn.* Münster 1931.

die zeitgenössischen Philosophen angegriffen [1]), die von L. Schedius in Schutz genommen wurden [2]). Einzelne Schriftsteller und die Zeitschriften haben sich entschieden für Pestalozzi und Schedius eingesetzt, auch die Wiener *Chronik der Österr. Literatur* [3]) und der Brünner *Hesperus* [4]). Noch eine stärkere Welle hat die Methode Pestalozzis bei uns in den 40er Jahren erreicht, als der aus der Zips gebürtige Budapester Gymnasialdirektor L. Tavasy-Teichengräber zur 100. Jahreswende des Geburtstages von Pestalozzi eine pädagogische Zeitschrift in dessen Geist und mit dessen Bildnis herausgab (*Nevelési Emléklapok* — Pädagogische Gedenkblätter).

Fr. Toldy, der bedeutende Literarhistoriker, hat die Zeitschrift *Tudományos Gyüjtemény* sehr hoch geschätzt: „Nur seitdem wir diese Zeitschrift besitzen, können wir von Literatur sprechen, denn nur sie schafft ein gewisses Lesepublikum, sie hat die Literatur zum Mittelpunkt unserer Wirkungen gemacht. Zur Bekanntmachung unseres Vaterlandes hat noch kein Werk so viel geleistet wie diese Zeitschrift" [5]).

Im zweiten Jahrzehnt mußten die ung. Schriftsteller schon originale Beiträge bringen, denn nur mit diesen konnten sie ihr Lesepublikum zusammenhalten. Das starke Interesse für Belletristik hat auch die zwei literarischen Beiblätter des „Tudományos Gyüjtemény" ins Leben gerufen: „*Szépliteraturai Ajándék* — Belletristisches Geschenk" (1821—1827) und „*Koszorú, Szépliteraturai Ajándék* — Kranz. Belletristisches Geschenk" (1828—1841). Sie waren nicht epochemachend, aber sorgfältig geleitet und deshalb von literarischer Bedeutung. Die Gedichte waren anfangs von den besten ungarischen Dichtern, aber ihre prosaischen Beiträge waren unbedeutend, zumeist Übersetzungen aus dem Deutschen, Lateinischen und Englischen (z. B. Döbrentei: Hamlets Monolog). Hier erschienen die ersten literarischen Versuche von Vörösmarty, Bajza und Toldy (Toldys erste Probe in ungarischer Sprache).

Einen neuen Aufschwung erhielt das Blatt, als es Vörösmarty unter dem Titel *Koszorú* fortsetzte. Er brachte auch Volkslieder und Romanzen. Eigentümlich, daß die ungarische Zeitschrift auf ihrem Umschlagblatt die Gattung der Beiträge auch deutsch anführte, z. B. Erzählung, Schwank, Volkslied. Sicherlich haben wir hier einen Einfluß der deutschen literarischen Theorien, die während Toldys Zeiten noch überwiegen.

---

[1]) L. Folnesics: *A Pestalozzismus ellen való észrevételek* (Bemerkungen gegen den Pestalozzismus); Tud. Gyüjt. 1817. I. 83—100 und Ders., Kant, Fichte, Schelling, Pestalozzi; ebd. V. 44.

[2]) L. Schedius: *A Pestalozzismus ellen való észrevételekről* (Über die Bemerkungen gegen den Pestalozzismus); ebd. II. 115—121.

[3]) Jg. 1817, Nr. 43.

[4]) Jg. 1817, Nr. 22.

[5]) Élet es Literatura. 1827, S. 15.

Dreier geistiger Strömungen wollen wir noch gedenken, die schon vor 1820 in den ung. Zeitschriften einsetzten, aber ihre Blüte erst später erreichten: Der Einfluß Hormayrs und der österreichischen Romantik, Auftreten der Juden in der periodischen Presse und das Anwachsen der ausländischen Mitarbeiter. Die zwei letzteren waren in den deutsch-ungarischen Zeitschriften vertreten und wirkten erst durch diese auf die ungarische periodische Presse.

Hormayr und die österreichische patriotische Romantik interessierten sich schon früh für die ungarische Geschichte (vgl. Collin, Körner). Der Wiener Aufführung von Körners „Zrinyi" (1812) hat auch Karl Kisfaludy beigewohnt, und so ist es wohl kein Zufall, daß K. Kisfaludy in seinen Dramen die ungarische Vergangenheit verherrlichte. Hormayr wollte durch die historischen Sagen der Monarchie die österreichische epische Dichtung bereichern, was ihm auch gelungen ist. Unter den Sagen waren auch mehrere ungarischen Ursprungs, Hormayrs Hauptmitarbeiter waren eben zwei Ungarn: Baron A. Mednyánszky und Graf J. Majláth. In Ungarn herrschte damals ein großes Interesse für nationale Inhalte, aber die auf ihre Unabhängigkeit stolzen Ungarn haben sich nur für ungarisch-nationale Sagen interessiert. Als die Sammlung A. Mednyánszkys auch ungarisch erschien, wurde sie wiederholt in Form von Erzählungen, Balladen, Dramen usw. dichterisch bearbeitet [1]). Hormayr gab 1817/18 auch die Hefte *Ungarische Miscellen* als Beilage seines „Archivs" heraus.

Adolf Bäuerles *Wiener Allgem. Theater-Zeitung* hat das schwere Ringen des ungarischen Theaters mit Wohlwollen begleitet, als es in Ungarn noch wenig Verständnis gefunden hat [2]).

Graf Karl Albert Festetich hat schon 1818 um die Bewilligung einer ständigen Theater-Rundschau angesucht, aber sein Gesuch wurde abgewiesen. Endlich hat er am 10. April 1819 seine belletristische Zeitschrift *Pannonia* in Pest herausgeben dürfen. Form, Inhalt und Einteilung derselben erinnern vielfach an die seit 1809 in Wien herausgegebene Zeitschrift *Der Sammler*. Trotzdem die *Pannonia* schon nach vier Jahren, am 28. März 1823, wegen eines Artikels, der gegen den Schriftleiter der Allgem. Theater-Zeitung, A. Bäuerle, gerichtet war, verboten wurde [3]), ist sie geistesgeschichtlich doch von großer Bedeutung: Hier treten zu-

---

[1]) Vgl. Gy. Kunczer: *Hormayr és az egykorú magyar irodalom* (Hormayr und die zeitgenössische ungarische Literatur). Pécs 1929 und A. Boronkay: *Az osztrák és a magyar történeti ballada* (Die öst. und die ungarische historische Ballade). Bp. 1936.

[2]) Vom 22. Juni 1819.

[3]) J. Waldapfel: *Ötven év Buda és Pest irodalmi életéből* (50 Jahre aus dem literarischen Leben von Ofen und Pest). Bp. 1935. S. 239.

erst jüdische Schriftsteller auf[1]) und hier wurden zuerst die namhaften ausländischen Dichter und Schriftsteller als Mitarbeiter aufgefordert.

M. G. Saphir, M. Kornfeld und S. Rosenthal waren 1819 die ersten jüdischen Schriftsteller in Ungarn und nach ihnen folgte eine ganze Reihe der in- und ausländischen Juden, die hier ihre Laufbahn begannen und eine nie geahnte Machtstellung erreicht haben. In den 40er Jahren waren schon fast alle deutsch-ungarischen Zeitungen und Zeitschriften in jüdischen Händen. Treffend bemerkt J. Szekfü in seinem Buche „Drei Generationen", daß wer das Kapital besitzt, auch über die Presse verfügt[2]). Das Unterkommen der Juden in Ungarn war um 1820 leicht, da sie die Lücken ausfüllen konnten, welche dadurch entstanden waren, daß sich ungarländische Deutsche der aufblühenden ungarischen Literatur und Wissenschaft anschlossen. Mit den fremden, einwandernden Juden wurden auch die verschiedenen Geistesströmungen leicht übertragen.

K. A. Festetich hat die besten Schriftsteller der Monarchie als Mitarbeiter geworben und hat dadurch einer Richtung den Weg gebahnt, wodurch in den nächsten Jahrzehnten viele zeitgenössische deutsche und österreichische Dichter und Schriftsteller als Mitarbeiter der deutsch-ungarischen Blätter tätig waren[3]). Daß ihr Mitwirken auch die Verpflanzung zeitgenössischer Ideen bedeutete, ist selbstverständlich. Die Vermittlung der Geistesströmungen förderten noch die großen Verleger und Buchhändler in Budapest, die damals überwiegend deutscher Abstammung waren (Landerer, Trattner, Hartleben, Heckenast)[4]) und das städtische deutsche Bürgertum.

Nach 1820 hat mit der *Aurora* von Karl Kisfaludy ein neuer, großartiger Abschnitt der ungarischen Literatur begonnen, der sich eine selbständigere, nationalere Richtung zum Ziel setzte und dasselbe auch verwirklichen konnte. Der Aurora-Verein beendete die literarische Entwicklung, der Kazinczy sein Leben opferte, und schuf mit Fr. Kölcsey und

---

[1]) R. Osztern: *Zsidó ujságirók és szépirók a magyarországi németnyelvü időszaki sajtóban a Pester Lloyd megalapításáig* (Jüdische Journalisten und Schriftsteller in der deutsch-ungarischen periodischen Presse bis zur Gründung des Pester Lloyd, 1854). Bp. 1930.

[2]) J. Szekfu: *Három nemzedék és ami utána következik* (Drei Generationen und was danach folgt). Bp. 1934. S. 335.

[3]) P. Szemző: *Német irók és pesti kiadóik a 19. században* (Deutsche und österreichische Schriftsteller und ihre Pester Verleger im 19. Jh. 1812—1878). Bp. 1931 und H. Réz: *Deutsche und österreichische Mitarbeiter der deutsch-ungarischen Zeitschriften und Zeitungen*, 1819—1852. In: Festschrift f. G. Petz, Bp. 1933. S. 225—229.

[4]) B. Pukánszky a. a. O. (1926) S. 388 und D. Heckenast: *Heckenast Gusztáv, egy fejezet a magyar irodalmi élet történetéből* (G.H., ein Abschnitt aus dem ungarischen literarischen Leben). Bp. 1936.

R. Vörösmarty einen Wirkungskreis, wo St. Széchenyi auftreten und Verständnis finden konnte. Die Richtung der *Aurora*, die Romantik, hat mit ihren Almanachen, Zeitschriften, belletristischen Modeblättern usw. die Literatur in den weitesten Kreisen bekanntgemacht und sie in einem Grade entwickelt, daß die Ungarn, die vorher bei den Deutschen, Österreichern und sonstigen westlichen Völkern in die Lehre gegangen waren, sich ganz natürlich in eine parallele Entwicklung einschalten konnten.

Außer den ungarischen Volksliedern und den Dichtungen der an dem althergebrachten ungarischen Geist festhaltenden Dichter waren alle größeren literarischen Strömungen der ersten zwei Jahrzehnte in Ungarn (griechisch-deutscher Klassizismus, Biedermeier und Präromantik) fremden Geistesströmungen entwachsen, haben aber alle eine eigenartige ungarische Färbung angenommen. Die eigenen, sonst nirgends vorhandenen Züge der ungarischen Literatur können wir aber nur dann richtig erkennen, wenn wir uns ihnen auf dem natürlichen Wege der Geistesströmungen nähern [1]). Auf diesen einzig richtigen Weg will auch Schreiber dieser Zeilen verhelfen.

---

[1]) Vgl. die Besprechung über J. v. Farkas: *Die ungarische Romantik* von B. Pukánszky in der ung. Zeitschrift Minerva, 1930, S. 329.

Die Donauschwaben[1].

Grundzüge des gesellschaftlichen Gefüges einer deutschen Volksgruppe.

Von

Helmut Klocke (Berlin).

Das Donauschwabentum ist vor allem seinem Werden nach als Einheit zu fassen. Die deutschen Siedlungsgebiete in den Ofener Bergen, im Schildgebirge und im Bakonyer Wald, in der Schwäbischen Türkei, in Batschka und Banat entstanden im gleichen Zeitabschnitt. Dieser geschichtliche Vorgang ist als gleichmäßig von oben ausgerichtet und innerlich durchaus einheitlich zu beschreiben. In dieser Zeit nach den Türkenkriegen bilden sich die ungarische Gesellschaft und der ungarische Staat von Grund auf neu. Während der Türkenkriege hatte die eigentlich Nation bildende Adelsschicht niemals ihre Ansprüche aufgegeben, so die Kontinuität des Staates in einem Raum wahrend, der sein Volk zum größten Teil verloren hatte. Die alten Grundherren nahmen ihre Ansprüche wieder auf, manche Geschlechter aber starben aus, wurden zurückgedrängt, zogen in andere Gebiete. Neben die alten Geschlechter setzt der Staat — und dies heißt ebenso der zentralistische Absolutismus Wiens wie eine neu sich formende Mitte um den Palatin — eine neue Schicht. Alter mittlerer Adel, neuer Hochadel und der meist aus diesem stammende Hochklerus und die abstrakte Gewalt des Zentralismus sind die Elemente des neuen Staatsaufbaus. Sie geben von sich aus auch die Gesetze für den neuen Volksaufbau. Aus Fremden, die nicht als geschlossene Gruppe, sondern als einzelne kommen, wird die künftige Herrschaftsgrundlage geschaffen. Die Siedler früherer Jahrhunderte brachten nach Ungarn das eigene Gesetz mit. Diesmal steht ein Staat vor ihnen und schreibt ihnen auch für den engsten Bereich die Gesetze vor: die Agrarverfassung.

Die „historische Klasse" bildeten die alten und neuen Adelsschichten, in der ersten Zeit als lebendigste Kraft der Hochadel, später aber wieder jene Schichten des mittleren Adels. Vor allem diese bestimmten, von oben gesehen als Adelsfronde, von unten gesehen als ein Volk von Herren, den gesamten Charakter des neuen Staates. Die Siedler sahen in diesen Herren bald ihr gesellschaftliches Ideal. Die innere politische Kraft jener Schicht,

[1]) Erscheint zugleich in ähnlicher Form im *Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums*, Bd. 2.

jenes eigentlich »staatsbildenden Volkes", ist unbestreitbar. „Herrentum" ist ihr ausschließliches Anrecht; dies konnten sie auch dem Donauschwabentum suggerieren. Jeder aus dem magyarischen Bauerntum später Aufsteigende erhielt diese Prägung, auch wenn er sich noch nicht in dieser Herrenschicht, sondern nur in einer Zwischenschicht bewegte. Das Schwabentum ging denselben Weg, durch die gesellschaftliche Assimilation verfiel es auch der nationalen. Der Wandel der Grundbegriffe von Herrentum und Führung spaltete auch sprachlich diese Sphäre von der ihrer alltäglichen bäuerlichen ab. Kennzeichnend dafür ist die Sprachspaltung der Gegenwart in deutschen isolierten und Randgebieten. Für Haus, Hof, Familie reicht der Wortschatz aus: er ist bäuerlich-mundartlich. Amtlicher und staatlicher Bereich ist für diesen deutschen Bauern nur mit magyarischen Worten erfaßbar. Der Staat wirkte hier durch politische Formung bis ins Volkstum. Nur Politik, d. h. heute Schulfrage, kann diesen Zustand wenigstens zum Teil rückgängig machen. Die Kerne der deutschen Siedlungsgebiete bezeichnen Verwaltung und Staat mit der Sprache des Wiener Absolutismus, der in den 10 Jahren bis 1860 zum letztenmal übergreifende staatliche Klammer des Schwabentums war.

Die Siedler entließ in Deutschland der herrschaftliche Dorfverband. In einen herrschaftlichen Dorfverband unter Führung fremder Herren wurden sie wieder eingeordnet. Landesausbau und Ostsiedlung des Mittelalters hieß zum großen Teil Freibauerntum, das sich zwar als solches auch nur in Siebenbürgen hielt. Der deutsche Bürger siedelte im Osten nach eigenem Recht. Auch in der Periode nach der Türkenzeit vollzieht sich eine deutsche Einwanderung in manche, zum Teil auch ehemals deutsch besiedelte oder mit deutschem Stadtrecht ausgestattete Städte. Die Gewerbe bauen sich nach deutschem Zunftrecht, meist mit deutschen Handwerkern neu auf. Aber städtisches und ländliches Deutschtum existieren zusammenhanglos nebeneinander. In den Städten ist zeitweise eine deutsche Oberschicht vorhanden: Beamtentum aus Österreich, von Wien her geprägt, das mit den deutschen Acker- und Gewerbebürgern keinen Zusammenhang hat. Die Beamten, die nicht abwandern, gehen im 19. Jh. in der magyarischen gentry auf. Das in den Zünften gebundene deutsche Bürgertum bleibt auch beim Beginn des Kapitalismus in diesem zu engen Rahmen. Das Judentum besetzt zumeist die Positionen eines neuen Großhandels und Großgewerbes, so daß dem städtischen Deutschtum der Weg des Aufstiegs in diese Schichten zum großen Teil verbaut ist. In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s setzt das neu entstehende magyarische Proletariat nach unten Grenzen. Außerdem gewann der Liberalismus große Kreise dieses Mittel- und Kleinbürgertums für sich und damit zugleich für das Magyarentum, bzw. für eine Schicht, die zum mindesten eine ganze Zeit hindurch als ungarisch-magyarischer Mittelstand zu bezeichnen wäre. Die Auflösung

der Zünfte in den kleineren Orten mit vereinzelten Gruppen deutscher Handwerker trägt wohl gleichfalls zu ihrem Aufgehen im Magyarentum bei. Der Aufstieg aus der Dorfbevölkerung wurde schon seit langem wie auch heute durch die magyarische Mittel- bzw. Hochschule und ihr staatliches Internatssystem abgefangen. Der einzelne stieg um den Preis der Entwurzelung auf, um in der „gentry", jener letzten Ausprägung der „historischen Klasse", assimiliert zu werden. Der Riß, der durch die ungarische Gesellschaft geht: „Herrische" — Bauern bedeutet für den aufsteigenden Deutschen noch mehr als für den Magyaren, nämlich außer dem sozialen Abstand zu der Schicht, aus der er stammt, zugleich den nationalen.

Worauf die einheitliche Siedlung in den großen Gebieten aber vor allem angelegt war und was bis 1918 noch übrig blieb, war nicht mehr als eine unvollendet aufgebaute ländliche Gesellschaft. Denn zur geschlossenen Agrar- bzw. ländlichen Gesellschaft gehören Mittelpunkte, z. B. die Kreisstädte im deutschen Osten. Diese Art der Landstadt gibt es in Ungarn im Grunde nicht. Es gibt Marktflecken, die auch unter der grundherrlichen Verfassung eine gehobenere rechtliche Verfassung innehatten. Heute haben auch diese einen vorwiegend landwirtschaftlichen Charakter, sie unterscheiden sich jedoch von den Dörfern durch eine stärkere Durchsetzung mit Handwerkern und — falls sie Bezirks- oder Bahnorte sind — mit Beamten. Waren solche Marktflecken, bzw. sind sie heute noch deutsch (Bonyhád, Tevel, Mór als drei allerdings sehr unterschiedliche Typen), so sind zunächst die „staatlichen Kommandostellen" von Magyaren besetzt. So ist in den Marktflecken, vor allem, wenn sie an der Eisenbahn liegen, eigentlich nur die Bauern- und Kleinhäuslerschicht ausschließlich deutsch, die Handwerkerschicht verfällt heute mehr und mehr der Magyarisierung, zugezogene Magyaren finden leichter in etwaigen größeren gewerblichen Unternehmungen Stellung; das Judentum, das sich sprachlich gleichfalls magyarisierte oder von andersher in die Eisenbahnorte zuzog, beherrscht den Handel. Die „Intelligenz" in den Dörfern war ebenfalls magyarisch — und ist es in Rumpfungarn heute noch. Lehrer, Geistliche und Notäre (staatliche Dorfbürgermeister) sind häufig deutschstämmig, sprechen wohl auch hie und da mit der Bevölkerung deutsch, sind aber für die Volksgruppe ihrer Herkunft verloren.

Wir kommen somit auf das Dorf als die wesentliche Zelle des Donauschwabentums. Entstand in Transdanubien nach der Türkenzeit vorwiegend wieder das Dorf als Siedlungsform der Deutschen und Magyaren, so bildete östlich der Donau die planmäßige Kolonisation auch vor allem wieder geschlossene Dörfer. In der Großen Tiefebene östlich der Donau sind in dieser Siedlungsform aber fast ausschließlich Nicht-Magyaren vereinigt, während die Magyaren in den „Dorfstädten" und in Streusiedlungen wohnen. Sind dafür auch solche Gründe maßgebend, die nicht als volks-

mäßig bezeichnet werden können, so muß doch klar herausgestellt werden, daß Donauschwabentum im Gegensatz zu anderen typisch magyarischen Siedlungsphänomenen Bauerntum in geschlossenen Dörfern heißt. Wurde im Süden besonders auf Sumpfland und Steppe gesiedelt und so die nomadische Viehwirtschaft der dortigen Slawen durch ein europäisches, d. h. in diesem Falle deutsches Kornbauerntum überwunden, so bedeutete die deutsche Ansiedlung in manchen Gebieten Rodung. Diese Rodung (im Schildgebirge, Bakonyer Wald und in der Schwäbischen Türkei) hatte ganz bestimmte Konsequenzen für die heutige Lage. War unter der herrschaftlichen Agrarverfassung (formal bis 1848, tatsächlich häufig bis 1860) der Herr im offenen Land sowohl Grundherr wie Gutsherr, so blieb ihm dort nach der Ablösung die Gutswirtschaft, im Waldland des Gebirges aber nur der Wald. In den genannten Gebieten sitzt das Magyarentum weit mehr im offenen Land, Rodebauerntum ist hier eine typisch deutsche Erscheinung. Diese Rodedörfer sind deshalb heute meist rein deutsch-bäuerlich, nicht überlagert von magyarischem Großgrundbesitz. Die Kolonisatoren setzten den allgemeinen staatlichen Urbarialbestimmungen entsprechend Bauern verschiedener Größe an: ganze, halbe, Viertelbauern und zwar meist mindestens zwei Kategorien (vor allem ganze und halbe) in einem Dorf.

Bieten sich die umrissenen Gebiete unter diesen großen Gesichtspunkten als die Einheit einer unvollendet aufgebauten ländlichen Gesellschaft dar, so war doch schon im alten Ungarn eine Trennungslinie deutlich sichtbar. Diese Trennungslinie scheidet Nord und Süd, löst Batschka und Banat vom Norden. In diesen Gebieten bestand der Anlage nach eher die Möglichkeit, sich aus dem Sozialzustand einer unvollendet aufgebauten ländlichen Gesellschaft weiter zu entwickeln. In Batschka und Banat kolonisierte vor allem der „Staat" als Fiskus und Kammer. Die Bauernstellen in diesem Gebiet sind zur Ansetzungszeit größer als die im Norden, im Banat ist der hörige Bauer freier als anderswo. Nur von dieser Grundlage aus ist die Situation von 1918 in diesen Gebieten zu erklären. Die nichtbäuerlichen Großbetriebe haben einen viel geringeren Anteil als im Norden. Der Hochadel, der mächtige Latifundienbesitzer Transdanubiens, lagert hier nur schwach über dem Bauerntum, der Hochklerus fehlt fast ganz. Wir finden damals wie heute im Süden deutsches Großbauerntum, im Norden deutsches Mittel- und Kleinbauerntum als typische bäuerliche Schichten. Vor allem im Banat ist auch schon an anderer Stelle die gesellschaftliche Weiterentwicklung angelegt. Das alte deutsche Bürgertum der deutschen Industriestadt Temeschwar verfiel zwar nach und nach der Magyarisierung, daneben stand aber eine breite deutsche Industriearbeiterschicht. Die deutsche Bevölkerung von Weißkirchen und Pantschowa trug weit mehr städtischen Charakter als jene der Marktflecken Transdanubiens. Das Deutschtum in Neusatz war weit städtischer als das dortige Serbentum. Die Agrarreformen

der Nachfolgestaaten haben auch über dem deutschen Bauerntum den überlagernden Großgrundbesitz beseitigt. Eine vom Staat scharf geprägte Oberschicht fehlt jetzt, der magyarisierte Mittelstand kehrt größtenteils zu seiner Herkunftsgruppe, wenn in vielen Fällen auch nur äußerlich, zurück. Vor allem aber bildet sich aus dem Bauerntum ein neuer deutscher Mittelstand. So ist die Lage in Rumänien. Die antimagyarische Politik der Nachfolgestaaten in den deutschen Gebieten trug wesentlich zu diesem Umschwung bei. Außerdem ist die Haltung der Serben und Rumänen ihren Minderheiten gegenüber eine andere als die des ungarischen Staates. Dieser wies den sozial aufsteigenden Gliedern der Minderheiten ihre Rolle mit dem Satz zu: „Du bist doch auch ein guter Ungar" oder „Magyare"?. (Das Wort „magyar" ist in diesem Fall schwer eindeutig zu übersetzen), jene betonen den Unterschied zwischen Minderheiten und Staatsvolk.

Der Begriff der unvollendet aufgebauten ländlichen Gesellschaft bleibt demnach heute vor allem für die nördlichen Gebiete gültig, die deshalb als „Donauschwaben im engeren Sinne" hier vorzugsweise behandelt werden. Deutsche und Magyaren wurden in diesen Gebieten auf Bauernstellen gleicher Größe angesetzt. Heute bestehen aber im sozialen Aufbau der landwirtschaftlichen Bevölkerung beider Volksgruppen deutliche Unterschiede. D. h. es bestehen in einem Rahmen Unterschiede, in den der Staat dann nicht mehr eingriff. Vorerst mögen noch die Verschiedenheiten im beiderseitigen sozialen Gesamtaufbau folgen, die vor allem auch von der Staatsgestaltung abhängig sind. Der berufliche Aufbau von Magyarentum und Deutschtum in Rumpfungarn (die Berufszählung von 1920 liegt hier zugrunde) zeigt für Landwirtschaft und Gewerbe ungefähr die gleiche prozentuale Verteilung. Ohne die wesentlich magyarischen Städte und landschaftlich betrachtet tritt die verschiedenartige Gliederung hervor. Die gewerblich durchsetzten Städte liegen in Transdanubien, dort ist die landwirtschaftliche Bevölkerung innerhalb des deutschen Aufbaus stärker als innerhalb des magyarischen. Das deutsche Dorfhandwerk ist hingegen prozentual stärker als das magyarische. Daß Deutsche kaum als Beamte und als „Intelligenz" existieren, ist auch ein Grund für diese Verteilung. Aber eine stärkere gewerbliche Durchsetzung der Deutschen im Vergleich zu den anderen Volksgruppen gilt auch für die südlichen Gebiete. Die Struktur der deutschen landwirtschaftlichen Bevölkerung (s. u.) und die Erbsitte (s. u.) haben gleichfalls zu diesem Ergebnis der Entwicklung beigetragen. Zusammenfassend: das deutsche Landvolk ist in bezug auf den gewerblichen Charakter im ganzen genommen dem Magyarentum keineswegs unterlegen. Eine „Dorfstadt" in der Großen Tiefebene ist innerhalb ihres nichtjüdischen magyarischen Bevölkerungselementes — abgesehen von den staatlichen Stellen — nicht wesentlich „städtischer" als irgendein Landbezirk.

Dazu tritt die unterschiedliche Gliederung der landwirtschaftlichen Bevölkerung. Der Gesindeanteil der Deutschen ist selbst in Gebieten mit deutschem Zwergbesitz und Landarbeitern weit niedriger als der der Magyaren. Der Deutsche geht eher zum deutschen Bauern als Knecht als zur Herrschaft. Dies erklärt sich zum Teil aus der beschriebenen Rodelage deutscher Dörfer ohne Gutsbetrieb, zum Teil aus Gründen der Lebenshaltung sowie der Verbundenheit mit dem bäuerlichen Dorfkern und aus einem gewissen sozialen Wertungsgefühl. Aus Gründen der Lebenshaltung findet man selten einen deutschen Knecht beim magyarischen Bauern, der umgekehrte Fall ist zum mindesten häufiger. In Batschka und Banat spielen dagegen die fremden Knechte eine wesentliche Rolle.

Innerhalb des Bauerntums der beiden Volksgruppen sind gleichfalls deutliche Unterschiede festzustellen. Das gilt zunächst im ganzen. Weiterhin bestehen bestimmte Dorftypen, die als besonders deutsch, und solche, die als besonders magyarisch anzusprechen sind. Freilich liegt eine ganze Reihe deutscher Dörfer in einer Stufenfolge zwischen beiden. Die Übergänge sind fließend, Dorfstrukturen, die den magyarischen gleichen oder ihnen nahekommen, gibt es ebenfalls. Für die Deutschen sind die „ganzen" und „halben" Bauern, für die Magyaren die „Viertelbauern" typische Formen bäuerlicher Existenz. In deutschen Dörfern bilden meist die „ganzen" und „halben" Bauern zusammen den Kern. In magyarischen Dörfern besteht hingegen der Kern zumeist aus Viertel- und halben Bauern, oder jene sind allein ausschlaggebend. Die Größe der ganzen bäuerlichen Stelle beträgt meist 14—17 ha. Bei aller Buntheit der Formen bilden den Kern im deutschen Dorf — um in reichsdeutschen statistischen Begriffen zu sprechen — große und kleine Mittelbauern, im magyarischen: Kleinbauern und kleine Mittelbauern. Die stärkere Position des bäuerlichen Kerns im deutschen Dorf sichert wiederum die deutsche bäuerliche Stellung gegenüber dorffremden, bzw. nichtbäuerlichen Schichten.

Das deutsche Dorf hat demnach eine Gliederung bewahrt, die während der herrschaftlichen Verfassung für deutsche und magyarische Dörfer galt, die überhaupt wesentlich ein Kennzeichen deutschen Bauerntums ist: d. h. eine ständische Gliederung. Die Spanne zwischen der ziemlich einheitlichen Schicht der „ganzen" und „halben" Bauern und den Kleinhäuslern ist größer als die zwischen Kleinhäuslern und Kleinbauern, die für die magyarische Struktur unserer Gebiete typisch ist. Oft hat der Kleinbauer kaum eine vollbäuerliche Existenz, d. h. Brot und Arbeit reichen nur für die Eltern und die noch nicht arbeitsfähigen Kinder aus. Der „halbe" und „ganze" Bauer ist jedoch Vollbauer. Der „Kleinhäusler" findet infolge des stärkeren bäuerlichen Kerns in deutschen Dörfern besonders zu den Hauptarbeitszeiten bei den Bauern als Tagelöhner Beschäftigung, außerdem arbeitet er bei der Herrschaft und auf dem eigenen

Land. Diese Kleinhäuslerschicht ist also im Bauerndorf arbeitsmäßig und zum Teil — als zweite und dritte Bauernsöhne blutsmäßig verhaftet. Sie stellt das Gegenteil zu einer fluktuierenden, proletarisierten Landarbeiterschicht dar, wie sie z. B. auf den herrschaftlichen Pußten zu finden ist.

Diese Unterschiede in der gesellschaftlichen Gliederung sind vor allem aus der Erbsitte abzuleiten. Das Magyarentum verhält sich in dieser Hinsicht wie gemeinhin das Slawentum, die Realteilung ist die übliche Form bäuerlicher Vererbung. Alle Kinder werden gleichmäßig mit Feld bedacht. Jede einzelne Parzelle wird entsprechend der Zahl der Erben zerschlagen. Die „Riemenfelder" tauchen als typische Erscheinung in der Flurstruktur auf. Der deutsche Gegentypus ist die strikte Anerbensitte. Sie wird im Banat, im Südteil der schwäbischen Türkei und an vielen Stellen des ungarischen Mittelgebirges noch streng beachtet. In der Batschka herrscht seit gegen zwei Menschenaltern Realteilung, jedoch die geringe Nachkommenschaft gerade des Großbauerntums garantiert dessen Bestand. Bei dem Donauschwabentum im engeren Sinne herrscht auf den ersten Blick eine reiche Mannigfaltigkeit von Formen der Erbsitte, erst die Frage nach ihrer Bedeutung klärt aber ihren Sinn und bringt sie in den engsten Zusammenhang mit der ausschließlich deutschen Form der strikten Anerbensitte. Die Formen wechseln nicht landschaftsweise, sondern weisen höchstens in kleinen Landstrichen eine gewisse Einheitlichkeit auf. Sie wechseln selbst von Dorf zu Dorf, bzw. in einem Dorf überschneiden sich viele Formen. Trotz allem führen sie stets wieder auf die deutsche Grundform zurück. Bei den Donauschwaben im engeren Sinne wird die Anerbensitte heute mehr und mehr aufgegeben. In den großen Bezirken, wo sie in der Vorkriegszeit noch in Geltung stand, erfolgte in der Inflationszeit der entscheidende Antrieb, sie aufzugeben: die Angst der 2. und 3. Geschwister, durch die Auszahlung in bar so gut wie nichts vom väterlichen Erbe zu erhalten. Die seit den Jahren 1929—1930 sich verschärfende Agrarkrise, zur gleichen Zeit die Stagnation der Agrargesellschaft, die das Abwandern in die Industrie zunächst fast unmöglich machte, das Zurückströmen von Arbeitslosen (vor allem Bauarbeitern) ins Dorf haben die Tendenzen zur Realteilung noch befördert. Aus diesem Zusammenhang ergibt sich, daß sich im Augenblick die Realteilung von Bauerngrund noch nicht als Gefährdung der bäuerlichen Existenz auswirken wird, sondern daß vor allem zu befürchten ist, daß die letzte sichere Lebensgrundlage der Kleinhäusler völlig zerschlagen wird.

Zwar kam im Jahrzehnt von 1920 bis 1930 die natürliche Vermehrung der landwirtschaftlichen Bevölkerung Ungarns vor allem den Berufsgruppen Gewerbe, Handel und Verkehr zugute, aber in den Krisenjahren von 1930 bis 1933/34 haben sich kaum wesentliche Berufsumschichtungen im Sinne einer weiteren industriellen Durchsetzung des Landes vollzogen.

So wanderten in diesem Jahrzehnt zwar auch Deutsche in erheblicher Anzahl aus ihren Dörfern ab und gingen als einzelne oft in der industriellen Gesellschaft ihrem Volkstum verloren, aber die Krisenjahre haben dann das Ergebnis gezeitigt, daß auch die Bodenfrage im Dorf wieder brennender wurde.

Trotzdem man die strenge Anerbensitte aufgibt, wird meist ein gewisser Anteil der bisherigen bäuerlichen Stelle, der größer ist als irgendeiner der anderen Teile, beim Hof zusammengehalten. Diesen erhält der Haupterbe, d. h. im Prinzip der älteste Sohn. Die Grundlage — wenn nicht die Gesamtheit bäuerlichen Besitzes — ist stets der Anteil an der Flur der Wohngemeinde. Besitzt ein Bauer außer seiner halben oder ganzen Stelle noch Grund auf der Flur der Nachbardörfer, so werden oft nur diese Zustücke unter die anderen Erben verteilt. Oder wir finden bei der Aufteilung der ganzen Stelle, die auf einer Flur liegt, neben der Begünstigung des Hoferben, daß diese Teilung mit einem bestimmten Teiler vollzogen wird. Als Beispiel: Aufteilung einer ganzen Bauernstelle unter drei Söhne und eine Tochter im Bezirk Völgység, Tolnau. Der älteste Sohn als Hoferbe erhält die halbe Stelle, seine Frau bringt gleichfalls eine halbe Stelle mit: so bleibt der Nachfolger auf dem Hof ein ganzer Bauer. Die zwei anderen Brüder erhalten je eine Viertelstelle. Durch Heirat werden sie zu halben Bauern. Die Erhaltung der ganzen oder halben Stelle in ihrer ursprünglichen Einheit, ohne erst umzuteilen, wird durch Heiraten über Kreuz bewußt angestrebt: je ein Sohn und eine Tochter aus zwei Familien gründen neue Familien, das Mädchen verzichtet jeweils auf seinen Anteil. Begünstigt man den Hoferben nur durch Hofplatz und Hofgebäude, so kommt man der Realteilung schon näher. Im Erbfall werden bei zwei Kindern aus einer halben Stelle zwei Viertel. Die Viertelstelle wird fast überall als die untere Grenze der Teilbarkeit angesehen. War die Einheit eine Viertelstelle mit zugekauften Zustücken, so läßt man die Gemeinweide beim Hof, die übrigen Erben bleiben ohne Anteil an der Gemeinweide. Der Besitz von Zustücken ohne Gemeinweide stempelt sie zu Kleinhäuslern. Die Bauern sind gewöhnlich mehr darauf bedacht, ihre Stelle dem Hoferben unversehrt zu übergeben als die Kleinhäusler. Das beruht darauf, daß sie nicht nur dem Ausmaß des Bodens nach, sondern vor allem dem Sinn nach mehr zu übergeben und zu bewahren haben. Der Hof ist das bäuerliche Ideal. Die vollbäuerliche Existenz auf einem Hof — d. h. auf einer halben oder einer ganzen Stelle — bedeutet, Bauerntum als Stand weiterleben zu können. Ein völlig auf sich gestelltes Leben ohne Arbeitsabhängigkeit und eine gewisse Höhe der Lebenshaltung ist darin beschlossen. So wird durch die Erbsitte Bauerntum in seiner typisch deutschen Form, in der ständischen, gewährleistet.

Mit der Anerbensitte war vor dem Kriege meist die Gewohnheit ver-

knüpft, die Übergabe noch zu Lebzeiten des Vaters zu vollziehen. Das Altenteil, „Auszug", besteht in Naturalleistungen oder auch in Feldstücken. Nach dem Krieg hat sich die Gewohnheit, erst nach dem Tode des Vaters zu teilen, weiter ausgebreitet. Die Arbeitskraft der Alten wurde auf diese Weise dem Betrieb länger erhalten. Das hindert aber die Familiengründung der Söhne nicht. Die „Auszügler" arbeiten bei den Donauschwaben nicht wie im Reich auf dem Hof vom Sohn oder Schwiegersohn als volle Arbeitskraft mit. Die Alten verlegen sich häufig auf einen Zweig der Wirtschaft, z. B. auf den Weinbau, ziehen auch für dauernd in den Weingarten hinaus, falls kein Auszüglerhaus auf dem Hofe ist. Die Realteilung ist in manchen Gemeinden, wie z. B. in Tevel, Tolnau, schon seit einigen Generationen üblich, im Gegensatz zu Nachbardörfern mit Anerbensitte. Zu einer gefährlichen Zersplitterung hat die Realteilung in der großen deutschen Weinbaugemeinde Mór im ungarischen Mittelgebirge geführt. Die Teilung jeder kleinen Parzelle unter alle Erben ist bei den Deutschen fast nirgends üblich, die in starker Streulage verteilten Parzellen werden nicht noch weiter zersplittert. Häufig hört man in Gemeinden, in denen Realteilung schon länger üblich ist, die Meinung, daß es „gerecht" sei, alle Kinder gleichmäßig zu bedenken. Diese Auffassung kommt eher aus dem Westen als von den Magyaren, die in manchen Gebieten noch vor dem Kriege die Mädchen vom Landerbe ausschlossen. Realteilung in den Ofener Bergen bedeutet Verwurzelung der in der Großstadt beschäftigten Bevölkerung auf dem eigenen Boden.

Die Frage der Erbsitte als einer historischen Erscheinung ist noch ganz und gar nicht geklärt. Dies kann nur durch eine Reihe von Spezialuntersuchungen geschehen. Zur Zeit der Ablösung liegt in vielen deutschen und magyarischen Dörfern eine ganz klare Besitzgliederung nach den genannten Bauernkategorien und nach Kleinhäuslern vor, die nichts als einen Hausplatz und vielleicht einen kleinen Kraut- oder Weingarten besitzen. Anscheinend war die Grundherrschaft bestrebt, die Stellen durch die Anerbensitte möglichst auf dem alten Stande zu erhalten. Aber nach der Ablösung tat der Bauer, was er wollte. Die Frage nach dem Ursprung der verschiedenen Erbsitten bei den beiden Volksgruppen wird durch die Frage nach der Herkunft der deutschen Siedler nicht gelöst. Diese stammen aus Gebieten unterschiedener Erbsitte, aber zum großen Teil aus dem heutigen westdeutschen Realteilungsgebiet. Die Möglichkeit, daß die Deutschen die grundherrschaftliche Regelung beibehielten, die Magyaren aber nun alten eignen oder slawischen Formen folgten, ist nicht ausgeschlossen. Praktisch ist heute zu fragen: sollte man nicht größere Stellen noch bis zu einer gewissen Grenze teilen, die eine vollbäuerliche Existenz gewährleistet, diese aber dann nicht weiter unterschreiten? Man hält so die überschüssige Bevölkerung im Dorf, sie geht nicht als kleines Beamten-

tum oder gar als Arbeiterschaft der Volksgruppe verloren. Die Grenze ist nötig, um den Stand zu erhalten, und außerdem ernährt ein Vollbauernhof (auch ein „halber" Bauer) leichter einen Kleinhäusler mit, als daß sich zwei kümmerliche bäuerliche Familien nebeneinander ernähren. Während demnach in einem deutschen Dorf, in dem sich das ständische Gefüge des Bauerntums gut hält, die Kleinhäusler in Lebensform und Lebenshaltung dem Kleinbauern nahekommen, so entsteht bei fortgesetzter Realteilung eine Kümmerform des Bauerntums, die den Kleinbauern wie den Kleinhäusler zum unbefriedigten Landarmen werden läßt. Dieser Zustand ist für viele magyarische Dörfer bezeichnend. Manche Kleinhäusler könnten durch stärkere gärtnerische Intensivierung, die als gutes Lehrbeispiel hie und da in den bulgarischen Gärtnereien anschaulich nahegerückt ist, gepaart mit einer gesteigerten Viehhaltung einschließlich der Schafe, die man im Kerngebiet der Schwäbischen Türkei gerade in den bäuerlichen Betrieben antrifft, zu Bauern werden. Diese Möglichkeit haben einige Banater Gemeinden zu benutzen verstanden.

Daß ein deutsches Mittelbauerntum als Schicht erhalten bleibt, ist in Rumpfungarn gerade in der heutigen gemeindepolitischen Situation besonders wichtig. Denn die Zensus-Bestimmung, die für den Virilisten-Ausschuß (Ausschuß der Höchstbesteuerten) gilt, ermöglicht es dorffremden Schichten, wie z. B. dem Judentum, sich in diesem Ausschuß festzusetzen, wenn starke Bauern fehlen. Infolge der tatsächlichen Schichtung sind viele deutsche Gemeinden in dieser Hinsicht in einer günstigeren Lage als die benachbarten magyarischen. Die deutschen Dörfer haben überhaupt die Juden viel weniger eindringen lassen als die magyarischen, dies gilt auch für gleichgroße und in bezug auf die Verkehrslage gleichgestellte Orte beider Volksgruppen desselben Landstriches, abgesehen von Bezirksvororten, die eigentlich gleichmäßig jüdisch durchsetzt sind. In den deutschen Bezirksvororten wird das Judentum oft bereitwillig zum Schrittmacher der Magyarisierung. Herrschen im Virilisten-Ausschuß tatsächlich dorffremde Schichten, so bleibt den Bauern noch die Weidegenossenschaft als eigenständige Körperschaft. Auch in Orten mit viel fremdem Zuzug läßt sich die Position meist wahren, weil die Nachkommen der ehemaligen Bauern, bzw. Kleinhäusler die Weideanteile meist gehalten haben. Die Ausdehnung der Gemeindeweide und die Lebendigkeit der Genossenschaft bestimmt die Bedeutung dieser letzten körperschaftlichen Klammer des Dorfes. Die wichtigste Schicht des Dorfes neben Bauern und Kleinhäuslern sind die Handwerker. Eine völlig selbständige Schicht sind sie allerdings nur in eingeschränktem Sinne. Handwerker auf dem Dorfe sein, heißt ja auch in Ostdeutschland oft soviel wie mehreren Beschäftigungen nachgehen: Feldarbeit auf eigenem und fremdem Land, Ausübung des Handwerks. Dies gilt in gesteigertem Maße für das ungarische Deutschtum.

Gleich auf den Dorfhändler folgen dem Einkommen nach aus ihrem Gewerbe Gastwirt und Fleischer. Die übrigen erzielen aus ihrem Gewerbe oft nicht mehr Einnahmen als der Barlohn eines Knechtes beträgt. Die Handwerkerschicht ist vor allem in den Gebieten des Donauschwabentums von besonderer Bedeutung, wo die eigentliche „Intelligenz" (Notär, Pfarrer, Arzt, Tierarzt, Lehrer) volksfremd ist, oder auch da, wo es kein Großbauerntum gibt. Der Mittel- und Kleinbauer kommt meist nicht aus seinem Dorf heraus, der Handwerker aber verbringt seine Lehrzeit, bzw. Gesellenzeit in vielen Fällen außerhalb des Heimatdorfes und ist meist gezwungen, den Einkauf von Rohstoffen oder auch den Absatz seiner Waren außerhalb des Dorfes vorzunehmen. So gewinnt er eine gewisse Übersicht über die Landesverhältnisse oder zumindest über die Verhältnisse seiner Heimatlandschaft. Aus der Handwerkerschicht und der Dorfhändlerschicht kommen deshalb in den Klein- und Mittelbauerngebieten häufig die „Dorfführer". Auch an dem volksmäßig durchaus nicht eindeutig zu bewertenden „sozialen Aufstieg" haben beide Schichten einen verhältnismäßig starken Anteil. Die Dorfhandwerker sind außerdem — besonders in den überlieferungsfesten Klein- und Mittelbauerngebieten im Gegensatz zu den leichter verstädternden der Großbauern, von erheblichem Einfluß auf die Bewahrung der Lebensformen, des „bäuerischen" Stils, vor allem in Hausrat, aber auch in Kleidung.

Das Dorf erfährt durch seine kreuz und quer laufenden Verwandtschaftsbeziehungen eine sehr starke Verfestigung. Mögen durch Anerbensitte die zweiten und dritten Bauernsöhne zu Kleinhäuslern geworden sein oder mögen die Nachkommen mancher Bauernfamilien durch die fortgesetzte Realteilung in dieselbe Schicht hinabgesunken sein: die Verwandtschaftsbeziehungen laufen stets durch mehrere Schichten hindurch. Dadurch sind wiederum manche Formen gegenseitiger Hilfe bedingt. Die Gegenleistung für Gespanndienste ist Handarbeit, der gemeinsame Besitz von Dreschmaschinen, die Verpachtung von Land als Mittel der Erleichterung für arbeitsunfähige Verwandte und zur Sicherung ihrer Existenz an Kinderreiche, die Hilfe beim Bau eines Hauses: dies alles kann sich im Kreise engerer oder weiterer Verwandtschaft, der Nachbarschaft oder auch des gesamten Dorfes vollziehen. Die weitere Verwandtschaft ist dabei zum festen Begriff geworden, es ist die „Freundschaft". Die Nachbarschaft ist in einem anderen Zusammenhang wichtig. In den meisten Dörfern des Deutschen Reiches bildet sich die öffentliche Meinung im Wirtshaus. Dies hat zwar auch bei den Donauschwaben seine Bedeutung, wichtiger aber ist der „Keller". Dicht am Haus ist er in den Berg getrieben oder zieht sich als Reihe von Kellern in einer oder mehreren Straßen außerhalb des Dorfes den Berg hinauf (so auch im niederösterreichischen Weinviertel). Hier treffen sich in kleineren Gruppen die Nachbarn. In der Ab-

geschlossenheit — ohne die „Herrischen" — wird manches eher ausgesprochen als in der „Öffentlichkeit" des Gasthauses. Aber auch dieses erhält durch die Blechmusik, die in magyarischen Dörfern fehlt, am Sonntag beim deutschen Tanz (im Gegensatz zum Csárdás der Magyaren) seinen eigenen Charakter. Im deutschen Dorf spielen deutsche Bauern mit eigenen Weisen zum Tanz auf. Bei den Magyaren ist es der volksfremde Zigeuner, der diese Aufgabe seit langem übernommen hat. So verlieh er dem alten magyarischen Lied seinen, d. h. einen fremden Rhythmus, den heute eine volksbewußte Musikbewegung (Bartók) wieder zu verbannen sucht. So ist das deutsche Dorf auch in diesem gefühlsbetonten Bezirk festtäglichen Lebens mehr in sich verfestigt als das magyarische. Die „Spinnstube" ist hie und da noch eine Form der winterlichen Geselligkeit. Die meisten Vereine fördern die Magyarisierung, aber sehr häufig ist das Vereinsleben schwach und nur ein äußerlicher Zusatz zu den gewachsenen Formen der Geselligkeit.

In sehr vielen Dörfern finden Wochenmärkte statt, in jedem aber Jahrmärkte oder zum mindesten einer, die vor allem als Fest wichtige Kirchweih. Der Markt in dem nächsten größeren oder Bezirksort wird ständig bedeutungsloser durch die Händler, die die Dörfer aufsuchen, nur die großen Viehmärkte haben ihre Bedeutung noch nicht eingebüßt. Am Marktbesuch halten vor allem die Frauen fest, die Verbindung mit der Außenwelt ist in diesem Zusammenhang wichtiger als das Geschäft. Vor allem der Budapester Kleinmarkt muß in diesem Zusammenhang gesehen werden. Man heiratet am liebsten im Dorf selbst. Jedes Dorf isoliert sich. Sind die Dörfer sehr klein, so daß man auch ins Nachbardorf heiraten möchte, so unterbleibt die Verbindung doch, wenn die Konfession der Dörfer verschieden ist. Es gibt selbst Beispiele, daß ein katholischer deutscher Ortsteil magyarisch wird, aber ohne Verbindung mit dem evangelischen deutschen bleibt, der sich nun wiederum infolge seiner Konfession hält. Gerade innerhalb des Bauerntums kommt der Konfession noch ein verhängnisvoll starker Einfluß zu.

Das Über-Kreuz-Heiraten in den Dörfern führt zu einer Inzucht, deren schädliche gesundheitliche Folgen hie und da schon deutlich spürbar sind: Vermehrung der weißen Blutkörperchen, Tendenz zur Degeneration jeder Art. Dazu trägt auch das in vielen Dörfern übliche frühe Heiratsalter bei: die Deutschen heiraten meist früher als die Magyaren der Nachbargemeinden. Heiraten die benachbarten Slawen im selben Alter wie die Deutschen, so bleibt das wegen ihrer rassisch begründeten frühen Reife ohne schädliche Folgen. Ein Heiratsalter von 14—16 Jahren (das Alter von 16—18 ist durchaus alltäglich) bei den Mädchen, von manchmal unter 20, im Durchschnitt wohl von 21—22 bei den Burschen ist eine Gefahr für die Zukunft des deutschen Volksbestandes.

Der Kern des Donauschwabentums, besonders des „Donauschwabentums im engeren Sinne" ist das Bauerntum. Und soviel ging aus allem bisher Gesagten hervor: dieses deutsche Bauerntum ist im Rahmen der Agrarverfassung dem überlagernden magyarischen Großgrundbesitz weniger verhaftet als sein bäuerlicher magyarischer Nachbar. Eins möge noch hinzugesetzt werden: dieser bäuerliche magyarische Nachbar hat in seiner Sprache kein Wort, das ein gleiches Maß von Standesbewußtsein auszudrücken vermöchte wie das deutsche Wort *Bauer*. Bezeichnet *gazda* auch hie und da den Vollbauern, so hat es doch im allgemeinen einen viel zu sehr rationalisierten Sinn (etwa „Landwirt") angenommen, *paraszt* und *pór* haben einen herabsetzenden oder unbäuerlich sozialrevolutionären Beiklang. *Földmíves* (der das Land bebaut) bleibt farblos und die vom Bauer oft gewählte Selbstbezeichnung *polgár* meint soviel wie „Bürger". Dem ständischen Begriff deutschen Bauerntums darf demnach gerade, wenn er von der deutschen Volksgruppe in Ungarn verkörpert wird, wohl auch bei der Umformung der magyarischen Agrargesellschaft eine gewisse Bedeutung zugesprochen werden.

Die finnisch-ugrischen Studien in Deutschland.

Von

Karl Bouda (Berlin).

Der erste Inhaber des Lehrstuhles für ungarische Sprache und Literaturgeschichte an der Universität Berlin und Direktor des Ungarischen Instituts, dessen zwanzigjähriges Bestehen wir in diesem Jahre feiern, hat als eine der Aufgaben dieser Zeitschrift bezeichnet, der Erforschung der ungarischen Sprache, Geschichte und Kultur ein wissenschaftliches Organ in deutscher Sprache zu geben und die Ergebnisse der ungarischen Kulturarbeit der deutschen Leserwelt zugänglich zu machen. Gleichsam in Umkehrung der Worte Robert Graggers will ich hier einmal versuchen, den ungarischen Sprachstudien, die in Deutschland getrieben worden sind, nachzugehen, wohl eine lohnende Aufgabe, zumal der erste, der die Verwandtschaft des Ungarischen, Finnischen und Lappischen sicher begründet hat, ein deutscher Gelehrter war. Daraus ergibt sich zugleich mit Notwendigkeit, daß das Ungarische bei dieser Betrachtung von seinen verwandten Sprachen nicht zu trennen ist.

* * *

Bis zur Mitte des 17. Jh.s war in Deutschland vom Ungarischen so gut wie nichts bekannt. Zwar hatte der vielgereiste wackere Ritter Arnold von Harff, dem es manchmal gelungen ist, ganz nützliche Sprachproben aufzuzeichnen, in dem Bericht über seine Pilgerfahrt in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s einige, diesmal weniger ergiebige ungarische Wörter und Sätzchen mitgeteilt, die G. Szarvas nach der Ausgabe E. v. Grootes [1]) besprochen hat [2]), und Leonhardt Thurneisser zum Thurn in dem Kalenderteil eines Flugblatts, Nürnberg 1581, das erste zusammenhängende Bruchstück ungarischer Rede, das J. Turóczi-Trostler ans Licht gezogen hat [3]), im Druck erscheinen lassen, aber von einer Kenntnis der Sprache kann man trotz der erstaunlich guten Aufzeichnungen bei Thurneisser noch nicht reden.

---

[1]) *Die Pilgerfahrt des Ritters A. v. H. von Cöln durch Italien, Syrien, Ägypten...* 1860.

[2]) Nyr. 1887, 170.

[3]) *Die Entdeckung der ung. Sprache.* Bp. 1933, 87. Vgl. o. 14, 265.

Bei der Durchsicht des Briefwechsels des Upsalaer Professors J. Scheffer fand E. N. Setälä im Jahre 1888 zwei Briefe des Hamburger Arztes und Gelehrten Martin Fogel (1634—75) [1]), in denen dieser von seinen finnischen Studien berichtet, und entdeckte ein Jahr später in der hannoverschen Bibliothek, wohin Fogels Bibliothek und Nachlaß gekommen war, eine Handschrift Fogels, von der nach dem Helmstedter Professor J. G. Eckhart [2]) auch P. Hunfalvy schon wußte [3]), mit dem Titel: *De Lingua Finnica observationes ad Magnum Ducem Etruriae pridem transmissae* [4]). Dieser Fürst von Toscana, Cosimo III., den Fogel in Italien kennengelernt hatte, weilte 1668 in Hamburg und bat ihn, ihm, weil er sich für unbekannte Völker und Sprachen interessierte, eine Grammatik und ein Wörterbuch des Finnischen zu beschaffen. Fogel stellte darauf aus E. Schröders *Lexicon Latino-Scondicum* (1637) und *Variarum rerum vocabula* (1644) für den Fürsten einen *Nomenclator Finnicus* zusammen. Da regte sich in ihm der Wunsch, diese Sprache selbst kennenzulernen, „ipse etiam volui philosophica quadam ratione eam contemplari, unde nata mihi est dissertatio de hujus Linguae proprietatibus & origines & cum aliis comparatione, eidem Principi quoque submissa". In dieser Arbeit, *De Finnicae linguae indole observationes* 1669, deren Konzept sich in Hannover befindet, hat Fogel zuerst mit wissenschaftlichen Gründen die Verwandtschaft des Finnischen und Ungarischen entdeckt, „ex vocabulis itaque magnam cognationem deprehendi; majorem vero multo, cum ex Molnari Gramm. Hung. [5]) et Finnicis Bibliis [6]), utriusque linguae Literarum compositiones, Nominum flexiones et genera, Constructiones denique orationis attentius considerarem. Atque sic feliciter reperi quod nemo hactenus quod sciam, ante me observavit, Hungaricam et Finnicam linguam magna inter se affinitate conjunctas esse". Von seinen 37 Wortgleichungen will ich hier wenigstens einige treffliche und noch heute gültige anführen:

Lat.	Finn.	Hung.
Caput	Pææ	Foe
Manus	Kæſi	Keſs
Lacryma	Kyynele	Kœny
Os, oris	Suu	Say *vel* Zay *potius*
Sanguis	Veri	Vér

[1]) Vgl. H. Schröder: *Lexicon der hamburgischen Schriftsteller.* Hamburg 1851—53. Bd. 2, 336.

[2]) *Commentarii de rebus Franciae Orientalis.* Würzburg 1729.

[3]) NyK. 14 1878 23.

[4]) *Beiträge zur Geschichte der fgr. Sprachwissenschaft.* Helsinki 1891. Kap. I (= Suomi III 5 1892 183). Setälä hat auch auf dem Orientalistenkongreß in Hamburg im Sept. 1902 einen Vortrag über seinen schönen Fund gehalten.

[5]) Hannover 1610.

[6]) Und zwar der vom Jahre 1642.

Gingiva	Ikene	Iny
Epar	Maxa	May
Humerus	Olca	Val
Oculus	Silmæ	Szem
Lapis	Kivi	Koe
Piscis	Kala	Hal
Mors	Kuolema	Halal
Gener	Vävy	Voe
Nox	Yoe	Ey (*/.* Iy)
Cornu	Sarvi	Szarv
Ignis	Tuli	Tüz
Infra	Alla	Alá
Vita	Elæmæ	Elet
Senex	Vanha	Vén
Centum	Säta	Szaz
Arbor	Puu	Fu *vel* Tui

Fogel hat sich jedoch nicht damit begnügt, Etymologien aufzustellen, „sed non satis forsan fuerit, Vocabula aliqua sive integra sive detorta exhibuisse, ut cognationem hanc adstruamus", sondern — und das ist ein wahrhaft großes Verdienst und ein noch schönerer Beweis seines genialen Blickes: „Potius fuerit ad reliqua cognationis argumenta accedere", die man kurz in folgende Punkte zusammenfassen kann. 1. Konsonantenhäufung wird gemieden. 2. Genera werden nicht unterschieden. 3. In der Nominalflexion ist „utriusque linguae genius similis". 4. Es gibt Suffixe, „terminationes inseparabiles nominibus flexis suffigunt quae vim praepositionis habent". 5. Es gibt Possessivsuffixe, „Finni Nominum cum Pronominibus Possessivis constructorum syllabae ultimae literam, velut Hungari et Hebraei πλεοναστικῶς suffigunt, non contenti possessivis". 6. Das attributive Adjektiv wird vorangestellt. 7. Es gibt kein Verbum „Haben". Dann führt Fogel noch einige Unterschiede der beiden Sprachen und schließlich Beispiele für die zahlreichen germanischen, slawischen und lateinischen Lehnwörter des Finnischen an. So steht schon bei ihm, daß finn. Lufikka „Löffel" aus dem Slawischen stammt.

Nach dieser dem Fürsten 1669 geschickten Abhandlung setzte ihr Verfasser seine Studien fort, wie sein Briefwechsel mit Scheffer beweist. Er bat den schwedischen Forscher, der damals über Lappland arbeitete, am 23. November 1672 um lappisches Material, „ut prima quavis occasione specimen aliquod ejus linguae communicare velis, sive Tornei sit Psalterium, sive ejusdem Catechismus... sive aliud simile" und wenn das nicht beschafft werden könnte, „ut vocabula vulgatissima earum praecipue rerum, quarum usum ab aliis gentibus minime acceperunt — welch

richtiger Gesichtspunkt! — ... nobis mittas". Scheffer schickte einen *Vocabulorum catalogus* und ein *Enchiridion Lapponicum*, worauf Fogel am 14. Mai 1673, nachdem er sich bedankt hat, antwortet: „Lapponicam linguam a Finnica differre dialecto deprehendo, utramque vero Hungaricae esse sobolem primus ni fallor observavi." Am Schluß desselben Briefes erkundigt er sich nach einer estnischen Grammatik und nach der livischen Sprache. Das bezeugt seine Bemühungen um die dem Finnischen benachbarten nächstverwandten Sprachen, und nur sein allzu früher Tod setzte seinen Forschungen ein vorzeitiges Ende.

Daß diese glänzenden Entdeckungen so lange verschollen blieben, ist wohl nur dadurch zu erklären, daß G. W. Leibniz, durch dessen Vermittlung Fogels Nachlaß, den zu besichtigen er eigens nach Hamburg reiste, schließlich nach Hannover kam und der auch die Notiz Eckharts sicher kannte, Fogel in seiner Akademieabhandlung *Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum* [1]), wo doch Scheffer und seine lappischen Studien erwähnt sind, nicht genannt hat [2]). Mit wahrem Feuereifer war dieser große Gelehrte, dessen gute prinzipielle Ratschläge für sprachwissenschaftliches Sammeln und Forschen bekannt sind, bestrebt, sich Kenntnisse gerade von den finnisch-ugrischen Sprachen zu beschaffen. Zu diesem Zweck stand er mit Gelehrten, Fürsten und Diplomaten in regem Briefwechsel, vornehmlich mit dem Holländer Nicolaus Witsen, der sich in den Jahren 1666—67 in Rußland auf Reisen befand. Leibniz' vielseitige unablässige Bemühungen hatten Erfolg, er erhielt Material — von Witsen ein tscheremissisches, permisches und wogulisches Vaterunser — und Berichte von allen Seiten. Wenn es in seiner erwähnten Akademieschrift, die programmatische Bedeutung hat, heißt: „Fortasse & Estii et Libones caeterique maris Baltici accolae qui originis sunt a Slavica diversae, ad Finnicam referri debent; quanquam id aegrius agnoscamus nos, qui harum linguarum ignari sumus; idem de Samojedis suspicor (die letzten vier locker angehängten Worte sind genial und überwältigend zugleich), so war er schon vorher weit darüber hinaus und fast zu der richtigen Einsicht von den uralischen Sprachen gekommen, denn „on a remarqué chez les permiens ou vers ces quartiers des mots approchans des paysans de la Livonie. Cela me confirme dans mon opinion qve les peuples depuis les Lappons jusqv'aux Tartares derriere la mer Caspienne estoient d'une race approchante, ou il faut rapporter les Finnoniens, Estiens et Livons, Permiens, Samojedes etc.; et même les Hongrois qvi habitoient entre la Siberie et la mer Caspienne",

---

[1]) Miscellanea Berolinensia 1710 I. Literaria.

[2]) Auch bei Pott steht nichts über Fogel und Leibniz, Techmers Zschr. III Suppl. 18.

schreibt er 1697 an Sparwenfeld [1]). Auch von den anderen wolgafinnischen Völkern erhielt Leibniz Kunde aus einem ihm 1702 übersandten Bericht des Holländers L. Fabritius, der als schwedischer Gesandter auf seiner Reise nach Persien bei den Mordwinen vorübergekommen war: „... und ob sie schon unter die Reussen wie auch unter Andre nationen als Tartaren zuwassen und zeremissen leben so haben sie doch ihre eigne sprage und hat diese mordowinische sprage einige gemeinschaft mit das vinnische Also jch es observierte bey meyne Reise Anno 1687 hatte jch einen diner peter piper so in vinland geboren dieser könte mit die mordwiener wol zu Recht kommen, begerte in vinnischer sprage von ihnen ein leffel honich Brodt, milch Brandwein pferde wasser und viel andre Dinge mehr...".

Angesichts dieser Kenntnisse berührt es eigenartig, in den üblichen Enzyklopädien jene communis opinio über das Ungarische zu finden, die noch lange Zeit, freilich nicht unter den Fachleuten, gang und gäbe blieb und z.B. in dem Großen Universal-Lexikon Bd. 49, Leipzig-Halle 1746, in folgende Worte gefaßt ist: „Diese (die ungarische Sprache) hat mit andern Sprachen ihrer Nachbarn wenig oder gar keine Verwandtschaft außer mit der Sclavonischen, von welcher sie verschiedene Worte erborget, die auch würcklich an etlichen Orten im Lande gleichwie die deutsche an anderen geredet wird." Auch die darauf folgenden Sätze sind nicht ganz ohne Interesse, es würde aber zu weit führen, hier näher darauf einzugehen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jh.s beginnt nun ein neuer Abschnitt, der zwar auch durch das sprachliche Material und die Vergleiche J. Ph. v. Strahlenbergs [2]), eines mütterlicherseits aus Stralsund stammenden schwedischen Offiziers, der, in der Schlacht von Poltawa in Gefangenschaft geraten, 13 Jahre im russischen Reiche lebte und durch die Studien J. E. Fischers, der von den finnisch-ugrischen Völkern berichtet [3]), vorbereitet war, seit dem man aber erst von einer finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft sprechen kann, mit zwei epochemachenden Werken, der *Demonstratio Idioma Ungarorum et Lapponum idem esse* von J. Sajnovics [4]), den der Astronom M. Hell auf seine Forschungsreise nach dem nördlichen Norwegen mitgenommen hatte, und der *Affinitas linguae hungaricae cum linguis fennicae originis grammatice demonstrata* von S. Gyarmathi [5]), der mit A. L. Schlözer, dem Verfasser der *Allgemeinen Nordischen Geschichte* [6]), verkehrte und sich bei seinen Sprachstudien seiner Unterstützung und Anregung erfreuen konnte. G. v. d. Gabelentz hat mit Recht gesagt, daß Sajnovics und Gyarmathi die Ahnen unserer vergleichenden Sprachwissen-

[1]) Setälä a. a. O. 74.
[2]) *Das Nord und Ostliche Theil von Europa und Asia...* Stockholm 1730.
[3]) *Sibirische Geschichte.* St. Petersburg 1768, 123.
[4]) Kopenhagen 1770.
[5]) Göttingen 1799.
[6]) Halle 1771.

schaft geworden sind [1]). Diesen bedeutenden Arbeiten und den neuen Wörtersammlungen, zuletzt der unseres hervorragenden J. v. KLAPROTH [2]), die im Grunde auf die Anregung und den Befehl der Kaiserin KATHARINA zurückgehen, ist zu danken, daß der große dänische Sprachforscher R. RASK die finnisch-ugrischen Sprachen — nur das Ostjakische kannte man damals noch nicht — ganz richtig einteilte, also auch mit Schlözer und dem ungarischen Grammatiker N. RÉVAI das Ungarische dazu stellte, das J. S. VATER von dem „tschudischen" Sprachstamm, wie man früher sagte, merkwürdigerweise noch trennte [3]), worin ihm W. v. HUMBOLDT gefolgt ist.

Humboldt lernte ungarische Literatur, Geschichte, Sprache und nationales Leben in seiner Wiener Zeit wie Friedrich SCHLEGEL auch durch seinen Verkehr und Studien mit dort lebenden Ungarn kennen. Seine ungarischen Sprachstudien und Erkenntnisse, die in erster Linie auf Révais *Antiquitates literaturae Hungaricae* und seiner *Elaboratior Grammatica Hungarica* fußen, hat R. GRAGGER, angeregt durch eine Notiz J. BLEYERS [4]), der über Schlegels und Humboldts ungarische Studien selbst ausführlich gehandelt hat, oben 4 1924 27 — in ungarischer Sprache schon 1911 erschienen [5]) — aus dem handschriftlichen Nachlaß zugänglich gemacht. Graggers abschließende Bemerkungen S. 40 müssen anerkannt werden; sicher ist jedoch und nicht zu übersehen, daß Humboldt auch hier durchaus lebendige Kenntnisse besaß, denn er exemplifizierte in seinen baskischen Arbeiten, wie es auch H. SCHUCHARDT liebte, mit dem Ungarischen, und es läßt sich nichts dagegen einwenden, daß er bei seinen Worten: „Nun aber häufen die ursprünglichen Sprachen gerade eine Menge von Bestimmungen in dieselbe Silbengruppe, und sind sichtbar mangelhaft in der Herrschaft der Form. Ihr einfaches Geheimnis, welches den Weg anzeigt, auf welchem man sie, mit gänzlicher Vergessenheit unserer Grammatik immer zuerst zu enträtseln versuchen muß, ist, das in sich Bedeutende unmittelbar aneinander zu reihen" [6]), nicht vielleicht auchan verbale Gebilde, wie ung. *látom, látták* usw. hätte denken können.

---

[1]) In der Anzeige von Th. DUKAS *Life and works of Alexander Csoma de Körös*, Lit. Zentralblatt 1886, 96.

[2]) *Asia Polyglotta* Fol. XII—XXII, Paris 1831.

[3]) *Mithridates* II, Berlin 1809, 769. In der 2. Auflage von Vaters *Litteratur der Gramm., Lexica und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde*, besorgt von B. JÜLG, Berlin 1847, ist das berichtigt. — Vaters *Samojed. Original-Erzählung mit ihrer Übersetzung u. gramm. Bemerkungen ü. d. sam. Sprache*, Königsberger Archiv 1811 II 193, verdient einen Hinweis.

[4]) *Ungarn und die deutsche Philologie am Anfang des 19. Jh.s*, Bp. 1910, 42 Anm. 1.

[5]) MNy. 7, 311 und 402.

[6]) *Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung*, Die sprachphilosophischen Werke W. v. H., hrg. v. H. STEINTHAL, Berlin 1884, 53.

Wir sind nunmehr nahe an die Zeit herangekommen, da die durch neu beschafftes, umfangreiches und zuverlässiges Material ermöglichte intensive Einzelerforschung der fgr.-samojedischen Sprachen einsetzt, die mit den großen Namen M. A. Castrén und A. Reguly für immer verbunden ist.

Vorher muß jedoch des berühmten Sprachforschers gedacht werden, der diese Zeit einleitend mit meisterhaftem Geschick aus oft gar unzulänglichem Material, meist Evangelienübersetzungen, selbst entlegene Idiome [1]) — dazu gehörten damals die gleich zu nennenden wolgafinnischen auch noch — darzustellen liebte: H. C. v. d. Gabelentz. Aus seinen grammatischen Skizzen brauchen wir gegenwärtig, nach fast hundert Jahren, unsere Kenntnisse freilich nicht zu schöpfen, aber sie, wie geschehen, mit dem Wort „veraltet" abzutun, ist zum mindesten ungerecht. Da war A. Ahlqvist wahrlich ein anderer Mann: er hat die Mängel der mordwinischen Quelle und Arbeit Gabelentzens, immerhin der ersten grammatischen Darstellung dieser Sprache [2]), nicht verschwiegen, aber dankbar bekannt, daß er durch sie „vielfachen Nutzen" gehabt und daß ohne sie seine eigene Arbeit „vielleicht nicht einmal die relative Vollständigkeit und Correctheit, die sie jetzt hat, erreicht haben würde" [3]). Gabelentz hat ferner die Berg- und Wiesenmundart des Tscheremissischen erkannt [4]) und die Zusammengehörigkeit der beiden permischen Sprachen bewiesen [5]), trotzdem ihm auch hier nur, wie vorher fürs Mordwinische, dürftige Bruchstücke von Evangelienübersetzungen zur Verfügung standen; den ersten gedruckten wotjakischen Text [6]) hatte er durch Sjögrens Güte erhalten, für das Syrjänische besaß er außerdem [7]) noch eine Grammatik [8]). Schließlich brachte sein kurzer Bericht über die samojedische Sprache, für deren Zusammenhang mit den finnischen auch er eingetreten ist, eine Zusammenstellung des bisher auf diesem Gebiet Erschienenen [9]).

Ungefähr um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts wirkten zwei Gelehrte, W. Schott und A. Boller, die — dieser in Wien, jener fast 40 Jahre lang in Berlin — die ersten Vorlesungen außerhalb Finnlands und Ungarns über fgr. Sprachwissenschaft gehalten haben, auf dem Gebiet der altaischen Sprachwissenschaft, von deren Begründer Schott der Name

---

[1]) *Grammatik und Wörterbuch der Kassia-Sprache.* Leipzig 1858.

[2]) *Versuch einer mordw. Grammatik.* Zschr. f. d. Kunde des Morgenlandes 2 1839, 235 und 383.

[3]) *Versuch einer mokscha-mordw. Grammatik.* St. Petersburg 1861. VIII.

[4]) *Vergleichung der beiden tscher. Dialekte.* Zschr. f. d. K. d. M. 4, 122.

[5]) *Die wotjak. Declination.* Zschr. f. d. Wissenschaft der Sprache 1845, 112. — *Grundzüge einer syrj. Grammatik.* Altenburg 1841.

[6]) Anfang des Evang. Matth. 1845. Nachzutragen o. 9, 325.

[7]) A. Schergin, Übersetzung des Evang. Matth. St. Petersburg 1823.

[8]) Hrg. v. Flörow, St. Petersburg 1813.

[9]) ZDMG 5, 1851, 24.

„uralaltaisch" stammt. Schott, dessen Arbeitskraft als Forscher und Lehrer bewunderungswürdig ist, kommt ohne Zweifel die größere Bedeutung auf dem Gebiet, das uns hier angeht, zu, womit aber Bollers Verdienste nicht im geringsten verkleinert werden sollen. Daß die umfangreiche Teile ihrer Arbeiten einnehmenden fgr.-altaischen etymologischen Versuche [1]) nicht stichhalten, wissen wir, da einerseits Lehnwörter festgestellt, andererseits sich in derselben Richtung bewegende neue Untersuchungen angestellt sind. Ihre Bemühungen um Klärung von Einzelfragen dagegen waren verdienstvoll und schon deshalb förderlich, weil Castréns neue Forschungsergebnisse herangezogen werden konnten [2]). Bei Schott, dessen Sagenforschungen und andere Arbeiten [3]) hier nur gestreift werden können, finden sich ganz ausgezeichnete Bemerkungen zum Finnischen, etwa über die partizipialen Fügungen dieser Sprache und den eigentümlichen Plural in Wendungen wie finn. *olen nälissäni* „ich leide Hunger" [4]), und seine beachtenswerten Ausführungen in dem Kapitel: Vom Indefinit, Accusativ und Genitiv in den Altai-Sprachen [5]) kann man auch heute noch mit Nutzen studieren. In seiner erwähnten Abhandlung [4]) stehen S. 302 über das Ungarische Worte, die man stillschweigend nicht zu übergehen vermag: „Obgleich so lange schon von dem Mutterboden losgerissen und starker lexicalischer Einwirkung einiger slavischen Sprachen, des Walachischen und zum Teil auch des Deutschen hingegeben, hat die magyarische Sprache doch auf ihrem eigensten Gebiet keinen Zoll Boden geräumt. Ihre Grammatik ist wesentlich finnisch geblieben; um aber davon Überzeugung zu gewinnen, genügt es nicht, daß man nur eine, wenn auch die vollkommenste Sprache des tschudischen Stammes ins Auge fasse; denn schon das Lappische steht dem Ungarischen in mehreren grammatischen Erscheinungen näher. Noch mehr gilt dies von den bekannteren tschudischen Idiomen am Ural; und die übrigen Räthsel der Grammatik wird das von Reguly erforschte Wogulische (Ugrische) befriedigend lösen."

Auf finnisch-ugrischem Gebiet hat sich vornehmlich und eingehend mit dem Ungarischen in der Folge Franz Misteli, einer unserer größten Sprachforscher, befaßt, der in Basel auch über Ungarisch und Finnisch

---

[1]) Boller: *Zur magy. Etymologie. — Vergleichende Analyse des magy. Verbums.* 1855.

[2]) Boller: *Die Deklination in den finn. Sprachen.* 1853. *Die Wurzelsuffixe in den ural-alt. Spr.* 1856. *Die Pronominalsuffixe des ural-alt. Verbums u. d. Übereinstimmung der Tempus- u. Moduscharaktere in den ural-alt. Spr.* 1857. Schott, *Das Zahlwort in der Tschud. Sprachenklasse wie auch im Türk., Tungus. und Mongolischen.* 1853.

[3]) *Über die finn. Sage von Kullervo.* 1852. *Die estn. Sagen von Kalewi-Poeg.* 1863. — *Über Nationalität u. Abkunft der Finnen.* 1847.

[4]) *Über das Alt. oder Finn.-Alt. Sprachengeschlecht.* 1847.

[5]) *Alt. Studien oder Untersuchungen auf dem Gebiet der tatar. (turanischen) Sprachen,* Heft 5, 1872, 7.

las. In seinem Hauptwerk [1]) spielt das Ungarische eine wichtige Rolle und in seiner Anzeige der koptischen Grammatik L. Sterns [2]) hat er zahlreiche ungarische Beispiele zur Erläuterung sprachlicher Tatsachen verwendet: all das zeigt, daß er in diese Sprache tief eingedrungen war, daß sie ihm lebte und gegenwärtig war, wenn er sie zu seinen Darlegungen brauchte. Seine Arbeiten auf diesem Felde — zu seiner Zeit eine Seltenheit bei Gelehrten nicht ungarischer oder finnischer Muttersprache — sind auch von ungarischer Seite oft anerkannt und der ihm schuldige Dank ist dadurch bewiesen worden, daß ungarische Gelehrte Aufsätze von ihm übertrugen, in ihren Zeitschriften brachten (seine letzte Arbeit ist da erschienen) [3]) und daß die Ungarische Akademie der Wissenschaften ihn 1889 zum Mitglied wählte. Kein Geringerer als S. Simonyi hat ihm die Denkrede gehalten [4]) und Setälä ihn in seinem Nachruf gerecht gewürdigt [5]).

Trotzdem hat Misteli auch Enttäuschungen erfahren, weil man ihn mißverstand. In einer seiner früheren Arbeiten [6]) hatte er Analogiewirkungen auch im Ungarischen und Finnischen behandelt und im Anschluß daran sich bemüht, mit dem weiten Blick des geschulten Sprachforschers in Anknüpfung an Gedanken, deren Grund Humboldt gelegt hatte, und sie, als einziger in seiner anders gerichteten Zeit, erfolgreich ausbauend, das geistige Gepräge der Sprache aus ihrem inneren Bau zu verstehen und zu veranschaulichen. Das hat Budenz' lebhaften Widerspruch hervorgerufen [7]). Mag Misteli im Tatsächlichen auch vielfach unrecht gehabt haben, schon deshalb weil er sich z. T. im guten Glauben an P. Hunfalvys Autorität täuschen ließ: wer hätte es hierin mit dem Meister Budenz damals aufnehmen können? Den Vorwurf aber, Misteli habe sich von den indogermanischen Fesseln nicht befreit und ähnliches mehr, hat ihm Budenz nicht ganz mit Recht gemacht, denn Misteli war sicher der letzte, der G. v. d. Gabelentz' Worte nicht beherzigt und, wenn möglich, erfüllt hätte: „Es begegnet uns nur zu leicht, daß wir als notwendig oder doch schön betrachten, was uns eben geläufig ist, aber als schwerfällig und überflüssig jenes schelten, dessen wir entbehren. Wer in eine fremde Sprache eintritt, der muß sich tunlichst expatriieren, d. h. er muß seine heimischen Gewohnheiten daheim lassen... Wir sprechen ihr (der fremden Sprache) mit Recht so und so viele Kategorien ab und brauchen Zeit, ehe

[1]) *Charakteristik der hauptsächlichen Typen des Sprachbaus.* Berlin 1893.

[2]) Zschr. f. Völkerpsychologie u. Sprachwissenschaft 13, 1882, 428.

[3]) *Über einige Konstruktionen der ung. Sprache.* NyK. 27, 194.

[4]) Bp. 1911.

[5]) FUF 3, 227.

[6]) *Lautgesetz und Analogie.* Zschr. f. Völkerpsychologie u. Sprachwissenschaft 11, 1880, 421.

[7]) NyK 25, 468. Dieses und seine Entgegnung darauf hat Misteli a. a. O. 13, 81 veröffentlicht.

wir ihr die ihr eigenen Kategorien abgelauscht haben [1])." Budenz wiederum darf man aber nicht tadeln, daß er Gedanken, die eine gegebene Sprache veranschaulichen wollen, ohne sich um ihre Entstehung zu kümmern, nicht zu würdigen vermochte, denn seine Forschung war auf die Gesamtheit der fgr. Sprachen in historischer Beziehung gerichtet. Daher steht hier auch nicht zur Diskussion, inwieweit Mistelis Ringen um eine sprachliche Charakteristik zeitbedingt war und wie sie sich zu Schotts vom Finnischen und der finnischen Volksdichtung aus gewonnenen Erkenntnissen verhält, was eine Untersuchung vielleicht lohnen könnte: fest steht, daß er mit seiner Arbeit F. N. Finck und H. Winkler die Wege zu weiterer Forschung geebnet hat.

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts haben manche auf anderen Gebieten tätige Forscher finnisch-ugrische Sprachen in ihre Betrachtungen einbezogen. W. Körner, der Verfasser einer ausgezeichneten russischen Grammatik [2]), hat eine streng systematische, der Fachliteratur anscheinend entgangene Darstellung der elementaren Tatsachen der ungarischen Grammatik mit guten Bemerkungen gegeben [3]). An der Universität Leipzig hielt der Slawist A. Leskien 1871—72 Vorlesungen über die Sprachen Europas mit besonderer Berücksichtigung der finnischen Sprachen, lehrte W. Grube 1892 mongolische Grammatik als Einführung in das Studium der uralaltaischen Sprachen, las der Romanist G. Weigand, den sein Arbeitsgebiet, das Rumänische und die Balkansprachen, zum Ungarischen geführt hatte, 1896—97 über diese Sprache, und last, not least hat der große, auf so vielen Gebieten heimische Hugo Schuchardt, der in Graz, jener von Ungarn viel besuchten Stadt, lebte und wirkte, den freundschaftliche und wissenschaftliche Beziehungen mit zahlreichen ungarischen Gelehrten verbanden, von 1886 an über 30 Jahre in ungarischen sprachwissenschaftlichen Zeitschriften Untersuchungen namentlich über slawisches und romanisches Lehngut im Ungarischen veröffentlicht [4]), auch sonst ungarische Beispiele gern herangezogen [5]), ungarische sprachwissenschaftliche und volkskundliche Literatur angezeigt und der europäischen Wissenschaft bekanntgemacht.

Nun bleibt mir, da ich zum Schluß komme — denn die zeitgenössische Forschung zu betrachten muß der Zukunft vorbehalten sein — nur noch übrig, H. Winklers, den wir vor neun Jahren zum 80. Geburtstag ehren durften und dessen Arbeit H. H. Schaeder mit so schönen Worten ge-

---

[1]) Lit. Zentralblatt 1886, 66 bei der Besprechung von H. Winklers Werk, *Das Uralaltaische und seine Gruppen.*

[2]) 3. Aufl. Sonderhausen 1910.

[3]) Beilage zum Programm der Friedrichs-Realschule. Berlin 1882.

[4]) Nyr. 15—47, auch NyK. 30 und zuletzt MNy. 12 und 13.

[5]) Z. B. in seiner Abhandlung, *Der mehrzeilige Frage- und Relativsatz.* 1893.

schildert hat, dankbar zu gedenken. Die Richtigkeit der Gedanken des großen M. A. Castrén, „mir will es scheinen, als müßten diese Sprachen [die uralaltaischen] in verschiedene Stämme oder Familien zerfallen, welche jedoch alle zu einer und derselben Classe oder Race gehören ... Auf Grundlage dieses Zusammenhangs bin ich gewohnt .. alle die in Rede stehenden finnischen, samojedischen, türkischen, mongolischen und tungusischen Sprachen unter einer einzigen gemeinsamen Benennung zusammenzufassen" [1]), hat Winkler durch die Erforschung der uralaltaischen Sprachen und ihres Baues, der er seine Lebensarbeit gewidmet hat, in seinen selbstständigen Werken [2]) und Zeitschriftenaufsätzen [3]) in immer erneuter Bemühung und erweiterter Betrachtung erwiesen und ist damit weit über Schott und Boller, der das Japanische auch schon zum Uralaltaischen zu stellen versuchte [4]), hinausgekommen. Seine berühmte Arbeit über das Elamische ferner muß, weil ihm da zur Schilderung des kaukasischen Sprachtypus das Uralaltaische den trefflichen Gegensatz darbot, auch an dieser Stelle erwähnt werden [5]), und seine schönen, lebendig und anschaulich vorgetragenen ethnologischen Studien [6]) schließlich verdienen wohl gerade heute wieder unsere Aufmerksamkeit und Beachtung in vollem Maße.

---

[1]) *Über die Personalaffixe in den alt. Sprachen.* Kl. Schriften 1862, 152.

[2]) *Uralalt. Völker u. Sprachen* 1884. *Das Uralalt. u. seine Gruppen* 1885. *Die alt. Völker- und Sprachenwelt* 1921.

[3]) *Die uralalt. Sprachen,* KSz. 1. *Die Zugehörigkeit der finn. Sprachen zum uralalt. Sprachstamm* ebd. 12. *Samojedisch u. Finnisch,* FUF 12. 13. *Tungusisch u. Finnisch-ugrisch,* JSFOu. 30. 31. *Die altaischen Sprachen,* o. 4, 1. *Das Verhältnis des Lapp. zum Ung., Wogul. und Ostjak.,* Nyr. 41, 22. 158. *Die fgr. Deklination,* Nyr. 59, 66.

[4]) B., *Nachweis, daß das Jap. zum uralalt. Stamme gehört,* SWAW 1857. — W., *Der uralalt. Sprachstamm, das Finn. u. das Jap.* 1909.

[5]) *Die sprache der zweiten columne der dreisprachigen inschriften und das altaische,* 1896. Ferner: *Das Baskische und der vorderasiatisch-mittelländische Völker- und Kulturkreis,* 1909, und *La langue basque et les langues ouralo-altaïques,* 1917.

[6]) *Rasse, Herkunft und Geschichte der Magyaren sowie deren Sprache.* Beitr. z. Kenntnis des Orients, 9. *Zur Völkerkunde von Osteuropa: Die finn. Völker. Rassenverhältnisse im Gebiet der finn. Völker. Das äußere Leben der finn. Völker,* 1912.

Aleksis Kiwi.

Von

Veikko Antero Koskenniemi (Abo-Turku).

Vor etwa hundert Jahren wurde in der Hütte eines armen finnischen Dorfschneiders der größte Dichter Finnlands, Aleksis Kiwi, geboren, den in seinen Tagen der Spott der Umwelt richtete, den heute aber sein Geburtsland als seinen nationalsten Dichter verehrt.

Als Aleksis Kiwi um den Preis mancher Entbehrungen, oft sogar in schwerer Not, dreiundzwanzigjährig Student geworden war, scheint er sich schon seiner Berufung als Dichter bewußt gewesen zu sein. Mit den Banden der Freundschaft an den kleinen finnischsprechenden akademischen Kreis geknüpft, in dessen Mitte zahlreiche kulturelle Anregungen der finnischen Bewegung, auch das finnische Theater, ihren Ursprung haben sollten, nahm er mit fünfundzwanzig Jahren an dem Dramenpreisausschreiben der Literaturgesellschaft teil und erhielt den ersten Preis mit seiner Tragödie *Kullerwo,* die er später ergänzte und verbesserte. Dieses Erstlingswerk Aleksis Kiwis vereinigt den Ausgangspunkt des Lebenswerkes des größten finnischen Dichters mit der größten dichterischen Tradition, die die finnische Einbildungskraft vor ihm geschaffen hatte: mit dem Kullerwo-Motiv des Kalewala, dem finnischen Orestes-Mythos, der seinen Helden mit einer eisernen Unversöhnlichkeit in die Abgründe der tiefsten Qualen und der tiefsten Schuld führt und ihn zum Tode durch sein eigenes Schwert treibt. Die epische, kontemplative Muse des Kalewala hat in dem Kullerwo-Mythos, in dieser Schilderung aus den Zeiten der Blutrache und der Kriegssklaverei, der tiefschwarzen Nacht ins Auge geschaut. In dem Mythos sind Motive zu einem Titanen-Drama wie zu einer Schicksalstragödie vorhanden. Kiwi betont in seinem Drama besonders den Trotz seines schwergeprüften Helden. Während der Kullerwo des Kalewala vor allem ein von dem Familienfluch gequälter Tantalid ist, ist der in die Sklaverei verkaufte finnische Hirtenknabe Kiwis mit dem gefesselten Prometheus zu vergleichen. Kiwis Kullerwo ist mit den Helden des Sturms und Drangs, mit jenen gefühlstarken Kraftgenien, verwandt, die die deutschen Bühnen nach Goethes „Götz" jahrzehntelang bevölkerten. Er ist zerrissen wie sie, er ist stolz, trotzig und unglücklich wie sie, auch über sein Lebensschicksal herrschen mehr gefühlsstarke Einfälle als

innere Notwendigkeit. Er zeigt sich als erbarmungsloser Mordengel, wie auch als reuiger verlorener Sohn, und sein düsteres Schicksalsgefühl ist mit einem träumerischen Jünglingsgemüt verknüpft. Der völkisch-mythische Ausgangspunkt des kiwischen Erstlingsdramas lag in der Kalewala-Sage, sein dramatisches Vorbild aber war Shakespeare, den Kiwi als junger Student fleißig studiert hatte. Der neurasthenische Prinz von Dänemark, wie ihn der große Brite gezeichnet, schimmert oft hinter der düsteren Gestalt des finnischen Hirtenknaben hervor. In der Kunst der Menschen-Schilderung hebt sich Kiwis Drama nicht zu der wilden Größe des Kalewala-Mythos empor. Kiwis dichterische Rhetorik macht ebenfalls keinen immer überzeugenden Eindruck. Dennoch zeugt sein Erstlingswerk von einer bedeutenden dramatischen Begabung und von ursprünglichen sprachlichen Ausdrucksmitteln, die in der früheren finnischsprachigen Literatur nicht ihresgleichen hatten. Und noch heute ist Kiwis Kullerwo das bedeutendste auf einem Kalewala-Motiv beruhende Drama, eine von den wenigen lebenskräftigen Tragödien der finnischen Bühnen.

Die tragische Erstlingsarbeit Kiwis hatte ihre Kraft aus bitteren Jugenderlebnissen gesogen, die den Dichter dazu brachten, eine Verwandtschaft mit dem gefesselten Titan der Finnenwälder zu fühlen. Jedoch trug sich die Phantasie des Dichters damals schon mit einem neuen, völlig andersgearteten Werk: einer finnischen Volkskomödie, die dem jungen Dichter erlaubte, die ganze Kraft seiner dramatischen Begabung und seiner Menschenschilderung zu zeigen. In diesem seinen zweiten Werk, dem fünfaktigen Schauspiel *Die Heideschuster* offenbarte sich Kiwis tiefe humoristische Ader. Fast zu gleicher Zeit als Kiwi den düsteren Titan der Volksdichtung zu neuem Leben erweckte, schuf er aus den Stoffen seines eigenen Walddorfes die Gestalt des Schustersohnes Esko und dichtete aus dessen mißlungener Brautfahrt eine Komödie, voll von volkstümlichem, tiefem Humor. In *Kullerwo* suchte der Dichter noch nach seiner eigenen Stimme, in den *Heideschustern* fand er sich selbst. Ohne einen Schatten von Satire zeigt der Dichter in seinem Helden einen primitiven Jüngling aus dem Volke, einen Jüngling jenseits von Gut und Böse, und dichtete um ihn eine Komödienintrige, die in dramatischer Lebendigkeit mit den Lustspielen eines Molière und eines Holberg wetteifert. Die Harmonie, die in dem Werke zwischen Inhalt und Form herrscht, spricht von der Intensität, der Beharrlichkeit und der Kraft der Gesamtschau. Die Einzelheiten in dieser Volkskomödie fügen sich ineinander und das Ganze wieder betont die Einzelheiten und steigert ihre Wirkung: Neben dem naiv-grotesken Wesen der Hauptperson Esko zeigt uns Kiwi dessen Mutter Martta, eine energische Haustyrannin, und dessen Vater Topias, einen Schustermeister, der äußere Würde mit einem erbärmlichen Pantoffelheldentum vereinigt, und ferner eine Menge Volkstypen, die mit großem

Verstehen und lächelndem Humor geschildert sind. Der komische Eindruck von Eskos Persönlichkeit beruht vor allem auf dem ständigen Konflikt seiner treuherzig-naiven Naturkind-Eigenart mit der ihn umgebenden sozialen Wirklichkeit. Esko kämpft einen unbeholfenen Bärenringkampf mit der Wirklichkeit, in der tiefen Überzeugung von der Berechtigung seiner eigenen Lebensanschauung. Einen festen Rückhalt gibt dem geistigen Wesen Eskos sein finnischer Eigensinn, der sich durch Widerwärtigkeiten nicht entmutigen läßt und der sich kühn der Autorität des Vaters oder des Küsters widersetzt. Wir lachen über Esko, bei diesem ernsthaft-humoristischen Naturmenschen, daß er in allem durch und durch sich selber treu und innerlich folgerichtig bleibt und daß er gerade durch diese Eigenschaften in Konflikt mit seiner Umgebung gerät und von einer Szene zur anderen die heiteren Ereignisse der Komödie hervorruft.

Stilistisch hat der Humor Kiwis Anregungen vieler Art, vor allem von Shakespeare und Holberg, in deren Komödien er einem ihm selbst verwandten Lebensgefühl begegnete. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ihn auch die heitere Erzählungskunst Cervantes' ermuntert und begeistert hat, ein eigenes humoristisches Geschlecht zu gestalten. Einer der nächsten Vergleichspunkte für die *Heideschuster* ist Ludwig Holbergs Schauspiel *Jeppe paa bjerget,* obgleich die rationalistisch harte, satirische Komik des letztgenannten wesentlich andersgeartet ist als die Esko und seine Welt umgebende menschenfreundliche, milde und verzeihende Heiterkeit Kiwis. Als dramatische Persönlichkeit steht Esko dem freilich in manchem aus anderem Stoff gebildeten Falstaff Shakespeares näher als Holbergs Jeppe, so wie die Stimmung und Menschenschilderung Kiwis im allgemeinen mehr dem üppigen, phantasiereichen Renaissancedramatiker als dem intellektuellen kühldenkenden Dänen ähnlich ist. Das „Hans-Wurst"-Bruchstück des jungen Goethe ist ebenfalls dem Geist der Heideschuster-Familie Kiwis nicht ganz wesensfremd. Kiwis Humor trägt das Gepräge des genialen, herb-komischen Volkshumors in gleicher Weise wie die Genremalerei der holländischen Meister des 16. Jh.s, wie etwa eines Jan Steen, Adriaen Brouwer und A. Ostade. Der Kreis des Menschenlebens, in den Kiwis Humor mit seinen *Heideschustern* hineinleuchtet, ist nicht allzu groß, er beschränkt sich hauptsächlich auf eine finnische Dorfgemeinde. Eine tiefgefühlte Liebe zum Leben ist die Voraussetzung der Menschenschilderung der Heideschuster. Eine zweite Voraussetzung ist die geistige Freiheit des Dichters, eine innere Unabhängigkeit, die sich weder von Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten noch von Sorgen besiegen läßt. Die Gestalten dieser ersten Komödie Kiwis, die in der finnischsprachigen Literatur einen klassischen Rang einnimmt, sind als Kinder dieser Liebe zum Leben und zur geistigen Freiheit geboren.

Der fünfaktigen Schuster-Komödie Kiwis verwandt ist eine einaktige

Schneider-Komödie *Die Verlobung*, in der der Dichter wiederum Typen aus seiner nahen Walddorf-Umgebung darstellt. Ein einfacher Stoff liegt ihr zugrunde. Die für die Handlung nötige Zeit übersteigt kaum eine halbe Stunde, und die Handlung spielt sich nur innerhalb der vier Wände einer kleinen Hütte ab. So wie *Die Heideschuster* ist auch *Die Verlobung* eine Komödie gescheiterter Heiratspläne. Die Hauptperson ist ein ernsthafter Junggeselle, der Dorfschneider Aapeli, der in die Netze einer wegen ihrer etwas bewegten Vergangenheit berüchtigten Frau geraten ist und sich mit ihr verlobt. In dem Lustspiel wird uns dann gezeigt, wie dieser Heiratsplan scheitert, als die Braut bei ihrer Ankunft in der Hütte des Schneiders die bescheidenen Lebensverhältnisse sieht, in denen ihr Bräutigam lebt. Aapelis Freund und Berufsgenosse Eenokki bemüht sich vergebens, einen Vergleich zwischen dem Bräutigam und der Braut zustandezubringen, denn die Braut geht nach einem temperamentvollen Erguß ihres Weges und läßt den armen Aapeli untröstlich in seiner Stube zurück. *Die Verlobung* ist ihrem Bau nach eine in noch höherem Grade meisterhafte Leistung als *Die Heideschuster* — eine Feststellung, die um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als zur Zeit Kiwis, daß heißt in den sechziger Jahren des 19. Jh.s, Finnland noch kein nationales Theater besaß. Es wurde erst einige Jahre später von seinem Freund und Gönner Karl Bergbom geschaffen.

Der Schwerpunkt in Kiwis Genialität liegt ohne Zweifel auf dem humoristisch-realistischen Gebiete. Seine dichterische Phantasie lockte ihn nach seinen ersten großen Siegen auch zu tragischen Dramenmotiven, die als künstlerische Leistungen seinen Komödien nicht ebenbürtig sind, in denen wir aber sein geistiges Suchen und seinen weltanschaulichen Kampf mit dem Lebensproblem verfolgen können. Aus diesen Schauspielen, unter denen sich eine das Werther-Motiv berührende Tragödie *Canzio* befindet, lernen wir den seelischen Ernst und die seelische Tiefe kennen, die eine psychologische Voraussetzung für den Humor Kiwis ist. Aus *Canzio* geht unter anderem hervor, daß Kiwi die großen zeitgenössischen Fragen — insbesondere das Problem des Glaubens — beschäftigten und daß er in der Philosophie Hegels bewandert war. Die schönsten unter Kiwis pathetisch-lyrischen Dramen sind die Einakter *Lea* und *Margareta*, in denen eine junge, moralisch hochstehende, liebende Frau, nach Art und Weise der goethischen „Iphigenie" ihre Umgebung adelt und läutert. In dem ersteren an ein Bibelmotiv anknüpfenden Schauspiel bewirkt Lea, die Tochter des Zöllners Sakeus, nachdem sie sich dem Einfluß des Heilands unterworfen hat, eine vollständige Sinnesänderung ihres Vaters, eines an Shylock erinnernden Wucherers, und eine Wandlung in dem Pharisäer Joas und dem Sadduzäer Aram, zwei Jünglingen, die um ihre Hand werben. In *Margareta*, deren Motiv aus

dem Kriege von 1808 und 1809 stammt, berührt Kiwi einen Stoff, der mit Goethes „Egmont" und Kleists „Prinz Friedrich von Homburg" verwandt ist: der Bräutigam Margaretas, Anian, der durch die schändliche Kapitulation Sweaborgs aus den Reihen der Vaterlandskämpfer ausgestrichen ist, sucht, von seinem Pflichtgefühl gezwungen, einen freiwilligen Tod im Kampf gegen den übermächtigen Feind.

Die Summe seiner Lebenserfahrung und Schöpferkraft vereinigt Kiwi jedoch in dem großen humoristischen Roman *Die sieben Brüder*, den er im Laufe von zehn Jahren schuf und der in seiner volkstümlichen Art zu den bedeutendsten epischen Kunstwerken der nordischen Literatur zählt. In ihm haben die verschiedenen Seiten reichen und tiefen Dichtergeistes Kiwis einen Ausdruck gefunden, seine verschiedenen dichterischen Eigenschaften, seine frohe Naturliebe, seine Menschenkenntnis, die sich zu dem Ewig-Menschlichen hinfindet, sein milder, optimistischer Humanismus und sein unvergleichlicher Humor, der seine Gegenstände mit einem liebenden Mitgefühl umgibt.

In großen, epischen, homerischen Linien schildert Kiwi in seinem Roman den Kampf zwischen dem Wald und der Gesellschaft, umrahmt von der malerischen finnischen Wildnis. Die sieben Brüder von Jukola haben als Erbschaft von Vater und Mutter einen Hof erhalten und sollen als zukünftige Hausherren lernen, sich in die Forderungen und Sitten der Gesellschaft einzufügen. Ihre ungebändigten Instinkte widersetzen sich jedoch diesen Forderungen, wie auch dem Erlernen des Lesens, und als sie zuletzt in einen hoffnungslosen Konflikt mit den Vertretern der Obrigkeit, dem Küster-Schulmeister und dessen Bundesgenossen, dem Pfarrer, geraten sind, flüchten sie in die großen Wälder und fangen dort an, „ferne von der falschen Welt", das Leben von Siedlern und Jägern in der Nachbarschaft der Wölfe, Bären und Luchse zu führen. Mit einer großartigen intuitiven Kunst zeigt uns Kiwi das Leben der Brüder im Walde, ihre Kämpfe mit einer wilden Stierherde und den Bären, ihre Pionierarbeit im Walde, wobei die Jahreszeiten um sie wechseln und der Frost als ein gefürchteter Gast oft über ihre Felder wandelt. In großen, farbigen Fresken entfalten sich vor uns die äußeren Lebensschicksale der Brüder, aber noch tiefer fesseln uns ihre Gedanken und Glaubensvorstellungen, die sie in heiter-ernsten Gesprächen in der Waldhütte beim Kienfeuer oder am Jagdzelt beim Biwak unter freiem Himmel mitteilen. In den etwas alttestamentarischen christlichen Glauben der Brüder mischen sich unverkennbare heidnisch-animistische Elemente, der Wald ist für sie voll von geheimnisvollen Geistern und Gefahren und sogar die alltäglichsten Erscheinungen des Lebens und der Natur erhalten in ihrer Vorstellung eine seltsame Bedeutung und Schicksalhaftigkeit. Ihre Welt ist begrifflich noch nicht genau zu bestimmen, sie fühlen sich als ein untrennbarer Teil

des großen kosmischen Lebens, dessen Erscheinungen sie mit Spannung, Furcht und Freude verfolgen. Die Meisterschaft der Kiwischen Menschenschilderung beschränkt sich jedoch nicht auf die deskriptive Schilderung. Als geborener Dramatiker vermochte er es, die verborgene Entwicklung der Brüder, dieser prächtigen Naturkinder, von Nomaden zu sozial brauchbaren Mitbürgern geradezu dramatisch zu schildern. Das ABC-Buch, das eines der Schreckmittel war, die die Brüder in die Wildnis trieben, ist wieder in ihren Händen zu sehen, ihr Verhältnis zur Gesellschaft wird allmählich positiver, und nachdem sie zehn Jahre in der Wüste gelebt und dort große Gebiete urbar gemacht haben, kehren die Brüder zu ihrem heimatlichen Hof und damit auch in die menschliche Gemeinschaft zurück, um dort auch mit Ehre ihre Pflicht gegenüber dem Vaterland zu erfüllen.

Ein jeder von diesen sieben Naturkindern tritt in den Schilderungen des Dichters als eine eigenartige, individuelle Persönlichkeit hervor. Der älteste der Brüder, Juhani, nimmt unter den humoristischen Gestalten des Romans den unbedingt ersten führenden Platz ein. Er ist nach dem Esko der *Heideschuster* Kiwis bedeutendste Gestalt, eigenwillig, selbstzufrieden, naiv, gefühlvoll, unwissend, phantasiereich, abergläubisch und übertreibend. Er ist mit Don Quijote, dem spanischen Hidalgo, besonders verwandt, dessen Einfluß auch in Esko zu spüren ist. Juhani herrscht über die anderen Brüder mit dem Recht des Ältesten, aber dazu noch mit einem tyrannischen Charakter, mit der Faust und einer übersprudelnden Beredsamkeit, die bald von phantastischem Aberglauben, bald von entsetzlichen Drohungen erfüllt ist. Auf eine großartige Weise hat der Dichter den kochenden Grimm dieses Waldbären gekennzeichnet, die Wutanfälle, in denen er bei jedem Anlaß bereit ist, die ganze Welt und insbesondere seinen Brüdern die Knochen zu zerschlagen. Mit der Macht seiner Persönlichkeit unterwirft Juhani die Brüder seinem Zepter, und unter seiner Leitung führen sie auch die meisten der homerischen Kämpfe aus, die sie bald mit den ihnen feindlichen Dorfburschen, bald mit den Bären oder einer rasenden Stierherde führen, und unter Juhanis Führung machen sich die Brüder auch ernstlich an die Bodenkultur, als das Wild allmählich abnimmt, und gewinnen dem Wald Äcker und Wiesen ab oder entwässern einen großen Sumpf, um ihre Ernte gegen den Frost zu schützen.

Dieselbe wilde Urkraft wie bei Juhani treffen wir je nach der Eigenart verschieden und auch etwas gedämpfter bei den anderen Mitgliedern dieses Brüderkreises. Das meiste von seinem eigenen Ich hat Kiwi in die Gestalt des zweitjüngsten Bruders, Lauri, gelegt. Lauri trennt sich oft von der Gruppe und geht seine eigenen Wege in die Einsamkeit der Natur. Der Wald ist seine Welt, der ernste, hohe Kiefernwald, der die Bergabhänge hinaufklettert. Da fühlt er sich zu Hause, da kann er ungestört seine Gedanken zu Ende denken und ergründen, da formt sich sein Welt-

bild, das individueller und kritischer als dasjenige seiner Brüder ist. Im Rausch vom Branntwein ermutigt, kann er sogar beißende Bemerkungen über die Brüder fällen, die ihm gefährlich zu werden drohen, wenn er damit das aufbrausende Temperament Juhanis weckt. Bei all seiner Schweigsamkeit und Menschenscheu ist Lauri eben der Künstler unter den Brüdern. Er schneidet aus dem im Walde gefundenen knotigen Holz Geräte und formt aus Ton kleine Hähne, Pferde und Ochsen. Er ist ein Träumer und metaphysischer Denker, der sich die Probleme der Natur und des Weltalls erklären will. Die Biographen Kiwis haben mit Recht geglaubt, durch Lauris Wesen tief in die Seele des Dichters blicken zu können. Die Schilderung der anderen Brüder enthält ebenfalls viele psychologischen Feinheiten. Besonders hebt sich Aapo aus diesem Kreise heraus, der „Salome von Jukola", ein vorzüglicher Erzähler von Märchen und Geschichten mit einem starken Hang zum Moralisieren. Dank seiner Fabulierlust werden wir auch mit einem reichen Sagenmaterial vertraut, in dem sich Generationen lang ererbte finnische volkstümliche Glaubensvorstellungen mit farbigen, von Volk zu Volk gewanderten Sagenmotiven mischen, die sich im nordischen Wald erneuern, die Form verändern und sich verjüngen. Die Naturmystik des Finnenwaldes verbindet sich in diesen Erzählungen Aapos mit der internationalen Mythologie der Sage. In der Mitte eines schneeigen Kiefernwaldes erinnern die Märchen Aapos oft an eine südliche, tropische Pflanzenwelt. In der verwirrenden Halbdämmerung der stillen Bruchlandschaft, wo die Schatten geheimnisvoll und schwer auf bekannte Naturgegenstände fallen und ihnen seltsame Formen und Züge verleihen, hat sich die Phantasie Aapos und seiner Brüder eine neue reiche Welt gebaut. In diesen Märchen hat Kiwis Phantasie, deren eigentliches Gebiet die psychologische Menschenschilderung ist, einen überzeugenden Beweis seiner mythenbildenden Kraft gegeben. Der jüngste der Brüder, Eero, ist der Spaßvogel und Spötter unter ihnen, ein kritischer und vielleicht auch ein wenig negativer Geist, der — charakteristisch für Aleksis Kiwi — der einzige ist, von dem uns der Dichter ahnen läßt, daß seine Nachfahren in den Stand der Gebildeten aufsteigen.

Neben den Brüdern hat der Dichter in seinem Roman eine Menge von Gestalten geschaffen, die nicht nur geeignet sind, der Erzählung einen Hintergrund zu geben, sondern auch als selbständige Individualitäten im Gedächtnis zu bleiben, als Individuen, deren psychologisches Problem unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Unter ihnen sind auch einige Frauengestalten am Schluß des Romans hervorzuheben, so besonders die feine, ätherische Gattin Eeros, in deren Mund Kiwi sein berühmtes Wiegenlied „Todes Hain, du schattiger Hain" gelegt hat, ein Lied, das auf den Tonwellen von Sibelius' Musik seinen Weg in jedes finnische Heim gefunden hat.

In dem Grenzgebiet zwischen Urnatur und sozialem Leben wächst also die Geschichte von den sieben Brüdern, selbst wie ein Wald mit all seinen Wundern und Geheimnissen, Wegen und Pfaden, auf denen sich der Leser leicht in der grünen Dämmerung schattiger Bäume verirren kann. So wie alle große Epik seit Homer wächst Kiwis Roman aus seiner individuellen Art heraus und zu einer repräsentativen Schilderung des irdischen Menschenlebens empor. Der Kampf zwischen Mensch und Natur, Gesellschaft und Wildheit, zwischen den beiden untrennbaren und unversöhnlichen Kräften, bildet den großen Hintergrund der dramatisch-epischen Ereignisse des Romans, gegen den sich die Abenteuer der Brüder in ihren heiteren und ernsten Phasen abheben. Aber ganz besonders ist der Roman *Die Sieben Brüder* das große Epos des finnischen Stammes: jeder Finne kann in ihm ein Kapitel der tausendjährigen Geschichte des eigenen Volkes von der Kalewala- und der Nomadenzeit bis zur Zeit der Ackerbaukultur und dem Eintreten in die moderne Gesellschaft lesen.

Die Schaffensperiode Aleksis Kiwis dauerte freilich nur zehn Jahre oder ungefähr bis zum Ende der sechziger Jahre des 19. Jh.s. Sein heller Geist wurde in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahr allmählich umnachtet und ein sanfter Tod beendete am Silvestertage 1872 sein an Schaffenslust und Entbehrungen so reiches Leben. Nur von wenigen in seiner dichterischen Größe erkannt, hat er gelebt und so ist er auch gestorben. Er ist selbst seinen Nächsten wie ein Schatten entglitten. Aber er hat seinem Volke einen unvergleichlichen Reichtum hinterlassen. Ja, auch die nordische Literaturgeschichte kann wohl kaum ein zweites Beispiel solcher in einem Jahrzehnte vollbrachten dichterischen Arbeit anführen, die sich mit derjenigen messen könnte, die zwischen dem fünfundzwanzigsten und fünfunddreißigsten Lebensjahr Aleksis Kiwi schuf. Denn außer seinen zahlreichen Dramen, Komödien und seinem großen Roman schrieb er noch eine Auswahl eigenartiger Gedichte, deren tiefe Sehnsuchtsmelodie sich in das Herz des finnischen Volkes gesungen hat. Kiwis heroischer Idealismus, verbunden mit seinem tiefen Hang nach Wahrheit wirft einen goldenen Schimmer über seinen lebendigen, befreiten Humor wie über die Grübeleien seiner Dramenhelden und über die Traumsehnsucht seiner Lieder. In den Briefen an die Freunde hat er oft von seiner Krankheit und seiner Armut gesprochen, aber in dem dichterischen Schaffen hat er immer die Kraft gehabt, sich von der „Angst des Irdischen" loszureißen und sich zu einem großen objektiven Menschenschilderer und Künstler zu erheben. Mit Staunen fühlen wir die Unermüdlichkeit seines liebenden und träumenden Dichterherzens, das in der Mitte der engen, schnöden Verhältnisse mit seiner Liebe das ganze irdische Dasein umfaßt. Seine ureigenste dichterische Welt ist nicht die dualistische des Guten und des Bösen, sie ist die Welt des Ewig-Guten in der Nähe der Natur, der Ur-

heimatsort allen Lebens. Oft hat die Dramatik und besonders die Erzählungskunst Aleksis Kiwis den Charakter der großen antiken Idylle, des göttlichen arkadischen Spiels, in den finnischen Urwald verpflanzt. Seine hohe Kunst konnte bei seinen Zeitgenossen nur wenig Verständnis finden, aber unbekümmert um Lob und Tadel und in seinem unbewußten Drang nach neuer Schönheit reichte er der finnischen Zukunft die Hand und diese Zukunft hat sein Vertrauen nicht enttäuscht.

Die Dichtung Kiwis erreicht uns wie die Stimme seines Lieblingsvogels, der Nachtschwalbe, jenseits vom bunten Getriebe modernen Lebens und in ihren besten Schöpfungen hat diese Dichtung stets die Verbindung mit ihrer Herkunft aus dem Grenzlande zwischen Natur und Kultur bewahrt. In seiner Frische, inneren Kraft und geistigen Ausdehnung steht Kiwis Erscheinung noch heutigentags ohnegleichen in der finnischen Literatur, so wie seine Lebensarbeit auch zu den größten Leistungen der nordischen Völker gehört.

Zur ugrischen Etymologie.

II.

Von

Yrjö Heikki Toivonen (Helsinki).

Wog. *ķǫ̈nķà.*

In FUF XXI 128 habe ich wogTJ *ķǫ̈nķà*; TČ *ķönkå̀*, KU *χǫ̈nyə*, KM *ķᵤǫ̈nyə*, KO *ķᵤu̯nyə*, P, VN, VS *kunnȧ*, LU, LM *ķunnȧ* ʻRenntierʼ mit samK *kouna* ʻwildes Renntierʼ verknüpft. Wog. *-ķà*, *-yə* usw. scheint nämlich ein Suffixelement zu sein, vielleicht dasselbe, welches z. B. in wogTJ *pᵢsķà*, TČ *pᵢsķå̀*, KU *pȧ̀syə*, KM *pę̈ˑsyə*, KO *pę̈ˑsi̯ə*, P *passȧ*, VN *pę̈ssȧ*, VS *pɛ̈ssȧ*, LU *pɛssȧ*, LO, So *pāssȧ* ʻFausthandschuhʼ vorkommt (vgl. ostj. *poʻs*, *paʻs* ʻlederner Fausthandschuhʼ, syrjPO *piś* : *kipiś*, wotj. *pɵźî*, *pɵź*, *püźě* ʻFausthandschuhʼ, tscher. *piž* ʻwollener Handschuhʼ); in P, VN, VS, LU, LM, SO, So Mundarten ist es dem vorhergehenden Konsonanten assimiliert worden.

Es ist möglich, daß sich zu diesen Wörtern noch ein lappisches Wort gesellt, lpN (Niels.) *gǫd'de* ʻwild reindeerʼ, L (Wikl.) *kodde-* ʻwildes Renntierʼ, (Gen.) Nrt. *koaːdd*, Kld. *koːnt*, T *koːnte* ʻwild; wildes Renntierʼ, nämlich unter der Voraussetzung, daß wog. **ķunķa* auf ein früheres **ķunt-ķa* zurückgeführt werden könnte, daß also im Urwogulischen **t* zwischen *n* und *ķ* geschwunden wäre, wie es z. B. in wogT *i̯anķ-*, KU *i̯anγ-*, KM, KO *i̯ånγ-*, P, VN *i̯ann-*, LU *i̯ann-*, LO, So *i̯önγ-* ʻspielenʼ vielleicht der Fall gewesen ist, vgl. ostjDN *i̯ă̈nṭ-*, V, Vj. *i̯vŋˑķˑà-* (< **i̯vntķˑa-*), Trj. *i̯ă̈nṭˑə̂γ-*, ung. *játszik* id., *játék* ʻSpiel; Spielzeugʼ. — SamK *-n-* ist der regelmäßige Vertreter einer ursprünglichen Konsonantenverbindung **-nt-*, s. z. B. Paasonen Beitr. 87—91, Setälä FUF XII Anz. 81—83.

Ist diese Verbindung stichhaltig, so haben wir hier einen neuen Beleg für die Wörter, welche beweisen, daß das Großwild, die Renntiere und Elentiere, schon dem finnischugrisch-samojedischen Urvolk gut bekannt und offenbar von großer wirtschaftlicher Bedeutung war. Vgl. also z. B.

1. Lp. *boaco* ʻtarandus domitusʼ, tscher. *pùɻšə̑* ʻRenntierʼ, wotj. *pužeį* id., syrj. *pež* ʻjunges, ungehörntes Renntierʼ, wog. *pāši* ʻRenntierkalbʼ, ostj. *pę̈ɻšəχ* id., samK *phōtu* ʻwilde Ziegeʼ, Koib. *pooto* ʻcervus capreolusʼ;

2. Fi. *teva*, *tevanki* ʻElentierochsʼ, *tevana*, *tevane* ʻElentierkuhʼ (>) lp. *tievona*, *tiävona* id., samJur. *ty*, *te*, *tȫ*, T *tā*, Jen. *tia*, K *tho* ʻRenntierʼ;

3. Wog. *ńǫu* 'jávorcsillag, gönczöl', ostj. *ńǫw* 'Elentier', *ńŏχ* 'Elentier; der große Bär', samK *ńī-kä* 'junge Ziege', *nju* 'bos taurus (vitulus)';

4. Mord. *śardo, śarda* 'Elentier; (mundartl.) Renntier', tscher. *šarδə* id., wog. *surti* 'Renntierkalb', ostj. *sùrtį* 'Sterke, Färse, Füllen (Renntier, Vieh, Pferd im zweiten Jahre)', samJur. *siraei* 'jähriges Renntierkalb';

5. Lp. *gǫd'de* 'wild reindeer', wog. *ķǫ́nķà* 'Renntier', samK *kouna* 'wildes Renntier';

6. Lp. *guottot* 'pasci, depascere', samJur. *hąδū* 'Winterweide, wo die Renntiere Gruben und Gänge in den Schnee gescharrt haben';

7. Wog. *sęβ, sųβ* 'Weideplatz des Elentiers', samJur. *śihăę* = *hąδū*.

8. Lp. *čēkar* 'ausgeweidetes (grubiges) Land im Winter', wog. *šōr, šiyr* 'niedergetretener Schnee (Weg, Hof, Schneefeld)', *χǫ́nyəšōr* 'Ort, wo die wilden Renntiere längere Zeit weiden', *sālišiyr* 'Aufenthaltsort der wilden (und zahmen) Renntiere', ostj. *t'ăγə̂r* 'festgetretener Boden (von wilden Renntieren, Elentieren, auch Menschen usw.)', *śą̆γə̂r* 'eben, fest getreten (Weg); (von Renntieren, Pferden festgetretener) Boden; von Elentieren begangener, fest getretener Ort', samJur. *śehērį* 'Winterweg', *śehèrį* 'allgemeiner Renntierweg';

9. Lp. *mannit* 'emittere, producere; skyde ud Horn, sætte Horn (om Renen)', samT *meaní'em* 'wachsen', *mēní'e* 'Hornstumpf des Renntiers im Sommer';

10. Lp. *čalla-* 'die haarige Haut von den Hörnern abreiben (wie es die Renntiere im Herbste tun)', samJur. *sealā, sēlā* 'abnutzen, reinigen', z. B. *mora sealā* (*mora* 'kurzes Sommerhorn der Renntiere'), *ty sēlā* 'das Renntier reinigt sein Horn';

11. Lp. *pėńńe-, pińńe-, pińńa-* 'bewahren, verwahren, schützen, hüten; beobachten, halten; schätzen', *pińńej* 'Hirt', samJur. *paerŋāu, paerŋau* 'halten, brauchen; hüten', Jen. *ʃóneŋéro, ʃóńiŋédo'* 'hüten, weiden', *ʃonedde, ʃońidde* 'Hirt'.

Selbst wenn man den obigen Wörtern gegenüber, die wenigstens vorläufig nur im Lappischen und Samojedischen angetroffen worden sind, Vorbehalte der Art geltend machen will, wie sie z. B. Paavo Ravila in FUF XXIII 63—64 zum Ausdruck gebracht hat, so bleibt hier doch noch eine bedeutende Sammlung, von der die zuletzt genannte Wortsippe vielleicht zu der Terminologie der primitiven Renntierzucht zu gehören scheint, welche wohl anfangs nur im Überwachen und Zusammenhalten der Renntierherde bestand, aus der Beute gefangen wurde.

Wog. *χušep*.

M. E. Liimola behauptet (MSFOu. LXVII 254), daß ich (FUF XIX 68) wog. *χušep* 'Stube', welches damals nur aus Hunfalvys und Ahlqvists wogulischen Wörterverzeichnissen bekannt war, für eine eventuelle Ent-

lehnung aus ostj. *χoɹtśàχ* 'Nische; Gefach; (selt.) Zimmer' erklärt habe, und fügt hinzu: „Dieses Wort ist jedoch im Wogulischen bodenständig"; er verbindet es dann mit folgenden von mir früher (MSFOu. LII 307—309) zusammengebrachten finnisch-ugrischen und samojedischen Wörtern: ostj. *χūˌɒžɜ*, *χǒˌɹśɜ* 'eine hölzerne Büchse (für Pfeile, Gefäße); Oberboden des Speichers', syrj. *kuža* 'eine besondere Art Reuse', wotj. *kož* : *kenos-k.* 'abgesonderter Teil in der Scheuer, wo das Getreide eingeräumt wird; Getreidekasten usw.', tscher. *kuža* 'ein 1 Arschin hohes rindenes Gefäß', fi. *kaha* 'Bastkorb; Wandschränkchen usw.' und samO *koča* 'Sack'.

Etwas derartiges, was Liimola behauptet, habe ich jedoch nicht geschrieben. Ich habe nur bezweifelt, daß das wogulische Wort, dessen Etymologie sich auf Grund der Mitteilung Ahlqvists (und Hunfalvys) nicht endgültig aufklären ließ, möglicherweise aus dem Ostjakischen stamme, und zwar natürlich aus solchen Formen wie *χǒžaˈpᶜ* usw. Jetzt, wo man, durch Liimolas Vermittlung, wog. *χušep* auch aus den Sammlungen Kannistos zur Verfügung hat, ist es leicht zu sehen, daß die von Liimola für dieses Wort vorgeschlagene Etymologie zum mindesten höchst unsicher, ja wahrscheinlich unrichtig ist, und das gegenseitige Verhältnis der wog. und ostj. Wörter läßt sich etwas gründlicher als früher aufklären.

Wog. (Hunf.) *chušep* 'kamara, rejtek ház', (Ahlqv.) *χušep* 'Stube', (Kannisto nach Liimola a. a. O.) KU *χǒˈšəp*: *pèškβälχǒˈšəp* 'altes Hüttchen', *χǒˈsp* : *serä·nkχǒˈsp* 'Zündholzschachtel', LO *ᵏχùsap* 'kleine Büchse (aus Glas); Behälter, Gefäß', So *χuˈsaʙ* 'Behälter, Gefäß', LO *lēstanᵏχùsap*, So *lēstänχuˈsaʙ* 'ledernes Schleifsteinsäckchen', LO *māńkǒlᵏχùsap* 'kleines Hüttchen', *tuˌlˈöšnɛᵏχùsap*, So *tuˌlˈɹ̀ɔ̀šnɛχuˈsaʙ* 'eine Art Täschchen in der Nadelbüchse, in welchem der Nähring aufbewahrt wird' gehört entschieden zu Ostj. (Patk.) I *χočàχ* 'Speicher, Kammer', (Paas.-Donn.) K *χǫtšà·χ* 'Höhlung in einem Baume', (Karjal.) DN *χǒˌɒžaˈ·p* 'Höhle, Höhlung, Gefach (z. B. Inneres einer Schachtel), enge Stelle, kleines Zimmer, Loch', Kr. *χǒˌɹśa·χ* 'kleines Fach, Nische, Winkel, Verschlag (in einem Wohnraum); (selt.) Zimmer, Wohnraum (nur in einigen Redensarten)', DN *uăχ tăiɒə χǒˌɒžaˈ·p*, Kr. *uăχ tăitɜ χǒˌɹśaˈ·χ* 'Geldbeutel', Kaz. *χǒžaˈpᶜ* 'Gefach; Höhle (in einem morschen Baum); Inneres (des Eingangs eines Ärmels, darein kann man etwas zum Aufbewahren oder z. B. die andere Hand zum Wärmen stecken), Mündung des Schaftes von Schuhzeug (von innen); Gefach (in der Kiste für das Teegeschirr); (Zündholz)schachtel; Büchse (zum Aufbewahren von Tee, Salz u. a.)', O *χǒzaˈβ* 'Gefach, Höhlung' und somit auch zu syrj. *kyš* 'hohles', das kann kein Sachverständiger in Zweifel ziehen. Die Bedeutungen und die lautlichen Formen, ja teilweise sogar die Ableitungssuffixe stimmen völlig zusammen. Da aber das Wort sowohl im Wogulischen als im Ostjakischen nur in zwei Dialektgruppen vorzukommen scheint, die ziemlich nahe Nachbarn sind

und zwischen denen man zahlreiche Lehnbeziehungen konstatieren kann — nämlich zwischen wogKU und ostjDN, Kr. sowie zwischen wogLO, So und ostjKaz., O — so dürfte meines Erachtens immerhin die Möglichkeit einer Entlehnung in Betracht kommen. Da im Ostjakischen die ursprünglichere Bedeutung vorzuliegen scheint und auch zweierlei Ableitungssuffixe vorhanden sind, *-χ* und *-p*, *-β*, so kann die eventuelle Entlehnung vielleicht eher aus dem Ostjakischen ins Wogulische als umgekehrt stattgefunden haben.

Wog. *tār*.

Wichmann hat (FUF XI 235) wog. *tōr*, *tą̄r* 'Tuch; Leinwand' mit syrj. *dẹ̑ra*, wotj. *dera* 'Leinwand' zusammengestellt. Wenn die Zusammenstellung wirklich das Richtige getroffen hätte, läge hier ein sehr wichtiges altes Kulturwort vor, wohl eines der ältesten aus dem Gebiete der Weberei der finnisch-ugrischen Völker.

Etwas unsicher ist die Verbindung jedoch aus dem Grunde, weil das wogulische Wort (Kann.) TJ *tār*, KU, KM *tōr*, KO *tȍr*, P, VN, LO *tō*^{r}$_{R}$, LU *tȍr*, So *tōr* 'Leinwand', (Munk.-Szil.) LM *tōr* 'Tuch', N *tōr*, *tą̄r* 'Tuch; Leinwand', (Ahlqv.) *tōr* 'Leinwand; Kopftuch' vielleicht türkischen Ursprungs sein kann, aus der Wortsippe (Radl.) sag., schor. *tār* 'grobes Tuch, das Tuch', tel. *tār* 'ein leinener Sack' (? bar. *torop* 'der Flachs, die Leinewand') entlehnt. Die wogulischen Formen gehen nach Kannisto auf **tār* (~ ? **tā̄r*) zurück, welches mit türk. *tār* völlig identisch ist.

Ostj. *ōpə̑t-*.

Einen willkommenen Beitrag zu den an Zahl geringen finnisch-ugrischen Wörtern mit einer ursprünglichen inlautenden Konsonantenverbindung *-pt-* bietet das ostjakische Wort (Karj.) Kam. *ōpə̑t-* 'bellen': *ämp optə̑m ẹ̑uχ* (Folkl.) „Bellbaum des Hundes" (finn. „koiran haukkumapuu"), 'ein Baum, an dem aus einem Stamm drei Bäume wachsen (im Kriege band der Held daran seinen Hund)', Ni. *ōpə̑ṭ-*, Kaz. *ōpə̑ṭ-*, *ōʙə̑ṭ-*, O *ą̄bə̑t-* 'anbellen (Hund das Wild)', welches folgende Entsprechungen in den verwandten Sprachen hat: wog. (Munk.-Szil.) *ūti*, syrj. (Wied.), wotj. (Munk.) *ut-*, tscher. (Wichm.) *o·ptẹ̑m*, liv. (Set.) *utə̑'b* 'bellen' (vgl. z. B. Setälä FUF XII Anz. 59, JSFOu. XXX$_{5}$ 51).

Ostj. *ä'ḷ*^{r}.

Paasonen verbindet, Die finnisch-ugrischen *s*-laute 84, wogN *āl* 'Schoß (öl)' mit ostjK *ȧpət*, J *ȧppəʟ* 'Armvoll'. Eine solche Verbindung wäre zwar sowohl lautlich als semasiologisch möglich, aber dessenungeachtet ist sie nicht stichhaltig. Mit wog. (Munk.-Szil.) P, LM *o̯al*, N *āl*

'Schoß' gehört nämlich ein anderes ostjakisches Wort zusammen, der erste Teil *o̯t-*, *ǡɻ-* usw. des Kompositums (Paas.-Donn.) K *ot-o̯·χtɜ*, J *ǡɻ-owtị̄* 'syli' (in dem von Kai Donner herausgegebenen ostjakischen Wörterbuche Paasonens unrichtig ins Deutsche übersetzt: 'Klafter' statt 'Schoß', wie z. B. aus dem Beispiel K *òmtū· mǡ·ná o̯t-o̯ χtē̯·mȧ̀* 'setze dich auf meinen Schoß, auf meine Knie' hervorgeht), (Karjalainen Ostj. lautl. I 106) DN *o'ᵽo·'χtɜ* 'Schoß', Trj. *'ą'ʌo̯ᵘχt̯'i'* 'Schoß; Fußboden vor der Tür des Speichers', V. *ä'l̯o'γt̯ᵉi̯'* 'Fußboden des Vorratshaus im Walde', Vj. *ä'l̯o'γt̯ᵉi̯'* 'Schoß; Fußboden vor der Tür des Speichers; Fensterbrett; Gestell'. Nach den handschriftlichen Sammlungen von Dr. Karjalainen kommt in V und Vj. auch ein bloßes *ä'l̯ᶜ* 'Armvoll' vor.

Über die Form *o'ᵽ-* in DN schreibt Karjalainen a. a. O.: „Ob DN. *o'ᵽ-* (und die Formen der übrigen südostjakischen Dialekte mit *o*) unmittelbar mit *ą'ʌ-* usw. zu verbinden sind, ist nicht ganz sicher. Man könnte wohl denken, daß im DN. ein älteres **ȧ't̯* in Verbindung mit *o'χt̯ɜ* sein **ȧ* in **a*(> *o*) verwandelt hätte, aber ganz ausgeschlossen ist auch nicht die Möglichkeit, daß wir es hier mit zwei verschiedenen Wörtern zu tun haben". Ohne Zweifel haben wir es hier jedoch nur mit einem und demselben Worte zu tun. Die von Karjalainen vorausgesetzte Assimilation **ȧ'to'χt̯ɜ* > > *o'ᵽo'χt̯ɜ* ist sicher, wie z. B. folgendes zusammengesetzte Wort beweist, wo der erste Teil in DN *ȧ't̯-* lautet: (Paas.-Donn.) K *ȧ̀t-tę̀·t*, J *ȧ̀ɻ-tȧ̀ɻ* 'беремя, Armvoll', (Karj.) DN *ȧ'tte't*, Ts. *ättèt*, Kr. *ättet*, Kam. *ätte't*, Trj. *'ą'ʌt̯'ă̄ʌ*, Vj. *ä'l̯te'l'*, Ni. *ätteᵗ'*, Kaz. *ą'ʌtɛ'ʌ*, O *ȧ'l̯de'l̯* 'Armvoll (Holz u. a.)' (*te't̯*, *te'l'* usw. bedeutet 'voll').

Mit diesen wogulischen und ostjakischen Wörtern gehören offenbar noch syrjPO (Gen.) *ŏliʒ́* 'Schoß (des Kleides)', PW (Rog.) *övöʒ́*, *ölöʒ́* 'приполъ, пола подставленная для принятія или положенія чеголибо' (über *-ʒ́* s. Verf. FUF XIX 165) und mord. (Paas.) E *el'*, *el'es't'*, M *äl'*, *jäl'* 'Schoß (am Kleide)' zusammen, vielleicht auch tscher. *el-* in (Ramst.) *eltä·läš* 'einen Armvoll nehmen; in den Armen tragen; umarmen', *eltä·lem*, *e·ltem* 'ein Armvoll; die Umarmung' (vgl. Paasonen, Die finn.-ugr. *s*-laute 19, Ostj. wörterb. 16, 160, Wichmann FUF XV 31).

Ostj. *əʙəẗ.*

Das obenerwähnte ostjK *ą̇pət*, J *ą̇ppəɻ* 'Armvoll', scheint eine andere Etymologie zu haben.

Wie bekannt, kann ostj. *p*(*ə*)*t*, *w*(*ə*)*l* usw. auf ein früheres **ps* (und **sp*) zurückgehen, vgl. z. B. DN *ēʙəẗ*, Trj. *ą̆p̄'əʌ*, V, Vj. *ę̄wəl̯'*, Ni. *ēpəẗ'*, Kaz. *ɛʙə̨ʌ*, O *ēbə̨l̯* 'Geruch, Geschmack', wog. *āt*, *āᴅ* id., syrj. *is* (*isk-*) 'Geruch, Gestank', tscher. *üpš*, lpN *afse*, *hakse*, S *hapse*, L (S, J) *hap̄sa* 'Geruch', (N, G) *hak̄se-* 'riechen (intr.)', Wefs. *hȧ̀ps'sę̄*, Nrt. *ɵps*, Kld., T *aps* 'Gestank, Geruch'. Ebenso ist bekannt, daß die ursprünglichen **ks*, **ps* und **sk*

sich in manchen finn.-ugr. Sprachen miteinander vermengt haben und besonders in den permischen und ugrischen Sprachen Metathesen ausgesetzt gewesen sind. Z. B. aus dem Lappischen haben wir oben schon ein Beispiel, ein anderes, etwas abweichendes bietet lpN *vuokse*, S *vuopse*, L *vuəpse-*, Wefs. *wu̯o̯msɛ̯*, I *vuöpsi*, T *vī̯ipse* ʿSpanneʾ ~ fi. *vaaksa*, mord. *vaksa* id. Hinsichtlich der ugrischen Sprachen vgl. noch lp. *suoskat* ʿmandereʾ, mord. *suskoms*, *suskəms* ʿbeißen, anbeißenʾ, wotj. *sɨ̣sk-* ʿkauen, wiederkäuernʾ, syrj. *söskyny* ʿkauen, zerkauenʾ ~ wog. *taβt-*, *tayt-* usw. ʾkauenʾ, ostjDN *tọ̄γə̂t-*, V *lō̯γə̂l-*, Vj. *i̯ō̯γə̂l-* etc. id. oder fi. *puskea* ʿmit den Hörnern stoßenʾ, lpS *påskatet*, *påsketet* ʿpungereʾ ~ wog. *puβt-*, *pūt-* ʿstechen, stoßenʾ, ostjDN *pōγə̂t-*, O *pọ̄γə̂l-* id.

Unter diesen Umständen ist es nicht unmöglich, ostj. (Paas.-Donn.) K *ạ̈pət*, J *ạ̈ppəʟ* ʿArmvollʾ, (Karjalainen Ostj. lautl. I 190) DN *əʙət*, Trj. ʿ*ạ̈p*ʿəᴧ, V, Vj. *ɛ̯̈wəlʾ*, Ni. *ăpət*, Kaz. *ặʙəᴧ*, O *ṿbə̈ʾl* ʿUmarmungʾ, (Manuskr.) ʿArmvollʾ mit lpN (Niels.) *âs`ke* ʿlap, bosom; lap of a garmentʾ, S (Lind.-Öhrl.) *aske* ʿsinusʾ, L (Wikl.) *aske-* ʿBusenʾ, Wefs. (Lagercr.) *ɛ̯sɨ̯kiɛ̯* ʿSchoß; bes. Euter der Renntierkuhʾ, I (And.) *aske*, T (Gen.) *aɨ̯ske* ʿSchoßʾ, weps. *üsk*, kar. *üskä*, olon. *üskü* id., est. *üsk* ʿSchoß, so viel man mit beiden Armen umfassen kannʾ, fi. (Lönnr.) *yskä* ʿbröst, barm; hosta, qvarka, katarrʾ zu vergleichen, vorausgesetzt, daß hier sowohl eine Vermischung zwischen urspr. **sk* und **sp* als eine zu erwartende Metathese im Ostjakischen stattgefunden hat. Einen ganz gleichartigen Fall scheint die folgende Wortsippe zu bieten.

Ostj. *kēʙəṭ*.

T. E. Uotila hat (MSFOu. LXVII 398) syrj. *kɨ̯s* ʿFell von den Renntierbeinen, Fell vom Renntierbein unter dem Schneeschuh, Renntierfell unter dem Schneeschuh, Stiefel von Renntierhautʾ usw. mit ostjDN *kēʙəṭ*, Trj. *kʿăpʿəᴧ*, V, Vj. *kʿō̯wəlʾ*, Ni. *kēpəṭʿ*, Kaz. *kɛ̯̄ʙɛ̯əᴧ* ʿdas Fell von den Pfoten der Pelztiereʾ zusammengestellt, und M. E. Liimola hat (Virittäjä 1936 312—313) dazu noch wog. *ḳβə̆t*, *kβ̄ɛt*, *kọ̄ʾt* ʿFell von Elentier-, Renntierbeinʾ hinzugefügt. Beide genannten Verfasser sind der Meinung, daß ich, der ich das syrjänische Wort (FUF XXI 115) mit mordE *kʾiśkʾe* ʿäußere Haut; Körper, Leibʾ und lp. *gæska* ʿpellisʾ verglichen habe, mich geirrt habe. Das ist natürlich möglich, nicht aber ganz sicher und unbestreitbar. Mit Rücksicht auf die lautlichen Verhältnisse in den im vorhergehenden Artikel genannten Wortsippen können vielmehr alle diese ostjakischen, wogulischen, syrjänischen, mordwinischen und lappischen Wörter zusammengebracht werden. Das lautliche Verhältnis wäre hier ganz dasselbe wie in ostj. *əʙəṭ*, *ɛ̯̈wəlʾ* usw. ~ lp. *âsʾke*, fi. *yskä*. Und auch die Bedeutungen stellen hier wohl kein unüberbrückliches Hindernis dar.

Ostj. *ṇᵒu̯-.

Ostj. (Karj.) Kaz. *ṇᵒu̯-*, O *ṇąu̯-* ‘von den Haaren befreien, enthaaren (das Renntierfell), lp. *navvet* ‘depilare, plumas evellere, sarmenta carpere’ und fi. *nivoa* ‘enthaaren, das Fell von Haaren befreien; Haare verlieren, sich haaren’, die Karjalainen (JSFOu. XXX_{24} 7—8) miteinander verknüpft hat, haben auch samojedische Entsprechungen, samJur. *nyŋāu* ‘rupfen (Vögel)’, K *niŋel'äm* ‘reißen (Gras); rupfen’, welche Setälä (JSFOu. XXX_5 75) mit ung. *nyő, nyu* ‘raufen, rupfen’ und fi. *nykiä* ‘rupfen, pflücken’ verbinden will, die aber lautlich sehr schlecht mit ihnen zusammenpassen. Uralische Ausgangsform *$*n_8ŋ_8$-. — Ung. *nyő, nyű*, wog. *ńüβ-* ‘rupfen, zupfen’ und fi. *nykiä* gehen offenbar auf ein vorauszusetzendes *$*ńə̈kə̈$- zurück und sind natürlich fernzuhalten.

Ostj. *pə̀r.*

Ostj. (Páp.-Munk.) *pēr* ‘пепель (hamu)’, (Paas.-Donn.) J *pə̀r, nə̀i-pə̀r* ‘Asche’ (*nə̀i* ‘Feuer’), (Karj.) V *pə̀r*ˇ, Vj. *pä'r*ˇ, Trj. *ṇąi̯pˇą'ɣˇ* id. gehört wohl trotz der Schwierigkeiten, die der Vokalismus zu bereiten scheint, etymologisch mit fi. *poro* ‘heiße Asche; grober Staub, Grus, Schutt’ zusammen. Ganz dieselben Vokalverhältnisse sind nämlich z. B. zwischen ostjV, Vj. *rä'k*ˇ, Trj. *ṛą'k*ˇ ‘Mehl; Brei’ und fi. *rokka* ‘Suppe von Erbsen etc., Speise’ oder ostjV, Vj. *säi̯*ˇ, Trj. *ṣąi̯*ˇ ‘Schutz, Hinterraum, Schirm; Vorhang’ und fi. *suoja* ‘Schauer, Schutz usw.’ zu konstatieren.

Ung. *por* ‘Staub’, das gewöhnlich mit fi. *poro* verbunden wird, sowie samK *phürä*, Mot. *chúra*, Taigi *húra* usw. ‘Sand’ (semasiologisch vgl. z. B. ostjV, Vj., Trj. *ḳˇi'tˌšˇ* ‘Asche’ ~ Kaz. *χiš*ˇ ‘Sand’) können natürlich noch als mögliche Entsprechungen in Frage kommen, aber wog. *porš, parš* etc. ‘Kehricht’ und vielleicht auch wotj. *purźıtṇı* ‘aufstäuben, stäuben, Staub machen’, *purź-* ‘verweht, fortgetragen werden (vom Winde), fliegen in der Luft (z. B. Staub od. Federn)’ sowie ostj. *parŋatlem* ‘bestäuben’ stehen schon ferner (vgl. Kai Donner Anl. lab. spir. 177 und die daselbst erw. Literatur sowie Szinnyei NyH 7 25).

Ung. *nyír.*

In Szarvas-Simonyis Magyar Nyelvtörténeti Szótár kommt ein Wort *nyír* ‘furca ungulae; Hufgabel’ vor (Ha a lónac az nyíryát igen meg faraggyác, hogy az lába meg dagadna, ved az len magot, főzd meg, kösd az ló lábára). Szinnyeis Magyar Tájszótár enthält die Form *nyíl* in der Bedeutung ‘ló körme alatti eleven hús’ (A kovács nyilba ütte a szeget), und B. Csürys vor kurzem erschienene Szamosháti szótár kennt *nyír* in derselben Bedeutung.

Von diesen zwei Formen ist wohl *nyír* die ursprünglichere und *nyíl* durch volksetymologische Anlehnung an *nyíl* ‘Pfeil’ entstanden, weil die

Hufgabel etwas einer Pfeilspitze gleicht. Wenn dem so ist, kann ung. *nyír* ‘a ló körme alatti eleven hús’ mit folgenden, schon früher (s. z. B. Paasonen Beitr. 66) zusammengestellten Wörtern verbunden werden: ostj. *ńōrɜ, ńărə̑γ̌* ‘Knorpel’, wog. *ńäri, ńārî,* tscher. *nöryə* id., lp. *njorga* ‘cartilago’, samJur. *ńer* ‘Knorpel (bei Fischen, Renntieren)’.

Ung. *vézna*.

Ung. *vézna* ‘mager, schmächtig, dürr’ wird z. B. von Szinnyei NyH 7 156 mit syrj. (Wied.) *vösni, vösnid* (= *vesńi, vesńid*) ‘dünn, fein, schlank, hager’, PO (Gen.) *vősńit, -ńi* ‘dünn’ verbunden. Semasiologisch ist eine solche Verbindung natürlich tadellos, aber lautlich nicht. Wenn diese Wörter wirklich zusammengehörten, hätten wir im Syrjänischen ein inlautendes *-z-, -ź-* od. *-d'ź-*, nicht *-s-*, als Pendant des ungarischen *-z*-Lautes, oder im Ungarischen ein inl. (ausl.) *-j-* als Entsprechung des syrjänischen *-s-*.

Syrj. *-s-* ist bekanntlich oft der Vertreter eines finn.-ugr. **-sk-* und **-ks-*, so auch offenbar in *vös-ni* (= *veˌs-ńi*), welches ich in FUF XIX 186 mit wog. *vouta* ‘dünn, fein’, ostjDN *u̯ōγ̌ət*, O *ōγ̌əl* ‘dünn’ verknüpft habe (< **vʊ̯ks*(ʊ̯) od. **vʊ̯sk*(ʊ̯)). Im Ungarischen wäre ja in diesem Falle ein *j* zu erwarten, vgl. ung. *máj* ‘Leber’ ~ ostj. *mūγ̌ə̑ṭ, mūγ̌ə̑l'*, syrj.-wotj. *mus*, fi. *maksa* usw.

Da ung. *z* ein Vertreter einer finn.-ugr. moullierten Affrikata sein kann (z. B. in den Wörtern *hoz, szűz, rezeg, laza*, s. FUF XIX 232, 240, 241), so kann ung. *vézna* (wo *-na* natürlich Suffixelement ist) mit ostjDN *u̯ə̀t'*, Kr. *u̯ə̀ṭ'* ‘schmal, eng; fein, dünn’ ,V *u̯ä̀ńt'*, Vj. *u̯ä̀ńt'ś* ‘dünn, fein’, Trj. *"u̯ə̀t'* ‘id., schmal’, Ni. *u̯ə̀ś*, Kaz. *u̯ə̀'ś* ‘schmal, eng; schlank, fein’, wog. *vuś, βɨ̯ś* ‘klein’, tscher. *βətskəž* ‘dünn, fein’, kar. *väčükkäńe* ‘klein’ usw. zusammengehören, welche von mir in FUF XIX 186 miteinander verglichen worden sind.

Die überragende Stellung der Exekutive im heutigen Staat und ihre Folgen.

Von

Zoltán Magyary (Budapest).

I. Wenn wir die in der ganzen Welt heute feststellbaren Umbildungen der staatlichen Einrichtungen untersuchen, so fällt es uns auf, daß diese Veränderungen nicht nur die Verwaltung in hohem Maße berühren, sondern zum überwiegenden Teile von der Verwaltung selbst ihren Ausgang nehmen. Die Krise des Staatslebens ist eigentlich eine Krise der Verwaltung. Sie ist zweifach, eine innere und eine äußere Krise. Unter innerer Krise verstehe ich, daß die Dimensionen und Aufgaben der Verwaltung gewachsen sind, daß jedoch die Entfaltung und die Methoden ihrer Organisation mit dieser Entwicklung nicht Schritt gehalten haben. Die äußere Krise der Verwaltung hingegen bedeutet, daß das Gleichgewicht der drei Staatsgewalten: der Gesetzgebung, der Rechtspflege und Verwaltung — auf welchem Prinzip der zu Beginn des 19. Jh.s entstandene liberale Staat aufgebaut war — infolge der ungeheuerlichen Entwicklung der Verwaltung verlorenging und die Erhaltung der früheren Lage forciert ist. Demnach ist die Lehre Montesquieus von der Trennung der Staatsgewalten durch die Entwicklung der Verwaltung in eine Krise versetzt worden.

Die Tatsache, die diese Entwicklung der Verwaltung hervorgerufen hat, ist die Revolution der Technik: die Erfindung der Dampfmaschine, des Dieselmotors, der Elektrizität, des Automobils, des Flugzeugs und Radios, — eine Revolution, deren Wirkungen in der Entwicklung des Großkapitalismus und im allgemeinen in der großen Steigerung der Produktion zum Ausdruck gelangen. Gleichzeitig aber hat sie mit der Sicherung der Lebensbedingungen der größeren Massen auch zur Zunahme der Bevölkerungsdichte und zur Entwicklung großer Städte geführt. An all dem hatte auch der Fortschritt der ärztlichen Wissenschaften sehr beträchtlichen Anteil. Im Jahre 1800 betrug die Bevölkerung von Europa 188 Millionen, i. J. 1930 520 Mill.; die der Vereinigten Staaten i. J. 1800 5308000, i. J. 1930 122261000. Demnach vermehrte sich die Bevölkerung von Amerika auf das Zweiundzwanzigfache und auch die von Europa verdreifachte sich in derselben Zeit, obzwar ein sehr bedeutender Teil des Zuwachses in Amerika auch von Europa ausgegangen war. Auch diese große Vermehrung der

Bevölkerung selbst stellte die Staaten vor eine vollkommen neue Lage. Doch kann die Entwicklung der Verwaltung nur zum Teil damit erklärt werden. Die Zahl der Aufgaben des Staates, der öffentlichen Aufgaben, war in bedeutend höherem Maße als die Bevölkerung gewachsen, so daß sich in jenen Staaten, die i. J. 1800 nur einige wenige Tausend öffentliche Angestellte hatten, die Zahl der öffentlichen Angestellten heute auf Hunderttausende beläuft. Das Anwachsen der Zahl der öffentlichen Angestellten zeigt Maße, die zehnmal so groß sind als die Zunahme der Bevölkerungsdichte.

Die Vermehrung der öffentlichen Aufgaben erklärt auch jenes Paradoxon, daß der Wirkungskreis der zentralen Verwaltung zum erheblichen Teil auf Kosten der Dezentralisation, der Selbstverwaltungen, gewachsen und der Aufgabenkreis der Selbstverwaltung dennoch nicht verringert worden ist. Er ist nämlich ebenfalls gewachsen um neue Aufgaben, die früher von der Verwaltung gar nicht übernommen wurden. Heutzutage vollzieht sich vor unseren Augen die Erweiterung des Aufgabenkreises der Verwaltung, neben den beiden bisher dominierenden Gruppen der Staatsverwaltung und Gebietskörperschaften, auf eine dritte Gruppe: die der verschiedenen öffentlich-rechtlichen Körperschaften (die im italienischen Recht „halbstaatlich" — „parastatale" genannt werden) und vor allem der wirtschaftlichen Selbstverwaltungen, wie einerseits die Akademie für Deutsches Recht und andererseits der Reichsnährstand, die Arbeitsfront u. a. m., deren Entstehung bedeutet, daß der Staat zahlreiche Aufgaben als öffentliche qualifizierte, diese aber selbst nicht versieht, sondern hierzu den dritten Typus der Verwaltungseinheiten entwickelt hat. Diese bedeutende, stetige Steigerung der Funktion der Verwaltung ist es, die jene große Verschiebung, welche zur Unhaltbarkeit der Konstruktion des liberalen Staates führte, zugunsten der Verwaltung und zum Nachteile der beiden anderen Funktionen hervorgerufen hat.

Angesichts der tiefen Wirkung, die die industrielle Revolution auf Gesellschaft und Staat ausgeübt hat, scheint es berechtigt, diese äußere Krise der Verwaltung, die ihre Lösung bei drei Großmächten durch tiefgreifende Revolutionen anstrebte, so aufzufassen, daß der präindustrielle Staat zum postindustriellen Staat wurde, eine Entwicklung, die schon seit Jahrhunderten anhält. Demnach ist die Entwicklung, die noch nicht abgeschlossen ist, kein Ergebnis des Weltkrieges; sie hat schon viel früher eingesetzt, ist aber wohl infolge des Weltkrieges beschleunigt und allgemein erkennbar geworden.

Im weiteren Verlaufe meiner Ausführungen befasse ich mich mit zwei besonders wichtigen Folgeerscheinungen dieses Vordringens der Exekutive.

II. Die eine besteht darin, daß die Verwaltung im postindustriellen Staate derart erschwert worden ist, daß das System des fachgebildeten

Berufsbeamtentums, das sich, von Preußen ausgehend, im 18. Jh. allmählich über das ganze europäische Festland verbreitete, heute bereits überall (auf der ganzen Welt) unentbehrlich geworden ist. Dies geht daraus hervor, daß die angelsächsischen Staaten, obzwar sie sich dem Berufsbeamtentum lange Zeit dogmatisch verschlossen hatten, gezwungen waren, sich vor den Forderungen der Technik zu beugen und zum Berufsbeamtentum, das sie als *merit system* bezeichnen, überzugehen. Dies ist in England seit dem Jahre 1855, in den Vereinigten Staaten seit 1883 im Zuge. Ein anderer interessanter Beleg ist jedoch die Sowjetunion. Es ist allgemein bekannt, daß die proletarische Revolution von keinem geringeren Ziele ausgegangen war, als die Staatsmaschinerie zu zerschlagen und zu vernichten. Nach Lenins Darstellung (vgl. sein Werk „Staat und Revolution") sind für die zentralisierte Macht des Kapitalismus zwei Einrichtungen am bezeichnendsten: die Bürokratie und das Berufsheer, die beide von ihm Parasiten der Gesellschaft genannt werden und deren sofortige Abschaffung er forderte. Gleichzeitig versprach er, die Verwaltung so zu vereinfachen, daß sich ein jeder darauf verstehen könne. Statt dessen aber führte die Entwicklung dahin, daß es heute unter dem Druck der Aufgaben nicht nur in der Armee und im Außendienste, sondern auch bei der Staatsbank, der Gosplan, und in zahlreichen anderen Zweigen der Verwaltung eine unbefristete Verwendung gibt, und wer sich bewährt, wird nicht entlassen, wenn er dazu keine Handhabe bietet. Demnach ist das Berufsbeamtentum sogar dort unentbehrlich, wo man sich dessen Aufhebung zum Ziele setzte. Auf diese Weise gibt es heute überall ein Berufsbeamtentum, was jedoch nicht bedeutet, als ob es überall das gleiche wäre. Es müssen vor allem 2 Haupttypen unterschieden werden. Der eine ist der kontinentale Typus, der präindustriellen Ursprungs ist und sich im liberalen Staate daran gewöhnte, die Rechtmäßigkeit der Verwaltung als seinen vornehmsten Gesichtspunkt zu betrachten. Der andere Typus ist jener, der sich in den angelsächsischen Staaten, hauptsächlich aber in der Amerikanischen Union in den letzten fünfzig Jahren herausgebildet hat und dessen Entwicklung zum großen Teile in die Jahre nach 1920 fällt; dies ist der postindustrielle Typus, welcher besagt, daß die *public administration* ebenso *administration* sei wie die *private administration*; und darum gebe es keinen stichhaltigen Grund dafür, ihr gegenüber hinsichtlich der *economy* und *efficiency*, d. h. der Wirtschaftlichkeit und Wirksamkeit, andere Maße anzuwenden als gegenüber den großen Organisationseinheiten des wirtschaftlichen Lebens. Das auf der Grundlage des *merit system* entwickelte Berufsbeamtentum nimmt also die vorwiegend-juridische, ja sogar häufig ausschließlich juridische Einstellung der Verwaltung nicht an, versteht sie oft gar nicht und lehrt die Verwaltung auch nicht durch das Verwaltungsrecht, sondern betrachtet statt dessen die Wirtschaftlichkeit und Wirksamkeit als obersten

Gesichtspunkt und sucht den *one best way*, dessen Erreichung vom *scientific management* gelehrt wird. Die Zielsetzungen des präindustriellen und postindustriellen Berufsbeamtentums schließen einander nicht aus und sind in nutzbringender Weise miteinander in Einklang zu bringen.

Es ist zu erwarten, daß die beiden Richtungen sich gegenseitig ergänzen und befruchten werden. Wir sind Zeugen der Entwicklung, daß in England und Amerika das selbständige Verwaltungsrecht schon anerkannt wird und sich in Entstehung befindet, dagegen auf dem europäischen Kontinent, in den Ländern mit einem seit langem und hoch entwickelten Verwaltungsrecht die Forderung nach *economy* und *efficiency* erhoben wird. Die Tätigkeit, mit der man dieser Forderung nachzukommen trachtet, heißt *Rationalisierung*.

III. Die andere Frage im postindustriellen Staate ist die Entwicklung des Verhältnisses des Oberhauptes der Exekutive zum Verwaltungsapparat. Diese Frage stand auch auf der Tagesordnung des VI. Internationalen Kongresses für Verwaltungswissenschaften im Juli 1936 in Warschau, auf dem ich als Generalreferent der interessierten Fachabteilung eine eingehende Studie darüber unterbreitete, die bereits auch in Druck erschienen ist [1]).

Die Aufgabe der Regierung im Staate ist zweifach: sie ist einerseits eine politische, anderseits eine administrative Aufgabe. Das erstere bedeutet, daß ihr in der Richtunggebung der Reichspolitik eine entscheidende Rolle zukommt, das letztere aber, daß sie die Spitze des Verwaltungsapparates bildet. Als sich am Anfang des 19. Jh.s der Parlamentarismus und das Kabinettssystem ausbreiteten, dominierte die politische Rolle der Regierung und war die administrative Rolle untergeordnet. In dem gleichen Verhältnis aber, in dem die Aufgaben und Dimensionen der Verwaltung wuchsen, erhöhte sich auch die Bedeutung der administrativen Funktion der Regierungen. Und die administrative Funktion hat heute keine geringere Bedeutung als die politische. Wenn die Regierung den Verwaltungsapparat nicht beherrscht, kann sie keine Politik machen, ihr Programm nicht verwirklichen. Die Verwaltungsgebundenheit der Regierung ist in hohem Maße gestiegen. Die Führung beruht also nicht nur auf dem Problem, wie das politische Vertrauen, die politische Majorität erworben werden kann, sondern besitzt auch technische Voraussetzungen. Der Großbetrieb ist nämlich nicht nur gleichbedeutend mit einer quantitativen Steigerung der Organisation, sondern stellt auch qualitativ neue Anforderungen an den Leiter. Der andere wichtige Grund der Steigerung der an den Regierungschef gestellten Anforderungen aber ist das vorher schon

[1]) Le Chef du Gouvernement et ses Organes Auxiliaires. Rapport général, presenté par Zoltán Magyary. VI^e Congrès International des Sciences Administratives. Varsovie. 1936. S. daselbst auch die Angabe der Literatur.

erwähnte Überhandnehmen der fachlich gebildeten Berufsbürokratie. Das Wirken der Mitglieder einer Organisation ist auch von dem Wirken der übrigen Mitglieder abhängig. Es kann die höchste Hingabe der Untergebenen nur dann zu einem vollen Erfolge führen, wenn auch die Leistung des Leiters auf der Höhe seines Berufes steht. Darum unterscheidet die amerikanische Literatur die *individual efficiency* von der *operating efficiency*. Dies bedeutet also, daß die Erfüllung der administrativen Funktion der Regierung die wichtigste Voraussetzung für die *operating efficiency* des Verwaltungsgroßbetriebes ist.

Welches sind nun jene Aufgaben der Regierung, deren Erfüllung Aufgabe der Gesamtregierung, richtiger des Regierungsoberhauptes ist? Dies sind Fragen, die den Wirkungskreis der einzelnen Portfeuilles übersteigen und mehrere Portfeuilles oder sämtliche — die Gesamtheit der Verwaltung — berühren. Eine konkrete Feststellung dieser Fragen ist möglich. Sie wird auf empirischer und eben deshalb schwankender Grundlage tatsächlich vollzogen. Doch möglich und notwendig ist die Feststellung dieser Fragen auch auf prinzipieller Grundlage, wie wir es auch auf dem Warschauer Kongreß unternommen haben. Der Komplex der die Verwaltung in ihrer Gänze berührenden Fragen wird von der anglo-amerikanischen Fachliteratur, die dieser Frage große Aufmerksamkeit widmet, *general administration* genannt, deren Versehung das Wesen des administrativen Wirkungskreises der Regierung ausmacht.

Die Versehung der allgemeinen Verwaltung kann natürlich nicht persönliche Funktion des Regierungschefs sein. Dazu bedarf er eines Hilfsorgans. Ein solches Hilfsorgan zur Versehung der politischen Funktion der Regierung finden wir in mehreren Ländern; dies sind die Ministerkabinette. Das zur Versehung der administrativen Funktion der Regierung, d. h. der *general administration*, berufene Sonderorgan ist der *General-Staff* = der Generalstab, dessen bewußter Organisation auf prinzipieller Grundlage wir in einem Zweige der Exekutive, im Heere, begegnen. Organe mit mehr oder minder fragmentarischem Wirkungskreise können wir jedoch in verschiedenen Ländern, in verschiedenen Formen sehen.

Eine neue Entwicklung auf diesem Gebiete ist aber, daß man in den letzten Jahrzehnten die Konzentrierung des Wirkungskreises der *general administration* bei einem Organe sucht, das in Amerika, wo man dieser Konzentrierung am nächsten kommt, *Bureau of General Administration* genannt wird und dessen Leitung man statt einer Körperschaft nie einem Kollegium, sondern stets einer Person, dem Regierungschef, zu überantworten bemüht ist. Hinsichtlich der Lösung der administrativen Funktion des Regierungschefs ist die Lage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo das System der sogenannten *strong executive* die Lösung erleichtert, anders als in den parlamentarischen Staaten. Doch auch unter

den parlamentarischen Staaten finden wir eine zielbewußte neue Lösung in England, wo das Treasury seit 1919 die Funktion des Bureau of General Administration in sehr ausgeprägter Form ausübt. Dies zeigt, daß sich der Parlamentarismus im eigenen Keimboden die Fähigkeit zur Weiterentwicklung und zur Hervorbringung eigener Korrektiven bewahrt hat. Auf dem europäischen Festlande äußert sich überall die Abneigung des Parlamentarismus gegen diese Weiterentwicklung des Kabinettssystems und tatsächlich hat sie auch überall eine Evolution in dieser Richtung zu verhindern gewußt. In dieser Hinsicht ist die Geschichte Frankreichs der letzten zwanzig Jahre am bezeichnendsten. Mit diesem Widerstand des Parlamentarismus scheint auch der Umstand zusammenzuhängen, daß jene Staaten, die eine Revolution erlebten, die Folgen der Erstarkung der Exekutive in der Form zogen, daß sie den Parlamentarismus abschafften. Die volle Absichtlichkeit derselben Tendenz wird durch die neueren polnischen Verfassungsreformen bewiesen, die unter Vermeidung der Revolution eine sehr weitgehende Ausbildung der Rechtsstellung des Regierungschefs erzielten.

Es erscheint demnach die Richtung der Entwicklung darin vollkommen ausgeprägt, daß die Sicherung der Erfüllung der administrativen Funktion der Regierung notwendig ist, was hinwieder statt der kollegialen Form des Kabinettssystems einen hierarchischen Ausbau der Rechtsstellung des Regierungschefs verlangt.

IV. Weniger entwickelt hat sich der Wirkungskreis und die Rechtsstellung des Hilfsorgans zur Versehung der Aufgaben der *general administration.*

Von den verschiedenen nationalen Berichten, die für den VI. Internationalen verwaltungswissenschaftlichen Kongreß vorgelegt worden sind, behandelt der der Vereinigten Staaten ausführlich die amerikanische Entwicklung und kommt zu der Feststellung, daß die Verwaltung der Union, obzwar in den letzten 25 Jahren ein bedeutender Fortschritt festgestellt werden könne, dennoch kein eigentliches *service of general administration* habe. Es seien viele Elemente der *Staff Work* (Generalstabsarbeit) zu finden und viele administrative Organe seien vorhanden, die ähnliche Aufgaben zu erfüllen hätten (Civil Service Commission (1883), Bureau of the Budget (1921), Council of Personal Administration (1931), National Resources Board (1933) usw.). Diese Organe ständen jedoch weder in entsprechender Verbindung miteinander, noch seien sie dem Präsidenten der Vereinigten Staaten genügend untergeordnet. Demnach müsse auch dort noch eine bedeutend engere Koordinierung der Koordinierenden erreicht werden, um von einer wirklichen *staff agency* sprechen zu können. „Jene zu einem Komplex gehörigen Aufgaben," — besagt der amerikanische Bericht — „welche die föderale Regierung erfüllen soll, und der

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

beispiellose Umfang dieser Aufgaben macht eine viel wirksamere *staff work* notwendig."

„Generalstabsarbeit in jenem speziellen Sinne, wie er in militärischen Kreisen gebräuchlich ist," — sagt weiter der amerikanische Bericht — „ist in der Zivilverwaltung kaum noch in institutiver Weise geschaffen worden, obwohl das National Resources Board bedeutende Ähnlichkeit mit der Tätigkeit des Generalstabs aufweist." Schon im Jahre 1929 hat jedoch eine aus Fachleuten bestehende Kommission einen Vorschlag in bezug auf die Organisation des *service of general administration* unterbreitet.

Hinsichtlich der Stellung des Leiters des *service of general administration* ist die suggestive Forderung in den Vereinigten Staaten von Amerika die, daß der Stellvertreter des Präsidenten Executive Vice-President oder Assistant President sei. Dies würde bedeuten, daß der Präsident seine traditionelle Aufgabe, seine politische Rolle auch weiterhin behielte, jene Aufgabe aber, die ein stets größeres Sachverständnis und mehr Zeit in Anspruch nimmt als die politischen Aufgaben, seinem Stellvertreter, dem geschäftsführenden Präsidenten, überließe, damit die Verwaltung einen fachkundigen Leiter habe, der den Verwaltungsapparat immer als Ganzes vor Augen haben würde. Dieser darf jedoch nicht nur primus inter pares unter den Ministern sein, sondern soll unmittelbar im Range dem Präsidenten folgen, da ja nur so „eine wirkliche Erweiterung der Persönlichkeit des Regierungschefs" möglich sei (Fayol).

In England wird die Funktion des Bureau of General Administration vom Treasury erfüllt. Dadurch aber, daß der First Lord of the Treasury der jeweilige Ministerpräsident ist, so daß auch im Budget ein Gehalt des Ministerpräsidenten gar nicht vorgesehen ist, sondern der Ministerpräsident das Gehalt des First Lord of the Treasury bezieht, kann das Treasury den übrigen Portfeuilles gegenüber mit der Autorität des Ministerpräsidenten auftreten. Der permanent secretary des Finanzministeriums wird Head of the Civil Service genannt und das im Jahre 1919 organisierte Establishment Department ist zur Erledigung jener Aufgaben des Treasury berufen, welche sich auf die Verbesserung der *machinery of Government* beziehen. Demnach besteht in England eine in Amerika noch fehlende konzentrierte, unmittelbar dem Regierungschef unterstellte Organisation des Service of General Administration, die geeignet ist, eine die technischen Anforderungen befriedigende Lösung mit dem Parlamentarismus und dem Kabinettssystem in Einklang zu bringen.

In der Sowjetunion ist das Problem der *machinery of Government* aus zwei Gründen besonders wichtig; einesteils deshalb, weil Rußland der größte Staat der Welt ist, andernteils aber deswegen, weil es infolge der Sozialisierung der Produktionsmittel Aufgabe des Staates ist, die Produk-

tion zu lenken. Demnach ist Rußland jener Staat, der das meiste auf sich genommen und infolgedessen den Kreis seiner Aufgaben am weitesten gezogen hat. Von jenen Organen, die zur Lösung der Aufgaben der *general administration* geschaffen wurden, sind besonders zwei von entscheidender Wichtigkeit, das eine ist das Gosplan, das andere die Sowjet-Kontrollkommission, die beide neben dem Rate der Volksbeauftragten wirken. Jenes ist berufen zur staatlichen Lenkung der wirtschaftlichen Produktion und des Verkehrs, dieses aber zur Kontrolle der Wirksamkeit des auch das Wirtschaftsleben umfassenden Verwaltungsapparats. In ähnlicher Weise also, wie zur Kontrolle des Staatshaushaltes schon überall Rechnungshöfe gibt, ist hier ein Sonderorgan der Regierung zur Kontrolle der *Efficiency* (Wirksamkeit) des Verwaltungsapparats errichtet worden. Die Vorsitzenden beider Organe sind die Stellvertreter des Präsidenten des Rates der Volksbeauftragten.

Das faschistische Italien hat den Ministerpräsidenten, indem es ihn zum Capo del Governo machte, hierarchisch über die Minister erhoben; dadurch und durch andere Verfügungen aber hat es in der Hand des Capo del Governo einen Wirkungskreis vereinigt, der sämtliche Voraussetzungen zur Sicherung der Wirtschaftlichkeit und Wirksamkeit der Verwaltung in sich schließt. Es dient jedoch die Presidenza del Consiglio dei Ministri noch nicht zur Versehung des *service of general administration* und auch ihre Organisation ist noch nicht gefestigt. Daß Mussolini aber den ungeheuren Wirkungskreis des Capo del Governo dennoch zu versehen vermag, kann damit erklärt werden, daß er persönlich über außergewöhnliche Fähigkeiten verfügt und es wohl versteht, seine Zeit und seine Arbeit unvergleichlich einzuteilen. Die Lage erinnert uns daran, daß Napoleon des militärischen Generalstabs nicht bedurfte, der sich erst später in der Zeit seiner Nachfolger zur Erledigung derselben Arbeit entwickelte. Auch Mussolini vermag ein ähnlich ungeheures Arbeitsgebiet zu versehen, zu dessen Beherrschung später voraussichtlich ein eigener ziviler Generalstab nötig sein wird.

Polen, das nach 150 Jahren der Zerstückelung i. J. 1919 im Rahmen einer Großmacht seine Unabhängigkeit und Einheit zurückgewann, hat die Fragen der Personalpolitik und der Organisation der Verwaltung in der Hand des Ministerpräsidenten vereinigt, dessen Rechtsstellung durch die Verfassung des Jahres 1935 sehr gehoben wurde. Dieser Umstand beweist, daß Polen zu jenen kontinentalen Staaten gehört, in denen das Problem des Bureau of General Administration im Vordergrund steht.

Im Dritten Reiche befindet sich — soweit dies von Außenstehenden beurteilt werden kann — die Frage in einem ähnlichen Entwicklungsstadium. Der Führerstaat hat die Rechtsstellung des Regierungsober-

hauptes in hohem Maße dadurch zielbewußt gefestigt, daß er die Funktion des Staatsoberhauptes und des Reichskanzlers in einer Person vereinigt hat. Einen Verwaltungsgeneralstab gibt es noch nicht.

V. Wir sehen demnach, daß nicht nur hinsichtlich der Zunahme der Bedeutung der Verwaltung, sondern auch in wichtigen Einzelfragen überall: bei Großmächten und Kleinstaaten, in föderalen und Einheitsstaaten, in autoritären und demokratischen Ländern, eine Veränderung derselben Richtung im Gange ist. Sie kann nur durch eine gleiche Ursache, durch die Zwangsläufigkeit der Entwicklung Erklärung finden. Diese Ursache ist nicht juridischen, sondern technischen Charakters. — Die wissenschaftliche Bedeutung dieser Feststellung ist darin zu suchen, daß die Rechtswissenschaft zur Deutung der heutigen Hauptprobleme der Verwaltung und zur Erklärung der Verwaltungserscheinungen allein nicht ausreichend ist. Und darum bedarf es auch jenes Zweiges der Staatswissenschaften, der unter dem Namen Verwaltungslehre bis in die neunziger Jahre nützliche Dienste geleistet hat, seit damals aber auf dem europäischen Festlande einer ausschließlich juridischen Betrachtungsweise gewichen ist. Es scheint mir aber, daß das amerikanische *scientific management* ohne Übertreibung als Fortsetzung der Verwaltungslehre aufgefaßt werden kann.

Um den Problemen der Verwaltung des zwanzigsten Jahrhunderts gerecht zu werden, bedarf die Wissenschaft nicht nur der juristischen, sondern auch der technischen Betrachtungsweise. Nicht Verwaltungsrecht, wie auf unserem Kontinent, oder Verwaltungslehre, wie in den anglo-sächsischen Ländern, sondern eine Synthese von beiden, Verwaltungswissenschaft. Die Neuerung der deutschen Reform des juristischen Unterrichts, die darin besteht, daß man an Stelle von Verwaltungsrecht Verwaltung schlechthin gesetzt hat, ermöglicht eine Entwicklung in diesem Sinne und wird ihre Wirkung auch im Auslande nicht verfehlen. Es handelt sich aber um mehr. Ein Wettbewerb um die Führung in der Weiterentwicklung des Berufsbeamtentums ist unter den Völkern im Gange. Daran ist aber nicht nur das Volk Friedrichs des Großen, sondern sind alle die Länder interessiert, die, wie wir Ungarn, das edle Beispiel des deutschen Berufsbeamtentums hochhalten.

Weltwirtschaftstheoretische Bemerkungen zum ungarischen Wirtschaftsbilde.

Von

Carl Brinkmann (Heidelberg).

Es sind jetzt mehr als anderthalb Jahrzehnte, daß ich als Extraordinarius in Berlin die Ehre hatte, von Robert Gragger freundschaftlichen Verkehrs gewürdigt und zur Mitarbeit an den damals jungen Ungarischen Jahrbüchern herangezogen zu werden. Die Erinnerung an die unvergeßliche Berührung ermutigt mich heute, zu seinem Gedächtnis als Nationalökonom über Ungarn zu sprechen, dessen Sprache ich nur ganz unvollkommen verstehe und dessen Wirtschaftsleben mir nicht aus persönlicher Erfahrung bekannt ist. Aber ich weiß, daß Gragger mir erlaubt hätte zu sagen, was ich vorhabe. Denn er war nicht nur eines der größten Vorbilder lebendiger wissenschaftlicher Gemeinschaftsgesinnung, denen ich je begegnen durfte. Er hatte auch ein ganz besonders feines Gefühl für den schon damals anhebenden Wandel der Staatswissenschaften von rein mengenmäßigen, unpolitischen, mechanischen und harmonistischen Vorstellungen und Verfahren zu bewußt beschaffenheitsmäßigen, politischen, organischen und positiv-sozialistischen. Im Sinne dieser Wandlung möchte ich hier einige kurze Bemerkungen über die landwirtschaftliche Bestimmtheit der ungarischen Volkswirtschaft und über deren Folgen für ihre Stellung in der „Weltwirtschaft" machen.

I.

Nicht daß sich „Agrarstaaten" irgendwie zu „Industriestaaten" entwickeln, ist als Lebensgesetz der Volkswirtschaften für sie und ihre gegenseitigen Beziehungen bestimmend. Es genügt auch nicht, als Ableitung aus der klassischen Lehre von den „Produktionsfaktoren" für ein Land seine „Menschen" als „Arbeit" und seinen „Boden" als „Natur" zu „Anfangsdaten" einer solchen Entwicklung zu machen, wie im Grunde auch Friedrich Lists (in Ungarn seit Kossuth [1]) so vielfach rezipierte) Theorie der „Produktionskräfte" sich begnügt zu tun. Vielmehr wird realistische Wirtschaftslehre, nicht bloß beschreibende, sondern gerade auch theoretische,

[1]) Vgl. W. Heller, diese Jbb. 10 (1930), 100.

allemal von den besonderen Menschen und der besonderen Natur einer Volkswirtschaft auszugehen haben, d. h. also nicht nur von einer „Anfangskonstellation" aus ihnen, sondern von den fortwährend neuen dynamischen Mischungen und Wechselwirkungen, die auch relativ beständige Faktoren wie Rasse, Bodengestalt, Klima mit relativ unbeständigen wie Außeneinflüssen, Politik und Kultur eingehen müssen. So unleugbar man wenigstens für den Zeitraum der modernen kapitalistischen Wirtschaft „Typen und Stadien der Industrialisierung" [1]) als einigermaßen regelhaften Verlauf unterscheiden und als ein jüngstes Kapitel der alten Wirtschaftsstufentheorie anfügen kann, so sorgfältig wird doch (genau wie bei dieser) mit der fortwährenden Abwandlung dieser Typen und Stadien und der fortwährenden Verschiebung ihrer Abfolge zu rechnen sein. Während im vergangenen Jahrhundert Englands Führung in der Wissenschaft wie in der Wirklichkeit der Wirtschaft allen Ländern eine wesentlich gleiche „Industrialisierung" als Schicksal oder Wunschbild vorspiegelte, beginnen wir heute zu erkennen, daß eben auch die zunehmende arbeitsteilige Aufstockung der Wirtschaft, die so genannt zu werden pflegt, innerhalb jedes Landes und Volkes in hohem Grade individualisiert erscheint. Noch die höchsten Zweige, Blüten und Früchte des ökonomischen Lebensbaums bewahren den Zusammenhang mit und so für den Tieferblickenden auch die Stammesmerkmale von den Wurzeln des „Volksbodens", aus dem er wächst.

Von diesem Mittelpunkt der Wirtschaftsbetrachtung aus erscheinen als die beiden beherrschenden Tatsachen der heutigen ungarischen Volkswirtschaft in Wechselwirkung miteinander die Verstümmelung des Staatsgebiets auf den Rumpf der westungarischen und der Donau-Theiß-Ebene und das Zugroßwerden der Industrierüstung bzw. sogar die Beschleunigung der Industrialisierung durch die Zerreißung der großungarischen Binnenmarktgemeinschaft mit den Randbergländern ringsum.

Die Berufsgliederung der Bevölkerung Rumpfungarns veränderte sich allein in dem Jahrzehnt zwischen den beiden letzten Zählungen wie folgt:

	1920[2])	1930[3])
Landwirtschaft	56,7 v. H.	55,7 v. H.
Bergbau und Industrie	19,2 „	21,6 „
Handel und Verkehr	8 „	8,7 „

Ungarn entfernt sich also immer mehr von dem Typus der nord-, süd- und besonders osteuropäischen Bauernländer mit mehr als der Hälfte land-

[1]) S. das gleichnamige Buch von W. Hoffmann (Jena 1931).

[2]) Die Wirtschaft des Auslandes (Einzelschr. z. Statistik des Dt. Reichs 5, 1928) 279.

[3]) Statist. Handbuch der Weltwirtschaft (Dt. Statist. Reichsamt 1936) 302.

wirtschaftlicher Bevölkerung und nähert sich dem Typus Italiens, wo diese Hälfte im letzten Jahrzehnt zuerst unterschritten worden ist. Aber es bleibt doch immer noch ein ausgesprochenes Bauernland, und das allein sollte verbieten, es mit dem deutschen und dem slawischen Stammland des Habsburgerreichs, Österreich und der Tschechoslowakei, wesentlich gemeinsam als Glied in der Gruppe der „Nachfolgestaaten" zu behandeln [1]). Gewiß hat Ungarn mit diesen eine gewisse mit auf Industrieentfaltung beruhende kulturelle und politische Führerstellung gemein, mit Österreich darüber hinaus noch die zwiespältige Bildung einer überwiegend katholischen Bauernkultur und einer ein starkes Zehntel der Bevölkerung umfassenden, auf einen Länderstaat und nicht ein Einzelland berechneten hauptstädtischen Agglomeration. Aber gegenüber Österreichs alter Industrie und der neuen, gerade auch auf den von Ungarn abgegliederten Gebieten beruhenden der Tschechoslowakei ist der Agrarcharakter Ungarns eine Grundtatsache, die sich auch nach und trotz der Verstümmelung durchsetzt. Jedenfalls kann und wird von den drei Nachfolgestaaten Ungarn der „Drucklinie", die man [2]) nicht mit Unrecht in der Nachbarschaft bevölkerungspolitisch und wirtschaftlich so expansiver Staatengruppen wie Rußlands und Polens, der Balkanländer und Italiens gesehen hat, gerade als Agrarland weitaus am besten Stand halten.

Der Verlust der Randgebirge freilich hat Ungarn eines Bodenreichtums nahezu beraubt, den wir heute nicht bloß neben der eigentlichen Landwirtschaft wieder zu den größten, mit dieser nur zum Teil konkurrierenden, zum Teil über Klima und Wasserhaushalt auch verbundenen Bodenproduktionen rechnen, sondern auch mit einer allseitigen Nähr- wie Rohstoffe erzeugenden Landwirtschaft zusammen als ganz neue Quelle von Rohstoffen vor allem der Papier- und Bekleidungsindustrie anzusehen gelernt haben: Mit 86,7 v. H. seines ganzen Waldbestandes hat Ungarn zunächst nicht nur den allergrößten Teil seiner Sägemühlen und praktisch alle seine Papierfabriken verloren [3]), es entbehrt auch für seine Zukunft der gewaltigen Grundlage für die Großchemie der Kunstseide und der Zellwolle, die für das waldreiche Deutschland in seiner augenblicklichen weltwirtschaftlichen Lage so lebenswichtig ist und die darüber hinaus auch sonst den forstwirtschaftlichen Gebieten der Erde gegenüber den früher bedeutendsten erschöpfbaren und vereinzelten Kohle-Erz-Lagern ein ganz

[1]) Wie es das sonst vortreffliche Buch von A. Reithinger, Das wirtschaftliche Gesicht Europas (Stuttgart-Berlin 1936) 125ff. tut.

[2]) Reithinger a. a. O. 127. Die für Österreich gegebene Geburtenziffer 14, 3 v. T. (neben 18, 7 für die Tschechoslowakei und 21, 5 für Ungarn) führt insofern irre, als infolge der hohen österreichischen Sterbeziffer die Geburtenüberschüsse 1, 9 bzw. 6,7 und 7,1 v. T. sind.

[3]) G. Emich (ed.), The Economics of Hungary in Maps (Bp. 1920, uns ist nur diese erste Aufl. zugänglich) Karte 27f.

neues durch Ubiquität gekennzeichnetes Standortsgewicht geben dürfte. Dafür aber hat Ungarn von den letztgenannten Standorten schwerindustrieller Rohstoffe wenigstens einen kleinen Teil seiner Eisenerze, einen größeren seiner Steinkohle und seine gesamte mit etwa der zehnfachen Menge der Steinkohle sehr bedeutende Braunkohlenförderung (mit sogar $\frac{1}{2} - \frac{1}{3}$ Ausfuhrüberschuß) behalten. Und schließlich ist im Anbruch eines ganz neuen Metallzeitalters, das als Ergänzung und Ersatz von Eisen und Stahl in reißender Zunahme die Gewinnung von Nichteisen- und namentlich Leichtmetallen anstrebt, Ungarn über Nacht der nächst Frankreich hervorragendste Standort des Aluminiumrohstoffs Banxit geworden. Diese Nachkriegsentwicklung, deren Bedeutung auch die jüngsten Wirtschaftshandbücher gewöhnlich übergehen, erhellt aus den folgenden Ziffern:

	Erzeugung in 1000 t [1])	Ausfuhr in 1000 t [2])
1921	0,1	
1926	3,7	
1928	396	
1930	31,7	
1932	111,6	72,4
1933	72,4	58,8
1934	185	106,2
1935	210,5	

Das ebenso sprunghafte wie ungleichmäßige Wachstum läßt vermuten, wie sehr die Förderung von der Gestaltung der Ausfuhrmärkte abhängt. Einen solchen von größter Aufnahmefähigkeit hat Ungarn gegenwärtig in der straff unter Staatslenkung konzentrierten Aluminiumindustrie Deutschlands gefunden, deren Hauptversorger es neben Jugoslawien bereits bildet.

Von den vielfach als „Nebenbetriebe" unmittelbar aus der Landwirtschaft, besonders der großbetrieblichen, entspringenden Industrien hat Ungarn zwei typische, die des Rübenzuckers und des Kartoffel- und Maisspiritus, ebenfalls zu mehr als der Hälfte durch das Friedensdiktat verloren [3]). Davon ist namentlich die erste noch immer auf eine beträchtliche Ausfuhr angewiesen. Es betrug davon [4]):

	Erzeugung in 1000 t	Ausfuhr in 1000 t
1921	32,7	2,4
1926	177,8	66,2
1928	213,9	70,8
1930	235,9	106,8
1932	103,3	17,3
1933	135,5	22,1
1934	119,9	39,5

[1]) Hdb. der Weltwirtschaft 302 mit 11* und Frankf. Ztg. Nr. 594 v. 20. Dez. 1936.
[2]) Annuaire Statistique Hongrois N. C. 42 (1936) 152.
[3]) Emich a. a. O. Karte 49f.
[4]) Hdb. der Weltwirtsch. 302 u. 304 mit 11*.

Kann man hier schon wegen des langsamen Wiederaufbaus kaum von Überindustrialisierung reden, so ist zweifellos ein anderer Zweig der, wenn man so sagen darf, Agrar-Industrien durch die Zerreißung des alten österreichisch-ungarischen Binnenmarktes schwerer betroffen: Die hauptsächlich von Budapest konzentrierte Großmüllerei besonders für den berühmten ungarischen Qualitätsweizen, die schon im vorigen Jahrhundert eine der technisch höchststehenden in Europa geworden war, erholt sich nur allmählich von dem Verlust vieler politisch früher nahe verbundener Märkte. Die Kurve ihrer Entwicklung seit dem Kriege ist viel schroffer gerade auch im Ausfuhranteil [1]).

	Erzeugung der Mühlenindustrie in Mill. Pengö	Ausfuhr von Weizen- und Roggenmehl in Mill. Pengö
1921	371	69,4
1926	452	80,6
1928	503	89,6
1930	351	83,1
1932	333	13,9
1933	264	9,2
1934	270	9,6

Daß das wesentlich auch die Zurückdrängung einer veredelten zugunsten einer hohen Ausfuhr bedeutet, zeigt die Statistik des Weizens und Roggens [2]):

	Ernten in 100 t		Ausfuhr in 1000 t	
	Weizen	Roggen	Weizen	Roggen
1921	1169	543	17,7	0,5
1926	1520	707	403,6	220,5
1928	1694	659	284,4	121,1
1930	1708	656	347,2	102,1
1932	1589	636	143,9	52,2
1933	1593	681	450,4	141,4
1934	1537	642	455,8	88,7

Daß daneben aber auch eine alte ungarische Veredlung wie die der Braugerste zu Malz gerade auch in der Ausfuhr hochkommt, zeigen die Ziffern der rohen und der veredelten Ausfuhr [3]):

	Gerste in 1000 t	Malz in 1000 t
1926	47,6	2,4
1932	26,4	11,4
1933	80,1	19,8
1934	15	25,3

[1]) A. a. O. Am 1. IX. 1934 wurde in Ungarn die staatliche Markierung des Ausfuhrmehls eingeführt.

[2]) A. a. O.

[3]) Annuaire N. C. 42, 152.

Überhaupt ist im ungarischen Wirtschaftsbilde nichts auffälliger, als die große, zum Teil seit Generationen im europäischen Bewußtsein lebende Mannigfaltigkeit veredelter Landware, wie nur eine im Boden wurzelnde, aber trotzdem geschichtlich verfeinerte und fast zu etwas wie Volkskunst gestaltete Agrarkultur sie mit sich bringt. Viele dieser Erzeugnisse bleiben an Mengen und Werten im Außenhandel naturgemäß unterhalb der Grenzen gesonderter Anschreibung in der veröffentlichten Statistik, man denke nur an die Mineralwasser, die Champignons, die neuerdings sogar nach Übersee vordringenden Süßwaren und vor allem die Fische, unter denen der Fogas des Plattensees zum festen Bestandteil der internationalen Speisekarte geworden ist [1]). Als europäisches Jagdparadies erscheint die Ausfuhr von Wild sogar gesondert mit einem 1932—34 von 1,7 auf 2,7 Mill. Pengö gestiegenen Werte und einem Anteil von fast 0,5 v. H. an der Gesamtausfuhr.

Um die Wichtigkeit dieser Agrarveredlung, von der sich die landläufige Außenhandelstheorie der „Agrarländer" kaum eine Vorstellung macht, möglichst kurz zu kennzeichnen, stelle ich hier in einer pflanzlichen und einer tierischen Gruppe die wertmäßig führenden Sorten zusammen [2]):

Pflanzliche Gruppe

	Ausfuhrwert in Mill. Pengö			v. H. d. Gesamtausfuhrwerts		
	1932	1933	1934	1932	1933	1934
Klee- und Luzernesaaten	8,6	7	9,2	2,58	1,81	2,27
Frisches Obst	7,6	7,8	6,8	2,28	2	1,67
Wein	5,4	5,4	6	1,63	1,68	5
Tabak	7,3	3,9	4,2	2,17	0,99	1,04
Ölsaaten	4,1	5,7	3,9	1,24	1,45	0,97
Kartoffeln	2	1,1	3,4	0,61	0,28	0,86
Getrocknete Bohnen	1	1,7	3,2	0,31	0,43	0,80
„ Erbsen	2,9	4,7	3,1	0,87	1,19	0,77
Frische Gemüse	3,2	2,5	3,1	0,96	0,64	0,77
Mais	2,5	14,9	2,4	0,76	3,81	0,59
Sorgo-(Moorhirse-)Stroh für Bürsten	1,2	1,1	1,9	0,36	0,29	0,48
Sorgo-Kuchen (Futter)	0,7	1	1,9	0,22	0,27	0,48
Leinen-, Hanf- und Jute-Garn	1,6	1,2	1,9	0,48	0,30	0,47
Heilpflanzen und Heilmittel	3,1	3,7	3,5	0,94	0,85	0,88
Tomatenbrei	0,9	0,9	1,5	0,26	0,23	0,38
Hanf und Werg	0,9	1,2	1,3	0,28	0,31	0,33
Summe	53	63,8	57,3	15,95	16,53	17,76

[1]) Eine sehr hübsche Anschauung davon vermittelt die vom Kgl. Ungar. Außenhandelsamt in allen Hauptsprachen verwandte Schrift: Ungarn auf dem Weltmarkt (Bp. 1935). Vgl. O. Spohr in diesen Jbb. 15 (1935), 59, der aber m. E. den zurückgelegten Weg „zum verfeinerten agrarischen Standardprodukt" unterschätzt.

[2]) Annuaire a. a. O.

Die Einfuhr von ungarischem Inkarnatklee z. B. machte in der Gesamteinfuhr der Vereinigten Staaten von Amerika in den Jahren 1932—34: 99,1—98,3 v. H. aus und hat dort ihre einzige Wettbewerberin, die französische, erfolgreich verdrängt[1]). Der ungarische Weinbau aber wird zweifellos unter der neuen staatlichen Förderung und Aufsicht, z. B. Steuersenkung, Alkoholverwendungszwang, Absperrung des Tokayer Gebiets, auf dem Weltmarkt weitere Fortschritte machen können. Betrugen doch z. B. die Verschiebungen in unserer deutschen Weineinfuhr der beiden letzten Jahre[2]):

	1934	1935
Frankreich	4971 t	2485 t
Griechenland	9482 ,,	15567 ,,
Italien	32846 ,,	27465 ,,
Portugal	2466 ,,	3479 ,,
Spanien	29046 ,,	27009 ,,
Ungarn	7558 ,,	9960 ,,

Tierische Gruppe

	Ausfuhrwert in Mill. Pengö			v. H. des Gesamtausfuhrwerts		
	1932	1933	1934	1932	1933	1934
Schlacht- und Zugvieh	43,5	54	40,6	13,02	13,80	10,05
Geflügel lebend und tot	22,6	27,1	28,4	6,77	6,93	7,03
Schweineschmalz und Speck	5,4	6,7	15,9	1,61	1,71	3,93
Federn	6,6	8	14	1,98	2,07	3,46
Eier	6,4	9,6	8	1,92	2,45	2
Leder und gegerbte Felle	6,8	7,5	7,3	2,04	1,93	1,81
Butter	4	4,7	4,9	1,21	1,20	1,22
Pelzwerk	7,6	3,2	4,3	2,27	0,83	1,07
Fleisch frisch und konserviert	3,4	2,9	3,4	1,02	0,74	0,84
Rohe Häute	1,2	1,6	1,5	0,36	0,42	7,38
Summe	107,5	125,3	128,3	32,20	32,08	31,79

Die beiden Gruppen zusammen machen also nicht ganz die Hälfte der neueren ungarischen Gesamtausfuhr aus.

Auch das ungarische Industrieproblem, die Herstellung eines wesentlichen Binnenmarktgleichgewichts mit der Kaufkraft einer gesundeten Landwirtschaft und eines Außenhandelsgleichgewichts zwischen unentbehrlichem Rohstoffbedarf und spezifischer Weltmarktleistung, ist weit mehr, als die Not der Privatinteressen wahr haben will, durch ähnliche Beschaffenheitsvorzüge der ungarischen Volkswirtschaft begünstigt. Es ist z. B. zu wenig bekannt, daß die Stärke der ungarischen Maschinenindustrie mit der neueren Ablösung des Einfuhrüberschusses in einen Ausfuhrüberschuß[3]):

[1]) Ungarn auf dem Weltmarkt 15.
[2]) Statist. Jb. des Dt. Reiches 55 (1936), 235.
[3]) Hdb. der Weltwirtsch. a. a. O.

	Einfuhr in Mill. Pengö	Ausfuhr in Mill. Pengö
1921	21,4	32,6
1926	48,2	33,7
1928	74,8	43,8
1930	51,6	45,3
1932	14	28,1
1933	12,2	31,6
1934	17,6	43,9

nicht so sehr auf der staatlichen Industrieförderung als auf der Geschichte besonders der ungarischen Elektromaschinen- und Elektroapparatefabrikation beruht, die durch ungarische Erfindungen, den Transformator für Hochspannungs-Wechselstrom und die Wolframfadenglühlampe, in die vorderste Reihe dieses Fachs in Europa gerückt ist. Ein eigenartiger, für die Lenkung durch Staat oder Zentralbank unter Umständen nicht ganz bequemer Zug der ungarischen Industriewirtschaft dürfte auch heute wohl der sein, den das deutsche Statistische Reichsamt [1]) für das erste Viertel dieses Jahrhunderts mit den Worten andeutete: „Bemerkenswert ist die enge Verflechtung zwischen Industrie und Banken, die so weit geht, daß kaum ein größeres Industrieunternehmen nicht in den besonderen Interessenkreis einer der Budapester Großbanken gehört. Um jede Budapester Großbank gruppiert sich ein Industriekonzern der verschiedenartigsten Unternehmungen. Die Patronatsbank hat bestimmenden Einfluß auf die Leitung und ist gleichzeitig die Kreditquelle für die betreffenden Unternehmungen." In diesem Zusammenhang dürfen auch die Berechnungen nicht unerwähnt bleiben, die neuerdings Stefan Varga [2]) über das buchstäblich amerikanische Wachstum der ungarischen Industrieerzeugung, besonders der Textilindustrie, in den letzten 10 bzw. 8 Jahren veröffentlicht hat. Dieses Wachstum, das der (zu erwartenden) Rationalisierung, Maschinisierung und Belegschaftsverbesserung in der Depression zugeschrieben wird [3]), legt den von Varga (S. 236) mit großer Vorsicht ausgedrückten Gedanken nahe, daß „trotzdem zuweilen Rückschläge in der Produktionsleistung erfolgen könnten".

[1]) Wirtschaft des Auslandes a. a. O. 290.

[2]) Beiträge zur Konjunkturlehre (Fests. zum zehnjähr. Bestehen des Instituts für Konjunkturforschung Hbg. 1936) 230ff. Das Basisjahr 1927 ist der Beginn der Preisindexberechnung des Ungarischen Instituts für Wirtschaftsforschung.

[3]) Nach dem englischen Konsularbericht von R. P. F. Edwards, Economic Conditions in Hungary 1933-5 (Department of Overseas Trade Nr. 629) 25 hätte es sich 1933-4 sogar auf 20 v. H. gesteigert gegen Vargas jährliches Durschschnittsprozent 3, 4.

II.

Vom „Weltmarkt" aus erscheint das ungarische Wirtschaftsbild hineingestellt in die Spannungen, die die Weltkrise seit mehr als einem Jahrfünft zwischen den Idealen „automatischer" und „gelenkter" Marktgestaltung mehr offenbart als geschaffen hat. Je nach ihrer Zugehörigkeit zu einem von diesen beiden Idealen pflegen alle, auch die scheinbar ganz äußerlich und mengenmäßig vorgehenden Beurteilungen entweder pessimistisch die zunehmende Vernichtung alter Zusammenhänge oder optimistisch die keimhafte Entstehung neuer Gebilde in den Vordergrund zu schieben. So ist einerseits Ungarn in das Urteil mit eingeschlossen worden, daß „die charakteristischen Grundzüge im wirtschaftlichen Gesicht der Nachfolgestaaten depressiv" seien [1]). Anderseits kann gerade ich als früher theoretischer Vertreter einer aktiven Neugestaltung der südosteuropäischen Handelsbeziehungen [2]) nicht ohne Befriedigung feststellen, daß heute sogar der Völkerbund die „remarkable expansion" im Handel der südosteuropäischen Länder mit Deutschland als „the most interesting development" dieser Region anerkennt [3]).

Auch diese Frage hat, entsprechend der der Binnenwirtschaft des rumpfungarischen Agrar-Industrie-Staats, zwei Brennpunkte: Die Unterbringung der ungarischen Ausfuhrüberschüsse an Getreide, d. h. ganz vorwiegend Weizen, und die Herausarbeitung eines neuen südosteuropäischen „Großraums" an Stelle des zertrümmerten der Habsburgischen Doppelmonarchie.

Von den Weizenüberschüssen genüge es hier, dreierlei Grundsätzliches zu sagen. Erstens wirken kurzfristig Ernteausfälle und spekulative Anbaueinschränkung bzw. -ausdehnung sehr einschneidend auf die mengen- und preismäßige Verteilung zwischen Binnen- und Außenabsatz [4]). Die Weizenpräferenzverträge, die Ungarn in Erwartung einer guten Ernte 1932 nicht nur mit Deutschland und Italien, sondern auch mit Frankreich und der Schweiz abgeschlossen hatte, konnten infolge der durch Winde und Schädlinge verursachten tatsächlichen Mißernte gar nicht erfüllt, es mußte ein

---

[1]) Reithinger a. a. O. 133.

[2]) Weltwirtsch. Archiv 36 (1932) 476f. und die Würdigung in diesen Jb. 12, 389.

[3]) Review of World Trade 1935 S. 46.

[4]) Die Angabe bei C. v. Dietze, Preispolitik in der Weltagrarkrise (Bln. 1936) 132, die „einseitige Subventionierung" der Bollette habe zu keiner Erweiterung des Weizenbaus geführt, kann so nicht stimmen, vgl. meine Anm. 2 genannte Arbeit S. 488; der absolute Rückgang der Fläche auf den Stand von 1929 (Statist. Hdb. der Weltw. 302 mit 11*) ist Gesamtergebnis ausdehnender und einschränkender Bewegungen.

Ausfuhrverbot erlassen werden [1]). Zweitens ist mittelfristig das innere stärkere Vordringen der veredelnden Landwirtschaft gegenüber dem Körnerbau, von dem binnenwirtschaftlich die Rede war, auch außenhandelspolitisch von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Das ist sowohl von ungarischer Seite nachdrücklich hervorgehoben [2]) als auch im internationalen statistischen Vergleich des Völkerbundes wenigstens zahlenmäßig gewürdigt worden [3]):

1931—5 Erzeugung in v. H. der Erzeugung 1925—9

	Weizen	Roggen	Kartoffeln	Butter	Fleisch
Deutschland	148	102	117	149	114
Italien	117	94	122	—	99
Österreich	116	116	111	—	92
Tschechoslowakei	118	105	103	117	104
Ungarn	94	93	86	190	95

Drittens ist langfristig der Getreidebau in Ungarn wie in anderen Ländern Mittel- und Osteuropas mit dem Schicksal des landwirtschaftlichen Großbetriebs verbunden, das aus sozialen ebenso wie wirtschaftlichen, vor allem arbeitsmarktpolitischen Gründen und übrigens in Wechselwirkung mit der Unstetigkeit der Weltgetreidemärkte wohl unzweifelhaft ein Schicksal des allmählichen Rückgangs sein wird [4]).

Die Frage nach der Umstellung des ungarischen Außenhandelsraums dürfte ebenso schon heute zugunsten der beiden antibolschewistischen Führerländer Deutschland und Italien entschieden sein, wenn auch die alten Beziehungen Ungarns zu Frankreich und den angelsächsischen Ländern in einigem Abstand dem Aufstieg folgen [5]).

	Deutschland	Österreich	Tschechoslowakei	Italien	Frankreich	England	U.S.A.
			Hundertsätze der ungarischen Gesamteinfuhr				
1921	13	37,7	29,3	4,9	1,9	1,6	1,3
1926	16,7	22,3	22,5	4,9	3	2,4	2,4
1928	19,5	16,2	22,5	4	2,6	2,9	3,6
1930	21,3	11,5	21	5	2,8	4,2	4,8
1932	22,5	15,5	10,4	5,6	4,1	4,7	3,9
1933	19,6	19,9	10,1	7,4	5,6	4,3	6,6
1934	18,2	23,7	7	12	3	5,2	5,7
1935	22,6						

[1]) H. C. A. Carpenter, Economic Conditions in Hungary 1930-2 (Department of Overseas Trade Nr. 540) 40.

[2]) N. Szabó, Ungarns Landwirtschaft (Bp. 1934) 18ff.

[3]) World Economic Survey 1935/6 S. 54.

[4]) Vgl. I. Takács in diesen Jhb. 16, 60f.

[5]) Statist. Hdb. der Weltw. 303 mit 11*, für Deutschland und 1935 ergänzt nach Wirtschaftsdienst N. F. 21 (1936) 1848f.

Hundertsätze der ungarischen Gesamtausfuhr

1921	9,3	53,3	16	3,5	1,1	0,9
1926	13	37	19,5	6,7	0,6	1,5
1928	11,8	34,1	17,6	3,5	0,8	2,8
1930	10,3	28,1	16,8	12,9	1,8	5,7
1931	15,2	30,1	6,8	12,9	1,8	5,7
1932	15,2	30,1	6,8	7,8	4,7	6,9
1933	11,2	27	7,3	8,6	4,5	8
1934	22,1	24,5	5	8,3	3,4	7,8
1935	23,8					

Deutlich sieht man, wie in der Krise die römischen Dreiecksverträge 1932 und der deutsche Handelsvertrag von 1934 in eine sinkende Kurve eingegriffen haben, um sie entweder aufzuhalten oder gar wie im Fall der italienischen Ausfuhr nach Ungarn und der ungarischen Einfuhr nach Deutschland bis zu verdoppelten Sätzen umzukehren. Hinter den Hundertsätzen der Außenhandelsanteile aber betonen die absoluten Steigerungsziffern die Entwicklung noch mehr, wenn etwa durch die deutsche Abnahmegewähr für tierische Fette und Leinsaaten der Gesamtumsatz des deutsch-ungarischen Verkehrs von 72,3 Mill. RM. in 1933 auf 103,5 in 1934 und 140,8 in 1935 sprang. Und bei dem deutschen Handelsvertrag sind es bezeichnender Weise die beiden nationalen Landwirtschaften gewesen, die in völliger Abweichung von der bisherigen handelspolitischen Überkreuzung agrarer und industrieller Interessen durch unmittelbare Verständigung zur Anerkennung der ungarischen Hilfe für die deutsche „Fettlücke" geführt und dabei außer den bereits bekannten Mitteln verbürgter Mengen und auch Preise das ganz neue Mittel der Aufnahmegarantie für eine in Anbauflächen (bis zu 100000 Katastraljoch) zu steigernde Erzeugung von ungarischer Leinsaat eingesetzt haben [1]).

In jedem Falle ist klar, daß die Neugestaltung des außenhandelspolitischen Raums für Ungarn zunächst und am stärksten von seiner eignen bewußten Volkswirtschafts- und Binnenmarktordnung abhängen und daß erst durch diese auch seine Rolle in dem „weltwirtschaftlichen" Konzert der internationalen Güter und Dienste bestimmt werden wird. Diejenigen, die immer nur sorgenvoll nach weltwirtschaftlichen „Eingliederungs"-Möglichkeiten ausschauen, mögen sich vorerst einmal den Zweifel überlegen, den an unserer auch für die Nationalökonomie an Zeichen und Wundern reichen Zeitwende ausgerechnet ein Schüler des letzten und größten amerikanischen Ricardianers Frank Taussig, F. D. Graham [2]), jüngst ausgesprochen hat, „how far international trade is an indispensable

[1]) Vgl. H. Buchner, Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Ungarn (München 1934) 15.

[2]) Weltw. Archiv 44 (1936) 145. 147.

requisite to a reasonable degree of world prosperity . . . It is at least possible that the fact that international trade has not recovered as rapidly as the domestic production of many countries may not be as ominously oppressive a circumstance as is commonly supposed".

Aber auch wenn besonders in der Wirtschaftswelt der so zahlreichen und so engräumigen Nationalstaaten Europas die Ordnung ihres gegenseitigen Leistungstausches eine viel größere Daseinswichtigkeit für jeden von ihnen haben muß als in den kontinentalen Wirtschaftsräumen Amerikas, so wird unser Bild davon nie wieder ein statisches und automatisches sein können wie das des vergangenen Jahrhunderts unter der Herrschaft der komparativen Kostentheorie. Es gilt vielmehr die entscheidenden neuen Anstöße zu verarbeiten, die nicht zufällig innerhalb des letzten Jahrfünfts Bertil Ohlins „Interregional and international Trade" (1933) und John Meynard Keynes' „General Theory of Employment" unserer Theorie gegeben haben. Sie lehren uns, wie den binnenwirtschaftlichen, so auch den internationalen Leistungstausch wieder dynamisch und aktivistisch sehen [1]). Dann wird statt der vergleichsweise prästabilierten Harmonie der weltwirtschaftlichen Standortsfaktoren wieder das unablässige Auf und Nieder der Kostenlagen und der Faktorenwanderungen den Blick für das weltwirtschaftlich Mögliche und Wünschenswerte bestimmen. Und wenn dabei alle materiellen Faktoren, zum Teil gerade in der Form der Verknappung durch Ausfuhr, relativ erschöpfbar erscheinen [2]), so treten nun erst in ihrer relativen Unerschöpflichkeit die in der organischen Land- und Forstwirtschaft immer neu wirkende Natur und der in Technik und Wirtschaftsordnung immer neu lebendige Geist des Menschen hervor.

---

[1]) Darüber jetzt vortrefflich E. Schneider in Archiv für mathematische Wirtschafts- und Sozialforschung 2 (1936) 187ff.

[2]) Ohlin a.a.O. 339ff. und dazu meine Bemerkungen in Schmollers Jb. 58, 362ff.

Die Veränderungen des Ertragskoeffizienten (der volkswirtschaftlichen Rentabilität) des ungarischen Industriekapitals[1]).

Von

Stefan Varga (Budapest).

Die Wirtschaftskrise, die in Ungarn schon Ende 1929 ausbrach und sich infolge weltwirtschaftlicher Einflüsse und der Verhängung von Beschränkungen des Devisenverkehrs Mitte 1931 sehr verschärft hat, hat die Gestaltung der ungarischen Industriekonjunktur empfindlich beeinflußt. Nach den Depressionsjahren 1932 und 1933, deren zweiter Teil allerdings schon Anzeichen der Besserung aufwies, befindet sich die Wirtschaft schon seit 1934 in der Periode des Aufschwungs, ja viele Anzeichen deuten darauf, daß sie sich um die Jahreswende von 1936 auf 1937 schon in der Periode der Hochkonjunktur befand, wenn auch diese Hochkonjunktur in manchen Details, ja sogar in einigen wesentlichen Zügen ein von früheren Hochkonjunkturen abweichendes Bild zeigt. Es verlohnt sich, die Wesenszüge dieser Entwicklung zu untersuchen.

Zum Verständnis der Entwicklung soll darauf verwiesen werden, daß die ungarische Industrie nach Beendigung des Krieges sich viele Jahre hindurch in einer Periode befand, in der sie sich den sozusagen revolutionären Wandlungen ihrer Lebensbedingungen anzupassen hatte, die durch die für Ungarn unglückliche Beendigung des Weltkrieges verursacht worden waren. Ungarn hat durch den Weltkrieg überaus viel verloren. Seine derzeitige Ausdehnung beträgt nur 93 000 km², seine Bevölkerungszahl betrug 1920: 7 990 000, 1930: 8 688 000 und 1936 über 9 000 000. Die wirtschaftliche Entwicklung in den letzten 15 Jahren wurde teils durch diese bedeutende Erhöhung der Volkszahl, teils durch die bekannten ungarischen und ausländischen Ereignisse auf währungs- und handelspolitischem Gebiete beeinflußt, grundlegend bestimmt wurde sie aber durch das Notwendigwerden einer Anpassung an das durch den Friedensvertrag von Trianon verkleinerte Wirtschaftsgebiet. Ungarn besaß bis 1919 eine Gebietsausdehnung von 325 000 km² und nach der Volkszählung vom Jahre 1910 eine Volkszahl von 20 886 000. Die wirtschaftlichen Rückwirkungen des Friedensvertrages

[1]) Es soll sehr nachdrücklich betont werden, daß die Berechnungen dieser Abhandlung nicht Anspruch auf Genauigkeit erheben, vielmehr nur Entwicklungstendenzen zum Ausdruck bringen sollen.

von Trianon waren aber noch bedeutender, als auf Grund des Vergleichs der Daten über Gebiet und Bevölkerung von Vor- und Nachkriegsungarn gefolgert werden könnte, da Ungarn früher mit Österreich und Bosnien-Herzegowina ein gemeinsames Zollgebiet gebildet hat und daher Teil eines Wirtschaftsgebietes war, das eine Ausdehnung von 677 000 km² und — im Jahre 1910 — eine Volkszahl von 51 390 000 besaß. Die Aufteilung dieses Wirtschaftsgebietes und die bekannte Höhe der Zölle, sowie die Schärfe der Absperrungsmaßnahmen an den neuen Zollgrenzen haben wirtschaftliche Anpassungserscheinungen notwendig gemacht und ausgelöst, die — zumindest in Ungarn — noch keineswegs abgeschlossen sind.

Über die Ursachen der Industrialisierung von Ungarn wird sehr viel debattiert. Immer wieder wird dem Gedanken Ausdruck verliehen, daß sie größtenteils Ergebnis der hohen Schutzzölle, der Einfuhrbeschränkungen und anderer künstlicher Mittel der Industrieförderung ist. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß diesen Mitteln tatsächlich eine gewisse Rolle zukommt, doch ist es trotzdem ein Irrtum anzunehmen, daß die schnellen Fortschritte der Industrialisierung ausschließlich diesen Mitteln zuzuschreiben seien. Die Volksdichte von Ungarn ist eben größer, als daß es mit Rücksicht auf sein trockenes Klima als reiner Agrarstaat existieren könnte. Dabei nimmt die Volksdichte immer zu. Sie betrug 1920: 86, 1936 aber schon 96 Seelen per km².

Bei der Beurteilung dieser Frage kann man aber gar nicht mit der gesamten Bevölkerungszahl operieren. Wenn wir die Zahl der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung mit der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche in Beziehung setzen, so ersehen wir, daß diese Verhältniszahl 1900: 48, 1910: 49, 1920: 51 und 1930 nur 51.6 betrug. Die Zunahme ist also ganz gering, viel kleiner als die Erhöhung der gesamten Volkszahl. Während die Agrarbevölkerung zwischen 1900 und 1930 um 8%, zwischen 1920 und 1930 aber um 1% zunahm, betrugen die entsprechenden Verhältniszahlen bei der gesamten Bevölkerung 27 bzw. 9%.

Diese Daten erweisen, daß die ungarische Landwirtschaft nur einen ganz geringen Teil des Bevölkerungszuwachses binden kann. Dies ist aber nicht erstaunlich, da ja die Dichte der landwirtschaftlichen Bevölkerung sehr groß ist, größer als z. B. die gesamte Bevölkerungsdichte von Spanien oder Jugoslawien.

Es ist möglich, daß die ungarische landwirtschaftliche Erzeugung um ein Geringfügiges intensiver wäre, falls in Ungarn kein industrielles Schutzzollsystem bestünde, so daß in diesem Falle die ungarische Landwirtschaft mehr Menschen Verdienstmöglichkeiten bieten würde als derzeit. Es ist nämlich möglich, daß ausländische Staaten dies durch ihre Handelspolitik entsprechend honorieren würden, so daß der Export der ungarischen landwirtschaftlichen Produkte unter günstigeren Bedingungen vonstatten ginge

als derzeit, was die Intensivierung der Erzeugung ermöglichen könnte. Es gibt wohl Anschauungen, denen zufolge dies nicht der Fall wäre, da die wichtigsten, nächstgelegenen Märkte der ungarischen landwirtschaftlichen Produkte der ungarischen Einfuhr gegenüber trotzdem Absperrungsmaßnahmen anwenden würden, weil sie aus politischen Überlegungen von der Förderung ihrer eigenen Landwirtschaft nicht absehen können. Doch wenn wir in dieser Hinsicht auch sehr optimistisch sind, müssen wir trotzdem daran zweifeln, daß die ungarische Landwirtschaft in die Lage kommen könnte, den gesamten Überschuß an Arbeitskräften zu binden. Hieran könnte selbst eine großzügig durchgeführte Bodenreform nichts ändern. Der Intensivierung der landwirtschaftlichen Erzeugung stehen neben klimatischen Hindernissen auch Marktüberlegungen entgegen. Auf Kleingrundbesitzen wird eine arbeitsintensivere Produktion geführt als auf Großgrundbesitzen. Sollte aber die Fläche der Kleingrundbesitze zu Lasten der Großgrundbesitze stark erhöht werden, so würde es sich bald erweisen, daß bei den obwaltenden Marktverhältnissen, d. h. also bei dem gegebenen Charakter der Nachfrage, die arbeitsextensiveren Produkte, die derzeit auf den Großgrundbesitzen erzeugt werden, auch weiter benötigt sind, so daß dann die Kleingrundbesitze eben diese arbeitsextensiven Produkte in größerem Ausmaße erzeugen müßten als derzeit. Hierzu kommt, daß die Arbeitskapazität der landwirtschaftlichen Bevölkerung in Ungarn derzeit sehr ungünstig — im Jahresdurchschnitt nur zu 76% [1]) — ausgenützt ist, so daß eine Intensivierung der Produktion nur das allerdings sehr ersprießliche Resultat zeitigen würde, daß die landwirtschaftliche Arbeitskraft besser ausgenutzt werden könnte, ohne jedoch hierdurch mehr Leuten Arbeitsgelegenheit zu bieten.

Bei der Beurteilung des Industrialisierungsprozesses ist natürlich auch zu beachten, daß die Industrie zum Teil überhaupt nicht Begünstigungen, Zollschutz oder Einfuhrbeschränkungen, sondern günstigen natürlichen Standortsbedingungen ihr Dasein verdankt. Elektrische Stromerzeugungsanlagen sind hierfür vielleicht das einfachste Beispiel, doch könnten auch andere in großer Zahl angeführt werden. Mit Rücksicht auf die zitierten Angaben ist es aber sehr wahrscheinlich, wenn auch natürlich nicht ganz leicht beweisbar, daß die Landwirtschaft für die derzeit in der Industrie tätige Bevölkerung keine Arbeitsmöglichkeiten hätte bieten können, falls der Zollschutz ihre Entwicklung nicht fördert. Und sie wäre hierzu auch dann außerstande gewesen, falls die Industrieprodukte als Folge des entfallenden Zollschutzes etwas billiger gewesen wären als

---

[1]) Vgl. Matthias Matolcsy: *Die landwirtschaftliche Arbeitslosigkeit in Ungarn.* Sonderheft Nr. 6 des Ungarischen Instituts für Wirtschaftsforschung (in ungarischer Sprache). Budapest, 1933.

derzeit, denn wenn dies die Rentabilität der landwirtschaftlichen Produktion vielleicht auch gebessert hätte, so doch gewiß nicht in dem Ausmaße, daß hierdurch der gesamte Bevölkerungsüberschuß in der Landwirtschaft hätte Arbeitsmöglichkeiten finden können. Wobei es aber auch noch als ungewiß zu betrachten ist, in welchem Maße sich die Rentabilität der Landwirtschaft gebessert hätte, falls es nicht zur Einführung der Schutzzölle gekommen wäre, da es offenbar ist, daß in diesem Falle die für den Erwerb der landwirtschaftlichen Produkte zur Verfügung stehende Kaufkraft geringer geblieben wäre, als sie geworden ist und dies auch auf die Preisgestaltung der Landwirtschaftsprodukte zurückgewirkt hätte.

Welches sind die Folgerungen dieser Lage? Die Landwirtschaft könnte nur dann einer größeren Zahl von Arbeitern Beschäftigung bieten als derzeit, falls die landwirtschaftlichen Arbeitslöhne noch niedriger wären, als sie ohnehin schon sind. Und wenn die Preise der Industrieartikel vielleicht auch billiger würden als sie derzeit sind, so würden die für die Landwirtschaft günstigen Einflüsse dieser Verbilligung teilweise dadurch kompensiert, daß Ungarn eines größeren Industrieimportes bedürfte als derzeit, was zur Folge hätte, daß Ungarn den Export landwirtschaftlicher Produkte erhöhen müßte. Diese Erhöhung wäre aber nur möglich, wenn die Preisforderungen dem Ausland gegenüber vermindert würden. Ungarn hat aber ohnehin von der Außenhandelspreisschere viel zu leiden gehabt, die dadurch entstand, daß die Preise der ungarischen Exportartikel während der Krise stärker gesunken sind als die der Importartikel. Die Erhöhung der landwirtschaftlichen Ausfuhr hätte die Öffnung dieser Schere zur Folge, so daß die Agrarschere als Folge der weiter geöffneten Außenhandelsschere voraussichtlich zumindest so groß geblieben wäre als sie war.

Entscheidend ist aber, daß Ungarn einen ständigen Arbeiterüberschuß besitzt, dem die Landwirtschaft keine Beschäftigung zu geben vermag. Auswanderungsmöglichkeiten gibt es keine (davon gar nicht zu reden, daß eine größere Auswanderung vom nationalen Gesichtspunkt aus überaus schädlich und bedauerlich wäre). Der in der Landwirtschaft kein Unterkommen findende Arbeiterüberschuß wäre also unter allen Umständen zur Grundlage eines Industrialisierungsprozesses geworden, hätte ihn erzwungen und rentabel gestaltet.

Erfordernis der Rentabilität der Industrieproduktion ist, daß die gemeinsamen Kosten der — drei bzw. da doch der Natur in dieser Hinsicht nur eine untergeordnete Rolle zukommt, der — zwei Faktoren der Produktion, der Arbeit und des Kapitals, geringer seien als der für die Produkte erzielbare Preis. Unter gewissen Verhältnissen ist aber der Anspruch des Kapitals gegeben, nicht variabel. Das Kapital kann aus dem Ausland oder aus dem Inland der Finanzierung der Industrie zuströmen. In beiden Fällen muß sie ihre entsprechende Rentabilität gesichert sehen. Ist dies nicht der

Fall, wird sie sich nicht in eine industrielle Tätigkeit wagen. Wenn also angenommen werden darf, daß unter gegebenen Verhältnissen der Gewinnanspruch des Kapitals nahezu fest und unwandelbar ist, ist es offenbar, daß, falls die Preise der Industrieprodukte in Ungarn — mangels von Schutzzöllen — niedriger gewesen wären, als sie tatsächlich waren, die Rentabilität der Industrieproduktion dadurch gesichert worden wäre, daß die Arbeitslöhne in der Industrie sich noch niedriger als tatsächlich gestaltet hätten. Dies wäre also die Grundlage der Entwicklung der nichtzollgeschützten Industrie geworden. Die ungarische Industrie hätte sich der japanischen ähnlich bei unerhört niedrigen Arbeitslöhnen entwickelt. Die Möglichkeit hierzu wäre dadurch gesichert gewesen, daß diese sehr niedrigen industriellen Arbeitslöhne noch immer um ein geringes höher gewesen wären als die von der Landwirtschaft bezahlten Löhne, was die Folge davon ist, daß die Welt die in der Landwirtschaft geleistete Arbeit — vielleicht infolge der Konkurrenz von exotischen und anderen Gebieten mit zurückgebliebener Kultur, in denen aber Landwirtschaftsprodukte wohl, hochgradige Industrieprodukte aber nicht produziert werden können — weniger hoch einschätzt als die industrielle Arbeit. Gesetzt also, daß keine Schutzzölle in Ungarn eingeführt worden wären, hätten die Industrialisierung und das Entstehen des Industriekapitals annähernd die gleichen Fortschritte gemacht. Die Wirkungen der Schutzzölle lagen hauptsächlich im Interesse der Arbeiterschaft, wenn ihre Kosten auch zweifellos zum größten Teile durch die Landwirtschaft bezahlt worden sind.

Wenn auch das tatsächliche Maß der Schutzzölle nicht in Schutz genommen werden soll, ist es trotzdem zweifellos, daß die Lage der ungarischen Industrie ohne Schutzzölle schwierig gewesen wäre. Dies hat teilweise eine Ursache, der überall in der Welt Bedeutung zukommt. Es ist überall bekannt, daß die meisten Industrieunternehmungen aller Herren Länder zu billigeren Preisen exportieren, als zu denen sie ihre Produkte im Inland absetzen. Sie betrachten eben den größten Teil der Exporte als additionelle Gewinnmöglichkeiten und begnügen sich bei ihnen eben deshalb mit der Deckung von nur einem geringen Teil der allgemeinen Unkosten. Hierzu gesellt sich, daß die Produktionskosten der ungarischen Industrie in vielen Zweigen schon infolge der geringen Marktausdehnung höher als im Ausland sind. Zur Überbrückung dieser beiden Unterschiede bedarf es des Schutzzolles — oder, wie oben ausgeführt wurde, niedriger Arbeitslöhne. Solange aber der Schutzzoll nur die durch die besagten beiden Faktoren verursachten Unterschiede überbrückt, sichert er der Industrie noch keine additionellen Gewinne, sondern bewirkt eben nur, daß die durch den Schutzzoll verursachten höheren Preise die Sicherung eines normal zu nennenden Gewinnes ermöglichen — wobei natürlich, der seit Schüller verbreiteten Ansicht entsprechend, all dies nur so lange als gerechtfertigt

erscheint, bis die Differenz der durch den Schutzzoll zu überbrückenden in- und ausländischen Produktionskosten verhältnismäßig gering ist.

Nun ist aber eine für die Lage in Ungarn sehr bedeutsame weitere Überlegung zu machen. Solange der Schutzzoll oder die Differenz der Arbeitslöhne nur den Unterschied der bestehenden bzw. bei gleichen Arbeitslöhnen wahrscheinlich entstehenden Produktionskosten eben nur aufwiegt, genügt dies zur Erhaltung der Industrie. Neue Unternehmungen werden also nur entstehen, falls genügend ausländisches oder inländisches Kapital vorhanden ist, welches sich durch entsprechende Rentabilitätsaussichten zur Investierung in der Industrie bereit findet. In Ungarn aber war dieses Kapital — besonders in den letzten 5—6 Jahren — nicht vorhanden. Die Kapitalversorgung des Landes und das Ausmaß der normalen Kapitalakkumulation waren ungenügend, und auch ausländisches Kapital konnte — schon wegen der bestehenden Devisenschwierigkeiten — nicht in genügendem Ausmaß herangezogen werden. Damit also die neuen Industrien innerhalb kurzer Zeit entstehen konnten, war ein besonders schnelles Tempo der Kapitalakkumulation erforderlich. Sowohl die Schutzzölle als die die Erzielung von Sondergewinnen an der Erzeugung ermöglichenden Einfuhrbeschränkungen dienten auch diesem Zweck — hätte es sie aber nicht gegeben, dann wäre auch dieses Ziel durch einen Druck auf die Arbeitslöhne gesichert worden. Der Schutzzoll hat also auch dem Zweck gedient, die zur Gründung oder Vergrößerung von Industrieunternehmungen erforderliche Kapitalakkumulation zu sichern.

Der Schutzzoll hat ein Zwangssparen des Verbraucherpublikums verursacht. Diese Wirkung war vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachtet sehr wünschenswert, da ohne dieses Zwangssparen das Kapital nicht zur Verfügung gestanden hätte, mit dessen Hilfe die für Ungarn lebenswichtige Industrie aufgebaut werden konnte. In privatwirtschaftlicher und sozialpolitischer Hinsicht hatte dies aber eine grobe Ungerechtigkeit zur Folge. Denn die Kapitalakkumulation, die ein Ergebnis des durch den Zollschutz und andere staatliche Begünstigungen verursachten Zwangssparens der breitesten Verbraucherschichten ist, wurde Privateigentum von einigen in begünstigter Lage sich befindlichen Privatpersonen, wobei allerdings betont werden muß, daß das Industriekapital auch in anderen Ländern meist unter ähnlichen Verhältnissen entstanden ist.

Untersuchen wir nun die sich in statistischen Daten spiegelnden Ergebnisse des durch die berührten — aber auch durch andere — Faktoren beeinflußten Konjunkturverlaufs der ungarischen Industrie.

Von 1925 bis 1929 hat sich die Erzeugung der ungarischen Fabrikindustrie [1]) kräftig entwickelt, um dann bis 1932 scharf abzufallen. 1933

[1]) Im wesentlichen zählen nach der Terminologie der ungarischen Statistik zur Fabrikindustrie die Betriebe mit mehr als 20 Arbeitern.

war die Erholung noch gering, seither aber kräftig. Statistische Daten stehen wohl nur bis einschließlich 1935 zur Verfügung, doch nimmt das Ungarische Institut für Wirtschaftsforschung an, daß sich die Industrieproduktion 1936 um weitere 16% erhöht hat. Bei der Beurteilung der Wertdaten ist natürlich einerseits dem Umstand Rechnung zu tragen, daß sich die Preise bis 1935 im allgemeinen gesenkt haben, andererseits aber zu berücksichtigen, daß der Pengő [1]) seit 1931 nicht mehr als Goldwährung gelten kann.

Über die Entwicklung der Produktion der ungarischen Fabrikindustrie geben nachfolgende Daten Aufschluß:

Jahr	Geleistete Arbeitstage		Bruttowert d. Erzeugung		Nettowert [2]) d. Erzeugung	
	1000	Indexzahlen 1925/27 = 100	1 000 000 Pengő	Indexzahlen 1925/27 = 100	1 000 000 Pengő	Indexzahlen 1925/27 = 100
1925	54.323	92.5	2.068	89.2	830	84.5
1926	55.679	94.8	2.192	94.6	948	96,5
1927	66.159	112.7	2.692	116.2	1.169	119.0
1928	68.542	116.7	2.877	124.2	1.254	127.7
1929	68.343	116.4	2.867	123.7	1.276	129.9
1930	60.259	102.6	2.492	107.5	1.170	119.1
1931	53.625	91.3	2.059	88.9	985	100.3
1932	46.956	80.0	1.823	78.7	856	87.1
1933	48.884	83.2	1.734	74.8	820	86.0
1934	55.625	94.7	1.954	84.3	914	93.0
1935	61.867	105.4	2.176	93.9	975	99.3

Bei der Wertung der geleisteten Arbeitstage sind natürlich die Ergebnisse des technischen Fortschrittes und der Rationalisierung ebenfalls zu berücksichtigen. Diese habe ich wie folgt berechnet [3]) (s. o. S. 223).

Die mitgeteilten Datenreihen erweisen, daß die Industrieproduktion in Ungarn nach der Stabilisierung der Währung im Jahre 1924 bzw. nach Inkrafttreten des selbständigen ungarischen autonomen Zolltarifs am 1. Januar 1925 scharf angestiegen ist, in den Jahren 1928—29 kulminiert hat, um dann in der Krise steil abzufallen. Im Jahre 1933 hat sich zwar

[1]) Der Pengő war nach der Parität bis 1931 0.73 Reichsmark wert.

[2]) Der Nettowert der Erzeugung wurde berechnet, indem vom Bruttowert der Wert der bei der Produktion verwendeten Roh- und Hilfsstoffe, Halbfabrikate, ferner der Feuerungs- und Beleuchtungsstoffe und gekauften Elektrizität in Abzug gebracht wurden.

[3]) Vgl. Stefan Varga: *Über die Messung der Erfolge des technischen Fortschritts und der Rationalisierung in der Industrie.* In: Beiträge zur Konjunkturlehre, Festschrift zum zehnjährigen Bestehen des Instituts für Konjunkturforschung. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936.

Jahr	Indexzahlen des technischen Fortschritts und der Rationalisierung der ungarischen Fabrikindustrie [1]) 1927 = 100
1927	100.0
1928	101.2
1929	106.5
1930	111.5
1931	112.8
1932	123.6
1933	120.1
1934	121.9
1935	121.2

die Zahl der geleisteten Arbeitstage gegen 1932 schon wieder etwas erhöht, doch hat die Schrumpfung sowohl des Brutto- als auch des Nettoproduktionswertes infolge des Verbilligungsprozesses, der besonders in den Lebensmittelindustrien bedeutend war, noch nicht aufgehört. Die beträchtliche Belebung der Erzeugung hat erst in den nachfolgenden Jahren eingesetzt. Die Zahl der geleisteten Arbeitstage war 1935 wieder um 32% höher als 1932 und nur mehr um 10% geringer als 1928. Der Anstieg des Bruttoproduktionswertes zwischen 1933 und 1935 hat 25%, der des Nettoproduktionswertes 19% betragen, wobei die Höhepunkte des Jahres 1928 bzw. 1929 in beiden Fällen bis auf 24% wieder angenähert wurden. Die fortschreitende Besserung des Jahres 1936, für das statistische Daten vorerst nur spärlich zur Verfügung stehen, macht es wahrscheinlich, daß die Zahl der geleisteten Arbeitstage 1936 ihr bisheriges Maximum wieder erreicht hat, wobei der Produktionswert nur infolge der noch nicht wieder aufgeholten Preisrückgänge geringer sein wird als zur Zeit seines höchsten Standes. Die wechselnde Spanne zwischen Brutto- und Nettoproduktionswert erklärt sich dadurch, daß die Preise der Rohmaterialien und die der Fertigprodukte sich nicht parallel verändert haben. Bei den Daten des Produktionswertes ist natürlich auch in Betracht zu ziehen, daß die Indexzahl der Fabrikverkaufspreise 1935 um beiläufig 25% niedriger stand als 1927.

Die sich verändernde Lage der Industrie im Verlaufe des Konjunkturzyklus läßt sich weder auf Grund der Daten über die Entwicklung des

[1]) Über die Ursachen des Abflauens der Entwicklung vgl. die vorstehend zitierte Abhandlung. Die Entwicklung der Datenreihe ist mit den für verschiedene Industrieländer berechneten entsprechenden Datenreihen weitgehend parallel. S. z. B. Wochenbericht des deutschen Instituts für Konjunkturforschung, Jg. VII, 1934, No. 46. — Der technische Fortschritt war besonders in den Jahren groß, in denen die Produktionskapazität der Industrie sich stark erhöht hat.

Brutto-, noch auf Grund von der über den Nettoproduktionswert beurteilen. Deshalb haben wir auch berechnet, welcher Betrag aus dem Wert der fabrikindustriellen Produktion den Unternehmungen für die Zwecke ihres Kapitaldienstes in den einzelnen Jahren übriggeblieben ist, indem wir aus dem Nettoproduktionswert die für Arbeitslöhne und Gehälter verausgabten Beträge ebenfalls in Abzug gebracht haben. Dies ergab folgende Datenreihe:

Jahr	Aus dem Erlös der Erzeugung der Fabrikindustrie verblieben für den Kapitaldienst [1])	
	Millionen Pengő	Indexzahlen 1925/27 = 100
1925	489	80.2
1926	587	96.3
1927	753	123.5
1928	805	132.0
1929	817	134.0
1930	757	124.2
1931	633	103.8
1932	564	92.5
1933	532	87.3
1934	606	99.4
1935	647	106.1

Aus dieser Datenreihe geht hervor, welcher Betrag den fabrikindustriellen Unternehmungen Jahr für Jahr zur Amortisation des Kapitals, für den Zinsendienst, den Gewinn, ferner für Steuern und einige Ausgabenposten von geringerer Bedeutung (Versicherungsgebühren, Reklameunkosten, Postgebühren usw.) übriggeblieben ist. Es ist ein Mangel, daß man diese letzteren Posten nicht gesondert ausweisen kann. Diesem Mangel kommt aber nur geringere Bedeutung zu. Von den angeführten, nicht zum Kapitaldienst zu zählenden Posten sind nur die der Steuern von größerer Bedeutung. Dabei darf angenommen werden, daß infolge der geringen Bedeutung der angeführten Posten die Veränderungen der Indexzahlen des für den Kapitaldienst zur Verfügung stehenden Betrages selbst dann von denen der in der Tabelle angeführten Reihe nicht sehr abweichen würden, falls der Prozentualanteil der angeführten Posten von Jahr zu Jahr in verhältnismäßig größerem Ausmaße schwanken sollte, was nicht, bzw. höchstens bezüglich der Steuern, deren Satz abgeändert wurde, anzunehmen ist [2]). Dabei kann man aber, hierin Othmar Spann folgend, den

[1]) Bezüglich der Fehlerquellen s. den Text.

[2]) Bezüglich der in der Form von Aktiengesellschaften wirkenden fabrikindustriellen Unternehmungen läßt sich aus der Statistik berechnen, wieviel vom Hundert

Staat als „Kapital höherer Ordnung" betrachten, in welchem Falle der in der Tabelle angewendete Ausdruck an Berechtigung gewinnt.

Der Umstand, daß die für das fremde Kapital gezahlten Zinsen nicht gesondert ausgewiesen sind, ist kein Mangel, da das Verhältnis des in der Fabrikindustrie angelegten eigenen und fremden Kapitals nur in privatwirtschaftlicher Beziehung relevant ist und in volkswirtschaftlicher Beziehung höchstens dann Beachtung verdient, falls die nach dem fremden Kapital gezahlten Zinsen so hoch sind, daß die Unternehmungen sie nicht bezahlen können und daher zahlungsunfähig werden. Falls dies aber nicht der Fall ist, so ist vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus eher der

---

der auf das Warenkonto entfallende Anteil der Steuern, Gebühren und sonstigen öffentlichen Lasten im Verhältnis zu den Einnahmen des Warenkontos betrug:

Jahr	%	Jahr	%
1925	2.2	1931	3.4
1926	2.3	1932	4.7
1927	2.8	1933	6.0
1928	2.5	1934	6.7
1929	2.9	1935	6.7
1930	3.0		

Auf Grund dieser Daten läßt sich unter der Annahme, daß die Steuerlast sämtlicher fabrikindustrieller Unternehmungen dieselbe ist wie die der in der Form von Aktiengesellschaften organisierten Unternehmungen, folgende Tabelle konstruieren:

Jahr	Staatliche Steuern, Gebühren und sonstige öffentliche Lasten der Fabrikindustrie	Aus dem Erlös der Erzeugung der Fabrikindustrie verblieben für den Kapitaldienst nach Abzug der staatlichen Steuern, Gebühren und sonstigen öffentlichen Lasten
	Millionen Pengő	Indexzahlen 1925/27 = 100
1925	45.5	80.3
1926	50.4	97.1
1927	75.4	122.6
1928	71.9	132.7
1929	83.1	132.8
1930	74.8	123.5
1931	70.0	101.9
1932	85.7	86.6
1933	104.0	77.5
1934	130.9	86.0
1935	145.8	90.7

Es ist ersichtlich, der Rückgang des Ertragskoeffizienten des in der Fabrikindustrie angelegten Kapitals ist größer, wenn man die Steuern berücksichtigt, als wenn man sie unberücksichtigt läßt.

für den Kapitaldienst zur Verfügung stehende gesamte Betrag von Interesse, dieser kennzeichnet die Veränderungen der Lage der Industrie — wenngleich nicht aus den Augen gelassen werden darf, daß die nach dem fremden Kapital der Unternehmungen zu zahlenden Zinsen viel weniger elastisch sind als der mit den Kapitalanlagen erzielbare Gewinn, so daß der verschiedene Verschuldungsgrad der einzelnen Unternehmungen die Börsenlage beeinflußt und daher auch konjunkturelle Auswirkungen besitzt. Daß auch der Abschreibungsbedarf nicht gesondert ausgewiesen werden kann, ist zweifelsohne ebenfalls ein Gebrechen, dessen Bedeutung aber dadurch gemindert wird, daß dieser Bedarf fast gegeben ist, falls die Veränderungen des Ausmaßes der Kapitalanlagen und die des Preisniveaus gebührend berücksichtigt werden. Eine gewisse Fehlerquelle würde allerdings auch daraus resultieren, daß die Amortisationsdauer der verschiedenen Kapitalanlagen ungleichförmig ist, was den Wert der auf einzelne Industriezweige sich beziehenden Daten mindert und auch bei der Entwicklung der sich auf die gesamte Industrie beziehenden Angaben zu berücksichtigen wäre, falls die Zusammensetzung der Industriekapazität sich ändern sollte. Doch ist auch dies ein Fehler, dem nur geringere Bedeutung beizumessen ist.

Die mitgeteilte Datenreihe erweist, daß die nach dem Jahre 1929 ausgebrochene Krise den für den Kapitaldienst zur Verfügung stehenden Betrag bis 1933 um 35% gesenkt hat, so daß 1933 kaum mehr für diesen Zweck zur Verfügung stand als im Krisenjahr 1925. Ja, die Lage war 1933 eigentlich noch ungünstiger als 1925. Zwischen 1925 und 1933 haben sich nämlich die Kapazität — und daher auch die Höhe der Kapitalanlagen — der ungarischen Industrie bedeutend erhöht, so daß — selbst wenn der inzwischen erfolgte Verbilligungsprozeß berücksichtigt wird — 1933 ein bedeutend größerer Kapitaldienst zu versehen war als seinerzeit. Allerdings, seit 1933 hat sich die Lage wieder gebessert. Der 1935 für den Kapitaldienst zur Verfügung stehende Betrag war wieder um 22% höher als 1933, wenn er auch noch immer um 21% geringer war als 1929.

Die Erhöhung der Produktionskapazität der Fabrikindustrie deutet nur einen Teil des investierten neuen Kapitals an, da ja auch die Modernisierung der vorhandenen Kapazität mit einem bedeutenden Kapitalanspruch einherging. Auf diesen letzteren Prozeß konnten wir mangels Angaben nicht eingehen, die Erhöhung der Produktionskapazität können wir aber trotzdem andeuten [1]). Das Verhältnis der Kapazität der Kraft-

[1]) Es ist zu entscheiden, ob es berechtigt ist, als Maßstab der Kapazitätsveränderungen der Fabrikindustrie die Veränderungen der Pferdekräfte der Kraftmaschinen zu betrachten. Der durch diese Annahme begangene Fehler ist wahrscheinlich bei den sich auf die gesamte Industrie beziehenden Daten größer als bei den sich auf einzelne Industriezweige beziehenden Angaben, da dieses Verhältnis innerhalb der einzelnen Industriegruppen wahrscheinlich mehr oder weniger konstant ist, während es in der gesamten Industrie unter dem Einfluß von durch die ungleich-

und Arbeitsmaschinen kann nämlich innerhalb eines jeden Industriezweiges als gegeben und verhältnismäßig unveränderlich betrachtet werden. Und da die Pferdekraft der Kraftmaschinen und Elektromotoren bekannt ist, können wir hieraus auf die Zunahme der Produktionskapazität der Industrie und die Erhöhung ihrer Kapitalanlagen folgern. Diese Angabe übertreibt allerdings. Wenn nämlich das Bedürfnis nicht im Ausmaße der Kapazitätserhöhung zunimmt, werden veraltete Betriebe und Betriebsteile außer Betrieb gesetzt, ohne daß sie gleichzeitig auch aufgelöst würden, wenngleich sie auch veraltet und abgeschrieben sind und keinen Wert mehr darstellen. Diese könnten daher bei einer Rentabilitätsberechnung füglich unberücksichtigt bleiben. Der hierdurch verursachte Fehler wird aber dadurch aufgewogen, daß — wie schon betont wurde — andererseits auch das unberücksichtigt bleibt, wenn in die vorhandene Kraftmaschine an Stelle einer alten eine neue, modernere, also teurere Kraftmaschine eingeschaltet wird.

Jahr	Pferdekräfte der Kraftmaschinen und der durch fremden Strom betriebenen Elektromotoren der ungarischen Fabrikindustrie	
	1000	Indexzahlen 1925/27 = 100
1925	931.8	96.0
1926	952.9	98.1
1927	1028.4	105.9
1928	1076.4	110.9
1929	1152.8	118.7
1930	1297.7	133.6
1931	1309.9	134.9
1932	1305.3	134.4
1933	1357.0	139.7
1934	1385.9	142.7
1935	1425.7	146.8

mäßige Entwicklung der einzelnen Industriezweige verursachten Veränderungen seiner Zusammensetzung schwanken kann. Dabei muß man aber auch noch der Möglichkeit Rechnung tragen, daß, wenn alte Fabriken zwecks Rationalisierung neue Kraftanlagen errichten, sie die alten nicht immer abreißen, so daß die Kapazitätszunahme der Kraftmaschinen größer sein kann als die der Arbeitsmaschinen. Der hierdurch verursachte Fehler kann aber dadurch aufgewogen werden, daß infolge des technischen Fortschritts einerseits die Leistung der Kraftmaschinen gleicher Pferdestärke allmählich zunimmt, andererseits aber die neuen Arbeitsmaschinen im allgemeinen feiner, besser, leistungsfähiger, aber auch teurer als die alten sind, so daß wir wahrscheinlich nur einen unbedeutenden Fehler begehen, falls wir annehmen, daß diese entgegengesetzten Einflüsse vom Gesichtspunkt des in die Fabrikindustrie investierten Kapitals einander kompensieren, was aus dem Grunde wichtig ist, da wir zur Bestimmung des Ertragskoeffizienten eben diesen Wert benötigen.

Man sieht, von eigentlicher Stagnation kann nur in den Jahren 1931 und 1932 gesprochen werden. Die Industrialisierung war aber seit 1928 vornehmlich die Folge der zunehmenden Kapazität von älteren Betrieben, während neue Betriebe erst wieder 1935 in größerer Zahl eingerichtet wurden, wie aus nachstehenden Daten hervorgeht:

Jahr	Industrieanlagen		
	Anzahl	Anzahl in Indexzahlen 1925/27 = 100	Anzahl der stillgelegten Industrieanlagen
1925	2994	91.4	166
1926	3287	100.4	174
1927	3544	108.2	136
1928	3553	108.5	139
1929	3512	107.2	165
1930	3491	106.6	242
1931	3424	104.6	238
1932	3324	101.5	175
1933	3366	102.8	210
1934	3387	103.4	159
1935	3502	106.9	133

Ein Vergleich der Entwicklung der Anzahl der Industrieanlagen mit der ihrer Kapazität erweist, daß die durchschnittliche Betriebsgröße allmählich beträchtlich — folgender Indexreihe entsprechend — angestiegen ist:

Jahr	Durchschnittliche Betriebskapazität Indexzahlen 1925/27 = 100
1925	105.1
1926	97.3
1927	97.6
1928	101.8
1929	110.3
1930	124.8
1931	128.5
1932	131.9
1933	135.4
1934	137.5
1935	136.8

Die Erhöhung der Betriebsgröße wurde größtenteils durch „Selbstfinanzierung" erzielt. Die Zunahme war viel größer, als daß sie durch die erfolgten Kapitalerhöhungen und die Erhöhung der der Industrie gewährten Kredite hätte finanziert werden können.

Nach der stürmischen Entwicklung der Jahre 1925—29 hat die Kapazität der Industrie stagniert. Die Konjunktur war ungünstig, die Produktion ist sehr zusammengeschrumpft. Erst 1933 kam es wieder zu einer kleinen Belebung, die 1934 Fortschritte machte, aber erst 1935 ein bedeutenderes Ausmaß annahm. Die Zahl der Industrieanlagen stieg wieder und — was wichtiger ist — auch die Anzahl der geleisteten Arbeitstage stieg, wenngleich 1933 sowohl der Wert der Produktion, als auch der für den Kapitaldienst zur Verfügung stehende Betrag noch weiter schrumpfte, — eine Entwicklung, die erst 1934 wieder umschlug. Die relative Rentabilität der Produktion hat sich aber schon 1933 gebessert, trotzdem damals der angedeutete Schrumpfungsprozeß noch anhielt. Die Besserung der relativen Rentabilität hatte zwei Ursachen: einerseits haben sich die Zinssätze stark gesenkt, so daß eine Kapitalanlage auch bei gesunkener Rentabilität als wünschenswert erschien, andererseits aber haben sich — infolge des Rückganges der Baumaterialienpreise und der Arbeitslöhne — die Baukosten dermaßen verbilligt, daß die volkswirtschaftliche Rentabilität der Kapitalanlagen sich verhältnismäßig gebessert hat, trotzdem für den Kapitaldienst weniger zur Verfügung blieb als früher. Man muß sich vor Augen halten: In volkswirtschaftlicher Hinsicht kommt der Verbilligung der Kapitalanlagen keine Bedeutung zu, falls der Grad ihrer technischen Ausnützung sich nicht verändert, d. h. falls sie zur Herstellung von ebenso vielen Nützlichkeiten dienen wie früher, so daß ihre Verbilligung nur eine Folge des allgemeinen Preisrückganges ist. Die privatwirtschaftlichen Folgen der Verbilligung der Kapitalanlagen können aber trotzdem auch gewisse volkswirtschaftliche Wirkungen zeitigen. Die Verbilligung der Neubeschaffungskosten der Kapitalanlagen hat eine Senkung des nominellen Werts des durch die Fabrikindustrie repräsentierten Kapitalvermögens verursacht. Dieser nominelle Vermögensverlust wurde zu einem reellen in allen Fällen, in denen ihm nominell unverändert gebliebene Schulden gegenüberstanden. Diese Verluste wurden aber in vielen Fällen dadurch kompensiert, daß ein bedeutender Teil der Schulden der ungarischen Industrieunternehmungen auf fremde Währung lautete, bei denen infolge ihres Wertverlustes, in Pengő gerechnet, — selbst wenn man die erfolgte Entwertung des Pengő berücksichtigt — eine nominelle Ersparnis entstanden ist. In jenen Fällen aber, in denen die Möglichkeit einer Senkung der nominellen Schuldenlast überhaupt nicht oder nur in beschränkter Weise bestand, haben die Unternehmungen der Fabrikindustrie nicht nur einen nominellen, sondern einen realen Kapitalverlust erlitten und diese privatwirtschaftlichen Verluste, die man unmittelbar nicht als volkswirtschaftliche Verluste betrachten kann, können ebenfalls volkswirtschaftliche Auswirkungen haben. Es ist aber offenbar, daß die vielgestaltigen, mit der Schrumpfung des Wertes der Unternehmungen

einhergehenden volkswirtschaftlichen Auswirkungen unberücksichtigt gelassen werden können, wenn beurteilt werden soll, wie sich die volkswirtschaftliche Rentabilität von neuen Kapitalanlagen gestaltet. Die weitgehend vom Ausmaß der neuen Kapitalanlagen abhängige Konjunkturentwicklung aber hängt hiervon ab. Und von diesem Gesichtspunkt aus ist die angedeutete, auch volkswirtschaftliche Auswirkungen besitzende privatwirtschaftliche Situation belanglos. Wenn neue Kapitalanlagen eine ausreichende Rentabilität versprechen, werden sie auch dann ausgeführt, wenn die Rentabilität der alten Kapitalanlagen gering ist.

Die Bewertung einer Unternehmung erfolgt in der Regel auf Grund ihrer Rentabilität. Der auf Grund der Kapitalisierung des Ertrags festgestellte Wert eines Unternehmens erfordert nur ein Korrektiv, mit dem die Theorie der Praxis des Geschäftslebens entsprechend zu rechnen hat: dies ist die Berücksichtigung der Zukunftsaussichten, wobei hierunter sowohl die zu erwartende Rentabilität, als auch die wahrscheinliche Gestaltung des Kapitalisierungszinssatzes zu verstehen sind. Der Wert einer Unternehmung entspricht also dem mit dem gangbaren Zinssatz kapitalisierten Wert des Gewinns, nach Korrektur mit dem antizipierten Wert der zukünftigen Rentabilitätsaussichten und des Einflusses der zu erwartenden Zinssatzveränderungen. (Auf dieser Grundlage habe ich anderenorts den Nachweis zu führen gesucht, daß unter „Unternehmungsgewinn" die Veränderung des Unternehmungswertes zu verstehen ist, so daß dieser nicht eine Kategorie der Einkommens-, sondern eine der Vermögensverteilung sei [1].) Gemäß dieser Überlegung wäre aber die prozentuale Rentabilität der Unternehmungen immer unverändert, solange eben der Kapitalisierungssatz unverändert bleibt. Wenn wir also dem Begriff der Rentabilität hinsichtlich der auf die Ausführung von Neuinvestitionen sich beziehenden Entscheidungen Bedeutung beimessen wollen, dann dürfen wir nicht vom tatsächlichen Unternehmungswert, sondern müssen von seinem Nachbeschaffungswert ausgehen, da wir nur auf Grund dieses letzteren beurteilen können, ob auf Grund der bestehenden Wirtschaftslage ein Unternehmen als gute oder schlechte Kapitalanlage zu betrachten sei. Ist der auf Grund des Nachbeschaffungswertes erzielbare Rentabilitätssatz geringer als der marktgängige Zinssatz, muß die Unternehmung unter den obwaltenden Verhältnissen als „Fehlinvestition" gelten, während im entgegengesetzten Fall Neuinvestitionen in Form der Kapazitätsausweitung von bestehenden Unternehmungen oder der Schaffung von Konkurrenzunternehmungen in Frage kommen [2]), was für die Beurteilung der allgemeinen Konjunkturentwicklung von ausschlaggebender Bedeutung ist.

---

[1]) Vgl. Stefan Varga: *A vállalati nyereség* (Der Unternehmungsgewinn). Közgazdasági Szemle 1930, SS. 165ff., besonders SS. 198—202.

[2]) Vgl. Stefan Varga: *Tőke és infláció* (Kapital und Inflation). Közgazdasági Szemle 1926. SS. 564ff.

Jahr	Durchschnittlicher Diskontsatz der Ungarischen Nationalbank %	Durchschnittliche Escomtesätze für prima Handelswechsel %	Baukosten 1927=100	Fabrikpreise der Produkte der Eisen-, Metall- und Maschinenindustrie 1927=100	Arbeitslöhne in der Fabrikindustrie 1925/27=100
1925	9.77	12.85	—	—	97.0
1926	6.65	8.70—9.90	—	—	99.4
1927	6.00	7.00—8.00	100.0	100.0	103.6
1928	6.25	7.40—8.60	103.1	99.4	107.9
1929	7.60	8.40—9.50	104.2	97.8	109.9
1930	5.92	6.10—8.00	101.2	90.6	108.1
1931	6.89	6.70—8.90	95.7	86.7	101.8
1932	5.74	5.40—8.60	83.5	82.7	94.2
1933	4.50	4.40—7.50	77.3	80.3	88.5
1934	4.50	4.50—7.50	79.3	77.8	86.3
1935	4.33	4.30—7.30	77.2	77.8	83.9

Es ist ersichtlich: wenngleich der Verbilligungsprozeß der Zinssätze und der Investitionskosten schon früher eingesetzt hat, waren sie zusammengenommen erst 1933 größer als die in der Krise erfolgte Schrumpfung des Produktionswertes und des für den Kapitaldienst zur Verfügung stehenden Betrages. Und auch die Senkung der Arbeitslöhne ging nur langsam vonstatten. Dieser Kostenfaktor erwies sich in den ersten Jahren der Krise als recht konstant. All dies erklärt, daß es zu bedeutenderen Investitionen, zu einer Erhöhung der Kapazität der Fabrikindustrie erst wieder 1933 gekommen ist.

Wenn wir uns nun von der Lage der Fabrikindustrie ein noch ausführlicheres Bild machen wollen, haben wir den vom Produktionswert für die Zwecke des Kapitaldienstes übrigbleibenden Betrag einerseits — um den Neuinvestitionen gerecht zu werden — der Erhöhung der Kapazität, andererseits aber den Veränderungen der Investitionskosten entsprechend zu korrigieren. Dann gelangt man zu nachfolgenden Indexzahlenreeihen (S. 232).

Demzufolge gab es also selbst 1933 noch einen Rückgang der Rentabilität, der aber nur mehr unbedeutend war und durch den Rückgang der Arbeitslöhne und vornehmlich der Zinssätze aufgewogen wurde. 1935 war die unter Berücksichtigung der Neuinvestitionen und des Rückgangs der Neubeschaffungskosten festgestellte Rentabilität um 20% ungünstiger als 1927, dem aber ein bedeutend größerer Rückgang der Zinssätze gegenüberstand. Dies erklärt die rege Investitionstätigkeit in diesem Jahr. Der Rückgang der zu berücksichtigenden Zinssätze ist noch größer, als auf Grund der mitgeteilten Daten angenommen werden könnte. Es ist nämlich in Betracht zu ziehen, daß 1927 bei den Neuinvestitionen viel fremdes

Jahr	Der aus dem Erlös der Erzeugung der Fabrikindustrie für den Kapitaldienst verbleibende Betrag den Änderungen der Produktionskapazität entsprechend korrigiert Indexzahlen, 1925/27 = 100
1925	84.0
1926	98.8
1927	117.2
1928	119.7
1929	113.5
1930	93.5
1931	77.4
1932	69.2
1933	62.9
1934	70.1
1935	72.7
	unter Berücksichtigung der Verbilligung der Investitionskosten (der Ertragskoeffizient [die volkswirtschaftliche Rentabilität]) des Industriekapitals Indexzahlen, 1927 = 100
1925	[1])
1926	[1])
1927	100.0
1928	101.9
1929	97.7
1930	85.9
1931	74.6
1932	71.2
1933	67.3
1934	76.6
1935	79.9

Kapital herangezogen wurde, so daß damals der Debetzinssatz der Banken die Vergleichsgrundlage einer Rentabilitätsaussicht war. 1935 war die Lage anders. Infolge von Befürchtungen über die Gestaltung des Geldwertes, aber auch einer günstigen Rentabilität und des Erstarkens mancher Unternehmungen haben die Selbstfinanzierungen viel an Bedeutung gewonnen, bei denen im Gegensatz zu früher der Einlagenzinssatz der Banken Vergleichsgrundlage für Rentabilitätsberechnungen geworden ist. Bei der Erklärung der Investitionstätigkeit in den Aufschwungsjahren 1934 und 1935 ist also auf den Unterschied zwischen dem früheren Ausleihe- und dem späteren Einlagezinssatz zu verweisen.

Es soll sehr nachdrücklich darauf verwiesen werden, daß der als Ertragskoeffizient des Industriekapitals bezeichnete Begriff nicht einfach

[1]) Mangels entsprechender Preisindexzahlen nicht feststellbar.

mit seiner privatwirtschaftlichen Rentabilität verwechselt werden darf. Die Rentabilität in ihrem gewöhnlichen Sinn ist ein rein privatwirtschaftlicher Begriff, zu dessen Bestimmung alle privatwirtschaftlichen Kostenfaktoren, so vor allem das Erfordernis des Schuldendienstes, zu berücksichtigen sind. Dabei wurde aber die privatwirtschaftliche Rentabilität der Unternehmungen neben der Höhe der Schulden und der nach ihnen zu zahlenden Zinsen besonders auch durch Spekulations- und konjunkturelle Gewinne und Verluste stark beeinflußt, so z. B. durch Währungsentwertungen oder durch die Möglichkeiten einer günstigen Regelung von Auslandsschulden und dgl. In volkswirtschaftlicher Beziehung ist aber die privatwirtschaftliche Rentabilität eigentlich von geringer Bedeutung. Entscheidend ist, wie sich der Ertrag des in der Industrie investierten Kapitals gestaltet, wobei der Einfluß des unterschiedlichen Verschuldungsgrades der einzelnen Unternehmungen füglich unberücksichtigt gelassen werden kann. Dies ist es, was unser Ertragskoeffizient zum Ausdruck bringt. Allerdings wäre auch das Abschreibebedürfnis zu berücksichtigen. Da aber dieses im Verhältnis zum angelegten Kapital als von Jahr zu Jahr nahezu konstant gelten kann, ist seine Vernachlässigung keine Fehlerquelle. In der Privatwirtschaft pflegt man zwar das Abschreibebedürfnis auf Grund der ursprünglichen Nominalkosten der Anlagen zu berechnen, in volkswirtschaftlicher Beziehung ist es aber offenbar, daß man auf Preisänderungen Rücksicht nehmen muß, so daß der Nominalbetrag des Abschreibungsbedürfnisses sinkt, wenn die Preise fallen und umgekehrt. Aus dieser Überlegung folgt, daß der Ertragskoeffizient als Meßziffer der volkswirtschaftlichen Rentabilität betrachtet werden kann.

Die volkswirtschaftliche Rentabilität ist kein allgemein anerkannter Begriff. Die herkömmliche Terminologie kennt nur eine Art von Rentabilität: die privatwirtschaftliche. Bei dieser werden — um es zu wiederholen — die Schuldzinsen ebenfalls berücksichtigt, dagegen aber die Veränderungen des Geldwertes meist unberücksichtigt gelassen, die Berechnung also auf Grund des ursprünglichen Nominalwertes der Anlagen angestellt. Doch kann nicht oft und nachdrücklich genug betont werden, daß vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus die Rentabilitätskalkulation bedeutsamer ist, bei der Schuldzinsen außer acht bleiben. Diese „volkswirtschaftliche Rentabilität" hat natürlich auch mit dem Begriff der „Produktivität" nichts gemein, der herkömmlicherweise als volkswirtschaftlicher Begriff dem privatwirtschaftlichen Begriff der Rentabilität gegenübergestellt wird.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der volkswirtschaftlichen Rentabilität (des Ertragskoeffizienten des Kapitals) läßt sich beurteilen, wenn wir bedenken, welche Überlegungen bei der Gründung von neuen und der Vergrößerung von bestehenden Unternehmungen angestellt werden. Hierbei

stimmt nämlich — wenn keine Anleihen aufgenommen werden sollen — die erwartete privatwirtschaftliche Rentabilität mit dem gemäß den Erwartungen erzielbaren Ertragskoeffizienten überein. Die Unternehmer lassen sich also bei ihren auf Neuinvestitionen sich beziehenden Überlegungen durch letzteren, nicht aber durch die privatwirtschaftliche Rentabilität der schon bestehenden Kapitalanlagen leiten. Bei neuen Investitionen ist der erwartete Ertragskoeffizient, die erhoffte volkswirtschaftliche Rentabilität, bzw. ihr Vergleich mit dem marktgängigen Zinssatz entscheidend. Von diesem Verhältnis hängt es ab, ob Neuinvestitionen als begehrenswert erscheinen oder nicht. Daß aber der Ertragskoeffizient von Neuinvestitionen meist günstiger als der von bestehenden Kapitalanlagen ist, wird dadurch wahrscheinlich, daß bei Neuinvestitionen meist eine modernere Technik zur Anwendung gelangt als bei den alten Anlagen.

Noch eine abschließende Bemerkung: Wir haben nicht die absolute Höhe der volkswirtschaftlichen Rentabilität, sondern nur ihre in einer Indexzahlenreihe zum Ausdruck gebrachten Veränderungen zu berechnen vermocht. Dies mindert vielleicht den Wert der angestellten Berechnungen, doch ist zu bemerken, daß diese ein Problem berühren, das statistisch anders überhaupt nicht behandelt werden könnte.

Die Strukturwandlung der Wirtschaft Ungarns seit dem Kriege und die deutsch-ungarischen Wirtschaftsbeziehungen.

Von

Emmerich Kolbenheyer (Berlin).

Im Zuge der wirtschaftspolitischen Entwicklung der Gegenwart hat vielleicht kein zweites Problem mehr Bedeutung erlangt als die Frage des Wirtschaftsgefüges einer nationalen Volkswirtschaft und seiner Auswirkung auf die zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen.

Man könnte sagen, daß alle wirtschaftlichen Fragen der Gegenwart und alle wirtschaftspolitischen Forderungen der Zukunft — auch auf zwischenstaatlichem Gebiet — notwendigerweise fehlschlagen müssen, wenn sie nicht auf der klar erkannten Grundlage, auf der genauen Kenntnis des gegenwärtigen wirtschaftlichen Gefüges beruhen.

Aus diesem Grunde ist es angebracht, wenn man sich von Zeit zu Zeit besinnt und sich durch eine Art Bestandsaufnahme über den gegenwärtigen Stand des Wirtschaftsgefüges klar wird.

Die Wirtschaft Ungarns hat in den letzten zwanzig Jahren ihre Struktur zweimal geändert. Die umwälzende Strukturwandlung infolge des Trianoner Vertrages ist in ihrem Ausmaß und in ihren Auswirkungen oft geschildert worden. Die seither eingetretene Strukturwandlung ist nicht von außen aufgezwungen, sie entspringt vielmehr der eigenen wirtschaftspolitischen Führung Ungarns. Sie ist auch nicht über Nacht hereingebrochen, sondern, wenn auch in kurzer Zeit, doch zielbewußt entwickelt worden. Im nachfolgenden werden wir uns mit den Ursachen, die eine Änderung der Struktur hervorgerufen haben, mit den Mitteln, mit deren Hilfe die gezeitigte Wirkung erreicht wurde, und mit dem an Hand von Kennziffern meßbaren Ergebnis befassen und zum Schluß die Auswirkung der Strukturwandlung Ungarns auf die deutsch-ungarischen Wirtschaftsbeziehungen schildern.

I.

Für die Wirtschaftspolitik Ungarns gab es nach dem Inkrafttreten des Trianoner Vertrages nur zwei Möglichkeiten. Die eine, die konservative Möglichkeit, hätte in der Fortführung der früheren Wirtschaftspolitik im Rahmen der neuen Gegebenheiten bestanden. Die andere Möglichkeit

bestand in der Ausgestaltung der politischen Grenzen zu Grenzen eines neuen Wirtschaftsraumes.

Praktisch kam für Ungarn nur die zweite Möglichkeit in Betracht. Der Trianoner Vertrag hatte nämlich mit einem Schlage die 400 Jahre alte Wirtschaftsgemeinschaft Österreich-Ungarns vernichtet. Diese Wirtschaftsgemeinschaft erstreckte sich aber sowohl auf die Erzeugung als auch auf den Verbrauch und wurde durch eine starke kapitalmäßige Verflechtung und durch die starke Kaufkraft von 52 Millionen Menschen unterbaut.

Die landwirtschaftliche Erzeugung Ungarns fand bereitwilligen Absatz in der von einer einheitlichen Zollinie geschützten Monarchie. Die neue politische Grenze wurde aber immer mehr zu einer prohibitiven Zollinie, die eine Ausfuhr ungarischer landwirtschaftlicher Erzeugnisse entweder überhaupt unmöglich machte oder nur unter schweren Opfern gestattete. Die landwirtschaftliche Erzeugungsgrundlage, die überwiegend in Ungarn verblieb, wurde somit von den wichtigsten Verbrauchszentren durch hohe Zollmauern getrennt. Es ist klar, daß dieser Wirtschaftszweig, der infolge der natürlichen Erzeugungsbedingungen und infolge der relativ hohen europäischen Erzeugungskosten nur dann rentabel arbeiten kann, wenn er seine langfristige Erzeugungsperiode richtig übersieht, zunächst unter großen Absatzsorgen und später auch Erzeugungsschwierigkeiten leiden mußte. Hinzu kam die Weltagrarkrise mit ihren ungewöhnlich niedrigen Verwertungspreisen und schließlich der in Europa erstarkende Agrarprotektionismus, insbesondere auf den für die ungarische Landwirtschaft besonders wichtigen Absatzmärkten.

In der ungarischen Industrie haben die neuen Wirtschaftsgrenzen je nach dem Stande der Industriegruppen verschiedene Wirkung gezeitigt. Die Lage der verhältnismäßig am weitesten entwickelten, über eine für die Monarchie bemessene Erzeugungskapazität verfügenden landwirtschaftlichen Verarbeitungsindustrie war der der Landwirtschaft sehr ähnlich. Diese auf der heimischen Rohstoffgrundlage aufgebaute Industrie wurde auch plötzlich von ihrem ehemaligen Absatzmarkt getrennt. Als äußeres Zeichen der Schrumpfung genügt es schon, auf die Großmühlenindustrie zu verweisen. Bei vielen anderen Industriegruppen kann die Erzeugungs- und Absatzgrundlage durch Herausreißen einiger Produktionsstufen oder durch vollständiges Fehlen gewisser Schlüsselindustrien gekennzeichnet werden.

Diese Lage wurde von Jahr zu Jahr verschärft infolge der Unmöglichkeit des Arbeitseinsatzes der natürlichen Bevölkerungszunahme, die noch durch die große Zahl vertriebener, aus den abgetrennten Gebieten ausgewiesener Arbeitsfähiger verschlimmert wurde.

Um die Arbeitskräfte zu binden, die Ausfuhrabhängigkeit der Landwirtschaft durch Stärkung des Inlandskonsums zu mindern und die Ab-

hängigkeit in der Versorgung mit Industriewaren — mit ihr die Passivität der Handelsbilanz — zu verringern, wurde die Industrialisierung des Landes mit allen zur Verfügung stehenden wirtschaftspolitischen Mitteln in Angriff genommen.

II.

Seit der Entstehung des ersten autonomen ungarischen Zollgebietes im Jahre 1918 gab es verschiedene Möglichkeiten einer Lenkung der ungarischen Wirtschaftspolitik. Erst seit 1921, seit den Vorarbeiten zu dem neuen Zolltarif, lassen sich die Grundzüge einer planvollen Gestaltung erkennen. Ihre Träger und ihre Mittel hatten sich vielfach geändert, das Ziel aber, die Förderung der Industrie und zumindest ihre Erhaltung, nach Möglichkeit aber die gleichzeitige Ausweitung der landwirtschaftlichen Ausfuhr ist geblieben. Man verfolgte dieses Ziel bis 1924 durch eine Lenkung im Ermessenswege (Staffelung der Zollaufgelder, Devisenzuteilung und ihre Kurse, Ein- und Ausfuhrverbote), von 1925—1931 durch den autonomen Zolltarif und durch Handelsverträge, seit 1931 durch besondere Einrichtungen, wie das Ung. Kgl. Außenhandelsamt mit seinen zahlreichen Auslandsstellen, in Verbindung mit erneuter Devisenbewirtschaftung und Kontingentierung.

Die staatliche Industrieförderungspolitik hat in mehreren Gesetzen ihren Niederschlag gefunden. Die beiden Grundgesetze der unmittelbaren Industrieförderung von 1907 und 1931 enthalten im wesentlichen die Bestimmungen über Begünstigungen steuerlicher, gebührenmäßiger und tariflicher Art und regeln die Verpflichtungen des Staates und der öffentlichen Körperschaften bei Erteilung von Aufträgen.

Der erste autonome Zolltarif trat am 1. 1. 1925 in Kraft. Er repräsentiert in seinen Zollbestimmungen die schutzzöllnerische Solidarität von Landwirtschaft und Industrie. Im Gegensatz zu dem tatsächlichen Industrieprotektionismus ist der Zollschutz der Landwirtschaft als einer Überschußwirtschaft von durchaus anderer Bedeutung. Die industriefördernde Tendenz des Zolltarifs ist schon durch die besonderen, an die Regierung, bzw. an den Finanzminister erteilten Vollmachten gekennzeichnet. Sie können nämlich sowohl für Waren als auch für Maschinen, die zum Aufbau der Industrie dienen, im Verordnungswege volle Zollfreiheit bzw. Zollermäßigung gewähren. Auch im Rahmen eines dichten Netzes von Handelsverträgen, die Ungarn auf der Grundlage des autonomen Zolltarifes von 1925 bis 1931 und seither mit einer ansehnlichen Gruppe von europäischen und überseeischen Staaten geschlossen hat, war es stets auf die Wahrung seiner eigenen Industrieförderung bedacht.

III.

Infolge der Industrieförderung ist die Anzahl der industriellen Betriebe und der Beschäftigten sowie der Produktionswert, abgesehen von den Krisenjahren, in ständiger Aufwärtsentwicklung begriffen. Das Ungarische Institut für Wirtschaftsforschung nennt folgende Kennziffer im Vergleich zum Jahre 1927: 100.

	1934
Technische Entwicklung und Rationalisierung	123.8
Produktionskapazität	134.4
Kapazitätsausnutzung	75.2
Erzeugung	100.6
Verbrauch	96.6
Fabrikverkaufspreise	73.9

Im Verlauf dieser Entwicklung hat sich die prozentuale Verteilung der Produktionswerte der materiellen Gütererzeugung stark verschoben. Der Anteil der einzelnen Produktionsgruppen am Gesamtproduktionswert betrug in v. H.

	1924/5	1934/5	Zu- und Abnahme in %
Landwirtschaft	60.3	48.1	—12.2
Bergbau und Hüttenwesen	3.0	2.7	— 0.3
Industrie	25.9	34.0	+ 8.1
Handwerk	10.8	15.2	+ 4.4

Der Außenhandel Ungarns hat sich aus einem überwiegenden Tauschhandel von Agrarprodukten gegen Fertigwaren zu einem solchen von Agrarprodukten und Fertigwaren gegen industrielle Rohstoffe und Halbfabrikate und erst in zweiter Linie gegen Fertigwaren umgewandelt.

1924 standen Weizen und Roggenmehl (17.6%) und Zugvieh (9.6%) an der Spitze der ungarischen Ausfuhr, 1936 dagegen Weizen (fast 16%) und elektrische Maschinen und Apparate (5.4%). — 1924 hatte Baumwollgewebe die erste Stelle der ungarischen Einfuhr behauptet, ihm folgte Bau- und Nutzholz (10.1%), 1936 steht Bau- und Nutzholz an erster Stelle (10.9%), aber Rohbaumwolle (6.8%) an zweiter Stelle der Gesamteinfuhr.

Nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1930 entfällt mehr als die Hälfte der Bevölkerung auf die Landwirtschaft (51.8%), ein Drittel (32.3%) auf Bergbau, Industrie und Verkehr, während der Rest sich auf die übrigen Berufsgruppen verteilt. An Erwerbstätigen zählte man 1930 3.99 Millionen. Während die Gesamtzahl der Erwerbstätigen 1920/30 um 6.5% stieg, betrug die Zunahme der in der Landwirtschaft Beschäftigten

nur 1%, hierdurch ging der Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung von 55.8% auf 51.8% zurück. Dagegen stieg die Industriebevölkerung der starken Industrialisierung entsprechend von 1920 bis 1930 von 18 auf 22% der Gesamtzahl der Erwerbstätigen, das heißt um 30.6% an!

Der Außenhandelsverkehr mit industriellen Fertigwaren hatte sich auch grundlegend verändert:

	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhrüberschuß
	ind. Fertigwaren in Mill. Pengö		
1925	498.7	140.4	358.3
1929	511.2	211.7	299.5
1934	139.8	113.1	26.7
1935	147.4	136.8	10.6

Abschließend kann man wohl feststellen, daß Ungarn den großen strukturellen Unterschied seiner Wirtschaft mit seinen westlichen Nachbarn durch die Erfolge der Industrialisierung fast eliminiert hat.

IV.

Im Hinblick auf die oben geschilderte tatkräftige Industrieförderung Ungarns hat es sowohl in Deutschland als auch in Ungarn nicht an Stimmen gefehlt, die glaubten befürchten zu müssen, daß die stark aufwärtsstrebende junge ungarische Industriewirtschaft Hemmungen in den beiderseitigen Wirtschaftsbeziehungen hervorrufen müsse.

Die tatsächliche Entwicklung des deutsch-ungarischen Außenhandels ist aber der beste Beweis dafür, daß diese Theorie unzutreffend war. Sie war sogar auch unter Berücksichtigung der Politik des Reichsnährstandes falsch.

In der Einfuhr Ungarns stand 1920 Deutschland als Bezugsland an vierter Stelle weit hinter Österreich, Tschechoslowakei und Italien mit einem Anteil von 8.4% an der Gesamteinfuhr Ungarns. 1922 rückte Deutschland an die dritte Stelle mit 12.96%, 1930 stand es schon vorübergehend mit 21.25% an erster Stelle, um seit 1935 mit 23% wieder die erste Stelle einzunehmen.

In der Ausfuhr Ungarns stand 1920 Deutschland an dritter Stelle mit 11.15%, seit 1931 steht es an der zweiten Stelle und seit 1935 mit 24% der Gesamteinfuhr an der ersten Stelle unter den Absatzländern.

Ungarn führte im Jahre 1935 aus Deutschland Waren im Werte von 63 Mill. RM. ein. Der bedeutendste Posten sind die Erzeugnisse der chemischen Industrie, auf die allein 25% der Gesamteinfuhr aus Deutschland entfielen. Daneben sind vor allem Kohle, Eisenwaren, Maschinen und Kraftfahrzeuge zu nennen. Bei fast allen industriellen Fertigwaren hat die Einfuhr aus Deutschland in den letzten Jahren teilweise sogar beträchtlich zugenommen.

Von der Gesamteinfuhr entfällt mehr als ein Viertel auf Fleisch und Geflügel. Es folgen in der Reihenfolge der Bedeutung Federn und Borsten, Obst und Gemüse und elektrotechnische Erzeugnisse.

Der Meistbegünstigungsvertrag zwischen Deutschland und Ungarn vom Dezember 1920 wurde im Juli 1931 durch einen Handelsvertrag und seither durch mehrere Zusatzabkommen ergänzt. Das erste Zusatzabkommen vom Juli 1933 bestimmte, daß Regierungsausschüsse eingesetzt werden, deren Aufgabe es ist, „in ständiger unmittelbarer Fühlungnahme diejenigen Fragen zu behandeln, die mit der Durchführung der zwischen dem Deutschen Reich und Ungarn bestehenden wirtschaftlichen Vereinbarungen zusammenhängen". Die Ausschüsse haben sich mit folgenden Fragen zu befassen:

1. Die Erweiterung der Absatzmöglichkeit für deutsche Waren in Ungarn und für ungarische Waren in Deutschland soll ständig gefördert werden; hierbei ist besondere Aufmerksamkeit den Fragen der „Angleichung von Teilen der ungarischen landwirtschaftlichen Erzeugung an den deutschen Einfuhrbedarf" zu widmen.

2. Die Auswirkung von Regierungsmaßnahmen soll ständig geprüft werden, um die Ausfuhr aus dem einen Land in das andere günstig zu beeinflussen.

3. Die ständige Aufmerksamkeit der Ausschüsse soll sich auf die Auswirkung der deutsch-ungarischen Clearings- und Kompensationsabkommen und ihre Durchführung auf dem Gebiete des beiderseitigen Warenverkehrs erstrecken.

Die Entwicklung des Außenhandelsverkehrs insbesondere in der jüngsten Zeit zeigt uns, daß nicht trotz, sondern gerade wegen der Strukturwandlung der ungarischen Wirtschaft die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn nicht lockerer, sondern viel intensiver als ehedem geworden sind. Sie berechtigen auch zu der Annahme, daß hier auch künftighin keine grundsätzliche Änderung zu erwarten sein wird.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen.

Die Aufgaben der vergleichenden Musikwissenschaft in Ungarn.

Die Geschichte der ungarischen Musikkultur ist bis in die neuesten Zeiten durch eine charakteristische Zwiespältigkeit gekennzeichnet. Bis an die Schwelle des 20. Jh.s, ja in gewissem Sinne heute noch, gab es in Ungarn zwei Arten von Musik: eine Kunstmusik internationalen Gepräges, die an den öffentlichen, städtischen Musikinstituten, in Oper, Philharmonie und Konservatorium offiziell gepflegt wurde, und daneben eine urtümliche Volksmusikkultur des überwiegend agrarischen Bauernstandes, eine Kultur, deren Vorhandensein und Eigenart überhaupt erst durch die 1905 begonnene bahnbrechende Pionierarbeit von Bartók und Kodály erschlossen wurde.

Bis dahin hat die ungarische Volksmusikkultur gleichsam ein unterirdisches Leben geführt. Zur Erklärung dieser heute kaum zu verstehenden Lage muß betont werden, daß die Entfernung, ja geradezu Entfremdung zwischen dem städtischen Musikleben und der Volksmusikkultur der Siedlungen in Ungarn und überhaupt in Osteuropa viel größer ist als etwa in Deutschland. Die verläßlichsten und heute zumeist alleinigen Träger der alten einheitlichen Volkstradition in Osteuropa sind Bauern, die aus dem Umkreis ihres Dorfes niemals herauskamen, niemals eine städtische Kunstmusik hörten, die vom Notenlesen keine Ahnung haben, ja sogar in rumänischen Gegenden oft Analphabeten sind. Die wirklich ernsten und erfolgreichen Bemühungen, zwischen dieser urwüchsigen Volksmusikkultur und der städtischen Musik eine Brücke zu schlagen, also auf dem Boden der Volksmusik eine nationale Kunst zu schaffen, sind alle neueren Datums; sie haben noch keine Geschichte. Alles, was in Ungarn bis zum Ende des 19. Jh.s auf dem Gebiet der Kunstmusik geschaffen und musiziert wurde, ist zum Teil Importmusik gemeineuropäischen Gepräges, zum Teil eine im Stil und mit den Mitteln dieser europäischen Kunst entworfene romantisch-nationale Musik ohne eigentliche Verwurzelung im Volksleben. Die Meister dieser nationalen Romantik, ein Franz Liszt, Franz Erkel oder Michael Mosonyi, sind in ihrer stilgeschichtlichen Stellung etwa einem Rimsky-Korsakoff in der russischen, einem Grieg in der skandinavischen, einem Dvořák in der tschechischen Musik vergleichbar. Sie waren auf die vermittelnde Rolle der aus der russischen Kunst und Literatur so gut bekannten Westler angewiesen, welche Stellung ihnen die letzten Höhen tonkünstlerischen Schaffens vorenthielt. — In Ungarn, wie in Osteuropa überall, fehlte das überragende Genie, welches mit überzeugender künstlerischer Kraft die Melodienwelt der bodenständigen Volksmusik der kunstmusikalischen Praxis hätte erschließen können, so wie es durch das Wirken und Schaffen der großen Meister der Musikgeschichte bei den großen Musiknationen des Westens schöpferische Tat geworden war. Die Melodik des deutschen, italienischen und französischen Volkslieds ist der europäischen klassischen Musik nicht fremd geblieben: Meister wie Senfl, Bach, Haydn, Beethoven oder Schubert haben die Musikentwicklung mit dem Motivschatze des deutschen, Cesti, Scarlatti, Pergolesi, Verdi mit jenem des italienischen Volkslieds (diesen Begriff natürlich im weitesten Sinne genommen) bereichert. Dies konnte eben nur gelingen, weil die Verschmelzung überkommener traditioneller Techniken und Formen mit einheimischer

Melodik von solch überragender künstlerischer Kraft unternommen wurde, wie diese Großmeister es waren.

In Osteuropa konnte von einer solchen produktiven Verschmelzung lange keine Rede sein: hatte doch hier der „gebildete Musiker" der Städte auf den singenden Bauern der Dörfer immer verächtlich herabgesehen. Es hat hier die musikalische Krise der Spätromantik mit ihrer melodischen Zerfahrenheit und Entwurzelung kommen müssen, um die Erkenntnis durchzusetzen, daß nur auf dem Boden heimischer bodenständiger Tradition eine wirklich sprachgewaltige neue Kunst aufgebaut werden kann. — In jeder ernst gemeinten modernen Musik ist das Suchen nach einem neuen, unverbrauchten musikalischen Idiom allgemein bemerkbar: das Heranziehen exotischer Melodien ist ja (besonders in der französischen Musik) geradezu zur Mode geworden.

Eine wahre Erneuerung unserer europäischen Musik ist aber von solchen exotisierenden Versuchen nicht zu erwarten, denn es fehlt ihnen die ethische Gesinnung aller großen Musik auf der einen, die volkhafte Verwurzelung auf der anderen Seite. Dem neu erschlossenen Melodienmaterial der Volksmusiken (gleichviel woher es stamme), wird nur derjenige Komponist wirkliches Leben einhauchen, der neuen Tonsprache die tiefsten Werte seiner Seele, seiner Persönlichkeit anvertrauen können, welcher mit dieser Melodik sozusagen zusammen aufgewachsen, mit ihr umgangsmäßig innerlich vertraut ist; in der Art etwa, wie Seb. Bach mit seiner ganzen Persönlichkeit die Melodienwelt des deutschen evangelischen Chorals in sich aufgenommen hatte; die Melodik des Chorals war seine eigenste, persönliche Sprache geworden.

Dies alles spricht dafür, daß die speziellen Probleme der ungar. und der osteuropäischen Musikkultur überhaupt sich mit den allgemeinen Stil- und Kulturproblemen unserer neuen Musik vielfach berühren. Freilich bedeutet die Volksmusik heute in Ungarn für die Gesamtheit des Kulturlebens weit mehr als sonst anderswo. Musikalische Folklore bedeutet da nicht mehr einen kulturellen Luxus (wie etwa noch vor 40—50 Jahren), sondern eine Lebensnotwendigkeit. Zwar wird es vom angehenden Komponisten, Dirigenten oder Musikwissenschaftler noch nicht durchaus verlangt, tätig selbst musikalische Folklore zu treiben. Aber es hat sich doch in der letzten Zeit so ziemlich die Überzeugung durchgesetzt, daß wirklich schöpferische Arbeit auf dem Gebiete des musikalischen wie auch des musikwissenschaftlichen Schaffens nur von dem geleistet werden kann, der die Kultur der heimatlichen Volksmusik sich wirklich an Ort und Stelle, also nicht vom Schreibtisch aus, sondern umgangsmäßig zu eigen gemacht hat.

Die ungar. Volksmusik steht in ihrer Eigenart dem Westen gegenüber nicht allein da. Die allgemein kulturelle Einstellung der ungar. Volksmusik (nicht aber die stilistischen Kennzeichen im einzelnen) findet in der Volksmusik der Slowaken, Ruthenen, der siebenbürgischen Rumänen und der Kroaten wesenhaft verwandte Züge[1]). Eines der bezeichnendsten Kennzeichen aller osteuropäischen Volksmusik ist die absolute Herrschaft der mündlichen Tradition und die völlige Spontaneität der Überlieferung. Eine künstliche Aufrechterhaltung und Belebung der Tradition (wie sie etwa in England durch die Folk Song Society und die Folk Dance Society geübt wird) kommt hier also gar nicht in Frage. (Natürlich je mehr ein Gebiet industrialisiert ist, um so stärker ist die echte alte volksmusikalische Tradition bereits verschwunden oder im Schwinden begriffen. Am stärksten beim tschechischen Volk, am wenigsten in Rumänien. Bei Slowaken und Ungarn ist die Überlieferung vielfach noch lebendig, aber schon stark gefährdet, namentlich auch durch die Verbreitung des Rundfunks.)

---

[1]) Eine grundlegende Untersuchung der gemeinsamen und der trennenden Stilmerkmale hat B. Bartók im 20. Heft der Ungar. Bibliothek (1935) veröffentlicht (*Die Volksmusik der Magyaren und der benachbarten Völker*).

Hiermit wird die ganze Volksmusikkultur Osteuropas gewissermaßen den orientalischen Musikkulturen angenähert, die auch im Wesen „orale" Kulturen sind, wo also das schriftlich fixierte Notenbild ganz in den Hintergrund tritt. In alter Zeit war diese Art Tradition auch der europäischen Musik wohl vertraut: die altgriechische Musik und auch der gregorianische Gesang bis etwa ins 7.—8. Jh. bauen auf eine im Wesen noch orale Musikkultur. — Das Fortleben einer Jahrhunderte überdauernden rein mündlichen Tradition wird hier besonders dadurch begünstigt, daß die oben genannten osteuropäischen Volksmusikkulturen durchaus einstimmig-melodisch eingestellt sind. Der mehrstimmige Gesang der Deutschen ist all diesen Völkern fremd geblieben. Eben deshalb bedeutet die deutsche Sprachgrenze nach dem Südosten zu auch musikalisch eine scharf markierte Grenzscheide. Die Melodiestile diesseits und jenseits dieser Linie sind grundverschieden: zwischen deutschem und ungar. Volkslied besteht z. B. stilistisch gar kein Zusammenhang. — Einstimmigkeit und mündliche Tradition hängen aufs engste zusammen: die eigentliche moderne Notenschrift Europas, die Mensuralnotation, ist ja auch erst aus den Bedürfnissen der mehrstimmigen Musik heraus ziemlich spät, im 13. Jh. entstanden.

Das absolute Vorherrschen der mündlichen Überlieferung hat nun freilich — vom Westen aus gesehen — einen beklagenswerten Mangel an historischem Material zur Folge. Was nicht aufgezeichnet wird, kann auch nicht im üblichen Sinne historisch werden. Nahezu alles, was auf osteuropäischem Boden an musikhistorischen Denkmälern auf uns gekommen ist, gehört in die Kategorie der gemeineuropäischen Musik, also, vom Standpunkte der nationalen Kultur aus gesehen, der Importmusik. Der Melodienschatz der Volksmusiken ist demnach so recht und eigentlich niemals an die Oberfläche der Geschichte getreten.

Als ein weiteres wesentliches Merkmal der ungar. Volksmusik muß die erstaunliche Einheit des melodischen Stiles hervorgehoben werden. Die Kraft der Gemeinschaft hat in diesen osteuropäischen Volksmusiken Melodiestile von einer Einheit und Geschlossenheit geschaffen, wie wir sie im gegenwärtigen Westeuropa nicht mehr finden. Der sogenannte alte Stil der ungar. Volksmusik z. B. (in der bisherigen Sammlung nahe an die 1000 Melodien in ungefähr 200 Variantengruppen) ist mit seinen Stilmerkmalen der halbtonlosen Pentatonik, seiner streng vierzeiligen Struktur aus isometrischen 6—12-Silblern und seinem reihenartigen Aufbau (Schema A B C D) auf dem gesamten Siedlungsgebiet des Ungartums in erstaunlicher Geschlossenheit erhalten; auf Gebieten von 700—800 km Entfernung sind genau übereinstimmende Varianten gefunden worden. — Auch die eigenartigen Melodien der Totenklage gehen auf dem ganzen ungar. Sprachgebiet auf Varianten einer einzigen Grundmelodie zurück. Der Prozeß der stilistischen Vereinheitlichung ist so intensiv, daß man hier beinahe von Naturkräften sprechen möchte, — genauer von Stilkonventionen, die sich nach der Art biologischer Gesetze auswirken.

In demselben Sinne ist auch die starke ritenhafte Gebundenheit der Gesänge bezeichnend. Bei dem am wenigsten industrialisierten Rumänen ist diese Bindung an den Volksbrauch am lebendigsten erhalten: da gibt es u. a. Weihnachtsgesänge für Männer und andere für Frauen, Totengesänge für alte und junge, männliche und weibliche Verstorbene, Hochzeitsgesänge usw. Die an bestimmte Gelegenheiten nicht gebundenen Lieder stehen, wenn nicht gerade zahlenmäßig, so doch der Bedeutung nach an zweiter Stelle. — Von diesen speziellen Kategorien sind in Ungarn noch die Weihnachtslieder, die Totenklage und die Hochzeitsgesänge in ihrer ritenhaften Gebundenheit erhalten, die Mehrzahl der Melodien ist aber nicht mehr mit bestimmten Gelegenheiten, Bräuchen verknüpft.

Dieses vollständige Zurücktreten des individuellen hinter demkollektiven Aus-

druck ist ein wesentliches Kennzeichen der osteuropäischen Volksmusik, welches die beispiellose Einheit der einzelnen nationalen Melodiestile erst ermöglicht hat. — Die individuell-virtuose Willkür des Zigeunerspiels ist beispielsweise in der echten ungar. Volksmusik ganz unbekannt.

Dabei müssen wir aber in der Volksmusik nicht an eine monotone Einförmigkeit denken. Varianten sind auch bei ein und derselben Melodie durchaus möglich und nachweisbar. Dies betrifft namentlich die Ornamentik der reicher verzierten Melodien, die zumeist von Strophe zu Strophe variiert vorgetragen werden. Nur das Grundgerüst, die Struktur der Melodie bleibt unangetastet, also etwa Zeilen- und Silbenzahl, Zeilenschlußkadenzen und Grundrhythmus, während die Tonfolge im einzelnen sich variabel zeigt.

Was nun der ungar. Volksmusikkultur unter diesen wesensverwandten Volksmusiken Südosteuropas einen besonderen Platz zuweist, das ist die für diese Gebiete verhältnismäßig reiche geschichtliche Dokumentation, welche sie unter den sozusagen geschichtslosen Volksmusiken der Slowaken, Rumänen, Ruthenen usw. heraushebt. Es handelt sich bei diesen geschichtlichen Denkmälern um Versuche, das Melodienmaterial der ungar. Musik in den Formkreis der Kunstmusik einzubeziehen, um Versuche, welche übrigens im Hinblick auf die nationale Musikkultur ziemlich wirkungslos geblieben sind. Da sie jedoch für die Chronologie eines bedeutenden Teils unserer Volksmelodien, rein dokumentarisch, von ausschlaggebender Bedeutung sind, muß diese Denkmälergruppe hier kurz beleuchtet werden.

Die ungarländischen Notendenkmäler des Mittelalters gehören alle in den Kreis der lateinischen Gregorianik; Melodien mit ungar. Text sind uns aus dieser Zeit gar nicht erhalten. Die ersten handschriftlich erhaltenen ungar. Melodien erscheinen am Anfang des 16. Jh.s. — Von zwei wenig bedeutenden Bruchstücken aus dem Anfang dieses Jh.s abgesehen, ist die erste bedeutsame Quellengruppe ungar. Melodien das Melodiengut der sogenannten epischen Gesänge (etwa 40—50 zeitgenössisch aufgezeichnete und ungefähr 30 aus den Melodieberufungen rekonstruierbare Melodien), welche um die Mitte des 16. Jh.s im Druck verbreitet wurden. — Dies sind natürlich keine reinen Volksmelodien: bei einer Reihe von ihnen ist uns ja auch der Autor bekannt. Strophenschemata und Melodietypen ausländischen Ursprungs sind unter ihnen auch zu finden. — Der größte Teil der Melodien ist jedoch im Aufbau den epischen Gesängen der heutigen ungar. Volksmusik außerordentlich ähnlich: so müssen wir annehmen, daß die Sänger und Komponisten dieser Melodien im 16. Jh. den ungar. Volksgesang ihrer Zeit (welcher mit dem heutigen in den Grundzügen offenbar identisch war) zum Vorbild genommen haben. So ist es auch möglich geworden, daß mehrere dieser Melodien im Material der Volksmusik aufgegangen sind und bis zur Gegenwart — zumeist mit neu unterlegten Texten — vom Volk gesungen werden.

Aber auch in der Erscheinungsweise des epischen Gesangs können wir Züge beobachten, welche ihn in die unmittelbare Nachbarschaft der Volksmusik rücken. Namentlich den Wesenszug der mündlichen Tradition können wir auch hier nachweisen. Daß die Weisen in zeitgenössischen Drucken auf uns gekommen sind, darf uns nicht beirren. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Gesänge vom Druck sozusagen unabhängig, in mündlicher Überlieferung verbreitet waren. Erstens bringen die alten Ausgaben (schon aus rein drucktechnischen Gründen) nur sozusagen das Grundgerüst, die Grundlinie der Melodie in syllabischer Form. Ein Vortrag der epischen Texte mit ihren Dutzenden von Strophen nach dieser schematischen Art würde eine geradezu unerträgliche Eintönigkeit ergeben. Wer den Vortrag der heutigen ungar. Volksballaden mit ihrer improvisatorischen Variationskunst von Strophe zu Strophe abgewandelter Gestalten kennt, der kann sich den Vortrag dieser alten epischen Gesänge in keiner

anderen Weise vorstellen. — Auch die außerordentlich plump aufgezeichnete Rhythmik dieser alten Melodien muß beim Vortrag einem schmiegsameren parlando-Rhythmus Platz gegeben haben, wie wir ihn wieder aus dem Volksgesange her so wohl kennen.

Auf den Umstand, daß die Melodien nicht nach dem Druck, also nicht nach einer schriftlich fixierten Überlieferung vorgetragen wurden, deutet auch die auffallende Fehlerhaftigkeit der gedruckten Fassungen (besonders auch beim alten geistlichen Lied): Versetzungszeichen fehlen oder sie sind falsch angebracht, Notenköpfe und Rhythmen stehen an falscher Stelle. Interessant ist es zu beobachten, daß diese Fehler in den wiederholten alten Ausgaben fast niemals verbessert wurden. Sie wurden wahrscheinlich gar nicht bemerkt, da man eben nirgends aus dem Buche sang. — Auch die sehr verbreitete Praxis der Melodieberufungen („auf die Melodie dieses oder jenes Gesanges", wie in den Kirchenliedern üblich) ist nur aus einer außerordentlich lebendigen mündlichen Überlieferung zu erklären. — Offenbar war also die Druckausgabe nur als eine entbehrliche Gedächtnishilfe für die langen, vielstrophigen Texte bestimmt; die Melodien sind mehr nur aus dem humanistischen Gedanken der Fixierung für die Nachwelt, allenfalls auch als eine Art hinzugefügten Buchschmuckes mit veröffentlicht worden.

Diese eben genannten Kennzeichen stellen den ungar. epischen Gesang kulturgeschichtlich und stilistisch einigermaßen in die Nähe des deutschen Meistersanges, welcher in den Produkten namhaft bekannter Meister in ähnlicher Weise ein Melodiengut wesentlich völkischen Ursprungs und völkischer Eigenart in künstlicher Aufmachung bewahrt hat.

Um uns nicht allzusehr in Einzelheiten zu verlieren, sei hier die Lage im 17. Jh. nur mit wenigen Worten beleuchtet. Einerseits lebt die Tradition des epischen Gesangs mit etwas gemindertem Ansehen fort, anderseits tritt das Melodiengut des kirchlichen Volksgesangs, des eigentlichen Chorals in den Vordergrund. Die Parallelen des kirchlichen Gesangs mit der ungar. Volksmusik sind im Wesen derselben Art wie beim epischen Gesang, nur daß hier die auswärtigen Einflüsse stärker hervortreten. Eine umfassende Quellenkritik der ungar. Choralmelodien steht noch aus. Einigen vorläufigen Untersuchungen nach zu urteilen, kommt da als Quelle neben dem Gregorianischen Gesang besonders der deutsche Choral und der Melodienschatz der böhmischen und mährischen Brüder in Frage; die Quellen weisen also bei dieser Gruppe eindeutig nach dem Westen. Eine kleinere Gruppe weltlicher Melodien des 17. Jh.s (dem Texte nach meist höfische Liebeslyrik) wurde in Transkription für Virginal in den Handschriften aufgezeichnet; eine eigentliche Kunstmusik hat sich jedoch aus dieser wertvollen Anregung — die übrigens ohne nennenswerte Nachfolge geblieben ist — nicht entwickelt.

Eine größere Menge vorläufigen Melodienmaterials finden wir erst um die Mitte des 18. Jh.s in einer festumgrenzten Handschriftengruppe, den sogenannten studentischen Melodiarien. Dies sind Aufzeichnungen, die im Rahmen des studentischen Chorgesangs an den protestantischen Kollegien des 18. Jh.s entstanden sind. Die Handschriften enthalten teils geistliche Choralmusik für den kirchlichen, teils weltliche Liedmusik für den profanen Gebrauch des Sängerchors in mehrstimmiger Bearbeitung. Das Entstehen dieser Handschriften hängt mit der eben damals erfolgten Einführung des mehrstimmigen Gesangs in die protestantischen Kollegien Ungarns zusammen. — Hier sehen wir also wieder die primäre Stellung der mündlichen Tradition: die Melodien werden erst aufgezeichnet, als die Mehrstimmigkeit das regelmäßige Aufzeichnen unentbehrlich macht; solange der einstimmig-melodische Vortrag ausreichte, begnügte man sich mit der Überlieferung nach dem Gedächtnis.

Die schon beim epischen Gesang angemerkte Primitivität der Aufzeichnungs-

art ist auch für diese Quellen bezeichnend: Schlüssel, Versetzungszeichen, rhythmische Zeichen fehlen oft oder aber sind in ganz primitiv schematischer Form bezeichnet, welche ebenso altertümlich wirkt wie die seltsam archaische, organumartige Technik der mehrstimmigen Ausarbeitung.

Das Wesentliche sind hier also wiederum die Melodien: über 200 Melodien sehr unterschiedlichen Charakters. Wieweit diese Weisen von den Studenten verwendete wirkliche Volkslieder sind oder aber im Geist und nach dem Muster des Volksmusikstils von ihnen neugeschaffene Melodien, das läßt sich heute kaum mehr genau feststellen. Tatsache ist, daß in diesem Material der sogenannte „neue Stil" der ungar. Volksmusik durchaus vorherrscht. So sind nun diese Handschriften für die Datierung des neuen Stils von wesentlicher Bedeutung: während noch Bartók in seiner zusammenfassenden Arbeit über das ungarische Volkslied die Ausbildung des neuen Liedstils im 19. Jh. suchte, sind wir inzwischen durch die unlängst vollzogene Publikation dieser Melodiarien belehrt worden, daß seine Entstehung spätestens in die Mitte des 18. Jh.s gesetzt werden muß.

Hier anschließend muß auch das Problem der ungar. Instrumentalmusik kurz beleuchtet werden. Bisher sprachen wir stets nur über gesungene Musik. In der Tat dreht sich ja die Problematik der alten ungar. Musikgeschichte und der Volksmusik nahezu ausschließlich um gesungene Melodien. Selbständige Instrumentalformen scheint es in der ungar. Volksmusik nicht zu geben. Wohl sind gewisse Volksmusikinstrumente, wie namentlich die Längsflöte, Sackpfeife und Drehleier (allenfalls auch eine Art Zither, Maultrommel und Violine) beim ungar. Bauerntum ziemlich verbreitet. Die Musik, die auf diesen Instrumenten gespielt wird, besteht jedoch fast ausschließlich aus verzierten Varianten von Gesangsmelodien. Eigenes Melodiengut scheint es also für diese Volksmusikinstrumente nicht zu geben. Wie weit diese Lage geschichtlich zurückreicht, können wir kaum mehr feststellen, da die von der Gedankenwelt Herders und der Romantik her orientierte Sammeltätigkeit des 19. Jh.s es vor allen Dingen auf Produkte der Volkspoesie abgesehen hatte und textlose Volksmusik kaum der Beachtung würdig fand.

Auch in der eigentlichen Geschichte der ungar. Musik spielt das Instrumentenspiel eine verhältnismäßig geringe Rolle. Die Daten und Werke der vom Ausland her zugewanderten Orchestermusiker im 17.—18. Jh. sowie der nach dem Ausland ausgewanderten Virtuosen (Valentin Bakfark, Franz Liszt) kommen natürlich als ungar. Musik nicht in Frage. Die in deutschen und italienischen Lautenbüchern auftauchenden sogenannten Ungaresca-Tänze des 16.—17. Jh.s lassen unter der Stilisierung des gemeineuropäischen Lautenstils ungar. Stilelemente einer seitdem verschollenen altungar. Tanzmusik kaum erkennen.

Eine im Charakter stärker ungar. gefärbte und auch in Ungarn zur Allgemeingeltung gelangte Instrumentalmusik sehen wir erst gegen das Ende des 18. Jh.s erscheinen. Dies ist eine violinistisch stilisierte Tanzmusik, deren Denkmäler unter dem Sammelnamen des „Verbunkos"-Stils in der ersten Hälfte des 19. Jh.s zu beispielloser Popularität gelangt und durch Vermittlung der Zigeunerkapellen als sogenannte ungar. Musik stellenweise auch nach dem Ausland gedrungen sind. Nahezu alles, was im 19. Jh. in Europa als ungar. Musik galt, geht im Grunde auf den Verbunkosstil zurück, ob es sich nun um die Rhapsodien von Liszt oder um die ungar. Tänze von Brahms handeln mag.

Die Tatsache, daß der Vortrag dieser Art Musik (welche teils in zeitgenössischem Klavierarrangement, teils für Streicherensemble gesetzt auf uns blieb) ausschließlich den Zigeunerbanden zufiel, hat vielfach den irrigen Gedanken aufkommen lassen, die Zigeuner wären auch die Produzenten dieser Musik gewesen; dieser Täuschung

ist u. a. auch Franz Liszt mit seinem Buch über *Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn* zum Opfer gefallen. Das Studium der Quellen bezeugt aber, daß die Originalwerke nahezu ohne Ausnahme von ungar. Komponisten herrühren und daß die Zigeuner nur als reproduzierende Spieler in Betracht kommen. Diese Feststellung bezieht sich sowohl auf den Verbunkosstil als auch auf jene volkstümlichen Lieder (Kodály nennt sie in seinen Studien städtische Volkslieder), welche seit etwa 70—80 Jahren das Repertoire der Zigeuner bilden.

Das Studium der Originalquellen des Verbunkos (um deren Erforschung sich besonders Ervin Major und Emil Haraszti verdient gemacht haben) zeigt nun aber auch den starken Anteil wienerischer Ballettmusik und italienischer Opernphraseologie im Motivschatz dieses Stils, wie ja auch die Bearbeiter und Herausgeber der Melodien zumeist österreichische Musiker waren. Von einem rein und echt ungar. Instrumentalstil kann also auch hier keine Rede sein. Was beim Anhören dieser Art zweifellos ungar. gemeinter Musik die allgemeine Illusion bei den Zeitgenossen wecken konnte, man höre wirklich ungar. Musik, das war eigentlich die seltsam feurige, ungewohnte Vortragsart der Zigeuner, die sich dieser Musik, ohne Widerspruch ungarischerseits, bemächtigt hatten. Das exotische Kolorit des Vortrags (welches mit dem Charakter der ungar. Volksmusik keineswegs übereinstimmt) hatte den folkloristisch und geschichtlich wenig kritischen Zeitgenossen den Charakter einer ungar. Musik vorgetäuscht. Die Ungarn fielen dieser Illusion zunächst selbst anheim: sie glaubten im Verbunkosstil die echte ungar. Nationalmusik gefunden zu haben, uneingedenk dessen, daß die ältesten Denkmäler dieses Stils nicht über 1780 zurückreichen und daß die Träger dieser Art Musik, die Zigeuner, ebenfalls nicht vor dem 18. Jh. in Ungarn eine wesentliche Rolle als Musiker gespielt haben.

Vollständig zunichte wurde aber diese romantische Illusion des Verbunkos als ungarischer Nationalmusik erst um die Wende des 19. Jh.s, wo die neu einsetzende folkloristische Bauernmusikforschung erkennen mußte, daß der Verbunkos im Wesen ein rein städtischer Stil gewesen war, welcher dem ungar. Volkstum im Grunde fremd blieb. — In der Zigeunermusik fehlt eben das wesentliche Kennzeichen jeder echten Volksmusikkultur, nämlich die Einheit des Melodiestils. Das ist nach unseren einleitenden Bemerkungen auch nicht zu verwundern. Die Zigeuner besitzen keine organische Volksgemeinschaft: ihr unstetes Temperament treibt zu einem Wanderleben, welches sie mit den verschiedensten Musikkulturen in Verbindung bringt. — Kraft seiner einzigartigen Anpassungsfähigkeit spielt der Zigeuner überall in dem Stil, welcher gerade von ihm verlangt wird: in der Stadt städtisch, im Dorf bäurisch, in Ungarn ungarische, in Rumänien rumänische Musik. — Eine zigeunerische Volksmusik gibt es aber gar nicht: es gibt nur eine zigeunerische Vortragsart, welche mit ihrem improvisatorisch-virtuosen Zug, ihrem durchaus willkürlichen rubato-Spiel ein Erbteil osmanisch-türkischer und balkanischer Musik aufweist. Diese virtuosenhafte Willkür des Zigeunerspiels ist in der echten ungar. Volksmusik nicht zu finden.

Damit sind wir in unserer geschichtlichen Überschau schon bei der Gegenwart angelangt, wo die geschichtliche Forschung ihren Platz der folkloristischen Sammelarbeit übergeben muß. Wie wir gesehen haben, kann die musikgeschichtliche Forschung in Ungarn eigentlich auf kein Zeitalter bezüglich der Miteinbeziehung folkloristischer Methoden und volksmusikalischen Materials gänzlich entraten. Alle geschichtlichen Denkmäler der kernhaft ungar., also auch in stilistischem Sinne ungar. gearteten Musik sind in ihrer schriftlichen Form totes Material, welches erst durch die lebende Analogie der Volksmusik zu wirklichem Leben erweckt werden muß. Die alten Aufzeichnungen sind alle mehr oder minder nur skizzenhaft, in primitiver Technik hin-

geworfene Dokumente, deren Enträtselung und Interpretation in der Volksmusik gesucht werden muß.

Dieses reiche Volksmusikmaterial selbst bietet nun eine ganze Reihe wichtiger musikwissenschaftlicher Probleme und Aufgaben. Die ersten Notendenkmäler aus dem 18. Jh., welche die Chronologie des neuen Stils festzulegen mithalfen, sind oben schon erwähnt worden. — Beim unvergleichlich wichtigeren alten Stil sind solche direkten Nachweise kaum möglich. Und doch sind da mit den Methoden der vergleichenden Musikwissenschaft greifbare historische Anhaltspunkte erarbeitet worden. Wenn wir nämlich das (u. a. von Kodály und Szabolcsi beschriebene) Melodieschema der ungar. Totenklage näher ins Auge fassen, so können wir folgende Stilmerkmale feststellen: litaneiartig reihender Aufbau mit diatonischer Melodieleiter, gewöhnlich im Umfang eines Pentachords, Motivik fast immer absteigend[1]). — Dieselben Merkmale können wir nun in den Melodien ähnlicher Bestimmung bei den meisten finnisch-ugrischen Völkern Rußlands und Westsibiriens beobachten, am reinsten bei den Wogulen und Ostjaken, in der Gegend des Irtisflusses. Auch das wenige, was wir über die Melodien der Syrjänen, Wotjaken und Mordwinen wissen, weist auf denselben Typus hin. — Die überraschende Ähnlichkeit des Aufbaus ist durch die Nebeneinanderstellung ostjakischer Gesänge und entsprechender Teile der ungar. Totenklage ganz offenbar geworden[2]).

Eine absolute Identität der Melodien wollen wir nicht behaupten: daß aber die zwei Arten von Melodien, nämlich die ungar. und die ostjakischen, auf denselben Grundtypus zurückgehen, ist wohl kaum zu bezweifeln. Da nun auch die ungar. und die ostjakische Sprache derselben Sprachfamilie angehören, so ist der gemeinsame historische Ursprung dieses Melodietyps als sehr naheliegend anzunehmen. Da aber Ungarn und Ostjaken seit den Zeiten der Völkerwanderung miteinander nachweisbar in keine historische Berührung gekommen sind, so muß das Alter dieses gemeinsamen melodischen Grundtyps noch unbedingt in die Zeit der kulturellen Gemeinschaft, jedenfalls noch bedeutend vor das Erscheinen der Ungarn in Mitteleuropa, also vor das 8.—9. Jh. gesetzt werden.

Nun wird aber die Beweiskraft dieser Entsprechungen durch die nicht zu leugnende Primitivität dieses Melodietyps einigermaßen geschwächt. Die Melodien sind verhältnismäßig wenig charakteristisch: ähnliche Typen mögen auch außerhalb des Kreises der finnisch-ugrischen Völker, unabhängig von diesen, vorkommen. — Auch im Material der ungar. Volksmusik stehen diese litaneiartigen, primitiven Gesänge sowohl zahlenmäßig als auch in Hinsicht der stilistischen Geschlossenheit erst an zweiter Stelle. Den Hauptplatz nehmen jene Melodien des alten Volksliedstils ein, als deren Kennzeichen wir weiter oben vierzeilige, streng isometrisch-symmetrische Strophenstruktur (von 6—12 Zeilen), halbtonlos-pentatonische Melodieleiter, reiche Melismatik der Parlando-Melodien und straff-punktierten Rhythmus in den giusto-Melodien kennengelernt haben.

Eine der wesentlichsten Ergebnisse der neuen vergleichenden Forschung ist es nun, daß wir auch hier die Analogien und damit wahrscheinlich auch den Ursprung dieses Stils in überraschender Reinheit haben aufdecken können, und zwar zunächst

---

[1]) Es soll hier ergänzend bemerkt werden, daß diese Kennzeichen außer der eigentlichen Totenklage auch für eine bestimmte, sehr altertümliche Gruppe von Weihnachtsgesängen (Regősgesängen) und Kinderliedern charakteristisch sind; also vorwiegend für Melodien von ritenhafter Gebundenheit, wo schon der rein ethnographische Befund für hohes Alter spricht.

[2]) Vgl. Szabolcsi in *Ethnographia* 1933. S. 73.

bei den Tscheremissen der Wolgagegend, einem ursprünglich ebenfalls ugrischen Volke, welches aber sprachlich und kulturgeschichtlich nachweisbar unter außerordentlich starker Beeinflussung der benachbarten nordtürkischen Wolgavölker, nämlich der Tschuwaschen und Tataren stand. Zoltán Kodály war es, der etwa vor zwei Jahren im bisher z. T. in Publikationen, z. T. auf Phonogrammen zugänglichen tscheremissischen Melodiematerial[1]) die Aufbauprinzipien des alten ungar. Liedstils nachgewiesen hat. Die Identität des Typus und sogar bestimmter Melodien ist gar nicht zu verkennen. Außer der charakteristischen Pentatonik und der strengen symmetrischen Strophenform kommt als gemeinsames Merkmal noch besonders das eigenartige Aufbauprinzip der um eine Quinte tiefer wiederholten Melodiezeilen in Frage.

Dabei sollen aber auch die gelegentlichen Abweichungen nicht übersehen werden. Vor allem ist die Pentatonik im tscheremissischen Melodiematerial strenger durchgeführt, während in den entsprechenden ungar. Melodien (die nicht mehr alle dem reinen alten Stil angehören) ab und zu schon chromatische Schritte eingeschaltet sind. Außerdem finden sich bei den Tscheremissen verschiedene pentatonische Leitern, einige mit Dur-, andere mit Mollcharakter[2]), während im ungar. Material eigentlich nur eine Abart der pentatonischen Melodieleiter (Pentatonik „mit Mollcharakter") vertreten ist. — Hier ist also auf dem Wege nach dem europäischen Westen eine Reduktion, eine Verarmung der pentatonischen Typen eingetreten. Es zeigt sich, daß die auf einer niedrigeren zivilisatorischen Stufe stehenden Tscheremissen diesen uralten Leitertypus reiner und mannigfaltiger bewahrt haben als das in Mitteleuropa inmitten germanischer und slawischer Völker angesiedelte historische Ungartum.

In Hinsicht der isometrischen Strophenform hat sich wiederum die ungar. Volksmusik als beharrlicher erwiesen: hier ist nämlich die Isometrie der Zeilen im allgemeinen folgerichtig durchgeführt, während im tscheremissischen Lied Silbenzusätze und Kürzungen häufig auftreten und die zugrunde liegende Isometrie durchbrechen.

Angesichts einer solch weitgehenden Übereinstimmung der Stile muß sich natürlich die Frage nach dem Ursprung dieses Melodietypus aufdrängen. Es mußte hier ein wichtiger kulturgeschichtlicher Zusammenhang bestehen. Hier haben wir es ja nicht mehr mit allgemein bekannten primitiven Formeln zu tun, sondern mit einem hochentwickelten, scharf und eindeutig charakterisierten Aufbautypus. — Eine Beeinflussung in historischer Zeit kommt wiederum nicht in Frage: das historische Ungartum ist seit mehr als dreizehn Jahrhunderten mit dem Volk der Tscheremissen in keinerlei Berührung gekommen. — Der Ausgangspunkt des Stils muß also bei einer Kultur, einer Völkergruppe gesucht werden, welche im Strome der Völkerwanderung Ungarn und Tscheremissen gleicherweise in den Bann ihrer Kultur zog. Daß dies kein Volk der finnisch-ugrischen Sprachklasse gewesen sein kann, geht daraus hervor, daß wir außer bei Ungarn und Tscheremissen eindeutige Spuren dieses Melodiestils bei keinem andern Volke dieser Sprachfamilie antreffen.

Dagegen ist es uns bekannt, daß das Ungartum in der Zeit vor der Landnahme (Ende 9. Jh.) unter dem außerordentlich starken kulturellen und politischen Einflusse nordtürkischer Völkerschaften stand, wie auch der Sprachschatz des Ungarischen mit türkischen Elementen durchsetzt ist. Von den Tscheremissen wissen wir auch,

---

[1]) Die wertvollsten Publikationen stammen von Ilm. Krohn und V. M. Wassiljew. Robert Lachs Veröffentlichung (Gesänge russischer Kriegsgefangener) ist außerordentlich fehlerhaft notiert und nur mit größter Vorsicht zu gebrauchen.

[2]) Die verschiedenen Möglichkeiten sind die: b c d f g = g a h d e, c d f g b = g a c d f, f g b c d = g a c d e, g b c d f. Im ungarischen Material ist diese letzte Form durchaus vorherrschend.

daß sie in ihrer Kultur ausnehmend stark von den benachbarten Türkvölkern abhängen. Der Ursprung dieses Melodiestils muß also im Kreise der Türkvölker der Völkerwanderungszeit gesucht werden.

Zur Vermeidung eines naheliegenden Mißverständnisses sei hier eine Einschaltung erlaubt. Den Begriff der Türkvölker gebrauche ich hier durchaus in sprachwissenschaftlichem und völkerkundlichem und nicht in politisch-religiösem Sinne. Jene nordtürkischen Völkerschaften, von welchen hier die Rede ist, leben heute politisch alle auf russischem Gebiet, sie sind in ihrer Kultur vom türkischen Reich, dem eigentlich Osmanisch-Türkischen durchaus verschieden. Auch musikalisch muß also (ebenso wie kulturgeschichtlich und völkerkundlich) zwischen nördlichen und südlichen Türkvölkern genau unterschieden werden. Während die nordtürkischen Völker in ihrer Musikkultur offenbar Zustände und Typen der frühen Völkerwanderungszeit bewahrt haben und nach dem Westen zu mit finnischen und slawischen, nach dem Osten mit mongolischen Kulturen (s. weiter unten) aufs engste zusammenhängen, ist die türkische Kultur des Südens mit dem Islam in den Bann arabischer Kultur geraten, die alles Urtümliche mit der Übermacht ihrer scharf geprägten Musik überdeckte. Für diesen südlichen Stilkreis ist u. a. die Herrschaft der Maquāmenmelodien, der vielfältige Wechsel chromatischer Melodieleitern, einer überfeinerten Schlagmusik bezeichnend; alles Dinge, die im nördlichen Gebiet nahezu vollständig fehlen. — Hier soll auch bemerkt werden, daß mit der Türkeninvasion in Europa diese südlich-arabische Art Musik auch auf dem Balkan Fuß fassen konnte: in einigen südlichen Gebieten Rumäniens, in Südslawien und Albanien sehen wir ihre Art Musik verbreitet. Auch die Vortragsart der Zigeuner geht vermutlich auf diese arabisch-türkisch-balkanische Kulturüberlieferung zurück.

Kehren wir nun zurück zu den Türkvölkern des Nordens. Im Sinne unserer Ausführungen müssen bei den übrigen Türkvölkern des Urals und Sibiriens noch mannigfach Spuren des pentatonischen Melodiestils nachweisbar sein. Daß wir den genauen Nachweis der stilistischen Entsprechung vorderhand nur bei den Tscheremissen führen können, liegt in dem Umstande begründet, daß wir gegenwärtig nur die Musik der Tscheremissen verhältnismäßig genau kennen, während die Musik der weiteren nordtürkischen Völker, wie der Tschuwaschen, Baschkiren, Tataren, Kirgisen, bisher kaum erforscht worden ist: von diesen Völkern kennen wir nur eine verschwindend geringe Anzahl von Melodien in zumeist ungenügender Übertragung. Auch systematische Phonogrammsammlungen sind von diesen Gebieten nicht bekannt geworden. — So müssen wir uns hier vorläufig mit dem allgemeinen Hinweis bescheiden, daß die Hauptmerkmale dieses Stils, die halbtonlose Pentatonik, die vierzeilige Strophenstruktur und der terrassenartig absteigende Melodienbau, auch im tatarischen, baschkirischen und kirgisischen Melodienmaterial nachweisbar ist: vorläufig zwar nur an einzelnen Melodien, was aber an unserer beschränkten Kenntnis des hierhergehörigen Materials liegen mag[1]).

Mit dem Nachweis unseres alten ungar. Melodietyps bei den Türkvölkern Westsibiriens ist aber das wissenschaftliche Problem nicht erledigt. Die Fäden der Zusammenhänge führen noch weiter nach dem Osten. China ist ja seit langem als das klassische Land der Pentatonik bekannt; allerdings sind über den Bau chinesischer Melodien noch keine allgemeingültigen Untersuchungen angestellt worden. Das Auftauchen der Pentatonik an sich ist ja kein schlagendes Argument. Es gibt wohl recht

---

[1]) Diese Fragen sind zuerst von B. Szabolcsi zusammenfassend in *Ethnographia* 1934, Heft 3—4 dargelegt worden. Wir stützen uns hier im wesentlichen auf seine Ausführungen.

wenig urwüchsige Volksmusikkulturen, wo die eine oder die andere Form der Pentatonik nicht schon aufgetaucht wäre. Was von unserem methodischen Standpunkt aus wichtig erscheint, dies ist schon von B. Szabolcsi betont worden, ist vor allem das Erscheinen der Pentatonik in Verbindung mit gewissen Prinzipien des Melodienbaus, wie z. B. der isometrische Vierzeiler, die terrassenartig in Quinten absteigende Zeilenstruktur es sind.

Nun treten zwar in der heutigen chinesischen Musik diese einfach-symmetrischen Formen hinter einem mehr eigenwillig-komplizierte Formen und Rhythmen schaffenden Variationsdrang stark zurück, doch ist bei einem genaueren Studium der chinesischen musikgeschichtlichen Quellen die einstige Existenz solcher Typen nicht zu verkennen.

Die für unsere Frage wesentliche altertümlichste Kulturschicht der chinesischen Musik weist auf mittelasiatisch-mongolische Quellen zurück. Die Träger dieser Kultur mochten ihre Siedlungen in der Nachbarschaft der Urheimat der Türkvölker haben; wie heute vermutet wird, etwa im Altai-Gebiet oder aber in Ostturkestan. Auf jeden Fall ist gegenwärtig die Tradition der vermuteten Urzeit auf diesem Gebiet nicht mehr in ihrer Reinheit aufzufinden, da sich auch in Mittelasien eine starke arabisch-türkische Kulturschicht über die nordische Urkultur gelagert hat. Unter den turkestanischen Melodien, die bis heute bekannt wurden, sind sowohl pentatonische als auch in südtürkischem-arabischem Stil chromatisierte Melodien des Maquāmtypus zu finden: die ursprüngliche Einheit der Musik ist also aufgespalten.

Die wichtigsten Belege des uralten Zusammenhangs zwischen nordtürkischer und mongolisch-chinesischer Melodienwelt können heute im Gebiet der eigentlichen Mongolei erwartet werden. Zwar ist das bisher gesammelte Melodienmaterial noch sehr gering und ergänzungsbedürftig, doch dürften bereits die wenigen Melodien, welche Pater van Oost aus dem Ordosgebiet (im „Anthropos") veröffentlichte, als vorläufige Belege dieses wichtigen Zusammenhangs betrachtet werden.

Wir sehen, der Aufgaben und Probleme stellen sich nicht wenige vor uns. Aber selbst in der beschreibenden Arbeit ist da noch Wichtiges zu leisten. Die unleugbare Tatsache der sowohl im Instrumentenspiel wie im Gesang des Volks auftauchenden eigenartigen Melodienschritte, welche nicht in das temperierte europäische Musiksystem passen (namentlich neutrale Terzen und Septimen) und oft mit bemerkenswerter Konsequenz intoniert werden, stellt uns da noch Aufgaben von ausschlaggebender Wichtigkeit. Wie schon die Vergleichung des alten ungar. Melodienstils mit mittel- und innerasiatischen Parallelen gezeigt hat, hilft da jede philologisch genaue Beschreibung zum Aufdecken neuer Zusammenhänge, welche sowohl historisch als ethnographisch bedeutende Ergebnisse versprechen.

In diesem Zusammenhang darf erwähnt werden, daß auch die vergleichende Instrumentenforschung auf und auch in dem Boden Ungarns wichtiges Material finden kann. Eine in der ungar. Tiefebene anläßlich archäologischer Ausgrabungen gefundene avarische Doppelschalmei des 7.—8. Jh.s[1]) hat die Zusammenhänge der völkerwanderungszeitlichen avarischen Musik mit der aktuellen Volksmusikkultur Osteuropas und Asiens in überraschendem Lichte gezeigt. Es darf auch darauf hingewiesen werden, daß dieser Fund das erste historisch greifbare Denkmal jener Instrumenteninvasion von Osten her bedeutet, die dann im zentralen Mittelalter das Instrumentarium des Abendlandes so reich befruchtet hat. Daß es übrigens bei dieser Schalmei sich nicht um einen Fall vereinzelten Vorkommens bei den Avaren, sondern um einen Typ handelt, das haben die neuesten Ausgrabungen überzeugend

---

[1]) Vgl. D. v. Bartha: *Die avarische Doppelschalmei von Jánoshida.* Archaeologia Hungarica XIV. Budapest 1934.

erwiesen, wo ein zweites Instrument desselben Typs vor nicht langer Zeit aufgefunden wurde.

Die Perspektiven, die eine systematische Erforschung der Musik bei den finnisch-ugrischen, türkisch-tatarischen und mongolischen Völkerschaften Eurasiens eröffnen würde, sind vorläufig noch kaum zu übersehen. Die Möglichkeiten und Voraussetzungen einer solchen Forschungsarbeit etwa durch die Organisation einer musikwissenschaftlichen Expedition zu schaffen, wäre eine der schönsten Aufgaben europäischer Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Musikwissenschaft.

Dénes von Bartha.

Der Pietismus in Ungarn.

In der Geschichte der europäischen Kultur spielt die Religion eine führende Rolle. Diejenigen, die die mannigfaltigen Formen der Geistesäußerungen untersuchten, konnten, wenn sie jene religiösen Bewegungen nicht in Betracht zogen, die im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses einiger Epochen stehen und die den Wachstumsboden für die Kulturerscheinungen eines Zeitalters abgeben, nicht zu sicheren Ergebnissen kommen. Auch selbst noch die das Kulturleben säkularisierende Aufklärung ist mit religiösen Motiven durchtränkt. Von allen diesen aus einer Quelle sich herleitenden und dennoch oft als Gegensätze auftretenden Strömungen des gewaltigen Ideenkomplexes, der die Weltanschauung der Neuzeit hervorruft, kommen die Bewegungen der als Gegner jeder kirchlichen Orthodoxie auftretenden Gefühlsreligiosität zuerst nach Ungarn. Von diesen Bewegungen hinterläßt der Pietismus die bleibendsten Spuren im ungarischen Geistesleben[1]).

Obwohl die Wurzeln des Pietismus der mystischen Welt des Barocks entstammen, hat er doch aus der oft in Ekstase übergehenden Religiosität dieser Epoche hinausgeführt. Wenn auch seine Hauptvertreter scheinbar Repräsentanten der Barockwelt sind, stellt die Bewegung doch zweifellos einen jener Gedankengänge dar, die sich langsam unter dem Namen der Aufklärung zum Zwecke des Aufbaus einer neuen Kultur verflochten haben und die, die Vergangenheit kritisierend, sich auf Verstand und Erfahrung stützend, die Ausbildung eines neuen Weltbildes vorzubereiten

---

[1]) Mit der Untersuchung der Rolle der ungarischen Bewegung beschäftigen sich außer den zusammenfassenden historischen, kirchengeschichtlichen und pädagogischen Werken die folgenden Arbeiten:

S. Payr: *Magyar pietisták a XVIII. században* (Ungar. Pietisten im 18. Jh.). Bp. 1898, *A pietizmus pedagógikája* (Die Pädagogik des Pietismus), Theologiai Szaklap, 1907—08.

H. Jekeli: *Quellen zur Geschichte des Pietismus in Siebenbürgen.* Mediasch 1922; *Bischof Lukas Graffius im Kampfe mit dem Pietismus.* Hermannstadt 1922 (Beiträge zur Geschichte der evang. Kirche in Siebenbürgen).

Szent-Iványi, Béla: *A pietizmus Magyarországon* (Der Pietismus in Ungarn). Századok 1935, als Sonderdruck Budapest 1936.

Robert Gragger hatte schon die Absicht gehabt, eine Geschichte des Pietismus in Ungarn zu schreiben. Er sammelte den Briefwechsel, den Francke und sein Sohn mit den Ungarn hatte, in Abschriften und entlieh für ständig einen großen Teil der Hallenser-Wittenberger Ungarischen Bibliothek, die eine wertvolle Sammlung des ungar. pietistischen Schrifttums enthält, für das Berliner Ungarische Institut. Die obige Arbeit wurde im Berliner Ungarischen Institut angefertigt und bemüht sich, Graggers Plan zu verwirklichen.

halfen. In den vielfarbigen Gedankenkomplex der Aufklärung weist vor allem die Betonung der gefühlsmäßigen Erfahrungen, die man unter den irrationalen religiösen Vorstellungen als richtunggebend betrachtet. Diese Religiosität soll das ganze Leben regulieren und keinesfalls nur in jenen Augenblicken der Ekstase leben. Scharf tritt sie der Scholastik der Orthodoxie entgegen, gegen ihren Legalismus, ihre nur auf Äußerlichkeiten beruhenden Autoritätsprinzipien. Indem der Pietismus das innere Gotteserlebnis des Menschen, die innerweltliche, gefühlsdurchsetzte Frömmigkeit des Herzens betont, führt er allmählich zur Erweichung dogmatischer Starre und Enge, wird er zum Bahnbrecher der Toleranz. Er führt die vernunftgemäße Kindererziehung ein, ist um eine praktische Auslese der Kulturgüter bemüht, er fordert den Unterricht und die Predigt in der Muttersprache, pflegt die Erfahrungswissenschaften: die Medizin und die auf empirischer Grundlage einer Revision unterzogene Geographie und begründet die Realschulen. Er bemüht sich um die Verbreitung einer wirklichen Zurgeltungbringung des christlichen Ideals in immer weiteren Kreisen und gibt zahlreiche Beweise dafür mit der Förderung der Volksbildung und wohltätiger Einrichtungen, daß der Gemeinnutzen und der Gedanke des allgemeinen Glückes das Hauptstreben der Führer der Aufklärung, das Grundmotiv seiner gesellschaftlichen Arbeit ist.

Die als Gegner der kirchlichen Orthodoxie auftretenden Bewegungen der Gefühlsreligiosität: die puritanischen und presbyterianischen Prinzipien, die Lehre des Coccejus von protestantischer Seite, die quietistische Mystik und der Jansenismus von katholischer Seite, gelangen alle in kleinerem oder größerem Maße nach Ungarn. In allen ihren Entwicklungsphasen besaßen die westeuropäischen religiösen Bewegungen Vertreter im Ungartum. Die katholischen spanisch-französischen Richtungen finden dabei ihren Weg nach Ungarn mehr durch die Bücherverbreitung, die chronologisch nacheinander auftretenden Formen der protestantischen orthodoxiefeindlichen Bewegungen in England, Holland und Deutschland wurden zum persönlichen Erlebnis vieler Ungarn, die die neue geistige Haltung in den Formen, in denen sie sie kennenlernten, in ihr Vaterland übertrugen. Wie im Westen in den puritanischen Bewegungen der englischen calvinistischen Kirche zum ersten Male die Wichtigkeit des andächtigen, inneren seelischen Lebens gegenüber dem Dogma betont wird und die presbyterianischen Bestrebungen der bischöflichen, sich verknöchernden Kirchenorganisation gegenübertraten, so finden wir auch in Ungarn bei ihren Schülern zum ersten Male diese Reformwünsche. Die politischen und sozialen Ziele der Puritaner interessierten sie nicht, um so tiefer wirkte auf sie die verinnerlichte Religiosität.

Im Jahre 1638 schloß Johann Dali von Tolna mit zehn ungar. protestantischen Priestern in London einen Bund, der die Verbreitung der neuen Prinzipien zum Ziele hatte. Der begeisterte Förderer ihrer Ideen war Paul Medgyesi, der Hofgeistliche des Siebenbürger Fürsten, einer der ersten ungar. Übermittler der englischen puritanischen Literatur. Bei ihren Kämpfen gegen die herrschende dogmatisch-scholastische Schulphilosophie gewannen sie eine mächtige Hilfe in Amos Comenius, der um die Mitte des 17. Jh.s vier Jahre lang in Sárospatak tätig war. Viel wichtiger als die Streitigkeiten, die um die Fragen der Kirchenorganisation und der Zeremonien entbrannten, ist vom Standpunkt der Verbreitung der auf individuellem Glauben beruhenden, persönlichen, stark gefühlsmäßig gefärbten Religiosität die stille Übersetzungsarbeit, die die Ideen der englischen Puritaner nach Ungarn vermittelten, die tiefer wirkten als die äußeren kirchlichen Reformen. In der Mitte und in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s beweisen zahlreiche Buchausgaben den Weg der Verbreitung der puritanischen Prinzipien.

Die literarischen Vermittler der puritanischen Ideen, ihre Verteidiger und Verbreiter kamen größtenteils aus den Reihen der Hörer der niederländischen Universitäten. In Holland waren zu der Zeit viele aus England vertriebene puritanische Ge-

lehrte tätig. Diejenigen, die dort studiert hatten, brachten auch die Lehre des Coccejus mit, der an der Franekerer, später an der Leidener Universität lehrte. Seine Auffassung, daß die Vernunft weder die Quelle, noch der Regulator der religiösen Wahrheiten sein könnte, bedeutete die Verleugnung des scholastischen Systems. Schon von der Mitte des Jh.s an hatte die Mehrheit der holländischen coccejanischen Professoren die Philosophie des Descartes angenommen [1]).

Die Annahme des Descartes verursachte natürlich Schwierigkeiten, und selbst noch in Holland riefen die aus den Kämpfen um die neue Philosophie entstandenen Gegensätze besondere Parteibildungen hervor, als damals schon der Siebenbürger Johann Cseri von Apácza für sich einen Ausgleich zwischen den Prinzipien der Theologie und der Lehre des Descartes gefunden hatte.

Er entwirft eine eigentümliche weltanschauliche Konzeption, die sich statt auf dem durch die scholastische Theologie dargebotenen Weltbilde auf der Grundlage des universalen Wissens erhebt. Er versteht bewunderndswert früh die Bedeutung des Descartes, und so verkündigt er, daß er nicht Philosophie geben, sondern philosophieren lehren wolle. Sein Gottesbegriff ist aber nicht der Mittelpunkt des cartesianischen Mechanismus, sondern eine lebendige, persönliche Macht; von ihm erhält er seinen unerschütterlichen Fanatismus für die Verkündigung der Wahrheiten. Auch dem Fürsten gegenüber, der von Basire, dem geflüchteten Hofprediger des im Jahre 1649 enthaupteten englischen Königs, einem großen Feind aller Reformen, aufgehetzt wurde. Im X. Teil der Ungarischen Enzyklopädie verkündigt er den religiösen Individualismus der antiorthodoxen Bewegungen und bestimmt die puritanische Art einer ernsten, inneren Erneuerung.

Neben Cseri haben noch die Schüler der holländischen, coccejanischen Professoren die Prinzipien der neuen Philosophie vermittelt; Johann Pósaházi, der die Hegemonie der orthodoxen Kirche kampflustig verteidigte, ist bestrebt, die Thesen seiner coccejanischen und cartesianischen Gegner, die er als zu einem Lager gehörig betrachtet, in einer Arbeit, dem 1685 in Klausenburg herausgegebenen *Syllabus*, zu widerlegen.

Die englische und holländische Richtung der Gefühlsreligiosität gab den Schöpfern des neuen Weltbildes jene Verinnerlichung des Glaubens, mit deren Hilfe sie auch einer ganzen Welt gegenüber ihre Wahrheiten verteidigen konnten. Nachdem sie eine neue Organisation, einen neuen Ritus und eine neue Philosophie erkämpft hatten, verschwand die Kampflust. Die puritanische Lebensform, die individuelle Verinnerlichung, die in der häuslichen Andacht ausgebildet wurde, das Sündenbewußtsein und die mystische Vereinigung suchende Gottessehnsucht blieb in den Herzen verschlossen, geborgen in der Stille der Pfarrhäuser und der adligen Höfe.

*

In der Geschichte des Puritanismus und Jansenismus spielt die Politik eine große Rolle. Auch der Pietismus, der sich gegen die evangelische Orthodoxie wendet, genießt das Wohlwollen der utilitär-aufgeklärten preußischen Regierung. Dies verdiente er aber gerade dadurch, weil er jeder politischen Tendenz entbehrte;

---

[1]) J. Zoványi: *Puritánus mozgalmak a magyar református egyházban* (Puritanische Bewegungen in der ungar. reformierten Kirche). Bp. 1911. — S. Fest: *Angol irodalmi hatások hazánkban Széchenyi fellépéséig* (Englischer Literatureinfluß bis zum Auftreten Széchenyis.) Bp. 1917. — L. Rácz: *Comenius Sárospatakon* (C. in S.). Bp. 1931. — J. Zoványi: *A coccejanizmus története* (Geschichte des Coccejanismus). Bp. 1890. — J. Turóczi-Trostler: *Magyar cartesianusok* (Ungar. Cartesianer). Bp. 1933.

ja selbst vom kirchenpolitischen Gesichtspunkt aus brachte er eigentlich nichts Neues. Er hatte weder organisatorische, noch zeremonielle Reformansprüche. Sein Ziel ist rein auf eine seelische religiöse Erneuerung gerichtet. Von hier stammen seine praktischen Tendenzen. Obwohl er als die zeitlich letzte religiöse Volksbewegung zahlreiche geistige Motive seiner Vorläufer in sich aufnahm, erscheint er doch viel homogener als jene, weil seine Komponenten spirituelle Motive sind. Er äußert sich in einer einheitlichen Seelenwelt, die keinerlei formales Interesse für Organisation und Zeremonien hat.

Organisationscharakter und Lebensverhältnisse der ungar. evangelischen Kirche waren ganz anders als in Deutschland. Hier bewahrte eine großes Ansehen genießende und einflußreiche Priesterschaft, die auch weltliche Unterstützung genoß, die in ein System gebrachten Glaubensprinzipien der Orthodoxie, in Ungarn mußten die nur auf Privatgottesdienste angewiesenen, verfolgten, unorganisierten, partikularen Gemeinden und ihre flüchtigen Priester ihre ganzen Kräfte auf den bloßen Schutz ihres Daseins verwenden. Am Ende des 17. Jh.s, unter dem Absolutismus Leopolds, herrschte auf dem Gebiete des evangelischen Kirchenwesens in Ungarn größte Unordnung, abgesehen von den Siebenbürger Sachsen. Als Franz Rákóczi II. den nationalen Aufstand gegen die Habsburger zum Siege führte, machte er, obwohl er Katholik war, alle Wege für eine Organisation der protestantischen Kirche frei. Wenn auch die Verfügungen und Kirchenverordnungen, die unter seiner Regierung zustande gekommen waren, nach der Niederlage des Freiheitskrieges ihre Geltung verloren hatten, so waren die Protestanten doch wieder erstarkt und konnten vier von Superintendenten geführte Kirchenbezirke bilden. Die Städte hielten sich nicht dem Wirkungskreis der Superintendenten für untergeordnet und bewahrten eifersüchtig die Unabhängigkeit der städtischen Kirchengemeinden. Vom Gesichtspunkt der Möglichkeit einer Verbreitung des Pietismus war diese Haltung der Städte sehr bedeutsam.

Da der bedrängte Klerus auf die Unterstützung des Adels sehr angewiesen war, konnten die Laien in der Verwaltung des kirchlichen Lebens eine große Rolle spielen, während zu der Zeit in Deutschland die Orthodoxie durch die Mehrung des priesterlichen Ansehens jeglichen weltlichen Einfluß auf die Religionsangelegenheiten ausschalten konnte.

Zu Beginn des 18. Jh.s bei der einsetzenden Organisation kam die beispielgebende Wirkung des Episkopalismus und des gelehrten Charakters der deutschen Orthodoxie ganz zur Geltung. Die oberungarischen Superintendenten betrachteten die offizielle Haltung der reichen, mächtigen, deutschen lutheranischen Kirche und ihre die Reformbewegung verurteilende Anschauung mit ungeschmälerter Autoritätsverehrung und sahen darin für ihr System der aufzubauenden Kirche und für den geistigen Habitus derselben ein verpflichtendes Beispiel. Zur selben Zeit, da sie an die Organisation ihrer Kirche herangehen, erscheint auch die Reformbewegung. Wenn auch die Orthodoxie in Ungarn während der Zeit der Verfolgungen eine auf Autorität beruhende, mit rechtlichem Charakter versehene, mächtige kirchliche Organisation nicht aufbauen konnte, so war doch ihr erstarrtes Glaubenssystem gerade infolge ihrer Autorität allgemein herrschend. Obwohl in Ungarn der arme verfolgte Priester nie der von Spener verurteilte „Herr Pfarrer" sein konnte, der mit seiner von oben übertragenen Autorität sich aus dem Kreise der Gläubigen erhob, obwohl er mit seiner verfolgten Herde seelisch ganz eins sein mußte und nur der innerliche Glaube ihm Kraft zum Aushalten geben konnte, stand doch die Geistlichkeit an vielen Orten der vom Pietismus propagierten Mentalität ganz fern. Bei dem Fehlen jeglicher Organisation konnte der moralische Niedergang des großen Elends wegen bei den

ohne Aufsicht und Kontrolle gebliebenen Orten nicht ausbleiben. In dieser Kirche, die unorganisiert und der mäßigenden Kräfte entbehrte, konnte die notwendige Aufsicht und Kontrolle nur die in der Tiefe der Seele ruhende Andacht geben. Diesen wahren, seelsorgerischen Glauben fanden viele im Pietismus. In dieser Tatsache wurzelt einer der wichtigsten Anziehungskräfte des Pietismus für die ungarischen Vermittler. Jedenfalls trifft auch in Ungarn die in der ganzen Stimmung der Zeit sich äußernde Forderung der „Religiosität des Herzens" die entsprechende seelische Voraussetzung. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die Schrecken des Krieges auf das religiöse Leben der Menschen einen großen Einfluß ausüben. Ungarns Bevölkerung mußte Jahre überstehen, in denen sie viel zu leiden hatte. Während sich im Freiheitskrieg die kämpfenden Parteien im Heldentum verzehrten, im Rausch des Kampfes oder der Vernichtung, konnte das Bürgertum leicht jene seelische Attitude entwickeln, die die Vorbereiterin jenes vorher skizzierten seelischen Vorganges war.

Vom Standpunkt der Verbreitung der neuen Richtung ist auch jener Umstand bedeutsam, daß die häusliche Andacht des Pietismus, das einzig hervorstechende äußere Unterscheidungsmerkmal in Deutschland, in Ungarn nun infolge der dazu zwingenden äußeren Verhältnisse durch die seit langem bestehende private Religionspraxis überhaupt von keiner irgendwie entfremdenden Wirkung sein konnte.

Die kulturelle Führerschicht der ungar. Evangelischen, das städtische Bürgertum, ging auch hier durch jene Veränderungen hindurch, in denen die soziologische Betrachtung der Geistesgeschichte die wichtigen, vorbereitenden psychologischen Momente für die Ausbildung des Pietismus erblickt [1]). Zur Zeit der Türkenherrschaft waren die Städte auf dem unbesetzten Gebiet, im vollen Besitze ihrer Privilegien, relativ reich, ihre Bürger waren wohlhabend, währenddessen der kämpfende Adel immer schwächer wurde. Unter dem Leopoldinischen Absolutismus freilich hatte auch ihre relative Blüte ein Ende, es setzt der Verfall des bürgerlichen Standes in Ungarn ein. Dieser Verfall schuf im Bürgertum, das nach dem 30-jährigen Krieg in Deutschland von der freien Führung seiner materiellen Angelegenheiten verdrängt worden war, den fruchtbarsten Boden für den Subjektivismus. Dasselbe geschah in Ungarn. Unter Karl III., zu Beginn des 18. Jh.s, konnte das unter der starken zentralistischen Regierung in ruhigen Zeiten wieder erstarkende Bürgertum seine Aktivität nur mehr auf geistigem Gebiete ausüben. Das religiöse Erlebnis, das es in der verinnerlichenden Andacht während der Verfallszeit in sich aufgenommen hatte, läßt in ihm jetzt den Wunsch zur Betätigung aufkommen. Die bürgerliche Lebensauffassung, die sich aus Arbeit, Sparsamkeit und nüchterner Moralanschauung zusammensetzt, führt durch ihren Utilitarismus auch zu den praktischen religiösen Zielsetzungen des Pietismus. Die auf den Widmungsblättern der ungar. pietistischen Literatur angeführten Namen der reichen, schenkenden Bürger beweisen am besten die Tatsache dieses Vorganges.

Die ersten Spuren der neuen Richtung tauchen, bevor sie sich selbst bewußt gemeldet hätte, in den Kirchenliedern auf. Dies ist der natürliche Einfluß der in Deutschland verbreiteten Lieddichtung dieser Bewegung. Ihre Volkstümlichkeit beweist, daß sie auf verstehende und mitfühlende Seelen traf, lange bevor sie bei den ungar. Pietisten planmäßige Herausgeber gefunden hätte [2]).

---

[1]) A. Kleinberg: *Die deutsche Dichtung in ihren sozialen, zeit- und geistesgeschichtlichen Bedingungen.* Berlin 1927.

[2]) J. Bubenka: *Auserlesene geist- und trostreiche Jesuslieder.* Leutschau 1683. — Ders.: *Neuvermehrtes und verbessertes Gesangbuch.* Leutschau 1686. — M. Aachs: *Zengedöző Mennyei Kar* (Singender himmlicher Chor). Lőcse 1696.

In der literarischen Tätigkeit Michael Aachs (1631—1708) erscheint zum ersten Male der Typus des pietistischen Priesters in Ungarn. Er schreibt keine wissenschaftlich theologischen Arbeiten, sondern Belehrungsschriften, Gebetbücher und Lieder, die sich ausschließlich an das Gefühl wenden. Wahrscheinlich brachte er die pietistischen Gedanken aus Tübingen mit, wo die Spenerschen Prinzipien schon früh bekannt waren. Die ungarischen Pietisten gaben später mit großer Vorliebe seine Arbeiten heraus.

Während der Zeit der Protestantenverfolgungen finden wir unter den nach Deutschland geflüchteten Emigranten die ersten bewußten Vertreter der neuen Richtung. Aus dem Chaos in der Heimat, wo es um die Fragen von Sein oder Nichtsein ging, kamen sie nun in eine Welt öder dogmatischer Streitigkeiten. Mit verständlicher Abneigung sahen sie dies, und so fanden Spener und seine Anhänger unter ihnen bald viele Waffengefährten. Als die Verfolgungen nachließen, kehrten viele in ihre Heimat zurück, wo sie ihre Tätigkeit im Geiste Speners fortsetzten. Stefan Pilarik, der 1677 zurückkehrte und erst in Léva, später dann in Schemnitz wirkte, widmete einen Teil seiner 1691 herausgegebenen Arbeit, die typisch pietistische „Tugend-Schule", Spener mit warmen und anerkennenden Worten. Das ist das erste Dokument in Ungarn [1]), das sich mit der Ausübung der Frömmigkeit im pietistischen Sinne befaßt und auch Spener anerkennt. Der erste pietistische Angriff der ungarischen orthodoxen Kirche stammt auch aus der Literatur der Ausgewanderten [2]).

Auch die mystischen Denker, die für Bahnbrecher des Pietismus gehalten werden, fanden frühzeitig ihre ungar. Vermittler. Heinrich Müller und Arndt wurden um die Jahrhundertwende von Stefan Szenczi Fekete, Michael und Sidonie Kata Petrőczi übersetzt.

Seit dem Auftreten August Hermann Franckes, der schnell berühmt wurde, wurde dieser Kreis der Auserwählten immer größer und, da sie in ihm ihren Führer sahen, schlossen sie sich zu einer Richtung zusammen. Schon für seine Leipziger Wirksamkeit gab es ungarische Zeugen, aber als er für seine Prinzipien in Halle eine neue Heimat geschaffen und hier mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit großartige Einrichtungen ins Leben gerufen hatte, suchte die Jugend um die Jahrhundertwende diese Stadt scharenweise auf. Von 1700 bis 1714, in den wirkungsreichsten Jahren von Franckes unmittelbarem Einfluß, hatte die Hallenser Universität 112 Hörer aus Ungarn. Diese Zahl ist zusammen mit der der Ungarn, die die anderen hallensischen Einrichtungen besuchten, ziemlich groß, vor allem, wenn wir in Betracht ziehen, daß zu dieser Zeit die Rákóczi-Bewegung die Anzahl der ins Ausland gehenden Hörer stark verminderte und gerade damals das benachbarte in hohem Ansehen stehende Wittenberg von 181 Ungarn besucht wurde.

In der Mensa des Waisenhauses speisten von 1705 bis 1713 22 Ungarn, dafür mußten sie als Aufseher oder Lehrer tätig sein. Unter denjenigen, die einen solchen Posten erhielten, befanden sich nur die vertrautesten Schüler Franckes. In der vertraulichen Stimmung dieses kleinen Kreises wurzelt jene tief empfundene Sympathie Franckes für die ungarischen Angelegenheiten. Die Vertraulichkeit dieser Beziehung, deren schöner Beweis mehrere hundert Briefe sind, entstand in erster Linie aus dem Kult der pietistischen, analysierenden Selbstbekenntnisse, die verständlicherweise

---

[1]) J. Pilarik: *Zwölf Jährige Evangelische und Epistolische Kirchenarbeit von Anno* 1678 *bis* 1690. Dresden 1691.

[2]) A. Günther: *Gründlicher Bericht, wie und warum Christus aus Ungerland weicht*. 1675.

die Menschen einander näher führt. Das Bewußtsein der Bekehrung der pietistischen Seele faßt alle der Gnade Teilhaftigen zu einer großen Familie zusammen, die als ihre geistige Heimat Halle ansah. Von hier erwarteten sie seelische, ja sogar finanzielle Unterstützung, um die gemeinsamen Ziele zu erreichen. Halle hatte für ihre Wünsche immer eine Antwort. Francke konnte nicht nur Einrichtungen, sondern auch Seelen organisieren. Die in die Heimat zurückkehrenden Schüler blieben im Geiste bei ihm; durch briefliche Empfehlungen kamen immer neue und neue junge Hörer nach Halle, und sie besuchten auch die anderen deutschen Universitäten, die unter pietistischem Einfluß standen. Schon im Jahre 1724 entstand eine ansehnliche ungarische Stiftung für 14 junge Ungarn. Die Theologen konnten regelmäßig in dem zweiten Jahr ihres Studiums in Halle in einem der dortigen Institute Unterricht geben. Von 1728 bis 1751 verschafften sich hier 40 Ungarn pädagogische Praxis. Über Schüler und Lehrer wurde nach pietistischem Brauch Charakteristiken geschrieben, und die Heimkehrenden erfüllten mit überraschender Folgerichtigkeit die Hoffnungen, die man auf ihre Eigenschaften hin an sie geknüpft hatte[1]).

Das Bild der Kulturtätigkeit der ungar. Pietisten wurde dadurch sehr beeinflußt, in welchem Teile des Landes sie ihre Wirksamkeit ausübten. In Siebenbürgen empfängt sie die Orthodoxie, die auf alten Traditionen beruht, hohes Ansehen genießt und gut organisiert ist, in Oberungarn beginnen gleichzeitig mit ihrer Tätigkeit die Einflüsse der zu neuem Leben erwachten und sich organisierenden Orthodoxie stärker zu werden, in Transdanubien hinwiederum herrscht völlige Unordnung und die Gemeinden liegen ganz verstreut. In den Städten sehen sie eine vollständige Unabhängigkeit von den Organisationen des Bezirks, auf dem Lande den stärkeren Einfluß der Dechanten und Superintendenten. Die von Ort zu Ort wechselnden Umstände geben ihrer Tätigkeit auch immer ein anderes Gepräge, das verschiedene Schicksal stellt ihnen verschiedenartige Aufgaben und läßt sie verschiedenartige Erfolge erreichen.

*

Von der in Oberungarn während des Freiheitskampfes Rákóczis durch die in Organisierung begriffenen evangelischen Kirche in Rosenberg 1707 abgehaltenen Synode wurde von offizieller Seite die Frage der Bekämpfung in scharfer Form aufgeworfen. Im Verlauf der Synode wurde es offensichtlich, daß mutige Propagatoren der neuen Prinzipien schon in genügender Zahl vorhanden waren. Die hallischen Gedanken verbreiteten sich am frühsten in Neusohl und Preßburg. In Neusohl war seit 1697 Johann Burius, ein alter Anhänger Franckes, tätig, dessen Schüler schon mit Begeisterung für die neuen Prinzipien nach Halle gingen. Der Gesandte des Fürsten Rákóczi in Preußen, Martin Clement, Obernotär des Komitats Sohl, war ein eifriger Förderer der Vermittlung des Pietismus nach Neusohl. Von hier kam Matthias Bél, die große, gelehrte Führergestalt des Pietismus in Ungarn, nach Halle, dem Francke die Erziehung seines eigenen Sohnes anvertraute und den er als das ideale Muster und Ergebnis der hallischen Erziehungsmethode ansah. Bél gelangte 1708 an die Spitze der Schule von Neusohl, die von ihm in pietistischem Geiste umgeformt wurde.

Unter den Priestern Preßburgs gab es schon früh Anhänger Speners. Am Ende des Jahrhunderts wurden der in Preßburg wirkende, aus Deutschland gebürtige Georg Friedrich Schnaderbach, der später der Primarius der Berliner Petrikirche

[1]) Der Briefwechsel Franckes mit den Ungarn ist in dem handschriftlichen Nachlaß in der Handschriftenabteilung der Preußischen Staatsbibliothek (Katalog A. Kasten 27) und unter den Handschriften der Hauptbibliothek des Waisenhauses (Halle) (Handschrift A. 144, C 158, D. 42, D. 90, D. 111, D. 113) zu finden.

wurde, und der Österreicher Johann Weißbach, der später Superintendent von Halberstadt wurde, in ihren vornehmen deutschen Stellen eifrige Förderer der nach Deutschland gehenden Theologen, die sie mit bestimmtem Vorhaben nach Halle sandten. Unter ihren Schülern befanden sich die ersten Preßburger Theologen, die dann später die Verbreiter der pietistischen Gedankenwelt wurden. Seit 1712 bis zum Ausklang des Pietismus in der Mitte der zweiten Hälfte des 18. Jh.s füllten Pietisten in ununterbrochener Reihenfolge, die mit Halle in ständiger Verbindung waren, die Priesterstellen der Stadt. 1714 wurde Matthias Bél, nach der den pietistischen Prinzipien gemäßen Umgestaltung der Neusohler Schule, an die Spitze des Preßburger Gymnasiums gestellt, das er ebenfalls nach den pädagogischen Anschauungen der Pietisten reformierte und das dann eine große Blütezeit erlebte. Seine wissenschaftlichen und pädagogischen Erfolge erhöhten sein Ansehen, seine loyale Haltung errang die Unterstützung des Hofes. Die unabhängige Kirchengemeinde der Stadt entzieht sich des Einflusses des orthodoxen Bischofes des Bezirkes und nach der Berufung Béls wird Preßburg wirklich zum Mittelpunkt des oberungarischen Pietismus. Mit Recht sagt eine antipietistische Schrift aus dem Jahr 1729, daß Bél die Stadt mit hallischen Kreaturen gefüllt habe [1]).

Aus den nach dem hallischen Vorbild genau geführten Schulmatrikeln geht klar hervor, daß die Söhne der vornehmsten evangelischen Familien Ungarns in Preßburg zur Schule gingen. Die Namen dieser Familien erscheinen oft auf den Widmungsblättern der pietistischen Übersetzungen, Katechismen, Bibelausgaben, als Beweis dafür, daß die durch die neue Bewegung inspirierte, religiöse Literatur bei ihnen Förderung gefunden hat. Bél war neben seiner pädagogischen und wissenschaftlichen Tätigkeit ein eifriger Pfleger der Literatur, die den religiösen Interessen des Volkes diente. Seinem Beispiel folgend, diente die Priesterschaft von Preßburg den pietistischen Ideen durch die Herausgabe zahlreicher ungarischer, deutscher und slowakischer Werke. Die Arbeiter in diesem pietistischen Kreise waren nicht nur die Vertreter einer neuen religiösen Richtung und einer pädagogischen Methode, sondern sie treten auf die Bühne des ungarischen geistigen Lebens mit der ganzen harmonischen Totalität der die Aufklärung heraufführenden Ideenströmung. Ihre religiöse Anschauung war dogmenfrei und sie verlangte von ihnen eine praktische Einstellung. Diese Wendung von den Formen zum Wesen führte sie zur Methode der Jenaer staatskundlichen Schule, die nicht in der Beschreibung des staatsrechtlichen und politischen Rahmens, sondern in der Erforschung des Lebens der Bevölkerung das Ziel der Geschichtsschreibung sieht. Matthias Bél in seiner mächtigen geographisch-historischen Arbeit, der „Notitia Hungariae", und seine Nachfolger forschen in ihren Werken nach den Lebensverhältnissen der gesellschaftlichen Klassen, indem sie sich auf ihre eigene Erfahrung stützen, mit dem Ziel, ihre Ergebnisse im Interesse des allgemeinen menschlichen Wohlstandes verwerten zu können.

In Preßburg tritt die hallische Entartung des Pietismus nicht bei den späteren Generationen ein. Der Grund dafür ist außer der starken praktischen Natur des Pietismus in Ungarn, dessen entschiedendster Ausdruck der die Beschäftigung mit den Realwissenschaften in Ungarn einführende Preßburger gelehrte Pietistenkreis war, auch das aufblühende, weltliche Interesse Preßburgs. Die Lage des „kleinen Halle" unter Maria Theresia, der Umstand, daß Preßburg Mittelpunkt des politischen Lebens, Tagungsort der Reichstage geworden war, rief ein bewegtes Leben

[1]) *Verzeichnis allerhand pietistischer Intriguen und Unordnungen in Lithauen, vielen Städten Theutschlandes, Hungarn und Amerika durch Jo. Jeverum Wiburgensem,* 1729.

hervor. Die erstarkten weltlichen Kreise, die Träger der weltlichen Kultur der Aufklärung haben mit ihrer Lebensart und Kultur das Wesen des Preßburger Pietismus in großem Maße beeinflußt. Er ging nicht in starrem Moralismus auf, und seine Auflösung in die kirchliche Kultur der Aufklärung ging ohne Schwierigkeiten vor sich.

Die bei Preßburg liegenden kleinen Städte, Modern, Sankt Georgen und Bazin, kamen auch verhältnismäßig früh unter pietistischen Einfluß. In den Dörfern des östlichen Teils Oberungarns, der Komitate Neutra, Trentschin, Árva, Liptau und Turóc waren nur vereinzelt einige Pietisten anzutreffen. Die Geistlichkeit dieses Gebiets bewahrte die konservative Auffassung der Orthodoxie und sah in den hallischen Ideen eine Irrlehre.

In jeder der größeren Bergstädte waren Pietisten tätig. Schemnitz hat schon 1716 als deutschen Seelsorger Christoph Voigt berufen, der vorher — wie wir es noch erfahren werden — als von Francke empfohlener Organisator der Schule in Hermannstadt eine bedeutende Rolle im Siebenbürger Pietismus gespielt hatte. Voigt, der 1713 aus Siebenbürgen vertrieben wurde, kam später nach Wien und wahrscheinlich durch die Vermittlung des pietistischen Kreises, der aus Bediensteten der Wiener protestantischen Gesandtschaften bestand, in Verbindung mit dem den Pietismus fördernden, vornehmen, protestantischen Magnaten: Baron Johann Gottfried Hellenbach, der ihn nach Schemnitz brachte, wo Voigt die deutsche Kirchengemeinde bis zu seinem Tode, 1732, führte. Seine stille Tätigkeit, die er im inneren Leben der Kirche unter schweren Verhältnissen ausübte, wurde auch weiter geführt in dem Geist, als dessen Vertreter er einst nach Siebenbürgen geschickt worden war und mit dem er auch weiterhin in Berührung blieb. Ihm konnte das protestantische Gymnasium der Stadt, das gerade im Jahre seiner Ankunft degradiert worden war, nicht gleichgültig sein. Die Leitung dieser Schule, die viel von ihrer einstigen Bedeutung verloren hatte, übernahm im Jahre 1724 ein Pietist.

Göllnitz hatte schon 1706 einen pietistischen Priester, der später von den höheren kirchlichen Behörden seines Amtes enthoben wurde. Aber die Vollstreckung seiner Verurteilung wurde durch weltliche Intervention hinausgeschoben.

Auch in der Zips erschienen früh Vertreter des Pietismus. Die Schulen von Käsmark, Leutschau und Neudorf wurden nach den pietistischen, pädagogischen Prinzipien in der Mitte des 18. Jh.s umgestaltet. Bei diesen Schulreformen, die von Professoren vorgenommen wurden, die in Preßburg und Halle studiert hatten, zeigte sich die starke Wirkung des Beispiels der Preßburger Schule.

In Kaschau bekam der Seelsorger Adam Asboth in den 30-er Jahren mehrere Bücherlieferungen aus Halle.

Obwohl der Superintendent Johann Schwartz, der dem Pietismus äußerst übel gesinnt war, in Eperies tätig war, beauftragte man doch mit der Leitung der dortigen Schule einen in Halle ausgebildeten Rektor, aber das einst berühmte Kollegium in Eperies, dessen großartigen Ausbau die unter Rákóczi sich organisierenden, oberungarischen Evangelischen geplant hatten, sank seit 1700 zu einer einfachen, lokalen Schule herab.

Das Dechanat von Sároszemplén ließ an den Bischof in den 30-er Jahren die besondere Bitte ergehen, daß er die Verbreitung des Pietismus nicht dulden solle, und man beschloß verschiedene Maßnahmen gegen den Pietismus.

Der natürliche Konservativismus der Provinzgeistlichen dem Pietismus gegenüber äußerte sich in Oberungarn allgemein überall, während die Städte in erster Linie in ihren Schulen die Vertreter der pietistischen Pädagogik, die größtenteils die aufgeklärte, entwicklungsfähige, elastische Organisation und Methode Preßburgs in alle bedeutenden protestantischen Schulen Oberungarns brachten, gern sahen. Ein

Drittel der Besucher des pietistischen Halle läßt sich aus Preßburg herleiten, das zweite Drittel aus den Bergstädten — überwiegend aus Neusohl — die übrigen aus der Zips, Kaschau und dem Komitat Gömör. Auch das beweist das gleichmäßig sich äußernde Interesse der oberungarischen, evangelischen Kultursphäre der hallischen Bewegung gegenüber.

*

Um die Wende des 18. Jh.s war die evangelische Kirche in Transdanubien infolge der gegenreformatorischen Bewegung unter Kaiser Leopold vollständig unorganisiert, die jungen Theologen, die aus dieser ganz auf sich gestellten, zerrütteten Kirche kamen, eigneten sich natürlich sogleich jene Werte der neuen Bewegung an, die sie zum Aufbau benutzen konnten, ohne daß das oppositionelle Merkmal dieser Bewegung, der Kampf gegen die „Steinkirche", die ja bei ihnen überhaupt nicht existierte, eine Rolle hätte spielen können. Sie selbst sahen ihr Ziel darin, daß sie mit der im Interesse der Kirche ausgeübten, neuen reformatorischen Arbeit, die zerstörte transdanubische evangelische Christenheit wiederherstellen würden. Indem sie ihre Wirksamkeit in dem durch den Pietismus propagierten, wahren seelsorgerischen Geiste ausübten, bauten sie das evangelische Kirchenleben des transdanubischen Bezirks wieder auf, das sie langsam in eine organisatorische Einheit zusammenfassen konnten.

Ödenburg hat im Besitz seiner eifersüchtig bewachten Privilegien seine Sonderstellung im Bezirk und seine eigenständige Entwicklung besser hüten können als die Städte Oberungarns. In der Schulverwaltung dieser Stadt wurde der vom Pietismus beeinflußte pädagogische Realismus an die Stelle der humanistischen Schulordnung gesetzt. Unter seinen Geistlichen kann man mehrere interessante Vertreter der pietistischen Mystik finden.

Raab unterhielt mit den in Transdanubien verstreut liegenden Gemeinden lebhaftere Beziehungen. Es wurde der Mittelpunkt für die Aufbauarbeit der aus Halle zurückkehrenden Studenten. Die Ödenburger Gesetze vom Jahre 1681 erlaubten, daß in Raab eine evangelische Kirche erbaut werden konnte, die im Jahre 1699 fertiggestellt wurde, außerdem wurde eine Schule eröffnet und die Arbeit der reorganisierten Kirchengemeinde begann von neuem. Unter ihren Leitern war von Beginn an Andreas Torkos, der der erste ungarische Besucher Halles gewesen war. Auch seine Zöglinge schickte er alle nach Halle. Im Jahre 1709 gab er ein in Halle gedrucktes Gebetbuch: „Engesztelő áldozat" (Sühneopfer) heraus, in dem er Beispiele für aufrichtiges und unmittelbares Beten geben wollte. Er übertrug das Neue Testament und gab Luthers Katechismus neu heraus. Die Zahl der pietistischen Lehrer nimmt in Raab zu. Nach mehrjähriger Unterrichtszeit in Raab gehen diese Lehrer als Seelsorger in die Provinz und verbreiten in Transdanubien in weiten Kreisen die hallischen Prinzipien. Sie entfalten eine lebhafte literarische Tätigkeit, um gleichzeitig mit dem Wiederaufbau der evangelischen Kirche in Transdanubien die Gläubigen auch mit Andachtsbüchern, die im Geiste der neuen Richtung verfaßt waren, zu versehen. Martin Vásonyi gab noch als hallischer Student zwei Kompilationen aus den Werken Franckes heraus: *A. H. Franckénak rövid és együgyü, de fundamentumos utmutatâsa* (A. H. Franckes kurze, einfache, aber fundamentale Anleitung) und im selben Jahr: *Szent Irâs szerint való életnek regulái* (Lebensregeln auf Grund der H. Schrift) (Halle, 1711). Dem letzteren legte er Auszüge aus den Büchern Johann Gerhards *Gerhard Jânos elmélkedéseiből vett kegyes életnek rövid, de summás regulái* (Kurze, aber zusammenfassende Regeln für ein frommes Leben, aus den Gedanken J. G.s bei, in denen er die pietistische Askese zur Geltung gelangen läßt und Kirchenlieder der neuen Richtung mitteilt. Er hat auch Kortholts: *Schwere Priesterbürde* ins

Ungarische übertragen, unter dem Titel: *Papi terhe* (Jena 1726), in dem das Ideal des pietistischen Seelsorgers dargestellt wird.

Georg Szeniczei Bárány bearbeitete, zugeschnitten für die ungarischen Verhältnisse, das berühmte pädagogische Werk Franckes: *Kurzer und einfältiger Unterricht, wie die Kinder zu wahrer Gottseligkeit und christlicher Klugheit anzuführen sind, ehemals zu Beruf Christlicher Informatorum entworfen und nun auf Begehren in Druck gegeben.* Er benützte bei der Überarbeitung, dem praktischen Zwecke entsprechend, die Ausgabe des Nürnberger Disputs von Virth. Sein Werk: *Aug. H. Francke oktatása a gyermeknevelésről* erschien in Halle im Jahre 1711. Das ist die erste ungarsprachige, prinzipielle, erziehungswissenschaftliche Arbeit. Schon in ihrem Titel betont sie die Tatsache, die den Pietismus durch seine praktischen religiösen Tendenzen zum Wegbereiter der Aufklärung werden läßt, er sagt nämlich: „Diese Arbeit können die Anhänger sämtlicher Konfessionen benutzen, weil hier über die Glaubensangelegenheiten nicht disputiert wird".

Das zweite Erzeugnis seines pädagogischen Interesses ist eine Übersetzung von Abraham Wolf und Friedrich Rogallen: *Volf Ábrahámnak és Rogallen Fridriknek atyafiságos serkentések, mely az ujonnan rendeltetett tanitóknak adattatott.* (Väterliche Aufmunterungen, für die neuen Lehren von A. V. u. F. R.). Jena 1736. Hierin wird die auf wahrer Berufung und echtem Glauben beruhende Seelsorger- und Lehrerarbeit gefordert. Der von ihm übersetzte *Kleine Katechismus* Luthers, sein in Anlehnung an Rambach verfaßtes *Gyermekeknek kézikönyvecskéje* (Handbuch der Kinder) (Jena, 1740) und die *Panoplia Katholica* (1733), die, um Beweise für den Katechismus zu erbringen, Zitate der Heiligen Schrift enthält, überträgt den Lehrstoff der pietistischen Religionspädagogik ins Ungarische und vermittelt durch ihre Zusammenstellungen auch die Methode, deren natürliche Grundlage die gefühlsmäßige Übergabe der tiefen und echten Andacht des Lehrers ist. Die Methode der neuen Richtung lehrt keinen leblosen Stoff, bei ihr spielt die Anwendung des klar gewordenen Inhalts aufs religiöse Leben eine große Rolle.

Bárány, Vásonyi und Johann Sartorius Szabó gaben 1741 in einer neuen ungarischen Übersetzung Arndts *Wahres Christentum* heraus. Im Vorwort der Arbeit wird auch die Bedeutung Arndts bewußt hervorgehoben. Man stellt den Begriff des „wahren Christentums" programmgemäß auf und schafft auch für die Ausübung des wahren Christentums eine ungarsprachige Literatur. Die früheren ungar. Übersetzungen Arndts kennt man. Aus der geistesverwandten Literatur der Reformierten wird des Puritaners Bayly *Praxis Pietatis*, das sich der besonderen Vorliebe Speners erfreute, empfohlen, das 1636 ins Ungarische übersetzt und seitdem zahllose Ausgaben erreicht hat.

Johann Sartorius Szabó, Georg Bárány und sein Sohn Johann übersetzten aus dem Griechischen das Neue Testament (Lauban 1754). Sartorius gab auch ein Gesang- und Gebetbuch heraus, betitelt *Magyar lelki óra* (Ungarische Seelen-Stunde), (Wittenberg, 1730), in dem er das Material der ungar. evangelischen Kirchenlieder mit Übertragungen deutscher und tschechischer pietistischer Kirchengesänge erweiterte. Georg Fábri ließ 1734 ein Gesangbuch durch eine Raaber Druckerei herausgeben, aber auf dem Titelblatt war Nürnberg angegeben, um die Tätigkeit der evangelischen Druckerei in Raab geheim zu halten. Auch die Erneuerung der ungar. geistlichen Literatur des 17. Jh.s haben die Pietisten vollführt. Bei dieser Arbeit fanden sie verwandte Seelen und gaben die Werke derselben oftmals heraus.

Im Jahre 1749 ließ Maria Theresia mit der Begründung, daß Raab aufgehört habe, Grenzort zu sein, und dadurch die ihm als Grenzstadt verliehenen Rechte freier Religionsausübung auch ungültig würden, die evangelische Kirche schließen und ihre Geistlichen aus der Stadt weisen.

Aus dem Raaber Pietistenkreis stammten die vorzüglichsten Priester Transdanubiens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, größtenteils die Dechanten und Bischöfe.

Diese Geistlichen stellten die zerrüttete evangelische Kirche Transdanubiens wieder her. Nachdem endlich 1736 nach langer Zeit der transdanubische Bezirk eine Organisationsstufe erreicht hatte, daß man an die Wahl eines Superintendenten denken konnte, stellte man drei Pietisten als Kandidaten auf, und 1742 gelangte endlich bei den Wahlen in der Person Johann Tóth Sipkovics ein Pietist an die Spitze des Bezirks. Auch seine Nachfolger standen mit pietistischen Kreisen in Verbindung. Die Transdanubier erlitten ihres Pietismus wegen keine Verfolgungen, denn sie vermieden auch jede Erörterung des Wortes.

Die Pietisten, die die Leitung des Bezirks an sich gerissen hatten, übten ihre seelsorgerische Tätigkeit gemäß der in ihren Schriften verkündeten Prinzipien aus. Im Jahre 1724 errichtet Johann Sartorius Szabó, der wohltätigkeitsstiftenden Tendenz des Pietismus folgend, ein Waisenhaus in Nemescsoó. Stefan Károlyi hat als Dechant von Raab 1732 eine Unterstützungskasse für Priester und Lehrer gegründet. Wo die Pietisten ihre Tätigkeit ausübten, hat man überall mit der genauen Führung der Matrikeln und mit Vorbereitungskursen für die Konfirmanden begonnen. Große Sorgfalt legten sie auf den Unterricht in den Kirchenliedern, wozu ihre Editionen reiches Material lieferten. Die Wirkung ihrer Arbeit war durch ihren praktischen Wert eine dauernde, denn noch am Ende des Jahrhunderts zeigte sich die Sympathie für den Pietismus. Eine Äußerung des hallischen Einflusses war noch am Ende des Jahrhunderts die Errichtung eines Waisenhauses und Alumnats in Várpalota und Hegyes-Kissomló durch Georg Hrabovszky, der in Halle studiert hatte und dem Beispiel Franckes folgen wollte.

Der in Transdanubien blühende, pietistische Geist hat die pietistische Gefühlsreligion auch noch in das folgende Jahrhundert übernommen.

*

Die Verbreitung des Pietismus unter den Siebenbürger Sachsen haben schon die ausgezeichneten sächsischen Kirchenhistoriker mit der nötigen Aufmerksamkeit gewürdigt. Die Verbreiter des Pietismus in Siebenbürgen fanden in der sächsischen evangelischen Kirche Verhältnisse vor, die denen in Deutschland ähnlich waren. Obwohl die Sachsen wegen der schweren politischen Lage in Siebenbürgen viel zu leiden hatten, sicherte doch die historische und geographische Lage ihrer Kirche eine ruhigere Entwicklung als in Ungarn. In den letzten schweren Jahrzehnten des unabhängigen Siebenbürgen hatten die Sachsen die engen Verknüpfungen mit dem deutschen kulturellen Leben nicht verloren. Die aus Halle Zurückkehrenden fanden sich einer älteren Generation gegenüber, die im Geiste von Wittenberg alles Neue als „Irrlehre" verurteilte. In ihrem Kampf um die Reinheit des Glaubens leitete sie vor allem die Sorge um die Einheit der Kirche. In dieser Einheit sahen sie die Kraft, die ihnen auch unter den fremden Völkern ihre Eigenheiten schützte und ihre Privilegien und Freiheiten sicherte.

Die Instruktionen, die der Bischof Hermann Lukács an die Synode des Jahres 1693 richtete, lenkten die Aufmerksamkeit der Dechanten auf das gefährliche Wesen des Pietismus. Dieser mußte den Weg einer langsamen, unbemerkten, stillen Verbreitung wählen. Als die hallischen Studenten auf die unmittelbare, persönliche Einwirkung Franckes hin und mit Hilfe seiner bedachtsamen Unterstützung die Verbreitung der neuen Richtung in Angriff nehmen konnten, fanden sie in dem weltlichen Haupt des Sachsentums, in Andreas Teutsch, einen begeisterten Förderer.

Die Erfahrung seiner eigenen, persönlichen Bekehrung trieb ihn dazu, Bücher im Geiste Arndts, Speners und Franckes zu verbreiten, und er war eifrig darum bemüht, daß die Siebenbürger studierende Jugend nach Halle studieren gehen konnte. Der Bürgermeister von Hermannstadt, Johann Hussmann von Rothenfels, der später der Beauftragte des Sachsentums am Wiener Hofe war, unterstützte die Bestrebungen Teutschs. 1712 ließ man zwei deutsche Schüler Franckes, Baptist Habermann und Christoph Voigt, nach Hermannstadt kommen, damit diese gründlichen Kenner der hallischen Einrichtungen ihr pädagogisches System hier verwirklichen konnten. Beide gingen mit dem pflichtbewußten Missionsgefühl der Pietisten im Jahre 1712 an die Erfüllung ihrer Aufgabe. Christoph Voigt gründete auch eine Buchhandlung, die die Verbreitung der pietistischen Bücher erleichtern sollte. Sie war die erste den Charakter der Dauer tragende ungarländische Buchhandlung. Obwohl sie nur zwei Jahre bestand, vermittelte sie doch eine große Anzahl von Büchern nach Siebenbürgen.

Der Widerstand der konservativen Geistlichkeit aber machte diese Bestrebungen bald unmöglich. Die Auffassung, daß die Freiheit und Selbstverwaltung ihrer Heimat nur so lange gesetzliche Anerkennung finden könne, solange sie auf dem Boden der Augsburger Konfession ständen, gab ihrer pietistenfeindlichen Einstellung reiche Nahrung. Denn das Wesen des Pietismus war selbst in seinem Ursprungsland noch recht unbekannt, und viele sahen in ihm sogar eine besondere Konfession. Nachdem Siebenbürgen auch ein Glied des Habsburgerreiches geworden war, wollte man die staatsrechtliche Lage der Kirche vor jedem Angriff schützen, weil man nach den Ereignissen in Ungarn mit Recht eine Verfolgung befürchten konnte, die alle möglichen Rechtsvorwände vorbringen konnte. Mit vollem Recht konnten sie daran denken, daß ihre Kirche mit dem evangelischen Charakter stand oder fiel. Die den Pietismus vom dogmatischen Standpunkt bekämpfenden Wittenberger Professoren erhielten sogleich von den Bestrebungen Franckes in Hermannstadt Kenntnis. Da sie Siebenbürgen in ihrem Interessenkreis bewahren wollten, so gaben sie schon frühzeitig der Siebenbürger evangelischen Geistlichkeit ihre Gegenschriften als Waffen in die Hand. Durch ihr großes Ansehen, das die orthodoxe Kirche eifrig pflegte, gelang es ihnen, die Auffassung, daß der Pietismus eine Irrlehre sei, allgemein durchzusetzen. Statt sich mit Warnungen, die der pflichtbewußten Sorge der verantwortlichen Geistlichkeit entstammten, zu begnügen, griff die Kirche jetzt in unverhohlener Abneigung die hallischen Anhänger an. Mit folgerichtiger Entschiedenheit trat der 1712 gewählte Bischof, Lukas Graffius, gegen die Pietisten auf. Es gelang ihm durchzusetzen, daß man die aus Halle berufenen beiden Lehrer aus Hermannstadt auswies, und die Buchhandlung Voigts nahmen die kirchlichen Behörden in Beschlag[1]). Die hallische Universität erreichte in dieser Angelegenheit die Intervention des preußischen Hofes und Leibnizens. Der preußische König, Friedrich Wilhelm I., protestierte in einem an Karl III. gerichteten Briefe dagegen, daß eine unter seiner Obhut stehende Universität in Ungarn offiziell der Verbreitung von Irrlehren bezichtigt werde. Der Bischof richtete seine Angriffe nicht nur gegen die Seelsorger, die dem Kreise von Teutsch angehörten, ja sogar gegen Teutsch persönlich ging er vor. In den 20er Jahren waren seine Angriffe nicht mehr gegen den Pietismus im allgemeinen gerichtet, sondern betrafen alle jene mystischen Strömungen, die sich in den pietistischen Kreisen zeigten. Johann Fleischer, der Rektor des Gymnasiums von Mediasch, begann Gedanken zu verbreiten, die dem überkonfessionellen Indifferentismus

---

[1]) F. Teutsch: *Geschichte der ev. Kirche in Siebenbürgen.* Hermannstadt 1921—23. — Ders.: *Kirche und Schule der Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart.* Hermannstadt 1923. Vgl. H. Jekelis oben angegebene Arbeiten.

Arnolds nahe standen. Der Seelsorger von Bulkesch, Johann Dietrich, der Freund Teutschs, vertrat Petersens überhitzten Enthusiasmus. Teutsch selbst, obzwar er seine Wirksamkeit von Anfang an völlig im Sinne der praktischen Reformgedanken des Pietismus ausübte, war von Petersen stark beeinflußt. Dies wurde auch durch den Umstand begünstigt, daß Teutsch ein gründlicher Kenner und Liebhaber des Holländers Poiret war, der auch Petersen beeinflußt hatte. In seiner Ablehnung der rationalen Erkenntnis entsprach der irrationale, mystische Weg Poirets vollständig der Auffassung des Pietismus. Teutsch gab auch im Jahre 1708 die selbständige methodische Einführung zu der bekanntesten philosophischen Arbeit Poirets unter dem Titel *De vera methodo* heraus.

Schon auf der Synode des Jahres 1726 hielten viele diese dogmatischen Streitigkeiten für recht schädlich. Es war der Wunsch der Synode, daß dieser Streit der Wittenberger mit den Hallensern aufhören solle. Und so wurde den streitenden Parteien eine gemeinsame Verurteilung zuteil. Die Synode stellte sich also nicht mehr auf die Seite der Wittenberger, ja gerade der die dogmatischen Zwistigkeiten verurteilende und in der Stille arbeitende Pietismus äußerte sich in ihren Wünschen. Die Gedanken des Pietismus beeinflußten zu dieser Zeit selbst alle jene Bestrebungen der orthodoxen Kirche, die auf eine Pflege des religiösen Lebens gerichtet waren. Diese Zeitepoche verlangte wahre Seelsorger, Seelenfreunde und -ratgeber. Die neue Richtung aber diente gerade diesen Gedanken. Inzwischen freilich hinderte man die kompromittierten Pietisten an ihrer Tätigkeit, während Halle die jüngere Generation ganz an sich zog. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts gingen mehr als 50 sächsische Studenten auf längere oder kürzere Zeit nach Halle. Nach Alter und Gegend verteilten sie sich ziemlich gleichmäßig. Aus Kronstadt stammten 20, aus Hermannstadt 19, aus Mediasch und Umgebung 9, aus Schäßburg 2, aus Fogarasch 1, aus Bistritz 3, aus anderen Orten 7; bis 1706, also in den begeistertsten Jahren der pietistischen Organisation, hatten in Halle 17 studiert, von 1705 bis 1713 waren 7 sächsische Theologen Mitglieder des vertrauten Kreises Franckes, der Mensa des Waisenhauses.

Die zurückkehrenden Geistlichen waren größtenteils in kleineren Kreisen dörflicher Gemeinden tätig, einige waren auch an städtischen Kirchen und Schulen. Die offizielle Kirche griff ihre Führer und Förderer oft an, aber die innerhalb der offiziellen Kirche sich zeigenden Reformbestrebungen kamen im Geist des Pietismus zustande. Der von der Orthodoxie geforderte Schutz der Reinheit der Lehre verschmolz in vielem mit der Richtung der Gefühlsreligiosität und ihrer Idee der religiösen Wiedergeburt. Der typischste Vertreter dieser Richtung war der Kronstädter Markus Fronius. In Kronstadt war übrigens sehr früh der Einfluß Halles spürbar. 1711 ließ man eine größere Buchbestellung aus Halle kommen. 1717 schickte selbst der Stadtpfarrer Paul Neidel Studenten nach Halle. Von diesen Besuchern Halles spielten später viele eine führende Rolle in der Stadt. Der Seelsorger Johann Barbennius war der laute Fürsprecher der pietistischen Richtung. 1720 kam Johann Filstich, der Freund Franckes, an die Spitze des Gymnasiums zu Kronstadt. Markus Tartler und Lukas Rauss sind mit ihren Reden die Vertreter des süßlichen pietistischen Sentimentalismus. Im Jahre 1723 greift eine *Religiosa nationis saxoniae* betitelte Schrift mehrere Priester ihres Pietismus wegen an. Von den in dieser Schrift erwähnten Priestern finden wir den einen und anderen später in angesehenen geistlichen Stellen. Burgberg, Neudorf, Heltau, Birthälm, Mühlbach und Keisd zeigen auch Verbindungen zum Pietismus. Der Seelsorger von Schäßburg war Johann Kraus; er ist einer der wenigen Pietisten gewesen, die selbständig religiöse Arbeiten verfaßten. Seine kleine Arbeit: *Das himmlisch gesinnte Herz vom zukünftigen Leben* (Leipzig-Jena 1733) bezeugt den Einfluß Freylinghausens.

In Hermannstadt fand Teutsch sowohl unter den Laien wie den Priestern in gleichem Maße Gesinnungsfreunde. Nach der Vertreibung der beiden hallischen Lehrer verhindert aber die scharfe Überwachung des Bischofs die Verbreitung des Pietismus. Graffius' Nachfolger Jakob Schunn gehörte freilich selbst schon zum Kreise der Pietisten in Hermannstadt. Teutschs Poiret-Verehrung teilte auch der Hermannstädter Arzt Samuel Kölesséri, ein Reformierter, der im Jahre 1709 die *Theologia Pacifica* des Gardenius, der Poiret in seinen Anschauungen ganz folgt, herausgab. Er fügt diesem Buch ein Vorwort bei, in dem er sich für den Ausgleich der konfessionellen Gegensätze im Geiste der Friedensliebe des Christentums einsetzte. In dem wiedergeborenen, gottergebenen, friedensliebenden, asketischen Menschen sieht er das neue Ideal. So verschmolz die Weltanschauung der in der coccejanisch-puritanischen Andacht Aufgewachsenen mit der der Pietisten in dem am Beginn der Aufklärung so oft auftauchenden Ideal, dem ewigen Suchen nach dem Kern des Christentums, seinem überkonfessionellen Wesen.

Auch in dem Kreise der nur in kleiner Zahl vorhandenen Siebenbürger ungarsprachigen Evangelischen gewann der Pietismus Boden. In der Person und Tätigkeit des Kronstädter Priesters Josef Szeli trafen sich die sächsischen und transdanubischen pietistischen Einflüsse. Bis 1731 hatte er in Hermannstadt, Raab und später in Preßburg studiert. Während seiner Studienzeit hatte er also sämtliche namhaften pietistischen Mittelpunkte des Landes besucht. Später ließ er dann die ungarsprachigen Ausgaben des Pietismus nach Siebenbürgen kommen. Er übersetzte die Predigten Franckes und aus der sächsischen pietistischen Literatur eine handschriftliche Arbeit von Michael Albrick, betitelt: *Katechizmusi olvasások* (Katechismuslesungen). Seine Seelsorgertätigkeit übte er in Hosszúfalu und Zsombor von 1757 bis 1763 aus. Seine begabtesten Schüler sandte er nach Raab.

Auch die Siebenbürger Reformierten hatten Beziehungen zu Francke. Ihr Interesse erweckte in erster Linie die pädagogische und wissenschaftliche Arbeit der Hallenser. Franz Páriz Pápay, der berühmte Gelehrte aus Nagyenyed, schickte schon 1712 einige seiner Schüler nach Halle und auch seinen Sohn, damit — wie er selbst an Francke schreibt — Siebenbürgen gute Lehrkräfte erhalte.

Der Siebenbürger Pietismus als eine innerhalb der Kirche sich entwickelnde allgemeine Forderung, die die Verinnerlichung des religiösen Lebens erstrebte, erscheint nur als eine seiner besonderen Ausformungen. Der gegen ihn entfachte Kampf verstummte von selbst, sobald die Kirche die Urbeweggründe des Pietismus in sich aufgenommen hatte. In der sächsischen Schulreform und in der Ausgestaltung der neuen religiösen Lebensform spielte er eine große Rolle.

Der Pietismus hatte eine so tiefe Wirkung auf die menschliche Seele ausgeübt, daß er, obgleich er eine bewußt internationale Bewegung war, doch bei jeder Nation in einer anderen Gestalt erschien. Auch in Ungarn griffen seine Verbreiter aus seinen Motiven diejenigen heraus, die der Natur und den nationalen Verhältnissen entsprechend, die zweckmäßigsten waren. Seine Wirksamkeit innerhalb der sächsischen evangelischen Kirche mit ihrer verhältnismäßig ruhigen Entwicklung stimmt am besten mit der Rolle des Pietismus in Deutschland überein. Sein kämpferischer Charakter kam gegen die Auswüchse der in Ungarn nur mäßig entwickelten orthodoxen kirchlichen Organisation kaum zur Geltung. In Oberungarn riß er durch die Gewinnung Preßburgs die Leitung der Schulen an sich, während er in Transdanubien die in Verfall geratene evangelische Kirche wieder zu neuem Leben erweckte. Seine Literatur besteht fast nur aus Übersetzungen.

Während in Deutschland der Pietismus alle seelischen Sehnsüchte der Zeit in sich aufnimmt, erschienen in Ungarn alle verwandten religiösen Strömungen in der

historischen Reihenfolge ihrer Entstehungszeit. Wenn sie auch nur vereinzelt auftreten, so doch niemals isoliert. Auf dem Gebiet der religiösen Literatur war die Wechselwirkung auffallend lebhaft. Die schönliterarischen Äußerungen der Epoche wurzeln also nicht nur im Pietismus, sondern in der ganzen einheitlichen Welt der verwandten religiösen Bewegungen des 17. Jh.s. Eben diese verinnerlichende Stimmung war ihre Quelle, aus der diese Bewegungen teils ihre Nahrung empfingen, teils unmittelbar daraus hervorgingen.

Béla von Szent-Iványi.

Zur Charakterologie des Ungartums.

Lajos Prohászka: Der Wanderer und der Heimatlose [1]).

„Aus der Dämmerung uralter Zeiten taucht vor unseren Augen die Gestalt eines Reiters empor, wie er auf der Wolga-Steppe ruhig dasteht und horcht. Seine Mütze spitz, sein Überwurf aus Pantherfell, sein sehniger Rumpf, als ob er mit dem kleinen Pferd zusammengewachsen wäre. Mit Adlersaugen überblickt er die endlos scheinende Ebene, auf der jede Stelle scharf durch die glänzende Scheibe der Sonne beleuchtet wird. Er ist ruhig, hat keine Furcht und phantasiert nicht; nur das geht ihn an, was er sieht, und seine Augen, die sich an den Bildern der weiten Pußta, an dem scharfen Licht gestählt haben, sehen alles klar, was menschliche Augen von einer Stelle aus zu überblicken vermögen. Sein Köcher über die Schulter gehängt, das persische Schwert an der Seite: so lauert er auf den Feind. Wenn es nur einige sind, so nimmt er es mit ihnen auf, wenn sie in Scharen kommen, bringt er den Seinigen Nachricht. Für diese steht er jetzt Wache und ist zu allem entschlossen. Sein Blick erreicht auch die Ferne, die unabsehbar genannt wird: in einem entfernten schwarzen Punkt erkennt er den Geier, den schnellen, starken, grausamen Vogel seines Gottes. Das ist ein gutes Zeichen; er streichelt den Hals seines Pferdes und läßt seine Hand zuversichtlich auf dem Griff seines Schwertes ruhen. Er wartet auf die Zukunft und fühlt es, weiß es, daß die gemeinsame Sache auch seine Kraft brauchen wird. Seine Seele ist durch das Gefühl dieser Kraft und durch die Hingabe an seine Rasse erfüllt." Mit diesem heroischen Bild beginnt Zsolt v. Beöthy, der bedeutendste ungar. Vertreter nationalistischer Literaturgeschichtsschreibung, sein vielgerühmtes Buch, den *Kleinen Spiegel der ungarischen Literatur*, in dem er in glänzender Weise versuchte, die ganze Vergangenheit des ungar. Schrifttums, des wichtigsten Trägers ungar. nationalen Bewußtseins, im Zeichen des „tausendjährigen Ungarns" heraufzubeschwören. Das Werk erschien im Jahre 1896. Das Ungartum, das sich — für die kurze Spanne einiger friedlicher Jahrzehnte vom Druck des Schicksals befreit — anschickte, die Führung in der österreich.-ungar. Monarchie an sich zu reißen und die historische ungar. Großmacht zu erneuern, beging in diesem Jahr die Tausendjahrfeier der ungar. Landnahme. Die Gestalt des altungar. Reiters entsprach vollkommen dem stolzen Selbstbewußtsein und den imperialistischen Sehnsüchten des ungar. Vorkriegsnationalismus; sie wurde auch zum Symbol des „Herrenvolkes", erschien in vielfachen Abwandlungen, als Gemälde, Standbild, Roman- und Bühnenfigur; sie steht auch heute als Árpád, Führer

---

[1]) L. P.: *A vándor és a bujdosó* (Der W. u. d. H.). Bp.: Selbstverlag 1936. 171 S. 8°. — Das Wort *bujdosó* hat einen unübersetzbaren Sinnes- und Stimmungsgehalt: der 'Heimatlose, der Weltflüchtling, der Unstetige, peregrinus, Exulant' können es nur umschreiben, nicht ersetzen.

des Ungartums zur Landnahmezeit, an der Hauptstelle des Budapester Milleniums-Denkmals.

Der Zusammenbruch zeigte dann die Unhaltbarkeit dieses imperialistischen, stolzen Selbstbewußtseins. Nicht als ob es an einer heftigen Opposition auch ungarischerseits bereits in den Vorkriegsjahren gefehlt hätte. Die letzten Vertreter der ungar. Klassik, die Vorkämpfer einer allmählich einsetzenden tiefgreifenden spiritualistischen Erneuerung, die Rädelsführer der sich immer gewaltiger offenbarenden völkischen und sozialen Unruhen führten die gleiche Fehde dagegen. Und als die Jahre der Verwirrung die Frage nach Sinn und Sendung des Ungartums wieder brennend zeitgemäß machten, griffen die führenden Geister einer neuen nationalen Selbstbesinnung auf die illusionsloseren Erkenntnisse dieser großen Opposition zurück. Die Wandlung der Seelen und der Anschauungen zeigt kaum etwas noch so klar wie der Umstand, daß jetzt an die Stelle des Wolgareiters eine neue symbolische Gestalt, die des „Heimatlosen", des „Unstetigen" getreten ist. Die Arbeit nämlich, in der die neue ungar. Wesens- und Schicksalsbetrachtung den bewußtesten und prägnantesten Ausdruck fand, die tiefe und beachtenswerte charakterologische Studie von L. Prohászka gruppiert alles, was ihr Verf. als charakteristisches Merkmal der ungar. Geistesart, Lebensform und Haltung herausgearbeitet hat, um das Grunderlebnis der seelischen Heimatlosigkeit. „Wir waren die Heilige Krone oder wollten es wenigstens sein, ein ganzes corpus, sind aber nur zerbrochener Körper, mit blutenden, zerfleischten Gliedern: Corpus Sacri Doloris. — Kaum hat sich das Ungartum in dieser Gegend niedergelassen, schon wird Heimatlosigkeit sein Anteil. Sein Körper ist immer mit Wunden bedeckt, seine Glieder sind in Gefahr auseinanderzufallen. Seitdem es auf Grund einer sakralen Idee die europäische Schicksalsgemeinschaft auf sich nahm, konnte es sich im Zeichen dieser Idee nie dauerhaft verwirklichen. Nur für historische Augenblicke. Die Zeiten Stefans des Heiligen, Ladislaus des Heiligen, Bélas III., Ludwigs des Großen, Matthias Corvinus' und vielleicht noch die Jahrzehnte nach dem Ausgleich bedeuten diese Augenblicke, in denen der Fluch für eine kurze Zeit aufzuhören schien und die Idee zum ungarischen Körper werden konnte. Aber nur damit sie dann wieder verlorengeht und die Jahrhunderte durch das Schicksal der Heimatlosigkeit erfüllt werden. Abgesehen von diesen seltenen Augenblicken der Verwirklichung sind wir nicht die Glieder des corpus der heiligen Krone, sondern die der Qual. In Tränen, in Leid und Sorge sind wir lebendiger Körper, in der Verstümmelung sind wir miteinander verbunden, ob wir diese Mitgliedschaft wollen oder nicht. Das Symbol des Gemeinschaftsschicksals des Ungartums ist in Wirklichkeit das heilige Leid des Reiches, der „Sacer Regni Dolor", Kreuzgang und Dornenkrone, aber eben deswegen auch das Versprechen der Erlösung. Denn es nährt die verstümmelte Wirklichkeit mit Hoffnung und bewahrt die auseinandergerissenen Glieder für einander."

Die optimistisch-pessimistische Zweiseitigkeit des kollektiven Selbstportraits ist bei fast allen Völkern Europas zu beobachten. Die Auseinandersetzung mit den eigenen Seinsformen zeigt indessen nicht immer die gleiche Intensität: das bloß vegetierende Leben braucht kein kulturschaffendes Bewußtsein; das Selbstgefühl der Völker wird erst unter dem Druck des Schicksals oder in Zeiten erfolgverheißender Gelegenheiten wirklich lebendig. Auch Deutschland kennt gewaltige Äußerungen sowohl der überlegenen Selbstsicherheit und der starken Selbstüberhebung als auch der grübelnden Selbstkritik und der hoffnungslosen Niedergeschlagenheit. Im Bewußtsein des Ungartums erscheint nun gemäß seinem ausgesprochen affektiven Charakter auch dieser Gegensatz, wie so viele andere — bis zum äußersten gesteigert: in düsteren, verhängnisschweren Zeiten hat es manchmal seine Lebensanrechte fast schon aufgegeben und die Vision des nationalen Untergangs beinahe als Wirklichkeit

angenommen; unter klarem, freiem Himmel, im Banne neuer, großer Möglichkeiten war es aber geneigt, der Hybris der zügellosen Sehnsucht und des blinden Hochmuts zu verfallen. Die gesamte geistige Entwicklung des 19. Jh.s wird in Ungarn durch den Kampf dieser extremen Deutungsformen des nationalen Seins bedingt. Der Optimismus am Ende des Jahrhunderts wurde bereits charakterisiert. Das vor einigen Jahren veröffentlichte Romantik-Werk von J. v. Farkas [1]) hat auch der deutschen Forschung zeigen können, welch abgrundtiefe Verzweiflung, welche lähmende Todesangst und Todessehnsucht im Hintergrunde der in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts einsetzenden gewaltigen Reformbewegung lebendig war — denken wir nur an die taube Stille des trostlos resignierten Bessenyei, an die gewaltigen Fluch-Oden Berzsenyis, an die furchtbaren Visionen Kölcseys, an die Prophezeiungen Wesselényis und an den Wahnsinn Széchenyis und Vörösmartys. Dieses quälende, würgende Schicksalsgefühl konnte auch durch die selbstvergessene Kühnheit des Freiheitskampfes, durch die suggestive Tatkraft Kossuths nur verdeckt, nicht ausgetilgt werden. Nach der Niederlage des heroischen Wagnisses 1849 hat es für einen Augenblick die tiefsten Denker der Nation wieder mit sich gerissen, um dann allmählich durch die Zucht und durch den illusionslosen Wirklichkeitssinn der ungar. Klassik zu einer pflichtbewußten Schicksalsergebenheit geläutert zu werden. Prohászka knüpft nun an diese klassische Überlieferung an. Sein Grunderlebnis ist auch mit dieser Überlieferung eng verwandt, nur daß der moderne Denker bereits unvergleichlich vielfältigere Ergebnisse hungarologischer Forschung verwerten kann und im Besitze einer gründlichen charakterologischen und kulturphilosophischen Schulung seinen Gegenstand vielseitiger und trotzdem systematischer zu behandeln versteht.

Die Bemühungen ungar. Klassiker führt er gleich darin fort, daß er das Ungartum nicht isoliert in seiner Einsamkeit, sondern im Zeichen seiner europäischen Verbundenheit betrachtet. Sein Buch mutet zunächst wie ein neues, gründlicheres, aber auch abstrakteres *Spektrum Europas* an, als das Werk eines wortkargeren, tieferen, aber auch steiferen ungar. Keyserlings. Die Eigenart der Betrachtungsweise und der Zielsetzung kommt aber bald klar zum Vorschein. Die Gestalten des europäischen Rundbildes dienen nur dazu, um die Grundbegriffe, die Gesichtspunkte und das methodische Verfahren Verf.s zu erläutern. Sie werden nur in großen Zügen, aber bildhaft, als Verkörperungen typischer Lebensformen gekennzeichnet; in ihrem historischen Nacheinander soll eine eigentümliche Geschichtsdialektik festgestellt werden. So tritt uns das Griechentum, das Volk der Humboldtschen „formbildenden Kraft", als das „Ausdrucksfreudige" entgegen, dem es gelang, seinen Kosmos harmonisch abzuschließen — mit Ausnahme des Staates. Hier setzte der römisch-lateinische Geist ein, dessen typische Haltung sich in dem Streben nach einer organischen Gemeinschaft äußert. Er, der „Organisator", vermochte jedoch die Kulturbezirke der Religion nicht zu bewältigen: die Aufgabe der Vereinheitlichung des Weltbildes vom Religiösen her fiel dem mittelalterlichen Christentum, dem „Pilger" zu. Die Einheit seines sakralen Weltbildes wurde dann durch die Wissenschaft gesprengt; die neue Synthese sollten nun die modernen Völker des Abendlandes versuchen. Die spanische Kultur des „Quijotisten" konnte die Aufgabe nicht lösen, der Gegensatz mittelalterlicher und moderner Lebensformen verursacht einen unheilbaren Riß in ihrem Wesen. Der Franzose, der „Stilisator", überwand die Spannung auch nicht, er band und rationalisierte sie nur und nahm ihr so auch die schöpferische Kraft. Eine ähnliche Neigung

---

[1]) *Ungarische Romantik*, Berlin 1931, W. d. Gruyter, 231 S. 8°. Vgl. auch die Studie desselben Verf.: *Irodalmunk kétféle nemzeti érzése*. (Das zweierlei Nationalgefühl in der ung. Literatur), Magyar Szemle, VII, 1929, S. 33-40.

zur rationalisierten Überentwicklung zeigt auch die englische Kultur: der „Kolonist" setzt sich fest auf Meeren und Kontinenten, aber auch in Ideen und Institutionen. Im Gegensatz zu diesen etwas starren Lebensformen zeigt der italienische „Humanist" eine unerschöpfliche Frische des Erlebnisses, eine schöpferische Begegnung von Persönlichkeit und Tradition, Freiheit und Schicksal.

Diese Gestalten spielen in der Arbeit indessen nur die Rolle des Chors, dessen Aufgabe es ist, den Auftritt der eigentlichen Helden vorzubereiten. Auch die eine der Hauptgestalten, der deutsche „Wanderer", wurde in erster Linie als perspektivische Figur eingehender charakterisiert: Verf. braucht ihn, um die Gestalt des ungar. „Heimatlosen" an einer näher stehenden, verwandten und doch fremden Erscheinung messen zu können. Daß er dafür eben das Deutschtum ausgewählt hat, ist außer der Sympathie der ihren inspirierenden Quellen zugewandten Seele durch die Einsicht und die objektive Erkenntnis des Wissenschaftlers zu erklären. Es ist nicht zu leugnen, daß in der geistigen Lage beider Völker etwas Gemeinsames zu beobachten ist. Beide finden an den Grenzen der europäischen Kultur ihren Platz; ihr Verhältnis zum christlich-lateinischen Europa wird durch die verwandten Extreme der voraussetzungslosen Hingabe und des wütend-abwehrenden Protestes gekennzeichnet. Das Ungartum stand im Laufe seiner europäischen Jahrhunderte in ständigen Wechselbeziehungen mit allen Gebieten der südlichen und westlichen Kulturwelt, es ist aber unbestreitbar, daß es, wenigstens in den letzten vier Jahrhunderten, die tiefsten Eindrücke vom Deutschtum erhielt. Mit dem ungar. Blut hat sich vom Westen her vor allem deutsches Blut vermischt, und der Lebenskampf des Volkes galt in erster Linie dem deutschen politischen und geistigen Imperialismus. Prohászka charakterisiert nun den großen Gegenspieler mit liebevoller Einfühlung und Sorgfalt. Er nennt ihn mit L. Ziegler den „Wanderer". Seine Daseinsform erklärt er aus dem eigentümlichen Erlebnis des ewigen Wandels. Daraus leitet er den dynamischen Charakter des Deutschen und seine Merkmale, das Gefühl der Seinsunbestimmtheit, der Wirklichkeitsferne und der Subjektivität ab. Den Ausdruck dieses dynamischen Erlebnisses erblickt er in den zwei polaren Richtungen des Unendlichkeitsdranges, in der Welterforschung und in der Gottessehnsucht. Als die gleichfalls polaren Ausdrucksmerkmale des deutschen Wesens bezeichnet er die Andacht zum Kleinen und zur umspannenden Synthese, das Streben nach Mystik und nach Abstraktion, den Lyrismus und den Titanismus, die Maßlosigkeit und die träumerische Versponnenheit, den Partikularismus und den Einheitsdrang. Die ursprüngliche Seinsform des Deutschtums erfährt Veränderungen ihrer Eigenart hauptsächlich von Italien und vom Norden her. An der südlichen Form läutert sich der dumpfe deutsche Drang, der Norden entfacht das Solidaritätsbewußtsein. Die deutsche Kultur ist polar geformt: sie muß und kann in Gegensätzen leben, sie wird zu immer neuen Versuchen des harmonischen Gleichgewichts getrieben. Die Dämonie der ewigen Veränderung, der Unendlichkeitssehnsucht schafft ein ewiges geistiges Wandertum, als deren schönstes Ergebnis P. die ironische Haltung und die Sachlichkeit anführt.

Die Geistesart des Ungartums wird nun im Gegensatz zum Unendlichkeitsdrang des Wanderers durch eine eigentümliche finitistische Grundhaltung gekennzeichnet. Sie ist allem Problematischen, Unbestimmten abhold, dem Beständigen, Gesicherten zugeneigt und verkörpert sich nur dort, wo es sich um die Abgrenzung seines eigenen Seins handelt. Die ursprüngliche Sicherung des Lebensraumes durch die Ausbildung der „Klausen", dieses mittelalterlichen Grenzschutzsystems, entsprach vollkommen dieser Haltung, die dann auch in dem „extra Hungariam non est vita"-Gefühl zum Ausdruck kam, ein ständiges Mißtrauen allem Fremden gegenüber und eine ewige Beklommenheit mit sich brachte. Aus der finitistischen Seinsform des Ungartums er-

klärt P. eines seiner typischen Grunderlebnisse: den Unabhängigkeitstrieb. Er bedeutet die eine — negative — Ausdrucksform der Freiheitsidee, eine instinktive Selbstwehr gegen das Gefühl der Beengtheit innerhalb der selbstgesetzten Grenzen. Sein — aktiver — Gegensatz erscheint in dem Hang zu Illusionen, gleichsam die Erlebniskompensation jenes Gefühls der Enge, das „Scheinenwollen", diese unstillbare Sehnsucht des vollkommen affektiven ungar. Charakters. In gleicher Weise werden auch die anderen Wesenszüge von der finitistischen Grundhaltung abgeleitet, die an Fatalismus grenzende Resignation, die Irrealität in ihrer zweifachen Form, als Rausch der Verzagtheit und als Flucht in die schönere Vergangenheit. Dieser Erlebnisart entspricht nach P. die eigentümliche Ausdrucksform des ungar. Geistes: der „Kampf wider Willen". Neben den Schelerschen Typen des „Gesinnungs- und Zweckmilitarismus" wird hier eine dritte Form der Kriegslust gezeigt. Das ausgezeichnete, harte ungarische Kriegsvolk kämpfte nie aus Gesinnung oder aus Eroberungsdrang; einmal im Besitze des Landes unternahm es kaum einmal den Versuch, seine Grenzen zu erweitern. Es kämpfte mit der Gebärde und der Wucht des Mißmutigen, des in seiner Unabhängigkeit bedrohten, in seinem begrenzten, aber einzig möglichen Lebensraum aufgestörten grimmigen Kämpfers. Diese Ausdrucksform deutet auf die Unausgeglichenheit der ungar. Erlebnisart hin. Diese Art des Kampfes kann nämlich nie zur Ruhe kommen, kann nie zu greifbaren, fixierbaren Ergebnissen führen. So treibt sie in die Zwietracht und macht den oligarchischen Zug des ungar. Lebens und dessen Folgeerscheinungen, die Zersetzung der Gesellschaft, die sog. „herrschaftliche" (úri, gentlemanlike) Lebensweise, die Unterwürfigkeit und schließlich auch den eingefleischten, vorzüglich formal-rhetorisch gerichteten Rechtssinn verständlich.

Der finitistisch bedingte Freiheitstrieb als erlebnisformende Kraft und der zweck- und gesinnungslos geführte Kampf als Ausdruck der ungar. Aktivität beeinflussen auch die Objektivation des ungar. Geistes, das sakral gefaßte Gebilde des Volkskörpers und des besiedelten Lebensraumes: das „Corpus Sacrae Coronae". Alle Objektivationen des ungar. Geistes zeigen nach P. eine einzigartige Verschmelzung des nationalen Bewußtseins und der Religiosität. Auch die mittelalterliche sakrale Staatsidee wurde in Ungarn völkisch umgeformt und verwurzelt, vornehmlich im Sinne zweier Motive. Einerseits kam darin der finitisierende Drang des ungar. Wesens zum Ausdruck, der die Motive der universalistisch-religiösen Staatssymbolik auf den Körper der Nation übertrug, anderseits die schicksalhafte geschichtliche Notwendigkeit der ideellen Rettung und Wahrung der Einheit zu Zeiten der jahrhundertelangen nationalen Zersplitterung. Die Idee entsprach dem ungar. Bestreben nach Beständigkeit, die Zeit ihrer Herausgestaltung barg die Möglichkeit einer ungar. Klassik (Klassik im Hegelschen Sinne als Versöhnung von Sein und Schicksal gemeint), die aber nach P.s Meinung durch Ungunst des Verhängnisses nie zustande gekommen ist. Aus diesem Niezustandekommen der Klassik im Zeichen der sakralen Volkskörperidee lassen sich die romantischen Züge ungar. Schöpfungen, die Selbstaufgabe und die Weltflucht, verstehen. Der Ungar flüchtet aus der Enge ins Unbekannte, er will ins Namenlose aufgehen, nimmt von der Heimat Abschied im Bewußtsein, nie wiederzukehren, aber nicht aus Sehnsucht nach Weltferne, sondern in der Absicht des stillen Hinsterbens. Das sind die Züge des „Heimatlosen", der in seiner symbolischen Bedeutung hier zur Erfassung der ungar. Wesensart gebraucht wird.

Die somit charakterisierten seelischen Grundschichten, die Geistesart, die Erlebnisform und der Schaffensdrang, erfahren aber im Laufe der Geschichte durch die Wechselwirkung mit anderen völkischen Lebensformen eine vielfältige Umwandlung. In den Bannkreis der lateinisch-germanischen Kultur gedrängt, nimmt das Ungartum diese trotz ihrer tiefgefühlten Fremdheit in sich auf; sein Eintritt in die europäische

Geschichte beginnt schon mit einer Assimilation, und in den späteren Jahrhunderten mehren und stärken sich noch die Einwirkungen. Sie können aber das Ungartum nie endgültig umformen: auch darin offenbart sich der finalistische Grundzug seiner Seele, die auch hier ein eigenartig doppeltes Antlitz zeigt: Widerstand und trotziger Kampf gegen jegliches Fremde, wie auch Offenheit und seelische Bereitschaft für befruchtende Berührungen. Das ungar. Volk muß zwischen der verstandesmäßig-formalistischen Kultur des Westens und dem instinktiven Eroberungswillen des Ostens vermitteln, so wird neben dem Finitismus die völkische Zersplitterung zum zweiten grundlegenden Faktor seines Charakters. Von den westlichen Einwirkungen hebt P. vor allem die des lateinischen und des germanischen Geistes hervor. Die schon zur zweiten Natur gewordene „Latinität" der ungar. Seele zeigt er als Ergebnis einer bewußten Schulung; sie ist vor allem in dem ungarischen *józanság* (Nüchternheit, Mäßigkeit, gesunder Menschenverstand in einem Begriff) faßbar und überall dort, wo in der ungar. Seele die Wendung vom Metaphysischen zum Moralischen zu beobachten ist. Die Berührung mit der deutschen Kultur entfacht auch in ihr das unruhig-beunruhigende Seinserlebnis, den Drang nach Selbsterkenntnis und das Schicksalverständnis. (Äußerungen des deutschen Wesens kommen in der ungar. Kultur auch in reiner Form vor, Wissenschaft, wirtschaftliche und soziale Organisation zeigen starke deutsche Züge; deswegen bezeichnen jene, die den wesentlichsten Ausdruck des Volksgeistes in Wissenschaft und Organisationsformen suchen, die ungarische als eine Tochterkultur der deutschen.) Durch slawisch-türkische Einflüsse erklärt Verf. die Neigung des Ungartums zur Resignation, Verzagtheit und jener Haltung, die man als „passive Resistenz" zu bezeichnen pflegt. Das mystische Solidaritätsgefühl des Slawentums wurde in Ungarn durch den moralischen Instinkt und das Maß der Latinität stark umgeformt, tiefer wirkte aber das Bewußtsein kollektiver Sündhaftigkeit. Im Kräftespiel so starker und vielseitiger Einwirkungen wandelte sich die ungar. Seele, sie wurde immer reicher, bei den erneuerten Versuchen der Synthese vergeudete sie aber auch ihre besten Kräfte. Die Lebensform des „gens sui prodiga" ist aber nicht die der Armut, sondern die des jugendlichen Überflusses: das Verpraßte wird aus starken vitalen Quellen immer wieder aufgefüllt.

Von dieser Vitalität her versucht P. auch die Fragen der Dialektik der ungar. Kultur zu lösen. Eine Wandlung des Volksgeistes erfolgt nämlich auch durch die Motive seiner inneren Entwicklung. Die kulturellen Schöpfungen des Volksgeistes entstehen zwar aus der Schöpferkraft der Volksgemeinschaft, stehen dieser jedoch, einmal losgelöst von ihrer schöpferischen Grundlage, als objektiver Geist frei und mit bezwingender Macht gegenüber: sie sind für ihren geschichtlichen Werdegang ebenso wichtig wie die spontane Entfaltung der Grunderlebnisse und die Auseinandersetzung mit anderen Völkern. Was nun allen Erscheinungen der ungar. Kultur ein ganz typisches Gepräge verleiht, ist nach P. ihre starke politische Bedingtheit. Dadurch daß eine jede Form der schöpferischen Tätigkeit in Ungarn an machtpolitische Faktoren gebunden ist, stellt sich die ganze Kultur gewissermaßen in den Dienst der staats- und volkserhaltenden Kräfte. Ein zweiter typischer Zug dieser Kultur ist, daß in ihr die Entwürfe gewöhnlich schon als Leistungen gelten: es wird hier nicht mit der Phantasie, sondern in ihr geschaffen. Unpersönliche Ideen werden durch persönliche Visionen ersetzt: so ist die ungar. Kultur spontaner, aber auch lyrischer und affektiver als die westeuropäischen. Ihre Dialektik ist nicht ideeller, sondern vitaler Natur, sie kennt nur Lösungen, die sich vollkommen ausschließen. Ihre polaren Gegensätze bedeuten also Empörung und Opfergang. Diese Dialektik läßt den ungar. Charakter nicht unberührt; sie entwickelt in ihm die Geduld und den Humor: die Abneigung gegen allen Fanatismus und die gefühlsmäßige Versöhnung von Ironie und Furcht. Toleranz und

Humor bedeuten nicht die größten schöpferischen Kraftquellen, sie helfen aber, das Leben erträglich zu gestalten. „Und gab es irgendwann oder gibt es überhaupt eine brennendere Frage dieses Daseins hier an den Ufern der vier Flüsse, als daß es bestehen bleibt?" Mit dieser etwas verzagten Frage schließt P. seine Charakteristik ab, der er dann nur noch ein kurzes Schlußkapitel vom Problem des europäischen Völkerverständnisses hinzufügt.

Diese kurzgefaßte Skizze kann natürlich nicht auch nur eine annähernde Vorstellung von dem Reichtum dieser Abhandlung geben; das Buch P.s ist so reich an Nuancierungen, es ist so gedrängt geschrieben und enthält auch in dem scheinbar Nebensächlichen so viel Wesentliches, daß ein Auszug uns in Gefahr bringt, den Gehalt der Studie zu verfälschen. Es handelt sich hier nicht nur um eine wissenschaftliche, sondern auch um eine schriftstellerische Leistung. Man kann also nicht ohne weiteres sagen, was höher einzuschätzen wäre: die Gründlichkeit der methodologischen Vorarbeit, die Folgerichtigkeit im Gebrauch des Begriffssystems, die Klarheit und Abgeschlossenheit der Komposition oder die Vielseitigkeit und der Reichtum in den Einzelheiten. Die Kultur eines Volkes ist immer ein sehr verwickeltes, wandelbares und widerspruchsvolles Gebilde. Der Forscher, der ihr innerstes Wesen erfassen will, läuft notgedrungen Gefahr, zu einseitig, zu lyrisch oder zu allgemein und abstrakt zu werden; der aber von der Vielfalt der Erscheinungen, von den realen Äußerungen des Volksgeistes ausgeht, wird die Zusammenhänge, den einheitlichen Sinn der Einzelheiten leicht aus den Augen verlieren. P. weicht diesen Gefahren mit ziemlicher Sicherheit aus: eine gute philosophische Schulung vereinigt sich in seiner Arbeit mit einer feinen Einfühlungsgabe und mit einem andächtigen Versinken in den Gegenstand. So ist sein System nie starrer, als es unbedingt notwendig ist; wenn er seine Beispiele auch vermehren würde, würden die Endergebnisse nicht mehr wesentlich abgeändert werden können. Er hat viel Sinn für Entwicklungsmomente, betrachtet also das Werden einer Volksgemeinschaft im Zeichen der sich im Laufe der Geschichte abspielenden Auseinandersetzung zwischen Schicksal und Freiheit. Den Typus sieht er nicht als Ziel und Ergebnis seiner Untersuchungen an, sondern als aprioristisches Prinzip des Verständnisses und der Erläuterung; „die Verallgemeinerung des Typus ist charakterologisch und nicht normativ gemeint, er will also die geschichtlichen Tatsachen nicht verwischen, vielmehr einen Hintergrund für sie schaffen, von dem sie sich noch viel plastischer und schärfer abheben und durch den ihre nie vollkommen erschöpfbare singuläre Eigenart noch näher und tiefer erfaßbar wird."

P. faßt seinen Gegenstand vom subjektiven Geist her an und behandelt ihn mit den besten Mitteln moderner, vor allem deutscher geschichts- und existenzphilosophischer Forschung. Die Diskussion wird am fruchtbarsten sicherlich von dieser Seite her einsetzen können, hier handelt es sich nicht mehr um die besonderen Fragen der Sinndeutung oder Sinngebung des ungar. Seins, sondern um die letzten, allgemeingültigen Fragen der Kultur- und Völkercharakterologie. Diese Auseinandersetzung muß sich indessen in den inneren Bezirken der Philosophie abspielen: hier können wir nur auf einige Motive hinweisen, deren Beachtung unserer Meinung nach die Ungarn behandelnden Teile der Arbeit noch hätten vervollständigen können. „Dem Ungartum fehlte immer ein allgemein zusammenfassender Mythos, besser gesagt, es hat den Mythos während seiner geschichtlichen Entwicklung irgendwo unwiederholbar verloren, vielleicht vergeudet . . . Der einzige Mythos, besser gesagt, der Keim eines Mythos, dem vom charakterologischen Gesichtspunkt aus eine enträtselnde Bedeutung zukommen könnte, ist der des revoltierenden Ungarn, dessen Prototyp der in vier Teile geschnittene Koppány ist." In dieser Form stimmt diese grundlegende Feststellung P.s nicht. Auch andere Völker haben keine festeren und dauerhafteren

Mythen als das Ungartum, und der Führer der niedergeworfenen heidnisch-nationalen Opposition ist erst im letzten Jahrhundert als mythische Gestalt zu den anderen symbolischen Helden der ungar. Geschichte getreten. Stefan der Heilige, Ladislaus der Heilige z. B. stellen ungar. Seins- und Schönheitsideale dar, die dem Revoltierenden wenigstens gleichwertig sind; sie und Matthias Corvinus, um nur diese zu nennen, haben eine Tradition, die viel älter und in der ungar. Volksseele viel tiefer verwurzelt ist als Koppány, und beweisen, daß europäische und ungar. Humanität in ihren höchsten Offenbarungen im großen und ganzen doch gleichbedeutend sind. Auch das Ungartum kann natürlich nicht mit den Zügen eines einzigen Schönheitsideals erschöpfend charakterisiert werden; die Herausarbeitung wenigstens der Grenzformen ungar. Persönlichkeitsideale und die Heranziehung der bedeutendsten geschichtlichen Repräsentanten hätte P.s Ausführungen nicht nur vollständiger, sondern auch realistischer und plastischer gemacht. Mit einer ähnlichen Unvollständigkeit scheint P. auch die Sendungsideen des Ungartums behandelt zu haben. Die Idee des „Clipeus Christianorum" taucht zwar bereits 1253 in dem Brief Bélas IV. an den Papst Innozenz IV. auf, um dann vornehmlich durch die Türkengefahr dem Bewußtsein des humanistischen Europa eingeprägt zu werden, sie erscheint aber tatsächlich „eher nur als ein dekorativer Trost denn als eine stärkende, kraftspendende Lebensberechtigung". Sie hat aber auch eine aktivere Seite: der Verteidiger der Christenheit und Europas war auch immer ein Verbreiter der christlich-europäischen Kulturgüter. Und auch diese zivilisatorische Aufgabe wird durch eine größere, durch die älteste und tiefste Sendungsidee des Ungartums, durch die Hungaria-Idee, wirklich bedeutend. Die Heilige Krone gehört nämlich nicht nur dem Magyarentum allein: das „Corpus Sacrae Coronae" bedeutet die Einheit der Völker des Donaubeckens, eine völkerverbindende und befriedende schöpferische Idee also, in der sich die Inspirationen des christlichen Europa und die Gesetze der geographischen Lage und der völkischen Wirklichkeit ebenso vereinigt haben wie im ungar. Humanitätsideal.

In diesen Fragen scheint das philosophische Gerüst des Buches doch etwas starr zu sein (wie übrigens auch sein hegelianischer Klassik-Begriff unserer Meinung nach zu unhistorisch-schematisierend ist). Der aufmerksame Leser wird aber bald auch die andere Voraussetzung gewisser Einseitigkeit bemerken. Der Stil P.s erscheint anfangs ganz unpersönlich, abstrakt, streng sachlich, höchstens einige kühle Strahlen des philosophischen Eros berühren ihn. Die Charakteristik des Deutschtums wirkt schon bewegter: das große inspirierende Vorbild zieht den Zeichner immer mehr in seinen Bann. Wenn er sich dann der ungar. Landschaft zuwendet, werden seine Linien immer unruhiger, schwungvoller und pathetischer, seine Farben leuchten auf, man spürt, daß sie auch die Glut eines inneren Feuers tragen. Nun wird es klar, daß hier nicht die Akrobatik der Begriffe, sondern das Erlebnis das Primäre ist. Derjenige, der den subjektiven Geist einer Volksgemeinschaft erfassen will, muß sich ja immer seiner Einfühlungsgabe und seiner Erlebnisfähigkeit anvertrauen, wenn er auch diese dann der Kontrolle der Realitäten des objektiven Geistes unterwirft. P. läßt seine primären Eindrücke nicht ohne weiteres zu Worte kommen: so hat man auch den Eindruck, als ob er nicht so sehr durch die Wirklichkeiten der ungar. Landschaft und des Volkes als vielmehr durch das sich geschichtlich formende Seinsbewußtsein des Ungartums, wie es vor allem in den Betrachtungen der großen ungar. Grübler zum Ausdruck kam, inspiriert wäre. Man erkennt in seinem Bild immer und immer wieder Züge, die zuerst durch Zrinyi, Vörösmarty, Eötvös, Arany, Kemény festgehalten oder geprägt wurden, und man hat den Eindruck, als hätte er manchmal die gestaltlos emporströmenden, eher nur lyrisch geahnten, als bewußt formulierten Wahrheiten Ady's und seiner besten Mitkämpfer philosophisch geklärt und mit methodischer Folge-

richtigkeit systematisiert. Man spürt im Hintergrund seines Bildes nicht nur die klassische Überlieferung ungar. Selbstkritik, sondern auch die düsteren Erlebnisse jener ungar. Generation, die den Zusammenbruch vorausgeahnt hatte oder ihn mit vollem Bewußtsein erlebte, die die Vision jenes „tragischen Ungartums" erblickten, das im Sinne der extremen Dialektik der ungar. Entwicklung fast schon als die vollkommene Negation des „Tausendjährigen Ungarn" erscheint.

Dies soll indessen keinen Tadel bedeuten. Das größte Verdienst eines ähnlichen Werkes bestände sicherlich darin, daß es alle brauchbaren und wirklich lebendigen Elemente der Überlieferung zusammenfaßte und so auch zum Denkmal der geistigen Elite seiner Entstehungszeit würde. P. zeigt sich als guter Synthetiker. Er sammelt nicht nur, er formt auch. Seine Formulierungen sind größtenteils gelungen, seine Gesichtspunkte fruchtbar. Sein Buch gehört zu den bedeutendsten Leistungen der einer wissenschaftlich einwandfreien philosophischen Erfassung und Deutung ungar. Kultur gewidmeten Bemühungen. Die meisten Versuche dieser Art sind unzulänglich geblieben, infolgedessen hatte die zünftige ungar. Wissenschaft diese Bestrebungen mit ziemlicher Skepsis betrachtet. P. hat nun nicht nur die theoretische Möglichkeit einer ungar. Seinsphilosophie bewiesen, sondern auch ein gutes Beispiel der charakterologischen Analyse des ungar. Geistes und einen erfolgversprechenden Ausgangspunkt für die weitere Forschung gegeben. Dezső von Keresztury.

Westungarische Ortsnamen.

Die Abhandlung von Elemér Moór über die ältesten Siedlungsverhältnisse Westungarns (d. h. des Burgenlandes und seines unmittelbaren östlichen Randgebietes) [1]) hat einen lebhaften Widerhall bei den ungar. und besonders bei den österreichischen Gelehrten gefunden. Diesem Wetteifer ist es zu verdanken, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit mehrere kleinere Aufsätze und größere Abhandlungen erschienen, die das verwickelte Problem der ältesten Siedlungsgeschichte von Westungarn mit Hilfe der Ortsnamenforschung aufhellen wollen [2]). Aber von sämtlichen Forschern hat sich E. Moór selbst am eifrigsten mit der Frage beschäftigt, indem er in den letzten Jahren eine Anzahl von Aufsätzen über dieses Thema veröffentlichte [3]). Wohl als Synthese seiner bisherigen siedlungsgeschichtlichen Arbeiten kann aber sein neustes Werk

---

[1]) E. Moór: *Zur Siedlungsgeschichte der deutsch-ung. Sprachgrenze.* UJb. IX, 41—67, 230—255.

[2]) Vgl. besonders Walter Steinhauser: *Die ON des Burgenlandes als siedlungsgeschichtliche Quellen*: Mitteilungen des Österreichischen Instituts für Geschichtsforschung XLV—1931, 281—321 und Elemér Schwartz: *A nyugatmagyarországi német helységnevek* (Die deutschen ON Westungarns). Budapest, 1932², 295.

[3]) E. Moór: *Die Spielleute der Burgherren von Lockenhausen:* DUHbl. II, 203ff.; *Ein Überrest des altdeutschen Wodankultes in Westungarn:* DUHbl. IV, 288—309, V, 22—33, VI, 82—103; *Kabold alapítása és környékének települési viszonyai a középkorban* (Die Gründung von Kobelsdorf und die Siedlungsverhältnisse seiner Umgebung im Mittelalter): Szegedi Füzetek II, 112—162; *Zur Geschichte des germ. s in den deutschen Mundarten Westungarns:* DUHbl. VI, 327—333; *Mosony és Tétény* (Über die ON M. und T.): Balassa-Festschrift, Bp. 1934, 96—101; *Nyékek és svábok, kérek és besenyők Nyugatmagyarországon* (Die alten ung. Stämme der nyék's und der kér's, Petschenegen und Schwaben in Westungarn): Nyr. LXIV, 57—64, usw.

betrachtet werden, das eine Zusammenfassung fremder und eigener Arbeiten auf diesem Gebiete bietet: *Westungarn im Mittelalter im Spiegel der Ortsnamen* [1]).

M.s Arbeit besteht aus drei Kapiteln, von denen das erste (Siedlungsgeschichtlich bedeutungsvolle und erklärungsbedürftige Namen S. 19—169) 475 Namendeutungen enthält, wobei die ungar. und die deutschen ON-Formen in selbständigen Artikeln gesondert behandelt werden. Das den Etymologien zugrundeliegende Quellenmaterial ist sorgfältig zusammengestellt. Außer Csánkis *Historischer Geographie* benützt er die zwei Bände der Urkundensammlung des Komitats Oedenburg von I. Nagy, die Urkundensammlung der Stadt Oedenburg von J. Házi, sowie Urkunden, die in den vielen ungar. Urkundenausgaben zerstreut zu finden sind. Die deutschen mundartlichen Formen der ON, denen eine große Wichtigkeit beigemessen wird, sind aus der angeführten Arbeit von Elemér Schwartz entnommen.

Das Urkundenmaterial ist für das ganze Gebiet nicht gleichmäßig verteilt. Im Vergleich zum Komitat Oedenburg, für das wir zwei Urkundensammlungen besitzen, ist dagegen das Quellenmaterial für das Kom. Wieselburg, besonders aber für das Kom. Eisenburg sehr spärlich. Für das Kom. Wieselburg, wenigstens für die Güter der Abtei von Heiligenkreutz, besitzen wir noch das Urkundenbuch von Weis [2]) (das allerdings M. nicht benutzt hat), für das Kom. Eisenburg aber liegt nichts dergleichen vor, und so sind wir in den meisten Fällen einzig und allein auf Csánkis Werk angewiesen. Da sich aber Csánkis selbständige archivalische Forschungen — dem ursprünglichen Plane gemäß — ausschließlich auf das 15. Jh. begrenzten (die älteren Belege im II. und III. Bande sind veröffentlichten Urkundensammlungen entnommen [3])), stammen die ältesten Belege für die meisten Ortschaften dieses Komitats erst aus dem 15. Jh., also aus einer Zeit, in der die ursprünglichen Namenformen im Munde der deutschen und der ungar. Bevölkerung gewaltige Umbildungen erlitten haben. Bei diesen Namen liegt die Gefahr falscher Deutung und der daraus erschlossenen siedlungsgeschichtlichen Folgerungen sehr nahe, um so mehr, als wir hier oft mit Rückentlehnungen zu tun haben können, ohne sie als solche erkannt zu haben.

Da die Zuverlässigkeit der auf ON beruhenden siedlungsgeschichtlichen Folgerungen gänzlich von der Richtigkeit der ON-Deutungen abhängt, müssen die be-

---

[1]) E. Moór: *Westungarn im Mittelalter im Spiegel der Ortsnamen.* Szeged, 1936 VII, 336, 1 Karte mit 1 Deckblatt. (Acta litterarum ac scientiarum reg. Universitatis Franz.-Joseph. Sectio Philol. Tom. X.). Hier möge gleich bemerkt werden, daß die Karte in einem allzu kleinen Maßstab angefertigt worden ist, daher ist sie vollkommen unübersichtlich und unbrauchbar.

[2]) J. N. Weis: *Urkunden des Cisterzienser Stiftes Heiligenkreutz im Wiener Walde.* I—II. 1856—59. (Fontes Rerum Austriacarum. 2. Abth. B. XI, XVI.)

[3]) Die Kritik darf auch bei den Belegen Cs.s nicht vollkommen vernachlässigt werden. Er gibt z. B. nie an, ob ein Beleg aus einem Original oder aus einer Umschrift stammt. Es kommen ab und zu auch Druckfehler vor, wie z. B. im Falle von *Alben* (II, 732) und *Rydnak* (III, 249), weswegen eine Kontrolle, besonders, wenn die Urkunde herausgegeben ist, niemals überflüssig sein kann. Da sie M. vollkommen unterlassen hat, verharrt er bei diesen Formen und verschwendet überflüssig viel Zeit und Raum, um diese Belege mit den anderen in Einklang zu bringen.

[4]) Ein sehr reichhaltiges, bis jetzt aber nicht veröffentlichtes Material für unser Kom. enthalten das Batthyányische Archiv in Körmend, das Archiv der Fam. Nádasdy (Landesarchiv Budapest), das der Fam. Festetich in Keszthely, das des Kapitels von Eisenburg, sowie die Archive der Fürsten Esterházy. Eine Siedlungsgeschichte des Gebietes von Eisenburg ohne eine Kenntnis dieses Materials ist nicht ernst zu nehmen.

treffenden ON-Etymologien auf einer in jeder Hinsicht soliden Grundlage aufgebaut werden. Jede oberflächliche Behandlung der Fragen kann schwere Folgen mit sich führen und auch das Endergebnis, das aus solch einer Deutung gewonnen würde, wesentlich modifizieren.

Was nun die Etymologien von M. anbelangt, sind sie nicht alle von gleichem Wert. Einer Anzahl richtiger — mitunter sehr geistreich erschlossener — Etymologien gegenüber findet sich auch viel Zweifelhaftes, Unwahrscheinliches, ja vollkommen Unrichtiges, was natürlich auch das Endergebnis seiner Resultate in großem Maße beeinflußt. Besonders macht sich bei ihm eine gewisse Großzügigkeit in der Aufstellung der slawischen Etymologien bemerkbar. Er läßt sich hier leicht durch wirkliche oder scheinbare Ähnlichkeiten verleiten, was bei den deutschen Etymologien viel seltener und bei den ungar. fast nie vorkommt. Besonders um seine Namendeutungen aus slaw. PN ist es oft recht schwach bestellt, was — meiner Ansicht nach — auf eine unkritische Benutzung der Miklosichschen Arbeit über die slaw. PN zurückzuführen ist. Auch macht sich des öfteren eine lückenhafte Kenntnis auf dem Gebiete der slaw. Morphologie bemerkbar. Demzufolge müssen auch in viel größerem Maße Einwendungen gegen slaw. Deutungen erhoben werden als gegen deutsche oder etwa gegen ungarische. Als Beispiele sollen folgende angeführt werden:

Derecske-Drassmarkt (1263/1595: *Dregza* W. VIII, 53; 1359: *Dragze* SO. I, 316—8 [1]); 1401: *Derechke* Cs. III, 605) kann nicht aus dem slaw. *drẹzga* 'Wald' stammen, denn die Entwicklung *-zg-* > *-gz-* > *-ksz-* > *-kcs-* ist vollkommen unmöglich, da eine stimmhafte Konsonantengruppe im Ungar. nie stimmlos werden kann. Auch eine Entwicklung *-ksz-* > *-kcs-* läßt sich nicht annehmen. Wahrscheinlich haben wir es hier mit dem PN slaw. Ursprungs *Dragče*, (Dragčę) oder *Dragča* zu tun. Die Schreibung *z* für *č* ist zwar selten, sie kommt aber mehrmals vor: 1137: *Fanzal* = Fancsal, 1138/1329: *zunadiensis* = Csanád, vgl. Kniezsa MNy. XXV, 33, 1324: Petrus dictus *Pethyz* SO. I, 98, vgl. denselben 1327: Petro dicto Pethych ib. 115; 1318: Petrus filius *Pethych* ib. 82); dasselbe ist auch von *Derekce*, dem alten Namen von Kleinmutschen, zu sagen. *Haracsony-Haritschon* ist auf Grund zweier aus dem XV. Jh. stammenden Belege (1426, 1425: *Harachan* Cs. III, 609) aus dem slaw. *chraščane* (zu *chrast* 'Eiche') erklärt. Wenn aber Tagányi recht hat und die Belege *Hurusun* (1186: HO. VI, 4, VII, 393) sich auf unser Dorf beziehen (Handschrift in der Széchényi-Landesbibliothek, Oct. Hung., III, 609), kann diese Erklärung nicht zutreffen. Ob *Kál* (terra *Kaal*: 1264/1313: W. VIII, 89) und *Kálló* (1267: *Kallo* Száz. 1906, 629) aus dem slaw. *kalъ* ~ *kalovъ* 'Kot' stammen, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Andere Erklärungsmöglichkeiten s. bei Pais MNy. XXV, 121—4 und Kniezsa, ArchivumEur. C.-Or. I, 156—7. Das geminierte *ll* im *Kallo* spricht auch nicht zugunsten der Deutung aus slaw. *kalov*. Den Ursprung von *Güssing* (1157/1230: *Kiscen* PRT. I, 667; 1227—8: *Guizin* usw. Cs. II, 721, 729) in slaw. *kyselъ* 'sauer' zu suchen, bezeugt eine Vernachlässigung der urkundlichen Formen. Ob der ON *Kiszindia* (*Kuzund* usw. Cs. I, 787 Kom. Arad) auf *kyselъ* zurückgeht (Moór, ZONF. VI, 30) oder nicht, das kann die Erklärung von *Kiscen* nicht beeinflussen (jedenfalls ist die obige Erklärung nur als eine Vermutung anzusehen). Wohl wird hier Steinhauser [2]) Recht haben, nach dessen Meinung dieser Name vorslawisch ist. Freilich, ob er auf ein illyr. *Kusinas* 'Wasserberg' zurückgeht, ist nicht auszumachen. Die Ableitung von *Kabold-Kobelsdorf* (1277: *Kobolt* Kubinyi, Mon. I, 100 usw.) aus dem BachN *Kobila*, slaw. *kobyla* 'Stute' ist möglich, doch durch-

[1]) *Sopronvármegye története* (Geschichte des Kom. Ödenburg). Oklevéltár. Red. von Imre Nagy (I—II. Sopron 1889).

[2]) O. c. 308.

aus nicht sicher, da der BachN in dieser Form nicht belegt ist. Die Form *Rabucha* der Urkunde aus dem J. 1222 (F. III, 1, 368—9) kann man kaum als einen Schreibfehler ansehen, da sie auch im Original der Urkunde als *Rabucha* und nicht **Kabwla* verzeichnet ist (MODL. 103); *Kopali* (1264/1595: W. VIII) stammt aber aus einer durchaus unzuverlässigen Umschrift, weshalb diese Form nicht dazu geeignet ist, um darauf Etymologien bauen zu können. Über *Kolom-Kulm* vgl. KNIEZSA, Archivum Eur. C.-Or. II, 108—10. Ein slaw. PN *Kolon* ist nicht belegt. Das letzte Wort über den Ursprung von *Kolozsvár-Glasing* (1427, 1428: *Glasar* Cs. II, 751; 1538: *Galosar* usw. STEINHAUSER, ib. 288) wird man erst nach der Veröffentlichung des Materials des Körmender Archivs sprechen können, falls auch ältere Belege zum Vorschein kommen. Der Name kann in dieser Form auch eine Rückentlehnung aus dem Deutschen darstellen und wird mit dem slaw. *gložare* (zu glog 'Dornicht') nichts zu tun haben. Daß *Lós*, *Lózs* aus *lovež* etwa 'Jagdort' (wie *Trebež* aus *trebiti* 'roden') stamme, ist natürlich nur eine unbewiesene Annahme. Für die Entwicklung *-ove-* > *-ou-* haben wir im Ungar. keine Analogien. Die angesetzte slaw. Form **po medzi* oder **po medza* für *Pomogy — Pamhagen* ist morphologisch nicht annehmbar, man könnte höchstens **po medzьje* ansetzen, woraus allerdings unser ON nicht abzuleiten wäre (damit ist auch das Hauptargument für die Slovacität der hiesigen Slawen hinfällig). Den Einsilbler *Row*, *Roy* (1271, 1355, 1375, 1382 usw. Cs. III, 589, 626) aus slaw. *rovъ* 'Graben' herzuleiten, ist wohl möglich, aber die späteren Formen *Rowo*, *Rawo* usw. (1401—6, 1409, 1420 usw. ib.) auf slaw. Loc. plur. **rovach* (zu *rovjane*) zurückzuführen, ist allzu gewagt, da einem slaw. *-ach* im Ung. vielmehr ein *-áh* > *-ah* entsprechen würde. Auch müßte man voraussetzen, daß dieser ON im Ung. von altersher in zwei Formen vorhanden war: **rovъ* > *Rou* und **rovachъ* > *Rovou*, denn in einem im 15. Jh. neuentlehnten ON kann man die Entwicklung *-ach* > *-ó* überhaupt nicht mehr annehmen. Bei *Rohonc — Rechnitz* wäre die Erklärung aus slaw. **orěchovica* (dann schon eher: **orěchovьcь*) wohl ansprechend (die ersten Belege sind jedoch: 1277: *Ruhonch* W. X. 451, 1291: *Ruhanch* W. XII, 503), der Abfall des anlautenden *o* kann aber durch Abstrahierung des für den bestimmten Artikel gehaltenen *o* nicht erklärt werden, da der Artikel im 13. Jh. noch gar nicht existierte, das hinweisende Fürwort hingegen *oz* lautete. Für den Abfall des *o-* muß also eine andere Erklärung gesucht werden. Eine slaw. Form *sěčin* (zu *sěkъ* (Rodung'), woraus M. den ON *Szécsény* erklären will, gibt es nicht. Eher könnte man an slaw. *sěčanъ* (*sěčěnъ*) oder *sěčenъ* denken (vgl. *Sieczony* < **sěčeny* KOZIEROWSKI: *Badania nazw topograficznych na obszarze dawnej zachodniej i środkowej Wielkopolski*. II. Poznań, 1922, 284). Die Vermutung, nach der der alte Name des Baches *Sieggraben* (1222: *Sikryn potok*, *Sykrinpotok*, *Scikryn potok* F. III, 1, 368—70; im Original der Urkunde *Sykrin Potok*, *zcykrin Potok* MODL. 103; 1263/1591: *Zygun* W. VIII, 54) aus einer mit *š*-anlautenden Form des slaw. *sykora* 'Meise' herstamme (das *š-* muß wegen des deutschen Namens und eines Teiles der alten Belege vorausgesetzt werden), ist wenig überzeugend, da diese Form nirgends zu belegen ist. *Zemenye* ~ *Zemming* hat mit **svibьnja* (zu *sviba* 'Kornelkirsche') mit Bestimmtheit nichts zu tun. Der Einfall stammt daher, daß bei Cs. III, 25 unter den Belegen für die Ortschaft *Szemenye* im Kom. Zala einmal auch *Scebenya* (1355) angeführt wird. Der Beleg kann sich aber auf unsere Ortschaft nicht beziehen, da es im Ung. einen Wandel *-b-* > *-m-* in intervokalischer Stellung nicht gibt. Auch kommt der ON schon im J. 1347 in der Form *Zemenye* vor (Zala Okl. I, 469). An den slaw. PN *Sěminja* als Quelle des ON *Zemenye* kann man nur in dem Falle denken, wenn man hier einen Wandel *sz-* > *z-* voraussetzt, was allerdings möglich, aber nicht selbstverständlich ist. Vollkommen phantastisch ist der Einfall von M., daß der ON *Hodász* ~ *Hodis* (Kom. Eisenburg, Pinkageb.) eine ungar. Weiterbildung eines slaw.

chodi 'Grenzwächter' wäre (zu *choditi* 'gehen', vgl. tschech. *chodi*). Wenn auch der Beleg *comes Hodacensium* (1236 HO. VIII, 32) nicht klar ist, kann man M.-s Vermutung doch nicht beipflichten. Es muß also auch weiter aus dem ung. *hodász* 'Biberjäger' abgeleitet werden.

Unzulässig ist die Voraussetzung einer slaw. Zwischenstufe **Ekkawa* oder **Ikkava* (< deutsch. **Eckendorf*), da es im Slaw. ein geminiertes *-kk-* nicht gibt. Die alten Formen *Ekka, Ikka, Ika* (Cs. III, 611) sind regelmäßige ungar. Formen aus *Ikva*. Für die Entwicklung *-ova* > *-a* vgl. *Lipova* > *Lippa!* Sehr fraglich ist auch die Richtigkeit der Erklärung von *Forchtenau* ~ *Forchtenstein* aus einem slaw. PN **Brachta* (zu *brach* < *bratr* 'Bruder', bzw. *Bratoslav*). Auf Grund der Entsprechung von slaw. *b-* > deutsch *v-* > *f-* soll der Name noch vor 1170 in die deutsche Sprache Eingang gefunden haben. Diese Chronologie wäre natürlich nur in dem Falle anzunehmen, wenn auch die Etymologie richtig wäre, was aber höchst unsicher ist, zumal der Name mit ebensolchem Recht auch aus einem slaw. **Vrachta* (zu *Vratislav*) erklärt werden könnte und so die Eindeutschung nicht vor dem 13. Jh. hätte erfolgen können. Doch sind das bloße Vermutungen, die sich schwer beweisen lassen. Übrigens ist das Verhältnis von *Frachtenau* ~ *Forchtenau* (die letztere Form ist früher belegt: 1282: *Vorchtenstain*, Győri Tört. és Rég. Füzetek IV, 102; 1343: *Vorhtenstayn* Weis, Urkb. II, 187; 1347: *Vorchtenaw* F. IX, 7, 70; 1356: *Vorchtenstain* SO. I, 264; die *Frachtenau* Formen seit 1368 s. bei M. 95) gar nicht klar. Gegen das von M. angenommene hohe Alter unserer Ortschaft spricht übrigens der Umstand, daß sie in der Markbeschreibung von Mattersdorf aus dem J. 1202 (SO. I, 5) noch nicht erwähnt wird, was darauf hinweist, daß sie noch nicht vorhanden war.

Von den deutschen Etymologien sei hier zuerst der BachN *Herpenyő* erwähnt, dem von M. eine sehr wichtige siedlungsgeschichtliche Beweiskraft zugemutet wird. Er soll nämlich aus einem altbayr. **Hrepina* stammen, das seinerseits die Übernahme eines slaw. **Chrabina* 'kleine Raab', einer Deminutivbildung aus **Chraba* 'Raab' sein sollte. Diese Etymologie aber, die die Kontinuität des Deutschtums im Raabtale bis zur Landnahme der Ungarn beweisen soll, ist sicherlich nicht richtig. Die Ansetzung eines slaw. **Chrabina* ist nicht berechtigt, denn der Name der *Raab* ist nur in der Form *Raba*, also ohne anlautendem *ch-* belegt. Auch die ungar. *Rába* und *Rábca* ~ *Répce*, die selbst nach M. aus dem slaw. *Raba* und *Rabica* stammen, zeugen für ein anlautendes *R-*, da doch im Ung. das slaw. *ch-* auch in Verbindung mit *r* nicht wegfällt! (vgl. z. B. *horvát* < *chrvatъ*; *hörcsög* < *chrček*). Es kann aber in *Raba* schon deshalb kein anlautendes *ch-* vorausgesetzt werden, da der Name ja auf *Arrabo* zurückgeht [1]), in welchem wir doch kein *ch-* vorfinden. Die Schreibung *Hrapa, Hraba* in deutschen Quellen aus dem 9. Jh., die M. zu diesem Einfall veranlaßt hat, kann nichts bezeugen, da das *hr-* im Deutschen zu dieser Zeit schon zu *r-* geworden ist, das *hr-* also einfach eine Schreibform darstellt [2]). — Der Name stammt wahrscheinlich aus dem slaw. **chrъpa* (vgl. tschech. *chrpa, charpa, charba* 'Kornblume', poln. *charp, chrap* 'Buschwerk auf feuchtem Gelände' Berneker, EW. I, 412, poln. *chrapina, charpina* id. und 'Morast, Sumpf' Warschauer Wb.), was auch dadurch wahrscheinlich gemacht wird, daß der Oberlauf desselben Baches mit dem slaw. Namen *Csörnöc* (M. 23) bezeichnet ist.

Der ON *Sopron* sollte aus einem ahd. *Sûprunn* 'Saubrunn' stammen, welcher Name als FlurN zwischen Wolfs und Kroisbach im Mittelalter unzählige Male vorkommt. Der Name, mit ungar. *š-* anstatt des regelrechten *ž-*, soll in der ersten

---

[1]) Melich: *HonfMg.* 379, 388 und die dort angeführte Literatur.

[2]) Braune: *Althochd. Grammatik*[4], § 153.

Hälfte des 11. Jh.s übernommen worden sein, als das Ungar. noch keinen *ž*-Laut besaß und somit das deutsche *ž* mit *š* ersetzte. Dagegen läßt sich zunächst einwenden, daß wir die königliche Burg von Sopron, die Mittelpunkt der königlichen Domäne und später des Komitats wurde, keinesfalls irgendwo außerhalb der ursprünglichen Stadt Oedenburg suchen dürfen, wie das ja bei dieser Erklärung der Fall wäre, weil dieser *Saubrunn* mehrere Kilometer von Oedenburg entfernt sein müßte. Es ist auch nicht die einzige Deutungsmöglichkeit unseres ON, da er auch aus dem PN *Suprun* > *Sopron* erklärt werden kann, der sich in ung. Quellen des öfteren nachweisen läßt (1235: *Suprun* W. II, 35; PRT. I, 747; 1237—40: *Suprun* W. II, 8; PRT. I, 775; 1337: Simon et Paulus filii *Sopron* de Guth ~ *Supron* AnjOkmt. III, 374—5, dessen Gut im Kom. Bereg *Zernye* alio nomine *Sopron gucha* heißt 1338: ib. 508, vgl. auch die ON *Sopron* im Kom. Békés: 1458, 1467 usw.: *Sopron* Cs. I, 654; *Šoprun* ON im Kom. Križevci, Kroatien, Imenik-Registar II, 1125; *Sopron* ~ *Sofrony* im Kom. Arad, heute *Sofronya*: Cs. I, 778). Die Quelle dieses PN ist wahrscheinlich im lat. Sophronius zu suchen. Somit fallen sämtliche Folgerungen, die auf diesen Namen aufgebaut sind, natürlich weg. — Schließlich kann uns auch die Herleitung von *Vág* (Kom. Ödenburg, an der Raab) aus ahd. *vâg* 'bewegtes Wasser, Fluß' nicht befriedigen, da doch unser Name kein FlußN, sondern ein DorfN ist.

Wir bemerken noch, daß die Namen *Bornochfey, Berz, Greche, Lesány* (!), *Ragalch, Varrani, Zerk, Crana, Zaua* aus unzuverlässigen Quellen stammen, daher ihre Deutung vollkommen wertlos ist.

Eine etwas allzu große Unbekümmertheit fällt einem — wie schon erwähnt — bei den Deutungen der slaw. PN besonders auf. Ohne Bedenken werden Namen aus slaw. PN erklärt, auch wenn einerseits die Slawicität der betreffenden PN in vielen Fällen gar nicht erwiesen ist und andererseits auch andere Erklärungen in Frage kommen können. Z. B. *Bala* ~ *Walla* < slaw. PN *Bala*, obzwar der Name auch im Slaw. aus dem lat. *Balthasar* herstammt, wovon auch eine große Anzahl von ungar. Namen herrührt (mitunter auch das mit Kosesuffix *-a* gebildete *Bal-a*: MonStrig. I, 421; W. VII, 219, IX, 99, 134, XII, 516, VI, 54, 59; Szentpétery, Reg. I, Nr. 1046, 1174 usw.) *Csencs* ~ *Tschantschendorf* < slaw. PN **Čenko* (der z. B. im Tschech. *Čeněk* vorliegt). Demgegenüber ist der Name außer dem Tschech. kaum bekannt, wogegen er im Ungar. eine ausgedehnte Sippschaft mit unzähligen Belegen besitzt (*Chen, Chena, Chene, Chenkeu, Chenk, Chencud, Chem, Chema* usw., für die mit ungar. Kosesuffix *-cs, -cse* gebildete Formen vgl. 1270: *Cencius* praepositus W. VIII, 327; 1272: Zolthan filius *Chenche* HO. VIII, 274). Obzwar der tschech. PN auch in Ungarn belegt ist (1328: *Chenik* HO. II, 56, 1334: magister *Chenyg* bohemus AnjOkmt. III, 102; 1341: magistrum *Chenygh* bohemum SO. I, 162—3 usw.), so ist es doch gänzlich unzulässig, sämtliche aus dem 12.—13. Jh. stammende Namen aus diesem in Ungarn erst im 14. Jh. belegten tschech. Namen erklären zu wollen! — Der angesetzte PN **Děvtanъ* ist im Slaw. gänzlich unbekannt, er kann daher dem ON *Geotan, Deutan* (heute *Nyujtál* ~ *Neutal*) nicht zugrunde gelegt werden. — Ein PN *Pula* kommt im Slaw. zwar öfters vor, er braucht aber nicht überall gleichen Ursprungs zu sein. Die russischen Namen können eventuell aus dem russ. *pul'ka, pulja* 'Kugel' stammen, wogegen die tschech. und die poln. wahrscheinlich auf das ahd. *Puolo, Buolo* zurückgehen (vgl. Kniezsa, Archivum Eur. C.-Or. I, 203). Der Ursprung des ungar. PN kann gleichfalls im Deutschen gesucht werden. — Es leuchtet uns gar nicht ein, warum der ON *Zsida* ~ *Schidau*, für den alte Belege durchwegs mit auslautendem *-ou, -ó* erscheinen, unbedingt aus dem slaw. PN **Žida* (zu *žędati* 'wünschen') und warum nicht aus dem ung. *zsidó* 'Jude' stammen kann, zumal ja der PN *Zsidó* sehr oft belegt ist. — Es können noch gegen *Baran, Csákány, Dobra, Lók, Majád, Miske* (es kann auch aus *Mikcse* entstanden sein!),

Perun, Perenye, Potyond, Putyim, Szaránd, Szenk, Szolnok, Szölnök, Tétény (!), *Vis, Zerk, Kondorfa* mehr oder weniger ernste Einwände erhoben werden.

Die Auffassung von M. über den Ursprung der aus PN gebildeten ON ist zu schwach begründet. Bei M. wird der Ursprung des ON einfach als vollkommen identisch mit dem des dem ON zugrundeliegenden PN dargestellt, ungeachtet dessen, ob der Name als ON in den betreffenden Sprachen als fertiger Name übernommen ist oder eine einheimische Bildung aufweist. Z. B. werden sämtliche ungar. oder deutsche ON, denen slaw. PN zugrundeliegen, einfach als ON slaw. Ursprungs behandelt, auch dann, wenn sie im Ung. nach der Art und Weise der ungar. ON — d. h. ohne irgendein ON-bildendes Suffix — im Deutschen aber nach den Gesetzen der deutschen Ortsnamenbildung — d. h. genitivische Zusammensetzungen mit *-dorf, -markt, -bach* usw. darstellen. Genau so werden natürlich auch die aus den deutschen PN nach ungar. Art entstandenen ungar. ON als Übernahmen deutscher ON und die aus den ungar. PN nach deutscher Bildungsweise entstandenen deutschen ON als Entlehnungen aus dem Ungar. erklärt. Die ungar. bzw. die deutsche Form der ON soll einfach durch gegenseitigen Ersatz von Suffix oder Grundwort entstanden sein.

Dieses Verfahren fußt allererst auf der Voraussetzung, daß der PN mit der Nationalität der Personen, die ihn tragen, am engsten verbunden sei. Daß aber diese Voraussetzung niemals und nirgendswo ausnahmslos gültig war, braucht nicht besonders betont zu werden. Es ist allgemein bekannt, daß der Gebrauch der PN eine Modesache ist und mit der Nationalität der betreffenden Personen nicht unbedingt im Zusammenhang stehen muß. Das ist besonders in Ungarn der Fall, wo wir seit der Annahme des Christentums eine Fülle von fremden — christlichen, slaw. und deutschen — PN in rein ungar. Familien vorfinden. Eben die ungarländischen Familien bieten den besten Beweis dafür, wie lose der Zusammenhang der PN mit der Volkszugehörigkeit der mit ihnen bezeichneten Personen ist! Gibt es doch im mittelalterlichen Ungarn keine einzige Familie — welchen Ursprungs sie auch sei — in welcher sämtliche PN aus einer und derselben Sprache stammen! In den Familien der herrschenden Schicht — ganz gleich, ob sie ungar., türkischen, slaw., deutschen oder sonstigen Ursprungs sind — finden wir ein vollkommenes Durcheinander (neben den christlichen) von slawischen, deutschen, türkischen und ungar. PN [1]). Es genügt das grundlegende Werk von Karácsonyi [2]) über die altung. Geschlechter durchzublättern, um uns davon zu überzeugen. Z. B. bei den Geschlechtern ungar. Ursprungs sind slaw. und deutsche PN (Ajtony, K. I.: deutsch *Heem, Albert*/Apc, K. I, 124: deutsch *Detre, Detmar, Detbor, Herbort*/Aba K. I.: deutsch *Menhart, Artolf, Kompolt* slaw. *Bodon, Weitih* usw.), bei den slawischen ungarische und deutsche (z. B. beim Geschlechte Bogát-Radvány tschech. Ursprungs die deutschen PN *Wolfart Albert*, der ung. *Mog*) und bei den deutschen ungar. und slawische PN (Hahót: ung. *Buzád, Ákos*/Hermán: ung. *Gecse*, slaw. *Mutmer*/Gut-Keled: ungar. *Adony, Apaj, Farkas*; slaw., *Drug, Dragun*) zu finden. Das beste Beispiel dafür ist aber die königliche Familie selbst, wo man außer einigen ungar. PN (*Ezelő, Árpád*) lauter fremden Namen begegnet (*Zoltán, Gyécse* ~ *Géza, László, Imre, Vazul, István, Kálmán, Endre* usw.).

Von den slaw. und deutschen PN, die den westungar. ON zugrundeliegen, sind mehrere auch bei rein ungar. Familien nachweisbar. Hier möchte ich nur einige Bei-

---

[1]) Der Gebrauch der ungar. PN in der vornehmen Schicht des Ungartums ist auffallend gering, was wahrscheinlich darin wurzelt, daß diese Schicht schon vor der Einführung des Christentums fremde, und zwar türkische PN bevorzugte.

[2]) Karácsonyi: *Magyar nemzetségek a XIV. század közepéig* (Die ungar. Geschlechter bis zur Mitte des 14. Jh.). I—III. Budapest 1900-1.

spiele anführen, um die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf diese Seite des Problems zu lenken. So sind z. B. von den slaw. PN *Bogyoszló* (das nach dem Beleg aus d. J. 1290—1300: *Buluzlou* ~ *Bogozlou* HazOklt. 174—5 nicht aus *Budislav*, sondern aus *Boleslav* stammt; über *l* > *gy* s. Melich, HonfMg. 163), *Lók*, *Miske*, *Pordány*, *Doroszló*, *Dorog*, *Herény*, *Csákány*, *Csajka*, *Baran*, *Szobor*, *Szaránd*, *Velen*, *Zsadány* ~ *Zsidány*; von den deutschen PN *Alber*, *Albert*, *Menyhart*, *Pelegrin*, *Petlen*, *Rudolf*, *Volf*, *Volfart*, *Zséfred* ~ *Zsibrid* (< *Siegfried*) bei rein ungarischen Familien des öfteren nachzuweisen. Wie wenig man aus slaw. oder deutschen PN auf Slawen bzw. Deutsche schließen kann, beweist z. B. der slaw. PN *Drug* > ung. *Durug* > *Dorog*, der m. a. bei dem Geschlechte *deutschen* Ursprungs Gut-Keled sehr beliebt war und in einem Zweige desselben von mehreren Generationen gebraucht wurde, wovon auch der Stammsitz dieses Zweiges seinen Namen erhielt (Hajdu-Dorog, im Mittelalter: *Dorugeghaza* ZichyOkmt. I, 532, *Durugh* ib. 531; 1430: *Dorogeghaz* Cs. I, 513)[1]. Es kann also kaum einem Zufall zugeschrieben werden, daß einer von den westungar. *Dorog* (Darázsfalu ~ Traussdorf) demselben Geschlechte Gut-Keled angehörte (Karácsonyi, ib. II, 20). Gleichfalls finden wir gerade bei dem im Kom. Ödenburg begüterten Zweige desselben Geschlechtes ein Mitglied namens *Majád* (dessen Ursprung allerdings nicht so ohne jeden Zweifel im Slaw. zu suchen ist), der auch das Dorf *Majád* (Szentmargitbánya ~ St. Margareten) besaß. Es darf in einer siedlungsgeschichtlichen Arbeit ebenfalls nicht unerwähnt bleiben, daß der Besitzer von Ménhárt ~ Mannersdorf aus dem Aba-Geschlecht war, bei dem der PN *Menhart* des öfteren vorkommt. Schon auf Grund des Gesagten müssen wir also die Richtigkeit der von M. auf diese ON aufgebauten siedlungsgeschichtlichen Folgerungen im höchsten Maße in Frage stellen.

Indessen besteht das Problem bei den aus PN gebildeten ON überhaupt nicht darin, welchen Ursprungs der PN sei oder welcher Nationalität die namengebende Person angehöre, denn die ON stammen in erster Linie von der Umgebung und haben mit der Person, deren Namen der ON enthält, sehr wenig zu tun. Es folgt aber daraus, daß die ON als Bildungen nicht für die im ON benannte Person, sondern für die in der Umgebung der Ortschaft wohnende Bevölkerung charakteristisch sind. Deswegen ist es unzulässig, eine Ortschaft, die ihre Benennung nach einer Person slaw. oder deutschen Namens (der allein, wie wir gesehen haben, die Volkszugehörigkeit der Person gar nicht bestimmt) von der ungar. Umgebung erhalten hat, nur auf Grund des PN einfach für slawisch oder deutsch zu erklären, und daraus weitgehende siedlungsgeschichtliche Schlüsse zu ziehen. Dasselbe gilt natürlich auch von den deutschen ON. Allerdings können diese ON die Volkszugehörigkeit der in der Ortschaft wohnenden Bevölkerung auch dann nicht bestimmen, wenn die Beweiskraft des PN ohne Bedenken angenommen werden könnte, da die Bevölkerung der Ortschaft nicht unbedingt von derselben Nationalität wie die namengebende Person — meistens der Besitzer — zu sein braucht. Die Schlüsse, die man aus den aus PN gebildeten ON zieht, müssen also äußerst vorsichtig und sehr bescheiden sein. Man kann nur so viel als gesichert annehmen, daß das dem ON-Gebilde (nicht dem PN!!) entsprechende Volkstum irgendwo in der Nachbarschaft allerdings vorhanden war. Natürlich im Falle einer Symbiose zweier oder mehrerer Völker kann eine neu entstandene Ortschaft von den einzelnen Völkern gleichzeitig, nach ihrer Art der Namengebung, aber doch unabhängig voneinander, benannt worden sein.

---

[1]) Dieses *Dorog* kann also als ON keine slaw. Benennung sein, geschweige denn als Zeuge einer vorungar. slaw. Siedlung hingestellt werden, wie es Moór: ZONF. VI, 117 annimmt.

M.s Auffassung, die den Ursprung der ON mit dem der PN vollkommen identifiziert, ist selbst vom Standpunkte seiner eigenen Theorie aus nicht verständlich. Hinsichtlich dieser ON-Kategorie gerät er mit seiner eigenen — unbedingt richtigen Theorie, daß die ON nämlich in erster Linie von der Umgebung gebildet und erhalten werden — in Widerspruch. Bei dieser Gruppe scheint er dies vollkommen vergessen zu haben. Daher ist seine Fragestellung, ob man annehmen kann, daß mit slaw. oder deutschen PN nach ungar. Art benannte Orte etwa 'nach Magyaren mit slaw. oder deutschen PN benannt worden seien' (S. 218), vollkommen falsch, da die Frage nicht 'nach wem, sondern von wem der ON benannt wurde' lauten soll. Sämtliche Schlußfolgerungen, die er aus diesen ON gewann, wie auch sämtliche Erörterungen über die Prioritätsfragen der diesbezüglichen deutschen und ungar. ON sind falsch und müssen einer neuen Untersuchung unterzogen werden.

Das Problem der Abstrahierung von fremden ON-bildenden Suffixen und des Ersatzes derselben durch einheimische werde ich nächstens eingehender besprechen. Diesmal möchte ich nur bemerken, daß zugunsten dieser Theorie weder M. noch Ernst Schwarz [1]) — der ebenfalls diesen Standpunkt vertritt — ein überzeugendes Beispiel haben liefern können.

Ein überaus wichtiges Kapitel der Arbeit von M. bildet die ausführliche Darstellung von slaw.-deutschen, ungar.-deutschen und deutsch-ungarischen Lautentsprechungen und Lautersatz. Diese Frage wurde zwar schon von W. Steinhauser in seinem angeführten Werke behandelt, ist aber erst von M. in allen ihren Beziehungen besprochen und siedlungsgeschichtlich ausgewertet worden. Dieses Kapitel wird wohl das Interesse der deutschen und besonders der ungar. Sprachwissenschaft mit vollem Rechte erregen.

In diesem Abschnitt wird versucht, bei jedem Namen auf Grund der Lautform die Zeit der Übernahme ins Ungar. oder ins Deutsche möglichst genau zu bestimmen. Dabei stützt sich M. fast in jeder Einzelheit auf die Ergebnisse, die P. Lessiak und E. Schwarz aus deutsch-slaw. gegenseitigen Beziehungen für das Deutsche und das Slawische gewonnen haben, nur wird die Sonderentwicklung des Heanzischen in Betracht gezogen, wodurch die Endergebnisse etwas modifiziert erscheinen.

Die Ausführungen von M. über die ungar. und deutschen Lautverhältnisse, sowie über den gegenseitigen Lautersatz — obwohl sie oft sehr geistreich und immer anregend sind — kann man einstweilen nur für Ansätze zu einer zukünftigen Darstellung betrachten. Dazu ist vor allem eine gründliche Erforschung der ungar. Lautgeschichte und besonders des ungar.-deutschen Lautersatzes im Laufe der ungar. Sprachgeschichte unbedingt erforderlich. Da jedoch die bisherigen diesbezüglichen Arbeiten höchstens als Abriß betrachtet werden können, der in Einzelfragen nur auf Möglichkeiten hinweist, kann man sich in dieser Frage nicht auf die Resultate der bisherigen Forschung verlassen, sondern muß selbständige Forschungen unternehmen. Da das aber M. unterlassen hat, kam er zu Ergebnissen, die vom Standpunkte der bisherigen Literatur wohl annehmbar, von dem der ungar. Sprachgeschichte aus hingegen meistens mehr oder weniger verfehlt sind.

Da ich beabsichtige, auf diese Frage ein andermal zurückzukommen, will ich diesmal nur einige Beispiele anführen, um die Methode M.-s zu veranschaulichen. Besonders lehrreich sind die Ausführungen über ungar. Lautersatz des deutschen *f* (aus dem idg. *p*), *w* und *b*, da wir dafür im Ungar. über zahlreiche Belege verfügen. Die Entwicklung des deutschen *f* wird folgendermaßen dargestellt: Das anlautende *f*-

[1]) E. Schwarz: *Die ON der Sudetenländer als Geschichtsquelle.* Berlin-München, 1933, 204ff., 385ff., 403ff.

sei im 8. Jh. stimmhaft geworden [1]), woraus nach SCHWARZ gegen 1250, nach M. gegen 1180 [2]) wieder ein stimmloser labiodentaler Spirant entstanden wäre. Diese Folgerungen werden hauptsächlich auf Grund von romanisch-deutschem und slaw.-deutschem Lautersatz gezogen (rom. *v-* > deutsch *v* > *f*: lat *vidula* > d. *Fiedel*; lat. *viola* > d. *Veilchen* usw.; deutsches *v* > slaw. *b*: *firmon* > *birmati*, dem älteren d. *f* > sl. *p* in d. *fasten* > sl. *postiti* gegenüber, wo das *p* ein stimmloses *f* vertritt). Das inlautende *-f-* habe sich gleichzeitig mit dem anlautenden *-f-* zu *-v-* entwickelt, das entweder unverändert labiodentale Spirant geblieben oder zu einem bilabialen *-w-* geworden ist, also mit dem *-b-* zusammenfiel.

Zu dem ist allererst zu bemerken, daß die vollkommene Stimmhaftigkeit des anlaut. *f-* nicht außer allem Zweifel steht. Da es sich bei den deutschen und anderssprachigen (roman., slaw., ungar.) Beziehungen um vollkommen verschiedene Lautsysteme handelt [3]), können wir bei den Lautersatzerscheinungen die Lautungen der betreffenden Konsonanten auf Grund des Lautersatzes nicht ganz genau bestimmen. Da die deutschen Laute in den meisten Fällen nicht mit den entsprechenden slaw. oder ungar. identisch sind, müssen sie durch einen verwandten Laut ersetzt werden, wobei sich jedoch stets mindestens zwei Möglichkeiten bieten: entweder wird die Stimmhaftigkeit oder wird die Bildungsstärke gewählt. Die eine Möglichkeit mag von ihnen bevorzugt werden (z. B. die Stimmhaftigkeit), das kann aber die andere überhaupt nicht ausschließen. Darin mag eben die Erklärung der „Unregelmäßigkeiten" stecken, der wir bei der Vertretung der deutschen Konsonanten im Ungar. und in den slaw. Sprachen oft begegnen [4]). Allerdings, besonders in Ungarn, müssen

---

[1]) SCHWARZ, Ernst: *Die germ. Reibelaute s, f, ch im Deutschen.* Reichenberg, 1926. 61, id. *Die ON der Sudetenländer als Geschichtsquelle.* München u. Berlin, 1931, 315ff.; LESSIAK, Primus: *Beiträge zur Geschichte des deutschen Konsonantismus.* Prag, 1933, 59ff.; MOÓR, o. c. 213—4.

[2]) Die Ansetzung dieses Datums erfolgte auf Grund der Form *Hublen* (< d. *Höflein*), die nach M. laut d. *f* > *b* ins Ungar. durch slowak. Vermittlung gelangte (wegen des anlaut. *h-* erst nach dem Wandel *g* > *h* also nach der Mitte des 12. Jh.s übernommen), sowie auf Grund des deutschen Namens *Warasdorf* < ung. *Baran* (die Entwicklung *v-* > *f-* konnte nicht vor dem Wandel *u̯* > *w* vor sich gegangen sein, denn einen stimmhaften labiodentalen und einen stimmhaften bilabialen Spiranten kann es nicht gleichzeitig gegeben haben; der deutsche ON ist schon im J. 1207 in der Form *Baransdorf*(!) belegt, was beweise, daß das *w* um 1200 schon herausgebildet war!). Zu diesen Ausführungen vgl. weiterhin unter *b*.

[3]) Das Oberdeutsche kennt die Korrelation von aspirierten stimmlosen Tenues und nicht aspirierten stimmlosen Media, von stimmlosen Fortes und stimmlosen Lenes, wogegen in den slaw. Sprachen und im Ungar. die Stimmlosigkeit immer mit fortis-Aussprache und die lenis immer mit Stimmhaftigkeit verbunden ist.

[4]) Z. B. das *š* im Tschech. an Stelle des deutschen *s* in stimmhafter Umgebung anstatt *ž*; vgl. *Šebetov:* 1249: villa *Sibotonis* SCHWARZ, Sudetenländer 331, *šufen* ~ *žufen* < mhd. *sufen*; *šalat* < *Salat*; slowak. *šechtár* ~ *žechtár* < ahd. *sehtâri*; poln. *szuło* < d. *Saule* usw. Vgl. KNIEZSA: MNy. XXIX, 102. — Auch das ungar. *s* an Stelle des deutschen *s-* mag so erklärt werden. Das ist besonders durch den ON *Somorja* (Kom. Preßburg) wahrscheinlich gemacht, der aus Sancta Maria durch deutsche Vermittlung erst im 14. Jh. ins Ungar. gelangte (KNIEZSA: Archivum Eur. C.-Or. II, 143), also nicht aus dem 11. Jh. stammen kann, als das Ungar. noch kein *ž* besaß. Um dieselbe Erscheinung kann es sich auch bei den anderen *Samarja*-ON im Kom. Wieselburg handeln.

auch die vielen mundartlichen Unterschiede in Betracht gezogen werden, weil die ungarländischen Deutschen seit der ältesten Zeit zu verschiedenen Stämmen gehörten.

Bei der Bestimmung des Lautwertes vom deutsch. *f* besteht noch die Schwierigkeit, daß der annähernd entsprechende Laut, d. h. das *f* im Slaw. fehlt und das stimmhafte *v* noch bilabial war. Unter solchen Umständen mußte es also durch einen wesentlich abweichend gebildeten Laut, d. h. durch *b* ersetzt werden. In diesem Punkt ist das Zeugnis des Ungar. viel zuverlässiger, da das Ungar. sowohl das stimmlose labiodentale *f*, als auch das stimmhafte labiodentale *v* [1]) seit alters her besitzt. Wenn also die obige These über die Stimmhaftigkeit des deutschen *f-* bis zum Ende des 12. Jh. richtig ist, müßten wir im Ungar. an Stelle des anlautenden deutschen *f-* unbedingt ein *v-* erwarten. Es ist aber keineswegs der Fall. Wir können nur ein *f-* nachweisen (1165: *Fulco* MonStrig. I, 119; 1165: *Fulcus* Kubinyi, Mon. I, 4; 1157—8: *Folkus* Szentpétery, Reg. I 31; 1171: *Fulcumar* W. I, 67; 1093: *Fulbert* Szentpétery, Reg. I, 10; 1138/1329; *Fulbert* = MonStrig. I, 89, MNy. XXXII, 56; 1211: *Folbert, Fulbert* W. I, 108, 109 < d. *Volk* / 1181: *Froa, Froue* FrauenN Szentpétery, Reg. I, 42 < mhd. *vrowe* 1214: *Furman* RV. § 295 < mhd. *Vuore*), von einem *v-* oder *w-* ist dagegen in unseren Quellen nicht eine Spur zu entdecken [2]). Diese Belege beweisen klar, daß wir über das Stimmhaftwerden des deutschen *f-* im allgemeinen nicht sprechen können [3]). Es wird sich hier wohl um den im Deutschen allgemein bekannten Schwächungsprozeß handeln, wobei aber die ursprüngliche Stimmlosigkeit des *f-* erhalten blieb. Die heutige stimmhafte Aussprache des *f-* in Randmundarten wird also keine Altertümlichkeit darstellen, sondern vielmehr eine Neuerung in entgegengesetzter Richtung. Die Entwicklung des deutschen *f-* konnte also folgendermaßen vor sich gehen: Der stimmlose labiodentale Spirant mit Fortis-Bildung erlitt eine Schwächung zur Lenis, die entweder wieder zu einer Fortis geworden ist oder aber es ist zur Lenis-Bildung die Stimmhaftigkeit hinzugetreten.

Die Entwicklung des inlautenden *-f-* erfolgte etwas anders. In vielen Dialekten — wie auch im Heanzischen — ist nicht nur ein Stimmhaftwerden eingetreten, sondern das *-v-* ist zum bilabialen Spiranten *-w-* geworden und somit mit dem Reflexe des inlautenden *-b-*, wenn auch nicht immer, zusammengefallen. Hier ist also ein Lautwandel *-f-* (stimmlose Fortis) > *-f-* (stimmlose Lenis) > *-v-* (stimmhafte Lenis) > *-w-* eingetreten. Von diesen Lauten konnte die stimmlose Lenis *-f-* im Ungar. durch *-f-* oder *-v-*, das *-v-* durch *-v-* und das *-w-* durch *-v-* oder *-b-* ersetzt werden. Da aber die verschiedenen Entwicklungsstufen eines Lautwandels auf demselben Gebiet als Variante eines und desselben Phonems gleichzeitig nebeneinander leben können, besonders wenn es sich um eine langdauernde, noch heute nicht vollkommen beendigte Entwicklung handelt, ist nichts Auffallendes darin zu finden, wenn wir an seiner Stelle

---

[1]) Es ist wohl möglich, daß im Ungar. auch ein bilabiales *w* mindestens als Variante existierte (vgl. *vimád* ~ *imád*, *Vigmánd* ~ *Igmánd*). Allerdings konnte das ungar. *v* vom slaw. *v* nicht wesentlich abweichen, da dem slaw. *v* im Ungar. — mit Ausnahme von *vl-* — wo aber das *v-* selbst im Slaw. häufig weggefallen ist — immer ein *v* entspricht.

[2]) Der PN *Volcumer* (1265: HO. VIII, 100) ist wahrscheinlich mit dem slaw. *Vlkoměr* identisch, um so mehr, als er im Süd-Zala, also auf einem von Slawen bewohnten Gebiet vorkommt.

[3]) Deswegen sind M.s Einwendungen (Népünk és Nyelvünk VIII, 29) gegen die deutsche Herkunft des altung. PN *Fata* (Tamás: *Rómaiak, románok és oláhok Dácia Trajánában*. Bp. 1935, 182 und Knieza: Archivum Eur. C.-O. I, 143—7) nicht stichhaltig.

im Ungar. gleichzeitig alle drei Entsprechungen vorfinden. Man muß daher das Verfahren von M. als gänzlich verfehlt bezeichnen, wenn er von den ungar. Entsprechungen des deutschen *-f-* bei *-b-* an slaw. Vermittlung denkt (1324: *Hublen* < d. *Höflein*; 1271: *Sebreth* < mhd. *Sîvrit* < *Siegfried*), das *-v-* für eine Übernahme vor 1180, das *-f-* wieder für eine nach 1180 erklärt. Der PN *Siegfried* kommt doch in ungar. Quellen in allen drei Gestalten als Name einer und derselben Person öfter vor (1256: comes *Sebritus* de Medlek MonStrig. I, 436, 1264: comes *Sebritus* Theuthonicus de Medlek ib. 518, 1265: id., ib. 531, 1268: miles teutonicus *Sebret* nomine ib. 548—50 | 1255/1288: *Seyfridus* de Sceuden comes albensis MonStrig. I, 425, 1280 comes Erdew filius comitis *Sybrydy* W. IX, 282, 1297/1300/1331: Erdeu f. *Sebrech*(!) W. X, 264, 1297: comes Erdev filius *Sebridi* de Zeuden de genere Gyulazumbur MonStrig. II, 406, 1300/1331: comes Erdeu filius *Semerdi* W. X, 402 (wahrscheinlich ein Abschreibe- oder Druckfehler statt *Seuredi*!), 1299: Erdew filio *Sefreth* HO. VI, 447 | 1286: *Seueredus* filius Marcelli HO. VI, 317—8, 419, 1280/1286: *Seueridus* HO. VII, 317, 1286: ib. 318—9, 1286/1294: *Sebreth* filius Marcelli ib. 404—5 | 1266: *Sebretus* filius Andree HO. VIII, 102—3, 1282/1328: *Seberedus* ~ *Seuereedus* HO. VI, 288, 1293: *Severedus* ib. 331—2, 336—7). Unzähligemal kommt dieser PN in allen drei Gestalten als Name eines Abtes von Garamszentkereszt (1330—1355) vor: 1327: *Seuridus* abbas de Sceplok (Knauz, A Garam-melletti Szent-Benedeki apátság. Budapest, 1890, 71), 1330: *Seueridi* abbatis S. Benedicti de iuxta Gron (MonStrig. III, 168), 1331: *Syfrydus*, *Syffridus*, *Seyffridus* (ib. 184, 187, 192), 1333: *Seueridus*, *Syffridus* (ib. 230—2), 1335: *Sefridus*, *Sebreth* (ib. 262, 273) usw. usw. Mag aber diese formalistische und aprioristische Erklärung M.s über diese drei Namenformen — mindestens theoretisch — auch zutreffen, so kann sie doch z. B. bei den Namen *Sefridus*, *Hofstat* ~ *Hobstat*, *Hobstar*(!), *Wlweng* = Wölfing auf keinen Fall stimmen, da diese Namen alle in einer und derselben Urkunde aus dem J. 1358 vorkommen (Házi, I, 1, 116—7). Das gleiche ist über die verschiedenen Formen des siebenbürgisch-sächsischen ON *Grabendorf* (*Gruawəndərf*) zu sagen, der in der Gestalt *Graphindorf* (1383), *Grabendorf* (1435), *Grauendorf* (1496) und *Grafendorf* (1497) vorkommt (G. Kisch: Archiv d. Vereins f. siebenbürg. Landeskunde XLV, 51).

Das auslautende *-f* ist zwar in unserer Mundart erhalten geblieben [1]), es ist aber trotzdem möglich, daß es hier und da eine Entwicklung zu *-w*, *-b* gegeben hat. Obwohl dieser Wandel in erster Linie für einen Teil des Mitteldeutschen charakteristisch ist, kommt er vereinzelt auch im Oberdeutschen vor. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß unser Gebiet ein Kolonisationsgebiet ist, dessen deutsche Einwohner aus verschiedenen Gebieten stammen. Diese Annahme scheint die Namensform *Hubi* aus dem J. 1233 für *Hof* (W. VI, 529) zu rechtfertigen [2]). Da sich der Beleg auf die Ortschaft *Hof* jenseits des Leithagebirges in Niederösterreich bezieht, wo doch selbst nach M. keine Slawen zu entdecken sind, kann man hier an slaw. Vermittlung überhaupt nicht denken.

Nach diesen skizzenhaften Bemerkungen glaube ich ruhig behaupten zu können, daß man die Formen *Hublen* und *Sebreth* für Höflein und Siegfried nicht für slawisch zu halten braucht [3]).

---

[1]) Elemér Schwartz: Zeitschrift für deutsche Mundarten. 1920, 77.

[2]) Die übrigen Belege haben allerdings *-f*: 1208: *Chof* W. VI, 324, VIII, 49 (1256: curia regis ib. II, 271), 1272—90: *Houf* W. XII, 494 usw. s. M. 68.

[3]) Der ganze Abschnitt Deutschslawische Namen (S. 61—2) ist zu streichen. Außer *Hublen*, *Sebreth* und *Ekka* (s. oben) enthält er noch den ON *Radafalva* ~ *Rudersdorf*, alt *Radolfalva*, der nach M. (und Steinhauser, ib. 305) wegen des *a* nicht un-

Bei der Chronologie des ungar. *v-* und *b-* an Stelle des deutschen anlautenden *w-* kümmert sich M. sehr wenig um die sprachgeschichtlichen Tatsachen. Er zieht aus dem Belege *Baransdorf* vom J. 1207 für den ON *Warasdorf* die Folgerung, daß das deutsche *w-* (= *u̯*) im Heanzischen bereits gegen das Ende des 12. Jh.s zu einem bilabialen Spiranten geworden sei (denn nur das spirantische *w-* konnte als Ersatz des ungar. *b-* von *Baran* dienen). Da nun nach seiner Meinung der deutsche Semivokal *u̯* im Ungar. nur durch *v*, der bilabiale Spirant wieder nur durch *b* ersetzt werden konnte, hält er die Namen mit anlautendem *v-* für eine Übernahme vor dem J. 1180(!!), die mit *b-* aber nach dem J. 1180. Es steht demgegenüber fest, daß das deutsche *w-* im Ungar. bis zum Ende des 14. Jh.s mit großer Folgerichtigkeit durch *v-* und nicht durch *b-* ersetzt wurde. Die ersten Belege mit anlautendem *b-* kommen zwar schon in der Mitte des 14. Jh.s vereinzelt vor, von diesen kann man allerdings nachweisen, daß sie von Deutschen geschrieben sind (1346: Johannes filius *Bophkery* Házi, I, 1, 85; 1378: *Bolf* ib. 178; 1368: *Beulful* (= Wölfl) S. O. I, 377; 1402: *Bolfgongh* ib. 560). Sonst kommen die vielen PN *Wolf*, *Wolfart*, *Wolfger*, *Wölfing*, *Wolfram*, *Walter*, *Werner*, *Willam* usw. — es bleibt gleich, ob sie im Ungar. häufig vorkommen oder nur einmal belegt sind — durchweg mit *w*, *v* geschrieben vor, das nur als *v* gelesen werden kann.

Es scheint übrigens, daß selbst der Semivokal *u̯-* durch *b-* ersetzt werden kann, wie das slowak. *bakeša*, poln. dial. *bakieska* 'eine Art Schaf' aus dem rumän. *oaches̡*, slowak. *bajka* [1]) 'eine Art Schaf' (veraltet) aus dem rumän. *oaie* beweisen, da doch im Rumän. ein bilabialer Spirant in diesen Worten nicht vorausgesetzt werden kann.

Mehr oder weniger ernste Einwände gegen die Chronologie der Lautersatzerscheinungen können noch in vielen Fällen erhoben werden. Z. B. bleibt es mir durchaus rätselhaft, woher M. seine Vermutung schöpft, daß die Entwicklung $\chi > h$ im Ungar. nach 1150/1200 vor sich ging. Was wir darüber wissen, ist allzu wenig, um daraus derartige Schlußfolgerungen ziehen zu können. Dieser Laut wird von Anfang an meistens mit *h* bezeichnet, wogegen das *ch* äußerst selten vorkommt. Es wird sich hier wohl um zwei Varianten desselben Phonems handeln, die ganze Jahrhunderte hindurch nebeneinander bestehen konnten, bis endlich das χ vollkommen verschwunden ist. Daß ein Nebeneinanderleben des *h* und des χ als Varianten eines und desselben Phonems möglich ist, wissen wir z. B. aus dem Polnischen, wo der Unterschied zwischen *h* und χ nicht gefühlt wird und die Aussprache *harakter* und *χarakter* in der Rede einer und derselben Person abwechselnd vorkommen kann. — Dadurch sind aber auch sämtliche Theorien, die von M. auf diese Chronologie aufgebaut werden, mindestens als höchst fraglich zu bezeichnen. — Bei den Vokalen würde ich noch zu mehr Vorsicht anraten als bei den Konsonanten, da wir uns hier — auch schon wegen der mangelhaften Lautbezeichnung — auf einem sehr unsicheren und nur sehr oberflächlich durchforschten Gebiete befinden.

Die Ergebnisse der zwei ersten Kapitel hat M. in dem dritten (Namenkundliche und siedlungsgeschichtliche Ergebnisse SS. 231—324) siedlungsgeschichtlich ausge-

---

mittelbar auf mhd. Ruodolf beruht, sondern auf eine slowen. Vermittlung zurückgeht. — Der Name ist eine mit dem deutschen gleichzeitige Bildung aus dem PN *Rodulf* ~ *Rodolf* > *Radolf*, der im Altungar. immer in dieser Form vorkommt (vgl. 1272/1511: terra *Rodolphi* HO. VIII, 439, 1353: *Radalph* AnjOkm. VI, 116, 1356: *Radalh* ib. 443: ON *Rudolf*, Kom. Szatmár; 1358: *Radalphus* ~ *Radolf* PN in Ödenburg, Házi, I, 1, 117 s. auch Kovács, Index usw.).

[1]) Das Wort ist nicht ungar., wie es das EtSz. I, 231 und Drăganu, Românii 210 meinen, denn das Wort ist aus Tapolcsány-Topoľčany, also auf slowak. Gebiete belegt (MNy. II, 28).

wertet. Auf Grund seiner Etymologien, sowie seiner Datierung des ungar. und deutschen Lautersatzes sucht er in jeder Gegend unseres Gebietes — das ganze Gebiet wird auf zehn Flußgegenden verteilt — das Aufeinanderfolgen der drei Völker (Slawen, Ungarn und Deutsche) möglichst genau zu verfolgen. Da aber seine Folgerungen mitunter auch auf falschen Etymologien beruhen, können seine Resultate nicht vollständig angenommen werden. Ja, es muß das ganze Gebiet abermals auf Grund eines mit schärfster Kritik nachgeprüften Materials untersucht werden, bevor wir eine endgültige Meinung aussprechen, denn in dieser Fassung — in welcher das Richtige mit dem Zweifelhaften und Unrichtigen durchaus verwoben ist — kann die Darstellung nicht akzeptiert werden.

Anwesenheit und Priorität der Slawen ist zwar im größeren Teile Westungarns auf Grund zweifellos richtiger Namendeutungen sichergestellt, man wird aber die Verbreitung und die Dichte der slaw. Schicht zweifellos nicht so hoch einschätzen, wie das M. zu tun geneigt ist. Für mehrere Gegenden wird man die Slawen überhaupt streichen müssen, da sie hier nur auf Grund unrichtiger Etymologien angesetzt wurden (z. B. das Leitha-Gebiet bis Oroszvár-Karlburg, das Gebiet des Neusiedlersees und des Heidebodens — mit Ausnahme des südöstlichen Winkels des letzteren). Für andere Gegenden ist nur eine ganz dünne Schicht vorauszusetzen (das Ikvagebiet), wogegen die übrigen stärker besetzt gewesen sein dürften. Die relativ dichteste Schicht der Slawen können wir bestimmt im Rabnitz- und im Raabgebiet annehmen, wo wir die größte Anzahl von Gewässer-N und ON slaw. Ursprungs vorfinden, aber selbst hier dürfen wir nur auf eine ganz dünne Besiedlung schließen.

Vollkommen richtig ist die Feststellung M.s, daß das Ungartum hauptsächlich die Landstraßen besetzte und somit in erster Linie zur Verteidigung der Landesgrenze angesiedelt wurde. Man muß aber das Vorhandensein des ungar. Elementes — wenn auch spärlicher — auf dem ganzen Gebiet voraussetzen, da sonst die nach ungar. Lautgesetzen regelmäßig entwickelten ungar. ON-Formen nicht erklärbar wären.

Was das deutsche Element betrifft, reicht es sicherlich auf den meisten Gebieten mindestens bis ins 12.—13. Jh. zurück, wenn auch die prozentuelle Verhältniszahl anfangs ganz gering sein mußte. Ist doch die Anzahl jener deutschen ON im Ungar., die bis zum Ende des 13. Jh.s übernommen worden sind, im Verhältnis zu den ungar. im Deutschen verschwindend gering und unbedeutend (z. B. *Lépesfalva*, 1235: *Leupoltbach*, *Lupoltpach* SO. I, 14; *Lánzsér*; *Pornó*, 1221: *Porno* M. 73, 1236: *Perno* ZalaOkl. I, 10; *Purpach*, 1271: *Parapach* ZalaOkl. I, 57; *Sáh*, 1263, 1274: *Sah* M. 74)! Es hatte nur allmählich nach Ausrottung der ungar. Bevölkerung durch die jahrhundertlang dauernden Grenzplünderungszüge die Mehrheit gewonnen und war schließlich vollkommen alleinherrschend geworden. Dabei hat allerdings auch der Cisterzienserorden von Heiligenkreuz, der hier große Güter besaß, durch Kolonisationen seinen Anteil gehabt.

Die bisherige Forschung hat mehrmals versucht, die deutsche Bevölkerung Westungarns als Nachfolger von Kolonisten der karolingischen Zeit, ja sogar als Reste der Germanen aus der Völkerwanderungszeit hinzustellen. M. selbst gibt die Möglichkeit der ersten Annahme, wenn auch in ganz kleinem Umfange, doch mit vollem Ernste auf zwei Gebieten im Süden: am unteren Lafnitz- und im oberen Raabtale, sowie im Norden im Ikva- und im Rabnitzgebiet zu. Diese siedlungsgeschichtlich besonders wichtige Frage wollen wir nun näher untersuchen.

Die Beweise für das Vorhandensein deutscher Ansiedler aus der fränkischen Zeit im Ikva- und Rabnitztale sind nach M. die folgenden: 1) *Tundolskirchen*, heute *Donnerskirchen* sei nach *Eigenkirche* benannt, was eine charakteristische Erscheinung der fränkischen Zeit wäre; 2) *Ritzing* und *Tening*, echte *-ing* Namen aus PN, die nach dem 9.—10 J.h. nicht mehr hätten entstehen können; 3) *Schworza* (ein BachN aus Locs-

mánd-Lutzmansburg nach KORABINSKY, Lex.), *Crana, Zaua* GewässerN: 1263/15 W.VIII, 54, Bildungen auf *-aha*, die nach dem 10. Jh. nicht entstanden sein könnten; 4) der ON *Vág* soll aus dem ahd. *wâg* 'bewegtes Wasser' entstanden sein; 5) *Dörfl*, sei vielleicht eine alte deutsche Inselsiedlung gewesen, weil mit einem solchen Namen nur die Dorfinsassen, nicht aber die Umgebung die Siedlung bezeichnet haben können; 6) *Locsmánd* sei, wegen des deutschen *z* > ungar. *č*, eine Entlehnung vor 1050, als es im Ungar. noch kein *č* gab; 7) *Sopron* wäre, wegen des deutschen *s-* > ungar. *š-*, eine Entlehnung vor 1050, als es im Ungar. noch kein *š* gab; 8) *Heils* ON, *Eika, Reiding* FlußN seien wegen des Diphthonges vor 1150 eingedeutscht worden (letzterer Name durch Umlaut aus slaw. **Rudnik*); 9) *Ukas* ON, heute Nikitsch, habe man wegen des ungar. *-cs* > deutsch *-s*, zwischen 1050 und 1150 übernommen; 10) *Neckenmarkt* sei aus einer Form mit kurzer Stammsilbe (*Nyek*) übernommen, die jedoch nur vor dem Abfall des auslautenden Vokals, d. h. vor 1250 angesetzt werden könne; 11) ungar. *Lupoltbach* sei wegen des d. *ui* > ungar. *u* vor 1150 übernommen worden (später ist daraus im Heanzischen *eu* > ungar. *e* geworden!). Außer diesen gebe es eine Anzahl von Namen, die auf Grund irgendeines Kriteriums vor 1170, 1200 usw. eingedeutscht worden wären, die wir aber diesmal, da sie zur unserer Frage sowieso nichts beitragen, nicht in Betracht ziehen wollen.

Im Süden, im unteren Lafnitz- und im oberen Raabtale, sollen für eine vorungar. deutsche Bevölkerung die ungar. Gewässer-N *Lapincs* und *Herpenyő* (beide wegen *-p-* an Stelle eines früheren *-b-* vor 1050 übernommen, über *Herpenyő* s. oben) sowie die Reste des altdeutschen Wodankultes bei der ungar. Bevölkerung von Rába-Gyarmat zeugen [1]). Das heutige Deutschtum soll aber hier nicht unmittelbar auf das Vorungarische zurückgehen, sondern aus späterer Einwanderung stammen (*Lafnitz, Radling* usw.).

Die für die Kontinuität der Deutschen im Ikva- und Rabnitzgebiet angeführten Beweise sind aber keineswegs überzeugend. Dazu wären nämlich solche deutsche ON erforderlich, deren Kontinuität von der fränkischen Zeit bis zum heutigen Tag, mindestens aber bis zu den ersten ungar. Urkunden reichte, wovon aber keine Spur zu entdecken ist. Der einzige ON *Ödenburg*, der schon vor der ungar. Landnahme erwähnt ist, ist ein Stadtname, der im weiteren Kreise bekannt sein konnte, daher der Name auch im Munde der in großer Entfernung wohnenden Deutschen erhalten bleiben konnte. Die von M. angeführten Namen sind schon deshalb nicht geeignet, die Kontinuität des Deutschtums seit der karolingischen Zeit zweifellos zu beweisen, da sie auch eine andere Datierung ermöglichen.

1) Gegen *Tundolfskirchen* kann man z. B. den ungar. ON *Dorogegyháza* („die Kirche der Person namens *Dorog*") im Kom. Hajdu vorbringen, wo doch an fränkischen Einfluß nicht gedacht werden kann. 2) Gegen das hohe Alter von *Ritzing* und *Tening* spricht der Umstand, daß der erste ON vor dem J. 1349 nicht erwähnt wird, obwohl er in den Markbeschreibungen von 1222 (F. III, 1, 368) und 1263 (W. VIII, 54) eigentlich erwähnt werden müßte, wenn die Ortschaft damals schon bestanden hätte. *Tening* kommt dazu erst im 19. Jh. vor, bis dahin ist die Ortschaft ausnahmslos mit dem Namen *Zsira* benannt. Bei *Ritzing* kann auch die Erklärung aus dem deutschen *Ritze* in Frage kommen, um so mehr, da die Ortschaft tatsächlich in einer Talverengung, in einer Ritze liegt. 3) Über den Namen *Schworza* könnte man erst nach der Feststellung der heutigen Aussprache etwas Näheres sagen, denn der Name ist nur eine aus unbekannter Quelle stammende Schriftform, worauf keine Theorie gebaut werden darf [2]). Übrigens sind Namen ähnlicher Bildung auch anderswo zu finden,

[1]) MOÓR: DUHb. IV 288ff.

[2]) Ich konnte diesen Bach-N in Lutzmansburg aus keiner anderen Quelle als KORABINSKY, Lex., nachweisen. Er ist auch im Bericht der Lutzmansburger Ortsvor-

z. B. die Ortschaften Alsó- und Felső-*Sajó* im Kom. Gömör heißen deutsch Ober- und Nieder-*Salza* [1]), in der Volksprache Eebere und Untere *Solza* [2]), wo man doch über eine althochdeutsche Ansiedlung nicht sprechen kann. Die Namen *Crana* und *Zaua* sind, wie schon erwähnt, aus einer gänzlich unzuverlässigen Quelle stammende hapax legomena, daher ist selbst ihre Lesung sehr problematisch. 4) Über *Vág* s. oben. 5) Gegen die an *Dörfl* angeknüpfte Hypothese kann man die vielen *Kisfalu, Vieska* usw. anführen, die doch bestimmt keine „Inselsiedlungen" gewesen sind, trotzdem sie 'Dörfl' bedeuten. 6) Der Name *Locsmánd* weist eine ungar. ON-Bildungsweise, d. h. eine suffixlose Form, auf (vgl. oben), was darauf deutet, daß der ungar. Name eine gleichzeitige Benennung mit dem deutschen ist. Das ungar. *cs* dem deutschen *z* gegenüber kann höchstens so viel bedeuten, daß der Name im Ungar. aus dem 11., eventuell aus dem Anfang des 12. Jh.s herrührt. 7) Über den Namen *Sopron* haben wir oben gesprochen.

Von den oben angeführten Namen kann man also allein dem ON *Locsmánd* eine siedlungsgeschichtliche Bedeutung zuschreiben. Dieser Name ist aber keineswegs geeignet, um darauf die Theorie der Kontinuität der Deutschen seit der fränkischen Zeit aufbauen zu können. Noch weniger können dazu die unter 8—11 erwähnten auf das 12. Jh. hinweisenden ON verwendet werden. Diesen Namen wird von M. nur deshalb solche Beweiskraft zugeschrieben, weil er die Möglichkeit der Kolonisation Westungarns durch Deutsche vor dem 12. Jh. gar nicht zugeben will. Diese Möglichkeit läßt sich aber für das 11. Jh., als Westungarn vom König Salomon an Kaiser Heinrich IV. als Lehensgut abgetreten wurde, überhaupt nicht in Abrede stellen [3]). Für diese Behauptung spricht auch jener Umstand, daß die Chronologie des Lautersatzes bei keinem ON über das 11. Jh. hinzuweisen scheint. Auch der Bach-N *Rabnitz*, in seiner heutigen Form nach M. eine zweimalige Übernahme aus dem Slaw. oder aus dem Ungar., ist erst nach 1050 eingedeutscht worden (die frühere, im J. 1145 aus der Steiermark belegte Form hätte sich zu *Refnitz entwickelt). Es ist aber kaum wahrscheinlich, daß das Deutschtum im Falle einer Kontinuität auf diesem Gebiet den Namen des bedeutendsten Flusses der Gegend vergessen und einen neuen übernommen hätte.

Alle diese Irrtümer und Fehler können aber den Wert der Arbeit M.s nicht herabsetzen. Trotz allem bildet sie eine große Bereicherung unserer Kenntnisse über die ältesten Siedlungsverhältnisse Westungarns, und sie muß deshalb von den zukünftigen Forschern unbedingt in Betracht gezogen werden. M.s Arbeit enthält mitunter eine ansehnliche Anzahl vollkommen richtiger Namenserklärungen [z. B. *Ablánc, Bezenye, Borzó, Csatár, Csáva-Stoob, Csörötnek, Esztermégy, Gesztence, Gobrounuk, Kámon, Kaporján, Kapornok, Kimle, Maglóca, Maróc, Metőc* (aus sloven. **Motenъcъ*: zu der angesetzten Zwischenstufe **Metelc* vgl. 1412: lacus *Metelch* SO. II, 3), *Tohony, Zarannuk, Alhó, Asó, Kicléd, Rőt, Sah, Rámóc, Medves, Eckersdorf, Tatzmannsdorf, Tematen, Tschaderberg, Wichs, Zicken* usw.], sowie Deutungen, die — wenn sie auch nicht ganz gesichert — doch allenfalls beachtenswert sind [*Ercsenye, Herény-Krensdorf, Moson-Wieselburg, Peresnye Peresznye, Pereszteg, Peszne* (aus slaw. **pěsьna*, zu *pěsъkъ* 'Sand', vgl. poln. Flur-N *Pieśno, Piesna, Piasno* Kozierowski, Badania I,

stehung (Pesty, Helyrégnévtár, Handschrift in der Nationalbibliothek, Budapest) nicht erwähnt, obzwar hier viele Bäche angeführt sind.

[1]) Bartholomaeides, *Inclyti super. Hungariae com. Gömöriensis notitia historico-geographico-statistica.* 1806—8. 690—2, Czoernig, *Ethnographie der Österreichischen Monarchie.* 185, II, 200.

[2]) J. Lux: Karpathenland, 1935, Heft 4 (Sonderabdruck).

[3]) K. Schünemann: *Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jh.* Berlin-Leipzig, 1923, 86ff.

III, *Piesna, Piosna* ib. V; die letzte Form kann wegen des *o* nur aus einem *e* stammen), *Rendek-Liebing* und *Rőnök-Radling* (beide aus dem slaw. *Rybnik*, was jedoch nicht belegt ist), *Tiskou-Teschenbach, Siegersdorf, Höreb* usw.]. Seine Ausführungen über die Chronologie des ungar.-deutschen und deutsch-ungar. Lautersatzes sind schon deshalb zu begrüßen, weil sie das Interesse für dieses wichtige, bis jetzt kaum berücksichtigte Gebiet wecken. Obwohl gegen die Vermutungen und Feststellungen M.s — die sich vor allem aus der allzu formalistischen Behandlung dieser Frage erklären lassen — viele Einwendungen erhoben werden können, enthält dieses Kapitel auch viele richtige Behauptungen.

Das Verdienst M.s Arbeit liegt aber vor allem darin, daß sie die sprachwissenschaftliche Seite der ON-Forschung mit der historischen der Siedlungsgeschichte organisch verknüpft. Seine Namendeutungen werden immer auch siedlungsgeschichtlich kontrolliert; dadurch ist man Fehlern und Mißgriffen viel weniger ausgesetzt als bei der nur sprachwissenschaftlichen oder historischen Forschungsmethode. Gewiß kann auch diese Methode unrichtige Namendeutungen nicht verhindern — das ist auch bei M. der Fall — ist doch die sprachwissenschaftliche Namendeutung unbedingte Voraussetzung der siedlungsgeschichtlichen. Es ist aber in dieser Arbeit jedenfalls ein beachtenswerter Schritt zur Herausbildung einer zukünftigen Forschungsmethode der Siedlungsgeschichte getan worden. Dazu müssen aber auch die Geographen und Archäologen ihren Beitrag liefern, besonders wenn es sich um vorhistorische Siedlungen handelt. Stefan Kniezsa.

Lappen und Permier in Nordrußland [1]).

Das im Titel *(Die ehemalige Ausbreitung der Lappen und Permier in Nordrußland)* genannte Ziel der Untersuchung sucht Vasmer auf Grund des einschlägigen Ortsnamenmaterials zu erreichen, und zwar hat V. die Behandlung dieses Materials allseitig gut fundiert, wie schon die Gegenstände der einleitenden Kapitel zeigen, in denen er über die heutige Ausdehnung der Lappen im Norden Europas (§ 1), die einstige Verbreitung der Lappen in Finnland (§ 2), die lappischen und permischen Lehnwörter im Russischen (§ 3), die Stellung des Lappischen unter den finnisch-ugrischen Sprachen (§ 4), die bisherigen Forschungen über Lappen in Rußland (§ 5), die historischen Zeugnisse über Lappen in Nordrußland (§ 6), über heutige lappische Ortsnamentypen und ihre finnischen Entsprechungen (§ 7) und weiter unten als Einleitung zur Behandlung der Permier über die heutige Ausdehnung der Permier (§ 10) und über bisherige Arbeiten über die frühere Ausbreitung der Permier (§ 11) handelt. Für denjenigen, der sich nicht ganz speziell mit dem vorliegenden Problem befaßt hat, ist es schwierig, zu den genannten Kapiteln Ergänzendes oder Kritisches vorzubringen. Was Kap. 2 'Die einstige Verbreitung der Lappen in Finnland' betrifft, so hat V. selbst in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift f. slav. Philologie Bd. XIII (1936) S. 436/7 bemerkt, daß ihm Itkonens Ortsnamenaufsatz Virittäjä 1920 entgangen ist. Doch hätte, soviel ich sehe, die Berücksichtigung dieses Aufsatzes kaum V.s Resultate beeinflußt. Auf Grund von Kap. 3 über die lappischen und permischen Lehnwörter im Russischen könnte man den Eindruck gewinnen, als ob V. die einschlägigen Vorarbeiten nur zur vorläufigen Feststellung der einstigen Ausbreitung der Lappen und Permier herangezogen hätte. Es ist daher unbedingt hier am Platze

[1]) M. Vasmer: *Beiträge zur historischen Völkerkunde Osteuropas.* IV: *Die ehemalige Ausbreitung der Lappen und Permier in Nordrußland.* Sitzungsberichte der Preußischen Akademie, Philos. histor. Klasse 1936 S. 176—270 mit einer Karte.

zu betonen, daß V. die betreffenden Abhandlungen vor allem auch zur Feststellung der regelrechten Lautentsprechungen der lappischen und permischen Lehnwörter im Russischen benutzt hat, wie denn überhaupt selbstverständlich die Lautgeschichte dieser beiden finn.-ugrischen Sprachen neben der des Russischen nach den neuesten Arbeiten (für das Permische ist Uotilas bekanntes gründliches Werk *Zur Geschichte des Konsonantismus in den Permischen Sprachen* Hels. 1933. Mém. Soc. Finn. Ougr. LXV ausgiebig herangezogen worden) berücksichtigt wird. Die einer solchen Aufgabe, wie sie sich V. gestellt hat, entgegenstehenden Schwierigkeiten sind denn auch schon in rein lautlicher Hinsicht ganz erheblich. Wir müssen bedenken, daß V. die Namen in einem abweichenden Schriftsystem vorlagen, daß ihm weiterhin meist ältere Aufzeichnungen fehlten und daß ihm jedenfalls nur der Konsonantstamm, dieser überdies infolge der Eigenart der Lautentsprechungen oft genug in vieldeutiger Gestalt, zur Verfügung stand. Dazu kommen die stets möglichen Verdrehungen, 'Abkürzungen', usw., die um so näher lagen, da solche von andern Völkern übernommene Namen oft für immer die Form behalten, in der sie von den ersten übernehmenden Individuen gebraucht wurden (hierfür gibt es genügend Beispiele aus dem Bereich der Ortsnamen Finnlands schwedischen und lappischen Ursprungs). Bei Würdigung all dieser ungeheuren Schwierigkeiten sind die Ergebnisse, zu denen V. bei Behandlung der Lappenspuren in den einzelnen Landschaften Nordrußlands (§ 8 und § 9) und der permischen Gewässernamentypen (§ 12) sowie der permischen Namen in den russifizierten Gebieten (§ 13 und § 14) kommt, recht erstaunlich, zumal der Leser jederzeit das Gefühl hat, sich auf sicherem Boden zu bewegen, was bekanntlich bei der Ortsnamenforschung durchaus nicht immer der Fall ist. Dies kommt daher, daß außer der eingangs erwähnten umsichtigen historischen, geographischen und vor allem auch — quellenmäßig — umfangreichen Fundierung von V. eine von ihm im Laufe langer Jahre gründlich ausgebaute Forschungsmethode für geographische Namen angewandt wird. V. nimmt jeweils nur abgeschlossene resp. zusammenhängende Gebiete zur Untersuchung vor und auf diesen wiederum berücksichtigt er nur feststehende, allgemein vorkommende Namentypen. So war es tatsächlich möglich, auch auf dem an sich so unsicheren Terrain der Ortsnamenforschung (im weitesten Sinn) festen Boden unter die Füße zu bekommen. Selbst wenn die Spezialforscher des Lappischen und Permischen hier und da eine Ausstellung haben sollten (Unterzeichnetem, dem übrigens die Arbeit in der Korrektur vorgelegen hat, ist nichts Unwahrscheinliches aufgefallen), so kann es sich wirklich nur um Nebensächlichkeiten handeln, die die Hauptergebnisse in keiner Weise zu modifizieren vermögen. Es könnte sich nämlich im allgemeinen nur darum handeln, daß dieser oder jener Einzelname nicht dem einschlägigen, von V. an sich richtig aufgestellten allgemeinen Namentyp angehört.

Es ist somit auch von finnisch-ugrischer Seite mit Genugtuung zu vermerken, daß es V. weitgehend gelungen ist, die ehemalige Ausbreitung der Lappen und Permier in Nordrußland geklärt und damit einen wesentlichen Teil der von Setälä als für die finnisch-ugrische Sprachwissenschaft vordringlich bezeichneten Aufgabe, die ursprünglichen resp. früheren Wohnsitze der finnisch-ugrischen Völker auf Grund der geographischen Namen zu bestimmen, der Lösung näher gebracht zu haben. Daß gerade auf finnisch-ugrischer Seite oft anzutreffende dogmatische Vorurteil von der Aussichtslosigkeit aller Ortsnamenforschung (das freilich angesichts einiger früherer zum Teil recht oberflächlicher einschlägiger Untersuchungen verständlich ist) erscheint mir durch V.s Untersuchungen praktisch widerlegt. Arno Bussenius.

Zur Psychologie der ungarischen Volksbräuche.

Von

Viola Tomori (Szeged).

Selbst heute zur Zeit der Umwandlung der Bauernkultur bieten uns die mannigfaltigen Hochzeitsbräuche, die naiven Bethlehemspiele, die Spiele beim Spinnen (fonóka), die Neckspiele beim Maisabschälen (fosztóka), das lustige Osternbespritzen, die anmutigen Pfingstspiele, die Feuersprünge am Johannistage und noch viele andere Gemeinschaftsäußerungen des Bauernlebens einen reichen und interessanten Stoff. Die ungarische Bauernkultur zeigt zwar heute die Tendenz, ihre ursprünglichen Formen abzuwerfen und sich die allgemeine europäische Form anzueignen, aber wir sind noch in der Lage, den Augenblick zu ergreifen, wo hinter den kollektiven Urformen die vitalen Kräfte noch aufzufinden sind, die sie hervorgebracht und am Leben erhalten haben und die später selbst aus den genauesten Aufzeichnungen nicht mehr analysiert werden könnten. Indem wir uns diesen Gesichtspunkt vor Augen halten, scheint es eine nicht uninteressante Aufgabe zu sein, statt eine einfache oder vergleichende Beschreibung der Volksbräuche zu geben, ihre seelischen Antriebe zu untersuchen.

Unserem neuen Gesichtspunkte, dem psychologischen, entsprechend, ist vor allem eine Definition der Volksbräuche notwendig. Im folgenden werden wir diesen Begriff, von dem allgemeinen ethnographischen Gebrauch abweichend, in einem etwas weiteren Sinne anwenden. Wir beschränken uns nämlich nicht auf das feierliche Durchleben einiger außerordentlicher Gelegenheiten, deren Form von der Gemeinschaft vorgeschrieben ist. Wir fassen also nicht nur die Gebräuche, die sich an hervorragende Lebensmomente knüpfen, ins Auge. Im Individualleben sind hervorragende Lebensmomente die Geburt, das Heranwachsen zum Jüngling, die Heirat und der Tod, welche von den Bauern in geregelten, gebundenen Formen gefeiert werden. Solche sind z. B. die Weihe zum Jüngling, Hochzeitsgebräuche, Todesmahl usw. Ferner die Bräuche, die sich an die hervorragenden Ereignisse des Wirtschaftslebens knüpfen, wie die Korntaufe, die Ernte- und Weinlesefestlichkeiten, die Spiele beim Spinnen und beim Maisabschälen. Eine dritte, sehr bedeutungsvolle Gruppe ist die der mythi-

MTA AKADÉMIA KÖNYVTÁRA

schen Kulte, wie die Bethlehemspiele, Dreikönigsehrung, Spiele an den Gregor-, Blasius-Tagen, die Spiele zur Pfingstzeit (gergelyezés, balázsolás, pünkösdölés) usw. Diese Bräuche verdanken ihren Kern meist dem Christentum, doch sind darin sehr viele heidnische, mythische Urelemente zu finden. Zu den Gelegenheiten, die im Menschenleben, bzw. im Zeitraume eines Jahres regelmäßig wiederkehren, gesellen sich solche, die unvorhergesehene Ereignisse auf die Tagesordnung setzen. Aber in diesen Fällen kann man nur dann von Bräuchen sprechen, wenn das betreffende Ereignis, wenn auch in unregelmäßigen Zeiträumen, doch in derselben oder wenigstens ähnlichen Form bereits vorgekommen ist, und so die Gemeinschaft bereits eine gebundene Form dafür hat. Hierher gehören in erster Linie die abergläubischen Handlungen. All diese Gebräuche knüpfen sich an sehr mannigfaltige Ereignisse, die verschiedensten Lebensmomente der Bauernschaft; ihr gemeinsamer Zug begründet sich nicht in den Anlässen, die sie auslösen, also nicht in ihrem objektiven Inhalt, und auch nicht in ihren äußeren Formen — infolge ihres großen Formenreichtums —, sondern nur in ihrer Gemeinschaftsgebundenheit. Die Volksbräuche weisen nämlich mit Rücksicht auf ihren großen Formenreichtum nur einen verwandtschaftlichen Zug, die Gebundenheit, auf. Alle in der beschreibenden Ethnographie aufgezählten Bräuche sind im Wesen nichts anderes als eine durch die Gemeinschaft ins Leben gerufene oder wenigstens angenommene und sanktionierte, geregelte Lebensform. Es liegt also auf der Hand, daß der Begriff der Volksbräuche auf alle gemeinschaftlichen Lebensäußerungen des Bauerntums auszudehnen ist, sei solch ein Lebensmoment etwas Alltägliches und Unauffälliges oder ein bedeutendes Ereignis. Obwohl infolge dieser Ausdehnung des Begriffes die Grenze sich zwischen den einfachen, alltäglichen, indifferenten Handlungsformen und den feierlichen Bräuchen verwischt und statt dessen eher von einem stufenmäßigen Übergang gesprochen werden kann, haben wir doch erreicht, daß wir die Volksbräuche sozusagen in das wirkliche Leben eingebettet betrachten können. Das Wesen der Bauernkultur wurde unserem Ermessen nach durch das Verwischen der Grenze zwischen den feierlichen und alltäglichen Handlungen nicht verfälscht, wir sind ihr sogar nähergetreten, denn zwischen den alltäglichen und feierlichen Handlungsformen der Bauern besteht der Unterschied nur in der seelischen Einstellung und nicht in der Äußerungsform. Besteht doch das Wesen der Volksbräuche darin, daß sie unbewußte Lebenstatsachen und keine differenzierten, dramatischen Schöpfungen sind. Der Volksbrauch ist keine Kunstgattung, sondern eine ebenso natürliche und aus nicht künstlerischer Absicht hervorgerufene Lebensform wie die individuelle Tat. Man kann auch nicht sagen, daß der Unterschied zwischen den alltäglichen und festlichen Volksbräuchen darin bestünde, daß dies dauernd sich wiederholende Brauchtum der Befriedigung der einfachen

wirtschaftlichen oder sonstigen Bedürfnisse dient, während die feierlichen Bräuche nur die Spiellust an sich, die Zerstreuung, das Schöne an sich, also kein praktisches Bedürfnis befriedigen. Selbst wenn dies der Fall wäre, so würde dies ebensowenig eine Unterscheidung bedeuten, denn — anläßlich der größeren Feierlichkeiten im Bauernleben — befriedigt die zur Zerstreuung und Abwechslung dienende Spiellust und Unterhaltung ebensowohl primäre Bedürfnisse wie die alltäglichen Bräuche. Übrigens kann man bei fast allen feierlichen Bräuchen selbst heute, abgesehen von dem Kult an sich, irgendeine andere, individuelle, wirtschaftliche oder mythische Tendenz feststellen. Die Volksbräuche unterscheiden sich also von den sonstigen Handlungen des Bauernlebens nur in ihrer gebundenen Gemeinschaftsform. Eben darum kann man die Volksbräuche am zweckmäßigsten genau so gruppieren wie die übrigen Handlungen des Bauernlebens, und zwar, unserem psychologischen Standpunkt entsprechend, nach den grundlegenden Tendenzen. Sind ja doch diese Tendenzen die endgültigen Bestrebungsgründe, aus denen die Handlungen ihre dynamische Kraft gewinnen und aus denen Handlungen überhaupt entsprießen. Diese grundlegenden Tendenzen sind die unter der Einwirkung des speziellen Bauernlebens entwickelten und differenzierten Formen der allgemeinen primären Tendenz der menschlichen Seele, der Selbstentfaltung. Diese Grundtendenz differenzierte sich im Laufe des Bauernlebens in drei Tendenzen, die sich nachträglich je nach den verschiedenen Bedürfnissen und Erfahrungen in den entsprechenden Äußerungen verwirklichen.

Eine dieser Grundtendenzen ist die unter den speziellen Bauernlebensumständen ausgestaltete Form der Selbsterhaltungstendenz, welche in der produktiven Bauernarbeit zum Ausdruck kommt. Diese produktive Arbeit bedeutet in jedem der Zweige der Bauerntätigkeit — Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Forstwirtschaft usw. — überall eine Erzeugungstätigkeit vermittels der menschlichen Energie in Anlehnung an die organische Entwicklung der Natur. Da eine Betätigung in der Natur eine hochgradige Anpassung an die Natur bedingt und da die Natur sich alljährlich wiederholt, bieten diese Umstände schon von vornherein Gelegenheit zur Ausgestaltung von Bräuchen. Wir wollen einige Bräuche, die sich an bedeutende Naturereignisse anlehnen, erwähnen. In erster Linie wären die Bräuche der Hirten zur Zeit der Wintersonnwende zu betrachten. Bei dieser Gelegenheit pflegt man Reisigbündel, Zauberruten zu binden. Wer von dieser Zauberrute einen Ast herauszieht und im Frühling zum ersten Male damit das Vieh auf die Weide treibt, wird fruchtbares Vieh haben. Doch pflegt man auch zur Wintersonnwende mit diesem Bündel den Hirten zu streichen, worauf dieser zu springen und zu tanzen beginnt, damit seine Tiere frisch seien. Ein frühlingsbeginnender Brauch, welcher sich jetzt bereits an die christlichen Ostern anlehnt, ist ein an einzelnen Orten noch immer üblicher

lauter, lärmender Aufzug. Die Dorfjünglinge ziehen mit Ratsche, altem Blechgeschirr, Klingeln, Viehglocken durch das Dorf und vertreiben die bösen Geister mit lautem Klappern, Rasseln, Läuten, damit das beginnende Jahr ungestört sei. Die Korntaufe im Frühling geht unter vollkommen christlichen Formen vor sich, deren Zweck ein wirtschaftlicher ist, indem man um Segen, reiche Ernte fleht. Natürlich feiern auch die Bauern das größte Ereignis des Jahres, die Ernte. Aus dem frischgemähten Korn werden schmuckvolle Kränze gebunden, und Jünglinge und Mädchen kommen damit bekränzt, froh und glückselig singend nach Hause und drücken ihren Dank durch Singen und Tanzen aus. Die oft sehr kunstvoll geflochtenen Kränze werden bis zur nächsten Ernte aufbewahrt, man gibt sie in die „gute Stube" auf die Lampe oder man hängt sie an die Wand. Die Form dieser Ernte- und Weinlesebräuche wandelt sich allmählich, und sie gestalten sich, der modernisierenden Entwicklung des Dorflebens entsprechend, in Ernte- und Weinlesebälle um.

Die bisher aufgezählten Beispiele führten einige Bräuche der besonderen Gelegenheiten vor und zwar solche, die alten Ursprungs sind. Ihre Ausübung ist infolge verschiedener Umstände bereits mechanisch geworden, so daß ihre eigentliche Funktion selbst den Bauern unbekannt ist. Auch verblaßt allmählich ihre Bedeutung, sie werden immer seltener ausgeübt und kommen vielerorts aus dem Gebrauch. Doch ist es schon nach dem Vorhergesagten offensichtlich, daß keiner dieser Bräuche eine Selbstzweckspielerei ist, sondern ein jeder Brauch steht im Dienste der produktiven Arbeit, des wichtigsten Aktionskreises des Bauernlebens. Es gibt noch zahlreiche andere Bräuche dieser Art und zwar von den einfachen Praktiken an bis zu den unauffälligen, alltäglichen Handlungen. Eine solche einfache Praktik ist es, wenn der säende Bauer ein Geldstück ins Sätuch bindet, damit das gesäte Korn einen reichen Ertrag bringe. Oder die folgende: zu Weihnachtsfesten werden die Hühner aus einem Reifen gefüttert, damit sie reichlich Eier legen. Doch sind diese Bräuche heute im Aussterben begriffen, und gerade deswegen, weshalb sie uns auch auffallen, nämlich wegen ihrer magischen Bedeutung. Sie werden nämlich nicht nur durch die intellektuelle und moralische Volksbildung — in und außerhalb der Schule — verfolgt, sondern weil die ganze Weltanschauung der Bauern sich in einem Zustand der Umgestaltung befindet; war ja doch der Grund dieser magischen Handlungen der wirkliche Glaube und erfüllten sie doch eine wirklich reale Funktion. Gerade der Umstand, daß bei der Ausgestaltung des heutigen rationaleren Weltbildes diese Bräuche verschwinden, beweist, daß sie keine bloßen Formalitäten waren, denn sobald sie zur bloßen Formsache geworden wären, könnte man sie selbst mit Gewalt nicht mehr in Form von mechanischer Übung aufrechterhalten. In erster Linie verschwinden die Bräuche, welche für uns und für die

Bauern, die unsere Denkungsart übernommen haben, als „interessante Fremdartigkeiten" wirken. Die unter den veränderten Umständen natürliche Funktionen erfüllenden Bräuche sind noch heute in Geltung und zwar solange, bis die sie bedingende Wirtschaftsform sich umgestalten wird. Diese werden aber weniger wahrgenommen, gerade infolge ihrer Natürlichkeit. Solche lebenden Volksbräuche sind fast alle Momente der noch nicht industrialisierten und noch nicht rationalisierten Wirtschaft. Z. B. kann man sich eine gebundenere Handlung als das Brotbacken im Backofen kaum vorstellen. Auch sein Zeitpunkt ist beinahe allgemein für Samstag morgen bestimmt. Der am vorhergehenden Abend oder sehr früh bei Tagesanbruch mit Sauerteig angesäuerte und durchgeknetete Teig wird von der Hausfrau unmittelbar vor dem Einheizen des Backofens mit regelmäßigen Bewegungen zerteilt und in sechs Backkörbe gegeben. Nach einem vollkommen ausgestalteten Brauch wird der Backofen ungefähr eine Stunde lang geheizt, und wenn die Ofenplatte bereits glüht, wird mit kleinen Brotteigkuchen (lángos) probiert, ob der Ofen bereits gut durchgeheizt ist. Dann wird der Ofenboden mit Kohlenschürer und nassem Besen gereinigt und der Brotteig unter regelmäßigen Bewegungen mit einer Schaufel in den Ofen geworfen, die Ofenvorlage vor die Ofenmündung gelegt. Schließlich bekreuzigt die Hausfrau andächtig den Ofen, damit das Backen gut gelinge. Auch das frischgebackene Brot wird vorher bekreuzigt und erst dann angeschnitten. Daß hier jede einzelne Handlung motiviert ist, das trennt das Brotbacken nicht von den oben erwähnten Bräuchen, war ja doch auch da jedes Moment zur Zeit ihrer Ausgestaltung begründet. Ebenfalls aus wirtschaftlichen Gründen kam das Dreifeldersystem zustande, welches von unserem Gesichtspunkt aus als Volksbrauch betrachtet werden kann. Hiernach wird an Orten, wo der Ackerbau noch nicht rationalisiert ist, die Reihe der Bebauung an die Regeneration der Natur angepaßt, indem die Felder in dem ersten Jahre mit Halmfrüchten, in dem nächsten Jahre mit Hackfrüchten und im vierten Jahre mit Viehfutter bestellt werden. Doch ebenfalls hat die Bewegung, mit welcher der Hirt beim Melken das linke Hinterbein des in den Stall sich begebenden Schafes ergreift, ihre gebundene Form. Und ebenfa ls nach festen Regeln spielt sich das viele malerische Bilder bietende Ereignis ab, wenn der Pferdehirt seine Herde zur Tränke zusammentreibt.

Doch haben nicht nur die einzelnen Handlungsformen, sondern auch der Arbeitsgang eines ganzen Arbeitstags und eines ganzen Jahres, die Lebensform einzelner Individuen innerhalb derselben Wirtschaftsgemeinschaft, selbst der ganzen Gemeinschaft einen Gewohnheitscharakter. Diese Gewohnheitscharaktermerkmale variieren je nach Gebieten, doch variieren genau so auch die feierlichen Bräuche. Innerhalb derselben Gemeinschaft erfolgt das Aufstehen, das Versorgen der Morgenobliegenheiten

beinahe ritenmäßig, das Frühstück wird erst nach mehrstündiger Arbeit eingenommen zum Zeichen, daß es verdient werden muß. In welchem Maße diese Gebrauchsformen obligatorisch sind, wird auch daraus erhellt, daß, wenn jemand sie übertritt, ein langwieriges Hin- und Herflüstern unter den Nachbarn entsteht. Zieht z. B. eine junge Frau am Wochentage ein gebügeltes Kleid an oder backt sie am Wochentage Mehlspeise usw., so fällt das sofort auf, und die Mißbilligung der Gemeinschaft zeigt, daß es sich hier um die Übertretung eines Brauches handelt. Denn nicht nur die Arbeitsart, sondern auch die Bekleidung, Beköstigung, Wohnungsverhältnisse werden von den Bräuchen geregelt, und zwar von solchen, die einst in natürlicher Weise der damaligen Lage der Gemeinschaft entsprossen, die aber heute starre Formen geworden sind.

Natürlich hat das Bauernleben nicht nur in bezug auf die produktive Arbeit seine ausgestalteten Formen, sondern auch in bezug auf die anderen dynamischen Triebkräfte des Lebens. So finden wir Volksbräuche auch auf jenem Gebiete der Handlungen, die der Liebestendenz dienen. Oder, um uns in unserer Terminologie auszudrücken, auch das Liebesleben wird von den ungeschriebenen Gesetzen des Brauchtums geregelt. Wie aus folgendem ersichtlich sein wird, kann bei den Bauern über ein reiches Liebesleben gesprochen werden, obwohl dessen Formen von denen der Hochkultur abweichen. Ein Brauch dieser Kategorie ist das Kleinheiligenspiel. Dieses besteht darin, daß der Vater am Tage der Kleinen Heiligen frühmorgens mit einer knospenden Rute an das Bett seines Kindes tritt und fragt: „Wie viele Kleine Heiligen gibt es?" Die Antwort ist gewöhnlich ein verwirrtes Kichern, denn das Opfer weiß wohl, daß es nicht ratsam ist, irgendeine Zahl anzugeben, denn es bekommt mit der Rute so viel Schläge, wie es angibt. Doch verlangt der Vater gar keine Antwort, denn er schlägt mit der Rute seine Kinder, besonders die Mädchen wortlos und munter. Die Bedeutung dieses Brauchs ist, daß derjenige, der mit der knospenden Rute geschlagen wird, auch selbst fruchtbar wird. Auch eine der Bedeutungen des Osternbespritzens, das aus mehreren Glaubenselementen sich zusammensetzt, ist, daß die bespritzte Person fruchtbar gemacht werden soll. In denselben Kreis gehört auch die Jünglingsweihe. Dieser Brauch, der früher mit langwierigen Zeremonien verbunden war, ist in einfacheren Formen auch heute noch sehr verbreitet. Heute besteht dieser Brauch meistens darin, daß der zu weihende Jüngling seine Kameraden einlädt oder daß er von den erwachsenen Jünglingen bewirtet wird und man gemeinsam in der Dorfschenke zecht. Bei dieser Gelegenheit darf keine Frau oder ein Mädchen zugegen sein. Von diesem Zeitpunkt an ist dem Jüngling erlaubt, den Mädchen auch öffentlich den Hof zu machen, abends zu den Mädchen auf Besuch zu gehen, bei öffentlichen Unterhaltungen zu tanzen usw. In dem schweren und gebundenen Leben

der Bauern bietet die Liebe die meisten Abwechslungen, oft in Form von wirklich unschuldigen Unterhaltungen mit erotischem Hintergrund. Die erste und sehr wichtige Funktion des Liebeslebens ist das Anlocken, das Necken, eine Aufgabe, die in erster Linie den Mädchen zusteht. Betrachtet man diese Bräuche, so scheint es, als wenn in den reizvollen und oft garnicht verhüllten Kunstgriffen der Mädchen die allerprimärsten Eva-Funktionen sich verkörperten. Rein die Funktion des Anlockens, des Sich-Anbietens und dabei der Unterhaltung erfüllt das sogenannte Armfassen (karolás) an Sonn- und Feiertagsnachmittagen. Dieses besteht darin, daß nach der Litanei die bunt und prachtvoll gekleideten Mädchen je nach ihrem Alter in Gruppen verteilt, Hand in Hand, um die Dorfkirche herum oder in einer Hauptgasse wandeln und währenddessen die Aufmerksamkeit mit lautem und lebhaftem Singen auf sich ziehen. Die Burschen schauen, an die Wände gelehnt oder an kleinen Bänken vor den Toren sitzend, der vor ihnen wiegenden Schrittes hin- und herspazierenden, singenden Mädchengruppe zu. Bei solchen Anlässen erfolgt das Auswählen, das Kritisieren, wo die Auseinandersetzung, die Wertschätzung der Jünglinge untereinander eine große Rolle spielt. Es werden auch andere Bräuche, die anscheinend der produktiven Tätigkeit dienen, in den Dienst des Anlockens gestellt, so z. B. die Spiele beim Maisabschälen (fosztóka) und beim Spinnen (fonóka). Wenn nach der Maisernte ein Haufen Maiskolben, die noch mit den Blättern versehen sind, nach Hause gebracht ist, wird das Abschälen an den meisten Orten nicht von einer Familie allein besorgt, sondern die Dorfjugend versammelt sich an einem Abend bei der einen, am nächsten Abend bei einer anderen Familie. Die älteren Leute nehmen an der Arbeit gar nicht teil, sondern bereiten, während die jungen Leute arbeiten, den Lohn für die fleißige Arbeit, den gekochten Mais und den Wein, vor. Doch gilt nicht dies der Jugend als der höchste Lohn, sondern die inzwischen vorgehende Ausgelassenheit und Spielerei unter dem großen Haufen von Maiskolbenrinde. Vorerst erscheinen nur die Mädchen und machen sich anscheinend an das Abschälen, doch noch viel mehr an das grelle, laute Singen. Man beabsichtigt, die sich in der finsteren Nacht umhertreibenden Jünglinge dorthin zu locken. Erst wenn auch die Jünglinge erschienen sind, — die zuerst mit geheuchelter Schamhaftigkeit sich nur bis zur Tür heranwagen und der Ermutigung der Mädchen harren, — beginnt die Arbeit tatsächlich, damit die Jünglinge sehen, wie geschickt die Mädchen sind. Allmählich machen sich auch die Jünglinge an die Arbeit und diese geht dann rasch vonstatten. Es besteht ein Wetteifer um den größten Haufen von Maiskolbenrinde. Ähnliche Ursachen finden wir auch bei den Spinnspielen. Der erzeugte und zum Spinnen vorbereitete Flachs und Hanf wird gewöhnlich von den Frauen und besonders von den Mädchen nicht zu Hause gesponnen, sondern man ver-

anstaltet Spinnspielereien (fonóka) in ein oder zwei Häusern, in Gesellschaften vereinigt. Auch hier erscheinen zuerst die Mädchen, und unter der Aufsicht von ein oder zwei älteren Frauen veranstalten sie Neckereien und Spielereien und singen, bis die Jünglinge erscheinen. In dem Augenblick, wo die Jünglinge von der lauten Unterhaltung angelockt werden, springen die Mädchen auf ihre Plätze und machen sich mit dem größten Eifer an die Arbeit. Fällt inzwischen einem Mädchen die Spule auf die Erde, so hebt der neben ihr sitzende Jüngling diese sofort auf und gibt sie nur gegen Lösegeld zurück. Die Auslösung erfolgt meistens natürlich in Form von Küssen. Sind die Jünglinge bereits zugegen, so kann von Spielen kaum noch die Rede sein, sondern nur von k eineren Neckereien und gemeinsamem Singen. Nach langem Zureden beginnt jemand zu erzählen, und findet sich ein guter Märchenerzähler, so zieht sich die Arbeit sehr oft bis in die Morgendämmerung hinein. Die vorhin erwähnten Bräuche zeigten die Rolle der Mädchen. Die Rolle der Jünglinge war nur das Auswählen. Auch das Hofmachen der Jünglinge wird von den Volksbräuchen geregelt. Sie gehen gewöhnlich abends in die Jungfernhäuser. In manchen Gegenden darf man nur an die erleuchteten Fenster klopfen. Ein Jüngling geht zu dem Fenster und bittet um Feuer. Das Mädchen lädt ihn nun ein, wozu der Jüngling auch gewillt ist; er geht ins Haus hinein und sie plaudern dort miteinander. Es gibt aber Gegenden, wo der Jüngling nur dann anklopft, wenn es drinnen schon finster ist. Zuerst gehen die Jünglinge gruppenweise, besuchen am selben Abend mehrere Häuser; doch wenn der Jüngling seine Wahl schon getroffen hat, dann sucht er das Mädchen allein auf. Die jungen Leute erkundigen sich über die gegenseitigen Gefühle in gebundener Form. Der Jüngling sendet nun der Auserwählten die sogenannte Brautschüssel, und wenn die Beschenkte die mit Leckerbissen gefüllte Schüssel entleert und diese mit anderen Leckerbissen gefüllt zurücksendet, so ist dies eine bejahende Antwort. Sie senden auch einander sogenannte Messingsträuße, Sträuße aus Kunstblumen mit Metallfäden verziert, oder das Mädchen stickt dem Jüngling eine Schürze. Erscheint der Jüngling am Sonntag mit dieser Schürze in der Kirche, so erfährt das Mädchen, daß ihre Wahl von Erfolg gekrönt ist. Eine Wahl in so einer öffentlichen Form — weiß ja doch in diesem Falle das ganze Dorf das große Ereignis — bedeutet meistens auch die Verlobung doch die Tatsache, daß ein Mädchen, sei es in formellem oder in symbolischem Sinne, die Geliebte eines Jünglings wird, bedeutet noch nicht, daß der Freundschaft auch die Heirat folgt. Denn gerade an den Orten, wo diese Bräuche noch am Leben sind, wo die Gesetze der alten Bauernkultur herrschen, gilt auch der Brauch, daß die Heirat nicht nach der Wahl der jungen Leute, sondern nach dem Willen der Alten erfolgt. Dieser Brauch hat natürlich seine wirtschaftlichen Gründe, was leicht verständlich ist,

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

zumal an solchen Orten die Bauernfamilie zugleich eine kleine, auf Selbstversorgung beruhende wirtschaftliche Einheit ist. Auch diese Bräuche wurden — gleich denen der ersten Gruppe — zur Regelung des alltäglichen Lebens geschaffen, natürlich unbewußt. Sind aber diese Bräuche in irgendeiner Form entwickelt, so wetteifert ihre Wirkung mit denen der geschriebenen Gesetze. Es ist ein allgemeiner Brauch, daß die Leute desselben Dorfes untereinander heiraten. Es gibt Dörfer, wo dieser Brauch sehr streng genommen wird. So z. B. wenn ein Jüngling einem Dorfmädchen aus einem anderen Dorfe den Hof macht, dann lauert man dem Burschen abends auf und verprügelt ihn. Erkühnt sich der fremde Jüngling, zum Dorfball zu gehen, so hat dies meistens einen blutigen Streit zwischen ihm und den Dorfburschen zur Folge. Zeigt aber auch das Mädchen dem fremden Jüngling gegenüber irgendeine Zuneigung, so wird der Hanf des Mädchens nachts abgemäht, womit ihr ein kaum gutzumachender Schaden entsteht. Doch außer dem materiellen Schaden ist die Schande noch größer, die mit der Handlung einhergeht, die die Rache der Gemeinschaft für die Abweichung vom Brauche bedeutet. Man sieht die Anpassungsfähigkeit der Bräuche auch darin, daß in einzelnen Dörfern, besonders Marktflecken, wo also größere Unterschiede im Vermögen vorkommen, die Mutterschaft der Mädchen aus der ärmeren Volksklasse keine Schande bedeutet; wird aber ein reicheres Mädchen Mutter, so bedeutet dies für sie ein sicheres Ausgestoßenwerden aus der betreffenden Vermögensklasse. Auch die Bräuche des Liebeslebens entspringen also dem Leben, und eben deshalb brauchen wir uns nicht über das Vergehen der Bräuche beklagen, denn das Vergehen bedeutet Überflüssigwerden oder Umgestaltung der von dem betreffenden Brauch erfüllten Funktion.

Die dritte große Triebkraft des Bauernlebens ist die Tendenz, die man als Tendenz des Strebens nach dem Höheren bezeichnen könnte. Natürlich, gleich den beiden vorhin Erwähnten, stimmt sie dem Wesen nach mit der Tendenz, die in jedem anderen Menschen lebt, überein, bloß ihre eigentümliche Form, ihre Offenbarungsweise erhält, den Umständen des Bauernlebens entsprechend, einen bäuerlichen Charakter. Auch dieses Streben des menschlichen Lebens offenbart sich in verschiedenen, sogenannten superponierten Tendenzen, d. h. sie differenzierte sich zu mehreren Teiltendenzen. Auch bei den vorherigen beiden sind die Teiltendenzen nachzuweisen; die in ihre Gruppe gehörenden Bräuche waren aber so geartet, daß ein Zusammenhang mit der Grundtendenz sofort offensichtlich war. In diesem Falle zeigen die hierher gehörenden Volksbräuche eine größere Mannigfaltigkeit, deren Psychodynamik nur dann richtig zu verstehen ist, wenn wir die in Wirklichkeit sich offenbarenden differenzierten Formen dieser Bestrebung nach dem Höheren als Grundtendenz kurz überblicken. Im Bauernleben dient dem Streben nach dem Höheren in

erster Linie die Tendenz der Selbstdokumentierung. Das Streben nach dem Höheren birgt natürlich die Sehnsucht nach der Selbst-Geltendmachung in sich, nämlich die Tendenz, daß vor allem die bereits vorhandenen Werte zur Geltung kommen. Dies bedeutet aber — und besonders bei Bauern, die vor den Augen der Gemeinschaft leben — nicht nur das Zeigen, das Zur-Schau-Tragen von vorhandenen Werten, sondern von mehr Werten als tatsächlich vorhanden sind. Diese Tendenz zur Selbstdokumentierung, die oft viel mehr zur Schau trägt, als in Wirklichkeit vorhanden ist, ist nur ein, wenn auch nicht unwesentliches Element des Strebens nach dem Höheren. Das andere Element ist das wirkliche Streben nach dem Höheren, das ebenfalls sehr viele Formen besitzt; da aber in den Volksbräuchen hauptsächlich nur eine ihrer Formen zum Ausdruck kommt, beschränken wir uns in diesem Falle nur auf ihre Erwähnung. Und das ist der Kult der höheren, übernatürlichen Kräfte, sei es in der Form des Wunsches, sich zu ihnen emporzuheben oder den Kontakt mit ihnen zu suchen.

Die Bedeutung der zuerst erwähnten Bräuche, die zur Selbstdokumentierung dienen, kann nicht verstanden werden, wenn wir hier nicht das alltägliche Pendant der hierhergehörenden feierlichen Bräuche, feierlichen Lebensformen erwähnen. Die meisten der in die Gruppe der Selbstdokumentierung gehörenden Bräuche stehen eingestandenermaßen nicht im Dienste dieser Tendenz an sich, sondern sie suchen immer nach einer Gelegenheit, sie knüpfen sich an eine andere Lebensfunktion. Solch eine Gelegenheit ist z. B. die Geburt. Ein besonders großes Ereignis ist die Entbindung des ersten Kindes. Bei solchen Anlässen wird das Bett der jungen Frau gleichsam mit einem Zelt umgeben, was darin besteht, daß das Himmelsbett mit sogenannten Zeltleintüchern (sátoros lepedő) behängt wird. Diese Leintücher hatten ursprünglich den Zweck, die kranke Frau und das neugeborene Kind vor den bösen Geistern zu verschließen; dieser Brauch blieb aber auch an solchen Orten bestehen, wo man bereits kaum an böse Geister glaubt, und zwar deshalb, weil er auch eine andere Funktion, nämlich die der Selbstdokumentierung, erfüllt. Die bei solchen Anlässen aufgehängten Leintücher haben nämlich den Zweck, durch ihre reichlichen Webverzierungen und breiten Spitzen die pekuniäre Lage der Familie — gewöhnlich wohl nicht der Wahrheit entsprechend — zur Schau zu tragen. Bei solchen Anlässen wird ungefähr fünf bis sechs Tage nach der Entbindung die Beköstigung der kranken Frau nicht von dem engeren Familienkreis, sondern den Verwandten, den Gevattern, besorgt. Das bietet ebenfalls einen sehr guten Anlaß, sich auszuzeichnen, indem man für die Kranke teuerere und bessere Speisen als gewöhnlich bringt, und zwar in verzierten Gefäßen, wobei die Gevatterschüsseln ebenfalls in verzierte Tücher gebunden sind. Diese Leintücher dienen nur zur Repräsentation. Aber selbst

das ärmste Mädchen bekommt anläßlich ihrer Heirat fünf bis sechs solche verzierten Leintücher, die sie im Leben kaum zwei- bis dreimal benutzt.

Der andere selbstdokumentierende Anlaß ist die Hochzeit, deren verwickelte, zeremonielle Formen erst später beschrieben werden. Hier sei nur erwähnt, daß eines der wichtigsten Requisiten der Hochzeit die Fülle der mannigfaltigen Speisen ist. Die Beschaffenheit und Reihenfolge variiert je nach Gegend, doch sind sie überall in obligatorischer Form vorgeschrieben. Die Befolgung dieser Pflicht bedeutet sehr schwere materielle Opfer, denn bei einer Hochzeit wird das ganze Dorf, in größeren Dörfern eine ganze Straße zu Gast empfangen, was in der Regel mehrere hundert Leute bedeutet. Der Bauer, der im ganzen Leben sich sozusagen den Bissen vom Munde abspart, um seine Tiere besser aufziehen zu können, schlachtet bei solchen Anlässen ohne Bedenken Schweine, Schafe, Kälber, zuweilen auch einen ganzen Ochsen, gar nicht zu reden von der großen Schar der Enten, Gänse und Hühner. In der Bauernfamilie, wo Backwerk nur höchstens am Sonntag auf den Tisch kommt, werden bei solchen Gelegenheiten kleines Backwerk, Kuchen, Torten in solcher Fülle gebacken, daß sie mehrere Tröge füllen. Doch nimmt an dem Opfer nicht nur die engere Familie, sondern auch die Sippschaft teil; jeder bringt einen gebratenen Hahn und zwar auf herkömmliche Weise in farbiges Papier gehüllt, mit bunten Bändern verziert. Daß diese Zierate außer ihrer originellen Bedeutung auch heutigentags ihre fortbestehende Funktion, und zwar eine selbstdokumentierende Funktion besitzen, erhellt sich aus dem selbstgefälligen Lächeln, mit welchem die Hausfrauen den ganzen Tag den Bemerkungen über die Geschenke zuhören und wie stolz sie einhergehen, wenn diese abends in einem langen Zug in Begleitung der Braut in die Wohnung des Bräutigams überführt werden. Die bei solchen Gelegenheiten entfaltete Verschwendung darf man aber mit einem übereilten Urteil nicht für überflüssig halten, denn der Bauer, der das ganze Jahr, vielleicht sogar lange Jahre hindurch täglich nur infolge der vollkommenen Reduktion seiner Ansprüche seinen Obliegenheiten nachkommen kann, bedarf solcher Anlässe, wo er hierfür einen Ersatz findet. Derjenige, der bei seiner schweren Arbeit oft tagelang keine gekochte Speise zu sich nimmt, muß sich hie und da an der Fülle von Speisen ergötzen.

Derselbe Gegensatz — die scheinbar unverständliche Verschwendung und die größte Anspruchslosigkeit — paart sich auch in ihrer Bekleidung. Ein prunkvoller Kirchenzug bringt Kleider von großem Wert bei Menschen zum Vorschein, die ihre alltägliche Arbeit fast in Lumpen versehen. Ein mir bekannter Hirtenjunge aus der Nagyhortobágy, dessen Jahresgehalt 120 Pengő beträgt, kaufte sich von diesem Betrag einen Prunkmantel (cifraszűr) zu 105 Pengő. Man kann nicht sagen, daß das Wohlgefallen am Schmuck bei den Hirten psychisch unmotiviert sei, vor allem wenn

man das schwere und gleichförmige Leben dieser Hirten kennt. Acht Monate im Jahr weiden sie in der Hortobágy die Tiere und verbringen die Nächte bei jedem Wetter unter freiem Himmel; ihr einziges Obdach ist ihr breitkrempiger Hut, dessen Krempe bei schlechtem Wetter nach unten gebogen wird. Sie selbst haben in der Regel keinen Schutz gegen die Unbilden der Witterung, nur für ihre Tiere legen sie einen künstlichen Wald an, um dorthin fliehen zu können. Sie verbringen den Tag ganz allein und kommen höchstens abends an der Tränke mit anderen Hirten zusammen. Sie bekommen nur einmal am Tag eine einförmige, warme Kost, sie widmen ihr ganzes Leben der Tierzucht. Das Leben muß also auch für sie einen Bereich haben, wo sie ihre Menschlichkeit dokumentieren können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß abgesehen von anderen Ursachen auch diese Lebensweise viel dazu beigetragen hat, daß unter den Volkstrachten der Männer die der Hirten die schmuckvollste ist.

In diese Kategorie gehört auch der Brauch der Bewirtung. Bekommt der Bauer Besuch, besonders wenn der Betreffende aus der Stadt kommt, so wünscht man, ihn besonders zu ehren. Er wird zuerst in die „Gute Stube" geführt; sei das Wetter draußen noch so schön, die oft sehr muffige „Gute Stube" ist nicht zu vermeiden. Dort wird der Gast hineingeführt, die Hausfrau wischt mit ihrer Schürze den Sessel oder die Bank ab, und wenn nur anf einige Minuten, wird der Gast mit Gewalt zum Setzen gebracht, „damit er der Familie den Traum nicht mitnimmt". Diese „Gute Stube", die der wichtigste Raum jedes wohlhabenden Bauern ist, dient der Repräsentation. Die Wände sind mit buntgemalten Tellern vollgehängt, die vielleicht nie zu anderen Zwecken als zum Schmuck dienen. In der Guten Stube sind auch der Brautkranz und Brautschleier der Hausfrau und der Bräutigamstrauß des Besitzers in schönen Rahmen unter Glas mit Kunstblumen verziert zu sehen. Auf der Kommode (sublót) prangen Gläser und Näpfe, die ebenfalls höchstens zu Hochzeiten oder Taufen gebraucht werden; und an den Wänden reihen sich Heiligenbilder und Photographien nebeneinander. Hier steht auch das Gastbett, in welchem die Kissen mit schneeweißem Überzuge beinahe bis zur Zimmerdecke aufeinander liegen, doch wird auch dieses Bett nur für einen Gast zurechtgemacht. Die Familienmitglieder verbringen die Nacht dagegen in der Küche, Kammer, dem Stall oder im Freien; das Bett gebührt gewöhnlich nur der Frau und den Kindern. Jedoch steht in der Guten Stube wenigstens ein Bett, das mit seiner schmuckvollen Ausstattung zugleich die unberührte Aussteuer der Frau ist und welches an Pracht die Sachen des täglichen Gebrauchs weit übertrifft. An gegensätzlichen Erscheinungen des Bauernlebens könnte noch mehr aufgezählt werden, eine jede von diesen würde dieselbe latente Spannung aufweisen, die aus der Doppelheit des sich aufopfernden Benehmens während der Arbeit, der vollkommen anspruchslosen Anpassung

und der doch vorhandenen und nach Geltung suchenden Selbstdokumentation entstammt.

Neben den Bräuchen, die nur den Anschein des Strebens nach dem Höheren haben, gruppieren sich die Bräuche, die wirklich einem Streben nach dem Höheren dienen. Es sind in erster Linie die religiösen Bräuche.

Die Besprechung der Religionsbräuche und des Religionslebens der Bauern kann man am besten mit einer Wallfahrt beginnen. Um dies zu veranschaulichen, wählen wir die Wallfahrt nach Szeged in der Unterstadt. Der Standort der Wallfahrt ist eine aus dem 15. Jh. stammende Kirche, deren gotische Wände üppige Barockverzierungen aufweisen. Dem Volksgefühl nach gehört diese Kirche dem Volk, und wenn man die Geschichte der Kirche betrachtet, trifft dies allerdings auch zu. Zur Zeit der Türkeneinfälle und anläßlich einer Hochwasserkatastrophe im vorigen Jahrhundert flüchteten sich die Bauern hierher, um Schutz zu suchen. Aber sie sind der Kirche auch für zahlreiche Wundertaten dankbar. Diesem Gefühl geben sie alljährlich in Form einer Wallfahrt Ausdruck. Einwohner aus fernliegenden Dörfern pilgern hierher im August. Sie machen sich unter der Führung des Dorfpriesters oder eines älteren Bauern oder einer Bauernfrau auf den großen Weg. Wenn die Pilgergruppen eintreffen, ist es bereits dunkel, und in der Hand eines jeden Wallfahrers leuchtet eine Kerze, die in einer spitzen Papiertüte steckt. Die verschiedenen Gruppen lassen sich gesondert um die Kirche nieder und verbringen die Zeit bis Mitternacht mit lautem Singen und Beten. Kein Geistlicher ist zu dieser Zeit zugegen. Die Gesänge sind meistens originelle Volksgesänge, die höchstens einige abgewandelte Kirchenliedermotive enthalten. Die beinahe ekstatische, sehnsüchtige Stimmung der von den kleinen Kerzen beleuchteten Gruppen, die um das Kreuz je eines Dorfes lagern, strahlt die Sehnsucht nach höheren Kräften, das Sichüberheben der einfachen, in der Arbeit ermüdeten Bauern aus. Gegen Mitternacht nimmt das Singen ein Ende, und die sich zur Ruhe begebenden Bauern verbeugen sich vor dem Altar der Kirche mit den Worten: „Gute Nacht, Heilige Jungfrau". Am anderen Tag beginnen die offiziellen Zeremonien der Kirche, doch auch jetzt finden die Bauern ihre eigenen Verbindungsfäden zu Gott. Besonders die Mädchen besuchen allein das Bild der sogenannten „Schwarzen Marie", denn man glaubt, daß, wer vor diesem Bild in der Kirchmesse betet, noch im selben Jahr heiraten wird. Nachmittag ist die Stimmung schon weniger andächtig; die Aufmerksamkeit wendet sich jetzt den Zelten um die Kirche herum zu, wo allerlei bunter Tand zu haben ist. Die jungen Männer kaufen ihren Mädchen Rosenkränze aus Lebkuchen, welche die Mädchen sich natürlich sehr stolz um den Hals hängen. Auch finden sich Lebkuchenherzen und Lebkuchenhusaren in Hülle und Fülle, ebenso bunte Perlen, kreischende Papiertrompeten und sonstige lärmende Spielzeuge. Gegen Abend ist der Lärm

schon ganz betäubend, keine Spur von der gestrigen Andacht, unter den Toren spielt die Musik und voll Eifer tanzt die Jugend. Hier haben wir wieder eine der Polaritäten des Bauernlebens vor uns. Die so gegensätzlichen Stimmungen beider aufeinanderfolgender Abende sind in beiden Fällen aufrichtig und charakteristisch. Immer nimmt der ganze Mensch sowohl an der Erhabenheit eines feierlichen Augenblickes als auch an lustvoller Ausgelassenheit teil, ebenso wie sie in den schweren Tagen der Arbeit ihrer Pflicht mit ganzer Seele nachkommen. Wenn sie sich abends mit den Worten: „Gute Nacht, Heilige Jungfrau" verabschieden, so fühlen sie die Heilige Jungfrau fast körperlich nahe, und wahrscheinlich stellen sie sie sich als eine einfache gütige Bauernfrau vor. Dies sieht man auch daraus, daß in den Dorfkirchen, wo die Pflege einzelner Nebenaltäre von älteren Bauernfrauen übernommen wird, oft kleine Marien-Statuen mit festlichen Bauerntrachten bekleidet werden. Die mit der Pflege betraute alte Frau pflegt stolz zu sagen, daß sie die Heilige Jungfrau oder den Heiligen Anton wasche und bügle, je nachdem wessen Altar sie pflegt. Auch ist es ihnen ganz natürlich, daß sie unmittelbar bei der Kirche fast sofort nach den Ausdrücken religiöser Extase einander zierlichen Flitterkram kaufen und der Feststimmung mit lautem Jubel Ausdruck geben. Nicht der religiöse oder der fromme Bauer nimmt an solchen Wallfahrten teil, sondern der Bauer mit dem undifferenzierten komplexen Gefühlsleben, mit seinem angestauten Gefühl, das nach unmittelbarem Ausdruck sucht.

Die Undifferenziertheit ihrer Gefühle, auch ihrer Phantasie erhellt sich z. B. auch aus einem anderen Volksbrauch, den Bethlehemspielen. Hier ist die Lage noch verwickelter, denn in diesem Brauche vermischen sich nicht nur die Gefühle, die Phantasiebilder, die verschiedenen Arten von Glauben, sondern der Brauch selbst stammt aus der Vermischung eines altertümlichen heidnischen und eines christlichen Brauchs. Wie Karl Visky zeigt, sind die Bethlehemspiele nichts anderes als die uralten heidnischen Hirtenspiele anläßlich der Wintersonnwende.

Christliche Religion und magischer Glauben vermischen sich mit größter Natürlichkeit untrennbar zu einem Komplex, den wir als Bauernreligion bezeichnen können. In einem Dorfe des Alföld ist z. B. die Pflegerin des Altars von Sankt Anton eine Quacksalberin, die von ihren Patienten für ihre gesetzlich verbotenen Behandlungen gewöhnlich Tischdecken verlangt, die sie mit der größten Seelenruhe auf den Altar Sankt Antons legt. Auch in den Beschwörungssprüchen findet man oft Gebetsprüche oder andere Religionsformeln. Brand wird z. B. so geheilt, daß das Vaterunser vorgesagt wird, und wenn man zu der Stelle kommt: „hier unten auf der Erde", deutet man mit dem Zeigefinger auf die Erde, als wenn man der Krankheit den Weg zeigen wollte, wohin sie sich entfernen soll. Beim Knochenbruch muß man folgendes sagen: „Als Jesus auf der Erde auf

einem Esel umherritt, kam er über eine Steinbrücke. Der Esel verstauchte sich das Bein. Unser Herr Christus blies darauf und sagte: Der Schmerz soll in dir ebenso wenig Wurzel fassen, wie die Eisenkette am Tor von Jerusalem keine Wurzel gefaßt hat." Für die Vermischung der Religion mit Magie spricht auch der Umstand, daß die Zeit der meistens an einen bestimmten Tag gebundenen abergläubischen Übungen mit den Daten der christlichen Religion zusammenfällt. So muß man z. B. am Karfreitag den Hof auskehren und mit alten Scherben Lärm machen, um im ganzen Jahre Schlangen und Kröten fernzuhalten. Nach dem Glauben der am Theißufer lebenden Bauern sind Augenleiden am sichersten zur Pfingstzeit zu heilen. Zu dieser Zeit muß man an neun Tagen, wobei der neunte Tag auf Pfingsten fallen muß, frühmorgens nüchtern an die Theiß gehen, das Auge mit einem reinen Lappen waschen und den Rücken gegen den Fluß gekehrt, den Lappen mit den Worten ins Wasser werfen: „Die Krankheit soll mich ebenso verlassen, wie ich diesen Lappen nimmer wiedersehen werde." Aberglaube und Religion verknüpfen sich beinahe auf groteske Art bei folgendem Brauch: Wenn die Mädchen zu Weihnachten von der Mitternachtsmesse nach Hause gehen, nehmen sie Weihwasser im Munde mit. Zu Hause waschen sie sich damit das Gesicht und legen sich so zu Bett. Wer ihnen im Traume das Gesicht abwischt, der wird ihr Gatte sein. Wir könnten noch viele Beweise bringen, daß es in der undifferenzierten Anschauung der Bauern keine gesonderte christliche Religion und kein gesondertes Bild über die übernatürlichen Kräfte, die sie sich als magische Kräfte vorstellen, gibt und daß sie keinen Unterschied zwischen realen und irrealen Kräften kennen.

Aus den beschriebenen drei Gruppen der Bräuche haben wir im großen und ganzen die individuellen psychischen Tendenzen, die diese Bräuche am Leben erhalten und beim Ausüben der Bräuche in der individuellen Seele für die Motive der Handlung gelten, bereits erschöpft. Die Bräuche haben wir aber derart definiert, daß sie kollektive Handlungsformen seien. Wir haben also noch zu untersuchen, was für seelische Gegebenheiten außer den vorher erwähnten Tendenzen mitspielen, die den Bräuchen gerade die kollektive Form verleihen. Es handelt sich also hier um Tendenzen, die zur gemeinschaftlichen Handlung treiben und zwar einerseits im Sinne der Erhaltung der bereits ausgebildeten Bräuche, anderseits aber im Sinne der Formung neuer Bräuche. Ferner müssen wir die Rolle der Gemeinschaft gegenüber dem Verhalten des einzelnen prüfen. Da es zuviel Raum beanspruchen würde, in kollektivpsychologische Untersuchungen einzugehen, ziehen wir einfach die sozialen Tendenzen, die bei der Einhaltung, Bewahrung und Formung neuer Bräuche eine gesteigerte Rolle spielen, in Betracht. Wir suchen zuerst nach den Ursachen, die die Aufbewahrung der bereits herausgebildeten Volksbräuche und deren Ein-

haltung seitens des Individuums zur Folge haben. Relativ ist die Lage am einfachsten bei den Bräuchen, die im Dienste der produktiven Arbeit stehen. Wir müssen uns vor Augen halten, daß der landwirtschaftliche Fachunterricht in Ungarn auch heute noch eine nur teilweise gelöste Aufgabe ist. Diese Tatsache gibt uns den Schlüssel zum Verständnis der Fortdauer zahlreicher Bräuche. Es stehen nämlich in solchen Fällen sowohl den Ackerbau oder Viehzucht Treibenden als auch anderen Urproduzenten zum Erwerb der nötigen Fachkenntnisse zwei Quellen zur Verfügung. Die eine ist die eigene Erfahrung, die andere die Übernahme der Erfahrungen der Vorfahren durch die Eltern oder andere Personen. Das Lernen von den Eltern muß man so auffassen, daß dies eher in der Form einer unmerklichen Aneignung als in der eines planmäßigen Unterrichts erfolgt. Die fertigen Kenntnisformen werden entweder vom Kinde selbst abgelauscht, oder wenn seine Handlungen den Formen nicht entsprechen, wird es meistens in Form von ungeduldiger Zurechtweisung zur Übernahme derselben genötigt. Das Kind hat also wenig Spielraum zur Verwirklichung seiner individuellen Inventionen, sondern wächst beinahe unmerklich ohne besondere Erziehung in die Gesellschaft und damit in die Bräuche der Erwachsenen hinein. Die Bewahrung der Formen ist teilweise die Folge dieses Erziehungsmechanismus. Die Beibehaltung der im Kindesalter angeeigneten Formen wird auch von dem Umstand gefördert, daß diese Formen auf die Erfahrung von Jahrhunderten beruhen. Der holzschnitzende Hirt, der zum Schnitzen von Peitschenstiel, Pfeife, Eßzeug immer eine andere Holzart nimmt, handelt vielleicht so nur aus dem Grunde, weil „es so gebräuchlich ist", aber in diesem Brauche steckt die Erfahrung und Materialkenntnis langer Jahre. Ebenso sind die Haustypen der verschiedenen Landschaften bereits obligatorisch geworden, und diese Formen werden heute obligatorisch eingehalten, die aber die Kenntnis der betreffenden Landschaft und der zur Verfügung stehenden geeignetsten Materialien in sich bergen. Die Einhaltung dieser Bräuche ist nicht nur obligatorisch, sondern auch zweckmäßig, solange die alten Erfahrungen von dem fortschreitenden Leben durch neue Kenntnisse und infolge veränderter Umstände nicht ausgemerzt werden. Daß die Beibehaltung dieser Gruppe von Bräuchen solchen Ursachen zuzuschreiben ist, erhellt sich aus der Tatsache, daß sie nach dem Platzgreifen der modernen Landwirtschaft verschwinden. Ihr Verschwinden geht natürlich nicht rasch und reibungslos vonstatten. Bei einigen der Feiertagsbräuche sind die bewahrenden Kräfte ebenfalls ähnliche seelische Ursachen. Solche sind z. B. die Volksbräuche der Ernte- und der Weinlesefestlichkeiten. Geradeso, wie es bei den Arbeitsmethoden der Fall ist, gewöhnen sich die heranwachsenden Jungen an die Ausdrucksformen der Gefühle, der Danksagung, der Feststimmung der Alten und übernehmen sie, besonders solange, als diese Handlungen noch

sinnvoll sind und sie diese von Jahr zu Jahr durchleben. So werden die gemeinsamen Erlebnisse auf gemeinsame Formen fixiert und bei der Wiederholung der Form wird auch die Wiederholung des Erlebnisses erwartet. Dieser Fall wird übrigens von der Sozialpsychologie als sekundäre Angleichung bezeichnet. Für das Fortbestehen der abergläubischen, magischen Bräuche werden wir auch andere Faktoren antreffen und deshalb behandeln wir diese mit anderen Bräuchen magischen Hintergrundes erst später.

Jetzt wollen wir untersuchen, welche bewahrenden Kräfte bei den Volksbräuchen mitspielen, die von der Ethnographie als Bräuche des individuellen Lebens bezeichnet werden. Bei den Bräuchen letzterer Gruppen waren meistens die Liebestendenz und die Selbstdokumentierungstendenz die Triebkräfte. Es wird am zweckmäßigsten sein, einen Volksbrauch dieser Gruppe ins Auge zu fassen, und zwar eine Bauernhochzeit, bei welcher beide Tendenzen stark zur Geltung kommen. Im Bereich der Hochzeitsbräuche finden wir eine bunte Mannigfaltigkeit. Im vorliegenden Falle werden wir die Hochzeitsbräuche eines Palócz-Dorfes beschreiben. (Die Palóczen sind ein ungarischer Volksstamm in Nordungarn mit besonderem Dialekt.) Die meisten Hochzeiten finden im Herbst statt. Auch dieser Zeitpunkt ist vom Brauche geregelt, der einfach wirtschaftlichen Gründen zuzuschreiben ist; denn zu dieser Zeit ist die Ernte bereits in die Scheunen eingebracht und auch Wein gibt es in Fülle. Im Herbst gibt es an jedem Samstag Hochzeiten, und für die Dorfjugend bedeutet diese Zeit die Zeit des Bauernfaschings, alle jungen Mädchen und Burschen des Dorfes tanzen alle Hochzeiten mit. Die Einladung erfolgt eine Woche vor der Hochzeit; die Brautführer besuchen am Freitag abends nochmals das ganze Dorf, indem sie die Dorfleute mit Verssprüchen zu der Hochzeit einladen. Samstag morgens begeben sich der Beistand (násznagy) des Bräutigams und die Brautführer in das Brauthaus. Dort verlangt der Beistand in gereimten Sprüchen (Rigmen), währenddessen die Musikanten nach jeder Strophe einen Tusch spielen, das Bett der Braut. Der schöne Spruch hat aber wenig Erfolg, denn der Beistand, die Brautführer und das ganze Hausvolk der Braut widersprechen laut der Absicht der Freier. Sie wollen das Brautbett nur für Geld herausgeben, und nun beginnt ein langes Feilschen. Nach einem Streit von etwas lautem Charakter, der einem Fremden einen wirklichen Streit vortäuschen könnte, sammeln die Leute des Bräutigams ungefähr fünf Pengő, darauf ergreifen die Brautjungfern die schön geschmückten Polster der Braut und stürzen, je einen Polster in die Höhe haltend, der Tür zu. Auf der Straße stellen sie sich in einer Reihe auf, hinter ihnen trägt die Patin der Braut das Deckbett in ein großes Laken gebunden. Zu Hause wird der unter Musikbegleitung ankommende Zug mit großem Jubel empfangen, die Patin macht

das Bett zurecht und bedeckt es mit den teuren, schmuckvollen Leintüchern, welche nie im Leben zu andern Zwecken als denen der Repräsentation dienen, wie wir es vorher gesehen haben. Inzwischen zieht sowohl der Bräutigam wie die Braut das Festkleid an, und es beginnt in jedem der beiden Häuser die Verabschiedung. Diese Szene ist die dramatischste. Die Beistände verabschieden in regelrechten Versen (Rigmen) das Paar und zwar der Reihe nach von ihren Vätern, Müttern, Geschwistern, allen Verwandten und Freunden. Wenn der Beistand den Vater, die Mutter und die anderen in je einer Strophe erwähnt, bricht die angerufene Person in Weinen aus. Ernste Bauern weinen so, wie sie es nicht nach einem schweren Schicksalsschlag tun würden, wenn ein solcher sie in der Einsamkeit träfe. Hier ist aber die Stimmung glühend, die gemeinsame Atmung reißt selbst den Fremden mit. Nach der Verabschiedung hat die Braut sich alles vom Herzen geweint, als wenn sie einem großen Unglück entgegenginge. Darauf geht man in die Kirche und von dort geht die Gesellschaft auf ganz kurze Zeit ins Haus der Braut. Zum Mittagessen trennen sie sich aber wieder. In beiden Häusern ist ein großes Festmahl, die einzelnen Gänge werden von den Brautführern hereingebracht und der erste Brautführer leitet jeden Gang mit Versen ein. Nach dem Mittagsmahl bleiben die Alten in der Stube, um zu plaudern, während die Jungen auf dem Hofe tanzen. Abends macht man sich auf, um die Braut abzuholen. Sobald man sich mit der Braut auf den Weg zum Bräutigamshaus macht, ist es schon stockfinster. Die Gäste tragen Kerzen in den Händen, und vorn in der Mitte trägt der erste Brautführer stolz den prachtvollen, mächtigen Freudekuchen (örömkalács). Das ist ein mächtiger, rotgebackener Kuchen von beinahe einem Meter Durchmesser, in welchen etwa zwanzig ein Meter lange Stöcke hineingestochen sind, die am vorhergehenden Abend die Freundinnen der Braut mit farbigen Papierblumen und bunten Bändern geschmückt haben. An den Spitzen der Stöcke befinden sich kleine, aus Teig gebackene Täubchen. Hinter dem Freudekuchen werden die von den Verwandten gebrachten Torten, Kuchen, geschmückte Brathühner, gebratene Gänse und Enten getragen. Die Ankommenden werden mit großem Jubel empfangen, und im Hause des Bräutigams tanzt und unterhält man sich weiter. Um Mitternacht wird der Braut der Kranz vom Kopfe abgeschnitten, und die Firmungspatin macht der jungen Frau die Haare zu einem Schopf zurecht; von diesem Augenblick gilt sie als Frau. Inzwischen wird der Tanz und das Trinken bis zum Morgen des anderen Tages fortgesetzt. Bei solchen Gelegenheiten bilden sich die Paare, die im nächsten Jahr heiraten. Leider geschieht aber dies nicht unter ausschließlicher Teilnahme der jungen Leute, vielmehr versammeln sich die alten Weiber in der Küche des Hauses und bestimmen die Paare, die je nach Rang und Vermögen zusammenpassen. Sobald über

das Schicksal eines Paares entschieden ist und wenn der betreffende Jüngling nicht dem Mädchen den Hof macht, das er heiraten soll, wird der Bursche von seiner Patin hereingerufen, wo er von ihr erfährt, wer für ihn ausgewählt wurde. Von nun an darf der Jüngling, der traurigen Herzens zu den Tanzenden zurückkehrt, nicht mit seiner Geliebten tanzen, sondern nur mit der Auserwählten. Nur selten kommt es vor, daß der Bursche sich nicht in sein Schicksal fügt, und dann entsteht in der Regel ein schwerer Konflikt, auch kommt es vor, daß die in guter Laune begonnene Unterhaltung in einer blutigen Rauferei endet. Doch wissen die Jungen meist von vornherein, wie sich ihr Schicksal gestalten wird und, indem sie sich darein fügen, setzen sie die betäubende Unterhaltung ermüdet und halb bewußtlos fort. An den Mädchen rauscht die aus 15 bis 20 Unterröcken bestehende Kleidermasse, die Burschen und die Mädchen in ihren bis zu den Knieen reichenden Schaftstiefeln, von dem Wein und der Müdigkeit betäubt, tanzen immer heißer und geschickter im wirbelnden Strom. Einer solchen Hochzeit zuzuschauen, ja an derselben teilzunehmen ist für den Sozialpsychologen sehr lehrreich. Was zuerst in die Augen fällt, das ist wiederum die Undifferenziertheit der Tendenzen und Gefühle und die vielseitige Tendenz dieses Brauchs. Die Feier des großen Wendepunktes des Lebens, des Liebeslebens, der Hochzeit ist nur einer der Zwecke. Dabei finden wir wieder die in einem farbigen und reichen Aufwand schwelgende Selbstdokumentierung und auch den ereignishungrigen Abwechslungsanspruch. Doch eine sehr wichtige Funktion der Hochzeit ist auch das Zusammenbringen der in das heiratsfähige Alter gelangten Jugend und die Zerstreuung der noch Jüngeren, der heranwachsenden Burschen und Mädchen. Bei solchen Anlässen gibt es einen freien Weg, die Gefühle zu äußern, obwohl in gebundener Form, und eben in diesem findet man die wichtigste Funktion der Hochzeit, eine Funktion, die mit dem Gemeinschaftsleben in enger Verbindung steht. Wie wir es an mehreren Beispielen sahen, ist das Gefühlsleben der Bauern undifferenziert. Aber nicht nur heterogene, sondern einander in schroffem Gegensatze stehende Gefühle verknüpfen sich. So kommt es vor, daß freundschaftliche Unterhaltungen plötzlich in eine haßgeladene Rauferei umschlagen. Besonders Liebe und Haß wohnen in ihrer Seele in engster Nähe zusammen. Ihr Gefühlsleben ist eher eine überhäufte Mischung latenter Spannungen als das harmonische Verhältnis bewußter Gefühle. Vielleicht ist dies eine der Ursachen, daß die Bauern kaum über einzelne Gefühle sprechen und daß in ihrem Wortschatz diesbezügliche Ausdrücke nur sehr spärlich zu finden sind. Vielleicht tragen die schwere Arbeit und der unmittelbare Kampf mit den Naturkräften auch dazu bei, daß der Bauer über seine Gefühle nicht nur nicht spricht, sondern daß er sogar sich schämt, darüber zu sprechen, ja er schämt sich seiner Gefühle überhaupt. Da er aber dennoch

Gefühle hat, deren Ausdruck in irgendeiner Form notwendig ist, kommen ihm die kollektiven Formen zu Hilfe. Die von der Gemeinschaft festgelegten Worte und Verhaltungsweisen regeln den Gefühlsablauf. Daher kommt es z. B., daß an dem Tage vor der Hochzeit die Arbeit mit der größten Regelmäßigkeit ohne besondere Gerührtheit der Beteiligten vonstatten geht, und doch können wir am anderen Tag Zeugen der größten Gefühlsausbrüche sein. Die Braut verrichtet früh morgens noch, solange es nicht zu der Verabschiedung gekommen ist, im Hauskleid fleißig ihre Obliegenheiten, besorgt das Jungvieh, überwacht die Zubereitung der Speisen, ordnet ihre Ausstattung und kleidet sich erst in der letzten Minute in ihr prachtvolles Brautkleid. Wenn aber der verabschiedende Beistand erscheint und seine gereimten Sprüche vorzusagen beginnt, scheinen die primitiven, schon sehr oft gehörten Worte, die die meisten bereits auswendig wissen, gerade für diese Gelegenheit geschrieben worden zu sein, sie besitzen nur für sie Bedeutung, und jeder Beteiligte sieht seine individuellsten Gefühle ausgedrückt. Die Schleusen der Gefühle, die bisher mit der größten Geschicklichkeit verborgen waren, öffnen sich wie auf Befehl, und die Erwachsenen weinen wie Kinder. Als wenn die von der ungeheuer vielen Arbeit sich befreienden Bauern, die sich in der Tat sehr wenig um ihre psychischen Probleme kümmern können, sich auch tatsächlich zu Kindern verwandelten, sobald es sich um die Äußerung ihrer Gefühle handelt. Sie werden zu Anfängern und fühlen sich erst dann in Sicherheit, wenn sie sich an bereits ausgestaltete Formen klammern können. Vielleicht liegt auch darin der Grund, daß die gebundensten Handlungsformen sich gerade auf dem Gebiete herausbildeten, wo es die meisten Gefühlsmomente gibt, nämlich im Liebesleben. Wir könnten noch außer den beschriebenen Formen eine ganze Reihe von beweiskräftigen Beispielen anführen. Nicht nur die Form, sondern auch die Zeit der Neckereien der Mädchen, des Hofmachens, der Besuche der Burschen sind vorgeschrieben. Bräuche gestalten sich für jede Situation, die von der individuellen Übung in ganz persönliche und immer wieder neu durchlebte Ereignisse umgewandelt werden. Es ist zum Beispiel ein schwieriges Problem, wie die auf der Hortobágy weidenden Hirten, die acht Monate lang einsam auf der Heide leben, ihr Mädchen aufsuchen sollen. Es gibt natürlich auch dafür eine Form, denn kein Hirte würde eingestehen, daß er sich nach seinem Mädchen sehne und einfach zu ihr gehen will. Statt dessen ist zum Beispiel bei den Roßhirten der Brauch, daß der Roßhirtenjunge gegen Abend ein Pferd scheu macht und vertreibt. Man muß natürlich dem Pferde nachgehen, und der Roßhirtenjunge reitet unter dem Vorwand des Pferdesuchens weg, er geht zu seinem Mädchen und bringt nachts oder am anderen Tag das gefundene Pferd triumphierend zurück. Ebenso handelt es sich um eine von der Gemeinschaft sanktionierte Form eines gar nicht so unschuldigen

Betrugs, der von den Matyó-Leuten als Fuchsfang bezeichnet wird. Hat der Bursche kein Geld, seine Geliebte auf den Ball zu führen, so würde er dies nicht um alles in der Welt seinem Vater unter Berufung auf seine Gefühle eingestehen, sondern er schleicht nachts in die eigene Scheune und stiehlt Weizen, von dem Weizen, zu dem er auch das seinige unter harter Arbeit beigetragen hat. Er verkauft den gestohlenen Weizen und gibt den Erlös für sein Mädchen aus. Jedermann weiß dies, doch drückt man beide Augen zu; denn dies ist eine bequemere Art der Erledigung als von den Gefühlen zu sprechen. Die Bräuche und Gesetze des Liebes- und Sittenlebens werden auch von der Kritik der Gemeinschaft am Leben erhalten, da ja jede individuelle Abweichung sofort wahrgenommen und gemißbilligt wird. Dabei spielt natürlich auch die Sehnsucht nach Abwechslung bei den Leuten eine Rolle, die gewöhnlich ein monotones Leben führen und jede kleine Abweichung von dem Gewohnten als ein Ereignis betrachten, diese besprechen und kritisieren. Das Maß der Beurteilung bilden aber die herausgebildeten Bräuche, die ungeschriebenen Gesetze der Sittenbetrachtung der Bauerngemeinschaft.

Das Aufrechterhalten und die kollektive Geltung der magischen Handlungen, der Beschwörung, Quacksalberei, der Handlungen zur Beförderung der produktiven Tätigkeit, der Liebespraktiken haben ihre eigenen, besonderen Ursachen. Die erste und natürlichste Ursache ist, daß die Weltanschauung, die die betreffenden Bräuche hervorgebracht hat, noch immer ihre Geltung hat. Wo die bedeutendste Quelle des Wissens noch immer die rein empirische Kenntnissammlung ist, die ohne jede rationale Kontrolle zu irrtümlichen Generalisierungen führt und die den Zufällen eine übertriebene Bedeutung beimißt, dort lebt auch noch heute die magische Anschauung. Wo aber die wirksamere Schulbildung, die Volksbildung außerhalb der Schule, das Radio, die gedruckten Buchstaben, der Handel, die Reisen oder städtischer Einfluß allmählich die anderen Arten der Kenntnisaneignung verbreitet haben, dort weicht die alte erdhaft gebundene Anschauung einer selbstbewußteren Anschauung, dort sind die magischen Bräuche verschwunden oder im Verschwinden begriffen. Diese Tatsache in sich selbst weist darauf hin, welche Faktoren diese Bräuche an den Orten konservieren, wo diese eine dem Volksglauben entsprechende, noch immer lebende, wirkliche Rolle spielen. Dabei können wir noch auf zwei konservierende Momente hinweisen. Das erste ist das sogenannte Prinzip der Totalität. Nach dem Volksglauben haben die Praktiken und Bräuche nur dann Erfolg, wenn sie in allen Einzelheiten eingehalten werden. Und das ist nicht selten eine sehr schwere Aufgabe. Da ist z. B. das Heilen, das Verzaubern der Kuh. Das Verzaubern (rontás) der Kuh bedeutet, daß irgendein altes Weib, das der Familie böse ist, die Kuh mit geheimen Praktiken behext hat, so daß diese entweder keine oder

blutige Milch gibt, oder — und dies ist der gelindere Fall — sie nahm das Beste von der Milch weg, d. h. den Rahm. Geschieht so etwas — und das kommt wohl bei jeder Kuh vor — so muß man sich dagegen folgendermaßen wehren. Die kranke Milch der beschwörten Kuh muß in den Futtertrog der Schweine geschüttet werden, und man muß sie mit einem frischgesprossenen Hundsrosenast, auf dem noch kein Vogel gesessen hat, mehrfach schlagen. Wird diese Prozedur auf das genaueste durchgeführt und bleibt doch ohne Erfolg, so kann der Mißerfolg darauf zurückgeführt werden, daß z. B. der Rosenast den Forderungen nicht entsprach. Manchmal spielt auch der Zufall eine Rolle, und dieser wird entsprechend der Vorstellung der Bauern gedeutet. Wenn die Milch einer verhexten Kuh in den Trog geschüttet und mit dem Beil öfters geschlagen wird, so muß, wie man in einer bestimmten Gegend glaubt, derjenige, der die Kuh verhext hat, erscheinen. Doch kann die schuldige Hexe auch in Gestalt einer Katze, eines Pferdes, Esels, sogar eines Strohhalms erscheinen. Natürlich kann man sich kaum vorstellen, daß auf einem Tanyahof eine der erwähnten Gestalten nicht binnen kürzerer oder längerer Zeit erschiene, und so wird die Autorität des Aberglaubens bekräftigt. Außer dem Prinzip der Totalität und der Anschauung, die den Zufällen keine besondere Bedeutung beimißt, wird das Bestehen der Praktiken auch dadurch gefördert, daß die verwickelten Verfahren der Praktiken nicht jedermanns Sache sind. Diese Wissenschaft ist meistens in den Händen einzelner Personen, vor allem alter Frauen, aber nicht selten auch alter Männer, die ihre Autorität gründlichst ausnutzen und die überlieferten Geheimnisse bewahren. Diese Leute werden mit Ehrfurcht behandelt, und diese Atmosphäre gibt auch die Gewähr, daß die von ihnen ausgeübten Bräuche nicht als belanglos betrachtet werden. Die Geheimnisse, die sich an einzelne Personen knüpfen, können nur innerhalb der Familie überliefert werden, und mit schwerem Fluche wird der bedroht, der das Geheimnis einem Fremden verrät. Dies alles umgibt die Bräuche mit dem Charakter der Rätselhaftigkeit, und die zum Mystischen geneigte Seele mißt den magischen Bräuchen Bedeutung bei.

Nachdem wir die Rolle der Gemeinsamkeit und der individuellen seelischen Motive im Fortbestehen der Bräuche behandelt haben, müssen wir die seelischen Triebfedern der Umwandlung alter Bräuche und der Gestaltung neuer Bräuche untersuchen. Hier denken wir nicht an die Frage des Ursprungs; diese gehört eher in den Kreis der Ethnologie. Wir forschen nur den seelischen Triebfedern nach, die bei der Ausgestaltung eines neuen Brauchs irgendeine Rolle spielen. Die Ausgestaltung neuer Volksbräuche und die Umgestaltung der alten geht natürlich niemals ohne Konflikte vor sich. Diese Konflikte sind nicht immer wahrzunehmen, manchmal bedeuten sie aber eine ernste Erschütterung. Im wesentlichen

erfolgen die Konflikte durch den Zusammenstoß folgender Tendenzen: der konservativen Tendenz der Gemeinschaft mit den Bedürfnissen neuer Verhältnisse oder der konservativen Tendenz der Gemeinschaft mit dem individuellen Willen. Die in die zweite Gruppe gehörenden Erscheinungen vertreten die Modifizierung, die größere oder kleinere Veränderung der Bräuche. Wie dies vor sich geht, kann man bei jedem beliebigen Brauch oder sogar beim Erzählen eines Volksmärchens beobachten. Derselbe Brauch oder dasselbe Märchen wiederholt sich nie genau, und zwar aus dem Grunde, weil solch eine Handlung, obwohl sie nach gebundenen Formen erfolgt, für die handelnde Person eine primäre Ausdrucksform bildet und eben deshalb jede Gelegenheit immer wieder individuell ist. Die handelnden Personen wünschen keine tote, fixierte Form zu reproduzieren, sondern sie drücken sich selbst durch sie aus. Dies bringt dann allerdings auch Änderungen in der gebundenen, aber nicht fixierten Form mit sich. Die Zuhörerschaft, die bei Ausübung der Volksbräuche niemals passiv ist, drückt sofort ihren Beifall oder ihre Mißbilligung aus, und dieses sogleich einsetzende Gemeinschaftsurteil ist es, das die Form der Änderung bestimmt. Läßt eine der handelnden oder sprechenden Personen etwas aus dem Text unmotiviert aus oder handelt sie abweichend von der Gewohnheit, dann spricht man sofort dazwischen und verbessert den Fehler, womit die alte Form bewahrt wird. Ändert aber jemand etwas im Sinne der Aktualität motiviert, so sanktionieren die lauten Beifallsrufe, die unwillkürliche Reaktion der Gemeinschaft, die veränderte Form. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie beim Erzählen eines Volksmärchens der Erzähler verbessert wird, wenn er von dem oft gehörten, aber immer durchlebten Märchen selbst nur einige Worte ausläßt oder irgendetwas anders formuliert. Wenn dagegen an passenden Stellen des Märchens der Erzähler eine aktuelle Bemerkung einflicht, die von allgemeinem Interesse ist, so wird dies mit lautem Gelächter gebilligt und die Änderung ist damit angenommen. Hingegen bringen veränderte Umstände von einschneidender Bedeutung viel ernstere Konflikte mit sich. Erfordern die veränderten Umstände, wie seinerzeit z. B. die Annahme des Christentums in Ungarn, die Übernahme der Bräuche anderer Kulturen, so ist die Übernahme nur dann möglich, wenn die Gemeinschaft ihrer seelischen Verfassung und ihren seelischen Ansprüchen entsprechend ihre Auswahl t ifft. Sie übernimmt nur jene Bräuche oder Brauchelemente, die ihr entsprechen. Die Übernahme ist aber nicht konsequent, sondern die Gemeinschaft ändert den neuen Brauch nach ihrem eigenen Bilde um und schmilzt ihn in ihre Lebensform ein. So wurde durch die Übernahme der christlichen Bräuche der Brauch der Bethlehemspiele im Anschluß an den ursprünglichen Hirtentanz geschaffen, während der aus dem Westen her stammende Brauch des Christbaumes von der Bauernschaft noch bis heute nicht übernommen

wurde, obwohl dieser Brauch in Ungarn in den Städten schon seit langem allgemein ist. Wenn die Gemeinschaft nicht die Bräuche anderer Kulturen übernimmt, sondern die veränderten Umstände die alte Form einfach nur überflüssig machen, so treten vielleicht in diesem Fall die größten Konflikte ein. Die Gemeinschaft empfindet die neue Form ihrem Wesen nicht ganz entsprechend, und ist diese Form endlich zustande gekommen, so muß sie noch lange mit der Herrschaft der alten kämpfen. Einen solchen Fall kann man bei einem Brauch in einer Tanyagruppe des Alföld beobachten, wo die Heirat immer noch von den Eltern bestimmt wird. Bei der Ausgestaltung dieses Brauchs spielten, wie wir sahen, wirtschaftliche Ursachen mit. Inzwischen verarmte die betreffende Tanyagruppe in solchem Maße, daß wirklich kein wirtschaftlicher Grund vorhanden ist, daß die Jungen um einen oder zwei Morgen Landes willen ihrer Liebe entsagen. Vielleicht gerade darum — aber keineswegs in solch bewußter Form — entstand der Brauch, daß die Jungen aus dem Hause fliehen und, wenn sie bereits einige Monate unverheiratet zusammengelebt haben, vielleicht nach der Geburt des ersten Kindes, die Eltern, die Vertreter des konservativen Elementes, genötigt sind, in ihre Ehe einzuwilligen. Der neue Brauch, das Entfliehen, ist in dieser Gegend beinahe allgemein geworden, dabei zeigt er die traurige Lage, die sinnlose Situation, die der heutige schwere Wandel im Bauernleben oft mit sich bringt. Aus Gründen, die hier nicht näher erörtert werden können, aber unter denen die wirtschaftlichen Faktoren eine sehr bedeutende Rolle spielen, steht eine alte Bauernkultur in einem völligen Umbruch. Man kann diesen fieberhaften Wandel sozusagen physisch fühlen, und wir können kaum etwas anderes tun als hoffen, daß diese zähe Gesellschaftsschicht, die Bauernschaft, die ihr entsprechende Lebensform wieder finden wird.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen.

Das hundertjährige ungarische Nationaltheater.

Anläßlich des hundertjährigen Jubiläums des ungarischen Nationaltheaters wird nicht nur eines der ältesten europäischen Theater, sondern ein Kulturinstitut gefeiert, das dem Ungartum eine wirkliche Festung war in den schweren Zeiten der gegen das geistige Wesen der Nationen gerichteten Angriffe. Sein Schicksal wurde schon von seiner Geburt bestimmt. Während in Westeuropa nach der französischen Revolution die Entwicklung der nationalen Kulturen mit Hilfe aller Mittel der Staatsmacht gefördert wurde, begünstigte in Ungarn die Regierungspolitik keinerlei Bestrebungen, die die Pflege einer selbständigen ungarischen Kultur bezweckten. Die Entwicklung der modernen Nationalstaaten befruchtete aber doch die Lebenskraft der ungarischen Kultur, deren Entwicklungslinie seit 1526 so oft unterbrochen worden war. Die nationale Begeisterung in Ungarn, die nach dem Tode Josephs II. als Reaktion auf seine absolutistische Regierungsform ausgelöst wurde, wollte in einer Stimmung des rationalistischen Illusionismus die westlichen Nationen einholen. Die Möglichkeiten der Entwicklung eines Volksheeres, die nationale Wirtschafts- und Zollpolitik, die planmäßige Fürsorge für die breiten Volksschichten, eine Volksbildung auf nationaler Grundlage, die nationale Staatsverwaltung und die anderen notwendigen technischen Hilfsmittel der Nationalstaaten, die im Westen, besonders in Frankreich und in dem jungen Preußen, in den kommenden Jahrzehnten die Stärkung der nationalen Wirtschaft und die Einheit der nationalen Denkweise unterstützt hatten, waren in Ungarn gar nicht vorhanden.

Das einzige Hilfsmittel zur Weiterentwicklung des nationalen Gefühls war ausschließlich die Sprache. Sie stellte in Ungarn, bei einer Nation, die von der Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten ferngehalten wurde, den Ausgangspunkt dar zur Entfaltung einer ähnlichen nationalen Entwicklung wie in Westeuropa. Das Sprachprogramm, ein zentrales Erlebnis der jungen Generation, bildet die Triebkraft auch für die Entwicklung der ungarischen Bühne, seitdem die erste Schauspielergesellschaft im Jahre 1790 als eine Reaktion auf die sprachfeindlichen Regierungsverordnungen gebildet wurde, bis tief hinein in die Zeit des Absolutismus nach dem Freiheitskrieg 1848—49. Die Idee eines ständigen Theaters ist seit 1790 immer wieder aufgetaucht. Die Kommission des Komitats Pest für die Pflege der Sprache hatte 1832 den Grafen Stephan Széchenyi, dessen Name mit allen Reformen des zweiten Viertels des 19. Jh.s verbunden war, beauftragt, zur Gründung des Nationaltheaters einen Plan auszuarbeiten. Im Zusammenhang mit der Begründung einer selbständigen Bühne enthielt sein Entwurf auch einen ganz neuen Gedanken. Er sah in dem geplanten Theater ein wichtiges Mittel, die Stadt zu einem kulturellen Mittelpunkt zu machen. Die nationale Begeisterung ließ den Theaterplan nicht mehr von der Tagesordnung streichen, und das längst gewünschte Institut wurde 1837 aufgebaut und eröffnet. Es diente treu der Pflege der Sprache, besonders während des Absolutismus nach 1848, und spielte eine große Rolle in der Entwicklung der Hauptstadt. Obwohl die Theater

in einigen Städten, in Klausenburg, Miskolc und Balatonfüred, früher errichtet worden waren, stand die führende Rolle des Budapester Theaters ohne Zweifel fest. In den ersten Jahrzehnten konnte es als einziges Theater der Stadt nicht nur eine Gattung pflegen. Die Last der bunten Spielplanzusammensetzung verschwand erst dann, als 1875 das Volkstheater für die leichteren Gattungen und 1884 die Staatsoper eröffnet wurden. Das Theater befruchtete schon in den ersten Jahren die ungarische Dramenliteratur. Zwischen 1843—45 erlebte es seine erste Blütezeit, einigen originalen ungarischen Stücken verdankte es seine ersten großen Erfolge. Zu dieser Zeit hat man die erste ungarische Oper aufgeführt. Begabte Schauspieler erschienen auf seiner Bühne, und der naturalistische Stil begann schon hier zu wirken. Die Niederschlagung des Freiheitskrieges konnte seine Entwicklung nicht verhindern. Im Gegenteil, eben zu dieser Zeit wird die ungarische Bühne ein großer Rivale des Budapester deutschen Theaters, das trotz der Förderung der amtlichen Behörden das ungarische Theater nicht mehr in den Hintergrund drängen konnte. Zu dieser Zeit ist das ungarische Nationaltheater zu einer wahren Festung der unterdrückten nationalen Kultur geworden, die von der Regierungspresse „Tummelplatz für magyarische Exaltados" genannt wurde. Zu dieser Zeit wurde die lustigste ungarische Posse geboren. Infolge der bewußten Abwendung von der deutschen Kultur beginnen die Gastspiele der berühmtesten italienischen, französischen und englischen Schauspieler. Die ungarischen Schauspieler konnten aber schon Schritt halten mit den berühmten Ausländern, und in diesem romantischen Zeitalter des Theaters traten für den damaligen Geschmack bereits ausgezeichnete Schauspieler auf. Trotz des bewußten allgemeinen europäischen Interesses der jungen ungarischen Theaterkunst ist die Wirkung des Wiener Burgtheaters zu dieser Zeit auf den Schauspielerstil und auf das Repertoire leicht zu bemerken.

In dieser Periode war die Wichtigkeit der Spielleitung noch nicht bekannt. Ede Paulay war der erste großzügige ungarische Spielleiter, der in Ungarn als erster die Aufmerksamkeit auf die Einheit des Spiels und auf die Wichtigkeit der kleinen Rolle lenkte. Er verwirklichte als Theaterdirektor seit 1872 ein großartiges Programm. Planmäßig ließ er die älteren Stücke der ungarischen Dramenliteratur spielen, führte die Werke der neuen Dichter auf, er bearbeitete die zwei großen philosophischen Werke der ungarischen Literatur: die „Tragödie des Menschen" von Madách und „Csongor und Tünde" von Vörösmarty für die Bühne, er spielte die griechischen Tragödien und alle klassischen Werke der Weltliteratur, er ließ auch zuerst in Ungarn Ibsen spielen. Die bereits entstandenen neuen Richtungen der europäischen Bühnenregie verpflanzte er nach Ungarn, und das Theater lenkte nach ihm kraft seiner Autorität und seiner Erfolge das Interesse der nationalen und der allgemeinen Theaterkunst auf sich. Nachdem das Theaterleben in Ungarn sich immer mehr und mehr entwickelt hatte und viele neue Theater entstanden waren, konnte das Nationaltheater sich auch immer mehr auf seine eigentliche Aufgabe, auf die Pflege des ungarischen nationalen Dramas und der ungarischen dramatischen Schauspielerkunst, beschränken. Mit mehr oder weniger Glück konnten seine Direktoren sowohl die hohen traditionellen Verpflichtungen als auch die Unterhaltung des Publikums immer in Übereinstimmung bringen. Heute in der schweren ungarischen Lage bedeutet das Aufrechterhalten des Niveaus des Theaters eine schwierige Aufgabe, aber eben die größten Erfolge der letzten Zeit beweisen, daß das Theater den großen Ansprüchen des Publikums entspricht und die Zeit gekommen ist, in der das Nationaltheater ausschließlich im Dienste der ungarischen und der Weltliteratur sein zweites Jahrhundert beginnen kann.

Béla von Szent-Iványi.

Béla Leffler † 1887—1936.

Schon seit den Tagen Kazinczys ist die ungarische Kultur unabblässig darum bemüht, dem Ausland die geistigen Werte des Ungartums bekannt zu machen. Diese Bemühungen zielten in erster Linie auf Deutschland ab, denn seit Jahrhunderten war die deutsche Sprache das Tor des ungarischen Geistes nach Europa. Vor allem nach den schweren Schicksalsschlägen Ungarns im Weltkrieg setzte eine intensive Bemühung um die Anerkennung der ungarischen Kultur ein, jetzt aber nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt. An diesem Kampf hatte das Eötvös-Kollegium in Budapest, getreu seiner geschichtlichen Überlieferung und Berufung, den entschiedensten Anteil. War doch auch der bahnbrechende Robert Gragger Kollegist; so erfüllten die Kollegisten überall ihre Mission, in Berlin, Wien, Rom, Paris, Madrid, Genf, Dorpat und Stockholm.

Béla Leffler war als Hörer der ungarischen und deutschen Sprache und Literatur in den Jahren 1905 bis 1909 Mitglied dieses Kollegiums. Hier lebte er inmitten einer Gelehrtengeneration, die bald eine gewichtige Rolle im ungarischen Geistesleben spielen sollte. Mit einem umfassenden Wissen, großen Zielsetzungen und produktiven Ideen begann er seine Lehrerlaufbahn in Nyiregyháza, und wer weiß, ob seine Begabung — wie das bei so vielen ungarischen Talenten der Fall ist — nicht verschüttet worden wäre, wenn ihn nicht sein Glücksstern mit Signe Lilienkrantz zusammengebracht hätte, die 1912 seine Frau wurde. Diese hochgebildete schwedische Lehrerin, die mit den ungarischen Kulturgütern wie selten jemand vertraut war, stand mit innerem Verständnis und lenkender Liebe bis zum Ende seines Lebens neben ihm, und wenn wir Béla Lefflers und seines Werkes gedenken, müssen wir auch ihren Namen achtungsvoll erwähnen.

Im Jahre 1919 schickte ihn die ungarische protestantische Kirche in die Heimat seiner Frau, die auch ihm bald zu einer zweiten Heimat wurde. Zu dieser Zeit gab es sicher nur wenige gebildete Schweden, die etwas von dem fernen, unglücklichen Land an der Donau wußten oder hätten wissen wollen. Es war eine schwierige Aufgabe, die Schranken der Gleichgültigkeit zu durchbrechen, aber Béla Lefflers Vaterlandsliebe, sein tiefes Wissen, sein begeisterter Optimismus und vor allem seine liebenswürdige, fesselnde Persönlichkeit beseitigten jedes Hindernis. Es erschienen fortlaufend schwedischsprachige Bücher von ihm, Studien und Übersetzungen (Ungersk lyrik 1922, Ungern 1924, Ungersk konst 1928, Ungerska noveller 1932, Madách 1936), er setzte es durch, daß ungarische Theaterstücke auf der schwedischen Bühne mit großem Erfolg aufgeführt wurden, er veranstaltete ungarische Ausstellungen, er schuf das Ungarische Institut der Stockholmer Universität (wo die Zahl der Ungarisch Lernenden ständig wuchs), er feierte auch jährlich in Anwesenheit schwedischer Regierungsmitglieder den ungarischen Nationalfeiertag, er schrieb als Presseattaché der Gesandtschaft Hunderte von Artikeln und bewirkte dadurch, daß sich die Öffentlichkeit nicht nur in Schweden, sondern auch in Dänemark und Norwegen mit Ungarn beschäftigte. Wenn heute Ungarn scharenweise von Schweden aufgesucht wird, wenn jungen Ungarn schwedische Stipendien zur Verfügung stehen, wenn die Größten der ungarischen Literatur und Kunst heute in Skandinavien allgemein bekannt sind, wenn ungarische literarische Werke in größerer Zahl in schwedischer Sprache erscheinen und wenn das Nobelpreiskomitee bereits auch Ungarn auszeichnet, so ist dies alles in erster Linie Béla Lefflers Verdienst: das große Werk eines früh abgeschlossenen Lebens.

Aber auch uns und der Arbeit des Ungarischen Instituts stand er nahe. Er versäumte es niemals, wenn er durch Deutschland reiste, uns aufzusuchen und uns von seinem Erreichten und von seinen Plänen zu erzählen. Oft auch folgten wir seiner liebenswürdigen Einladung nach Stockholm, wo wir vor der schwedischen Öffentlichkeit

sprechen durften. So verband uns nicht nur persönliche Freundschaft, sondern auch das gleiche sachliche Interesse, dem Ausland die Eigenart der ungarischen Kultur mitzuteilen.

Auf das Grabmal Robert Graggers hat man den Satz „Nie entschlafen, wer wach gelebt" eingemeißelt. Auch Béla Leffler ist wie sein auf dem stillen Dahlemer Friedhof ruhender ehemaliger Schulkamerad mit wachen Augen und mit schöpferischem Willen seinen Lebensweg gegangen. Auch ihm gelte das Gelöbnis steter Nacheiferung und der Erinnerung! Julius von Farkas.

Johannes Bolte† (1858—1937).

Viele Jahre, Jahrzehnte hindurch war Johannes Bolte Mittelpunkt und Seele eines kleinen Kreises von Freunden und Liebhabern der volkskundlichen Forschung in Berlin. Denn die Volkskunde galt ja noch vor einigen Jahren eigentlich nur als ein Studium von Liebhabern und für Liebhaber. Und daß aus diesen Liebhaberstudien eine ernst zu nehmende Wissenschaft geworden ist, die jetzt auch an den Universitäten überall berücksichtigt wird, nachdem die Völkerkunde in die Universitätsstudien schon einbezogen worden war, daran hat die Lebensarbeit Boltes, des ehemaligen bescheidenen Lehrers am Königstädtischen Gymnasium in Berlin (1881—1923), einen nicht geringen Anteil.

Aus der großen Zahl der volkskundlichen Arbeiten Boltes sind besonders die fünf Bände seiner Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm hervorzuheben, ein unvergängliches Meisterwerk der volkskundlichen Philologie. Staunenswert an diesem ist schon der unermüdliche Fleiß Boltes in der Bewältigung des unglaublich breiten Materials, das uns in seiner Bearbeitung wirklich den Ozean der Märchenströme aller Völker, Zeiten und Länder darstellt. Besonders bewundernswert ist aber die Art der Darbietung der Einzeltatsachen in diesem Riesenwerk, wie nämlich in knappster Form für jede herangezogene Märchenvariante das Wesentliche und das Besondere den Lesern vor Augen geführt wird. Die richtige Meisterschaft bekundet sich jedoch am großartigsten in der Sichtung und Anordnung des uferlosen Materials. Nur derjenige wird die Leistung Boltes richtig einschätzen und würdigen können, der schon versucht hat, sich durch das Gespinst der unzähligen Varianten irgendeines Märchentypus durchzuarbeiten. Jeder Benutzer dieses Bolteischen „Hilfsmittels für die Märchenforschung" wird anerkennen müssen, daß es mehr ist als ein ausgezeichnetes Hilfswerk, denn sein Verfasser hat ja uns in sehr vielen Fällen schon halbfertige Umrisse von Märchenmonographien geboten, die eigentlich nur noch ausgeführt und endgültig abgeschlossen zu werden brauchten. Seine zahlreichen treffenden Hinweise und Bemerkungen werden wohl nicht nur der Märchenforschung, sondern auch der Volksliedforschung manche Anregung bieten. — Außer den Volksmärchen galt Boltes Interesse besonders noch dem Volkslied und der Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts (Der Bauer im d. Lied, 1890: Die Singspiele der englischen Komödianten 1893; Das Danziger Theater im 16. und 17. Jh.).

Obwohl er kein Universitätslehrer war, haben von ihm doch viele angehende Forscher — sowohl Deutsche als auch Ausländer — Rat und Anleitung zu ihren Arbeiten erhalten. Seine Hilfsbereitschaft in Fragen der Wissenschaft, seine menschliche Liebenswürdigkeit verschaffte ihm viele Freunde und Verehrer in fast allen Ländern Europas. Auf diese Weise kam er auch mit ungarischen Forschern öfter in Beziehung. Dem Ungarischen Institut war er von Anfang an ein treuer Freund und verfolgte seine Wirksamkeit immer mit regem Interesse. E. Moór.

Das Ungarische Institut an der Universität Berlin im Jahre 1936/37.

Veröffentlichungen.

Das Berichtsjahr brachte Bd. XVI der Ungarischen Jahrbücher, diesmal in nur drei Nummern (mit einem Umfang von ungefähr 20 Bogen), da der vorhergehende Band das übliche Maß um eine Nummer überschritten hatte. Von dem Landesverband der Ungarischen Wissenschaftlichen Gesellschaften und Institute wurde den UJb. auch weiterhin die Zeitschriftenschau: *Deutsche Auszüge ungarischer wissenschaftlicher Zeitschriften* (Hrsg. von Prof. Dr. Zoltán Magyary) zur Verfügung gestellt, die als Beilage der Jahrbücher zu Heft 1 und 2/3 erschien. Im Dezember 1936 erschien im Korn-Verlag, Breslau, die Gemeinschaftsarbeit der Institutsmitglieder, die Übersetzung einer ungarischen Novellen-Anthologie *Ungarn*, herausgegeben von dem derzeitigen Lektor Dr. D. v. Keresztury unter besonderer Mitarbeit von Hildegard von Roosz und Hellmut Dibelius. Die deutsche wie auch die ungarische Presse hoben einmütig den Wert dieser gediegenen Arbeit hervor.

Bibliothek.

Der Bücherbestand der Bibliothek konnte im Berichtsjahr von rd. 34540 Bänden auf rd. 35590 erweitert werden. Der Zuwachs ist zurückzuführen auf die Einsendung von Rezensionsexemplaren, den Schenkungen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, des ungarischen Auswärtigen Amts, der Bibliographischen Zentrale Budapest und den Zuwendungen der Autoren. Die Zahl der Zeitschriften aus dem Reich, aus Ungarn und den Nachbarländern beläuft sich auf 167. Nach wie vor liegen 12 Tageszeitungen und 3 Wochenblätter aus. Für das Archiv lief auch weiterhin ein reichhaltiges Zeitungsausschnittmaterial ein, das für Arbeiten über die neueren Verhältnisse in Ungarn und besonders über die deutsch-ungarischen Beziehungen eine ausgedehnte Übersicht bietet.

Als engere Mitarbeiter (mit Semesterkarte) waren 46 bzw. 37 eingetragen; als gelegentliche Besucher, die nur auf kürzere Zeit im Institut arbeiteten oder wissenschaftliche Beratung einholten, waren außerdem rd. 50 bzw. 90 zu verzeichnen.

Arbeitsbericht.

Im Arbeitskreis der Institutsmitglieder wurden größere Referate über Probleme der Turkologie, über ungarische Sozialgeschichte und über den ungarischen Hexenglauben und kleinere Referate über Bismarck und Ungarn, über die Entwicklung der deutschen Zeitung in Budapest und die soziologische Struktur der Nationalitäten gehalten.

Außerhalb des Rahmens des Ungarischen Instituts hielt der Assistent H. Dibelius einen Lichtbildervortrag über Finnland in der Universität Hamburg.

Übersetzungs-, Auskunfts- und Beratungsdienst wurden auch diesmal stark in Anspruch genommen.

Lehrtätigkeit.

Im SS. 1936 und im WS. 1936/37 wurden folgende Vorlesungen und Seminarübungen abgehalten:

I. Prof. v. Farkas: SS.: 1. Ungarische Lautlehre. 2. Ungarische Literatur (Renaissance und Reformation/Gegenreformation). 3. Ungarisches Seminar. — WS.: Ungarische Formenlehre. 2. Ungarische Literatur (Kuruzzenzeit). 3. Ungarisches Seminar.

II. Lektor Dr. v. Keresztury: SS. 1. Ungarisch für Anfänger. 2. Ungarisch für Fortgeschrittene. 3. Ungarische Übersetzungen (Novellen). — WS. Lektor Dr. v. Szent-Iványi: 1. Ungarisch für Anfänger. 2. Ungarisch für Fortgeschrittene. 3. Ungarische Übersetzungen.

III. Magister Dr. Bussenius: SS. 1. Praktische Einführung ins Finnische. 2. Finnisch für Fortgeschrittene. 3. Sprachwissenschaftliche Einführung ins Finnische. 4. Konsonantismus der ostseefinnischen Sprachen. — WS. 1. Finnisch für Anfänger. 2. Finnisch für Fortgeschrittene. 3. Lektüre moderner finnischer Autoren. 4. Sprachwissenschaftliche Darstellung des Finnischen.

Personalien.

Im Mai 1936 schied der Assistent Dr. H. Klocke aus dem Institut, um sich einer anderen Tätigkeit zuzuwenden. Wir freuen uns, daß er auch weiterhin regen Anteil an der wissenschaftlichen Arbeit des Instituts nimmt. Am 1. August 1936 wurde die freigewordene Assistentenstelle mit Herrn H. Dibelius besetzt.

Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin, e. V., 1936/37.

Die Gesellschaft hielt am 26. April 1937 eine ordentliche Mitgliederversammlung im Ungarischen Institut ab. Der geschäftsführende Direktor Prof. Dr. J. v. Farkas begrüßte unter den Anwesenden vor allem S. Exz. Herrn Minister a. D. Dr. Schmidt-Ott und Herrn Geheimrat Prof. Dr. Bolte. Als Vertreter des Ungarischen Kultusministeriums war Herr Prof. Dr. Magyary anwesend. Da für die Beschlußfähigkeit die erforderliche Anzahl von anwesenden Mitgliedern fehlte, wurde am 11. Mai 1937 eine außerordentliche Mitgliederversammlung einberufen. Der erste Vorsitzende der Gesellschaft, Herr Geheimrat Prof. Dr. E. Heymann, erstattete den Geschäftsbericht über die Tätigkeit des Instituts und verlas die neuen von Herrn Oberregierungsrat Dr. Burmeister (Kultusministerium) bearbeiteten Statuten, die in der nächsten Nummer der UJb. mitgeteilt werden. Hauptänderung der Satzungen besteht im Wegfall des wissenschaftlichen Beirats und in der Vereinfachung der Geschäftstechnik. Nachdem die Statuten von der Mitgliederversammlung angenommen waren, wurde die neue Liste der Verwaltungsratsmitglieder verlesen.

Am 10. Juni 1937 fand unter dem Vorsitz des Herrn Geheimrats Prof. Dr. Heymann eine Sitzung des Verwaltungsrates der Gesellschaft statt. Das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung entsandte in den Verwaltungsrat als seine Vertreter die Herren Staatssekretär Zschintzsch, Oberregierungsrat Burmeister, Oberregierungsrat Harmjanz, die Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin den Dekan der Philosophischen Fakultät, Herrn Prof. Dr. Breloer, das kgl. ungarische Kultusministerium die Herren Prof. Dr. Graf Teleki, Prof. Dr. v. Magyary und Herrn Legationsrat v. Ghyczy, die Ungarische Akademie der Wissenschaften Herrn Generalsekretär Prof. Dr. Géza Voinovich. Zu Mitgliedern des Verwaltungsrates sind gewählt die Herren Generalkonsul Dr. Diehn, Ministerialrat Hasenöhrl, Fabrikbesitzer Hecker, Prof. Dr. Huß, Generaldirektor Dr. M. Ilgner, Generaldirektor Klitzsch, General von Massow, Präsident Reichhard, Generaldirektor v. Stauß, Gesandter Stieve, v. Wilmowsky (Deutscher Wirtschaftstag). Herr Geheimrat Prof. Dr. Heymann bat, ihn nach seiner 20-jährigen Tätigkeit in der Gesellschaft in Anbetracht seiner Überlastung von seinem Vorsitz zu entbinden. Auf seinen Vorschlag wurde Herr Staatssekretär Zschintzsch einstimmig zum Vorsitzenden gewählt. Wegen seiner großen, nicht genug zu würdigenden Verdienste um die Gesellschaft wurde ebenfalls einstimmig Herr Geheim-

rat Prof. Dr. Heymann in den Ehrenvorstand berufen. Herr Oberregierungsrat Dr. Burmeister wies in einer Rede auf das fruchtbare Verhältnis des am 1. V. 1937 in Kraft getretenen deutsch-ungarischen Kulturvertrages zur Arbeit der Gesellschaft und des Ungarischen Instituts und auf die Möglichkeiten einer Intensivierung der deutsch-ungarischen Zusammenarbeit im Rahmen der Gesellschaft hin. Auf Vorschlag der Herren Generalkonsul Kempner und Generaldirektor Ilgner wurde der Gesellschaft auch eine materielle Stützung zugesichert. Zum Abschluß der Sitzung gab der geschäftsführende Direktor der Gesellschaft, Herr Prof. Dr. v. Farkas, einen eingehenden Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft der Freunde und des Ungarischen Instituts.

Zwanzig-Jahrfeier des Ungarischen Instituts an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin.

Aus Anlaß des 20jährigen Bestehens des Ungarischen Instituts fand am 24. November 1937 in der mit den Farben Deutschlands und Ungarns festlich geschmückten Alten Aula der Universität Berlin eine Feierstunde im Beisein des kgl. ungarischen Ministerpräsidenten von Darányi und des Reichsministers Rust statt. Unter den sehr zahlreich erschienenen Gästen sah man unter anderen den kgl. ungarischen Außenminister von Kánya, den kgl. ungarischen Gesandten Sztójay, Staatssekretär Zschintzsch, Staatssekretär v. Mackensen, Gesandten v. Erdmannsdorf, Gesandten v. Bülow-Schwante, Staatsminister Dr. Wacker, Staatsminister a. D. Dr. Schmidt-Ott, den Präsidenten der Deutschen Hochschule für Politik, Meyer-Benneckenstein, Brigadeführer v. Massow, Staatsrat v. Stauß. Welch regen Anteil die auswärtigen wissenschaftlichen Institutionen an dem Fest nahmen, zeigen die zahlreich eingegangenen Telegramme. So schickten Glückwunschadressen Staatssekretär Szily (kgl. ungarisches Kultusministerium) — Graf Dr. G. Voinovich, Generalsekretär der Ungarischen Akademie der Wissenschaften — kgl. ungarischer Minister a. D. G. Gratz — Prof. Dr. E. Scipiades, Rektor der Universität Pécs-Fünfkirchen — O. Eöttevényi (Ungarische Gesellschaft für Außenpolitik) — Prof. Dr. Rapola, Prof. Dr. Toivonen, Prof. Dr. Tunkelo (Universität Helsinki) — Prof. Dr. Kettunen, Prof. Dr. Leskinen (Gesellschaft für Muttersprache, Helsinki) — Prof. Dr. Väisälä, Rektor der Universität Turku — Prof. Dr. A. Kannisto, Prof. Dr. J. Kalima (Finnisch-Ugrische Gesellschaft, Helsinski) — Gesellschaft für Muttersprache, Tartu — u. a.

Die Programmfolge umfaßte: 1. Hassler, Hans Leo: Intrade (ausgeführt vom Collegium musicum instrumentale der Universität Berlin). 2. Begrüßung durch den Rektor. 3. Kurzer Geschäftsbericht durch Herrn Professor von Farkas. 4. Ansprache des Herrn Ministerpräsidenten von Darányi. 5. Ansprache des Herrn Reichsministers Rust. 6. Fischer, J. K. Ferdinand: Maestoso und Allegro aus einer festlichen Suite.

Geschäftsbericht durch Herrn Professor von Farkas.

Exzellenzen, Herr Reichsminister, Magnifizenz, meine Damen und Herren!

Im November 1917, als der deutsche und ungarische Soldat an allen Fronten noch siegreich kämpfte, im Osten aber die grausame Verschwörung gegen die europäische Kultur ihren verderblichen Feldzug begann, traten in der Berliner Universität unter dem Protektorat des damaligen preußischen Kultusministers Seiner Exzellenz Schmidt-Ott hohe geistige Vertreter des Deutschtums zusammen, um eine völkerverbindende Kulturtat zu vollbringen. Sie beschlossen die Aufstellung eines ungarischen Universitätsinstitutes, das die gesamte Kultur Ungarns in Forschung und Lehre umfassen sollte, und zugleich begründeten sie — um dem Institut eine weite gesellschaftliche und materielle Basis zu bieten — die Gesellschaft der Freunde des

Ungarischen Instituts. Es ist für uns eine besondere Freude an dem heutigen Festtage drei Mitglieder dieser Gründungssitzung in unserem Kreise begrüßen zu können: Seine Exzellenz Schmidt-Ott, der uns als Staatsminister, später als Präsident der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, in all den schweren Jahren seine warmherzige Unterstützung niemals versagt hat — Herrn Staatsrat von Stauß, den tatkräftigen Förderer der deutsch-ungarischen Annäherung — und den zweiten, später ersten Vorsitzenden der Gesellschaft, Herrn Geheimrat Heymann, dessen weise Führung wir zwanzig Jahre lang dankbar empfinden konnten und nie vergessen werden.

Diese Feierstunde soll aber nicht verklingen, ohne daß nicht auch der Name Robert Graggers, des ersten Inhabers des ung. Lehrstuhls genannt wird, der mit jugendlicher Begeisterung, mit rastloser Energie, mit phantasievoller Gestaltungskraft Gesellschaft und Institut aufbaute und neun Jahre lang mit seinem sprühenden Geiste erfüllte. An dem Dahlemer Grabmal des 39jährigen steht der sinngebende Spruch: „Deutschland und Ungarn galt seine Arbeit und seine Sehnsucht". Für den Nachfolger, dem es vergönnt war, seit 1921 an seiner Seite am Aufbau des Instituts mitzuwirken, ist und bleibt sein Andenken ein Vermächtnis und eine innere Verpflichtung.

Nach dem Zusammenbruch entstanden Gesellschaft und Institut neue Aufgaben. Die Tätigkeit der Gesellschaft beschränkte sich keineswegs auf die Beschaffung der Institutsmittel, sondern sie versuchte, durch künstlerische und wissenschaftliche Veranstaltungen die Kultur Ungarns dem größeren deutschen Publikum näherzubringen. Ihre Tätigkeit wurde noch wirksamer, als im Jahre 1923 der aktive preußische Kultusminister ihre Leitung übernahm und der ungarische Gesandschaftsposten von Exzellenz Kánya, dem jetzigen hohen Leiter der ung. Außenpolitik, bekleidet war. Viele ungarische Künstler und Gelehrte erhielten durch die Gesellschaft erstmalig die Gelegenheit, ihren Namen auch über die Grenzen Ungarns hinaus bekannt zu machen, anderseits vermittelte sie auch deutsche Kunst und Wissenschaft in Ungarn und in Finnland. Besonders günstig wurde die Atmosphäre nach 1933, als der nationalsozialistische Staat dem von jeher nationalen Ungarn ein tiefes Verständnis entgegenbrachte. Herr Reichsminister Rust übernahm gütigst bald nach seinem Amtsantritt den Ehrenvorsitz der Gesellschaft und unterstrich so mit seiner großen Autorität deren Bedeutung. In dem laufenden Jahre erfolgte auf Anregung des Herrn Geheimrats Heymann die Neuorganisierung des Vorstandes: an seine Spitze trat Herr Staatssekretär Zschintzsch, der namhafte Führerpersönlichkeiten des deutschen wirtschaftlichen, politischen und wissenschaftlichen Lebens in den Verwaltungsrat berief und so für die Gesellschaft eine starke Grundlage schuf. Unter seiner Führung beginnen wir arbeitsfroh und zielsicher das dritte Dezennium.

Das Ungarische Institut wuchs, gefördert von der Gesellschaft seiner Freunde, unterstützt vom Preußischen Kultusministerium, kameradschaftlich begünstigt von allen Universitätsbehörden, aus bescheidenen Anfängen bald zu einem großen geisteswissenschaftlichen Institut heran. Gragger konnte auf alten Traditionen bauen. Er erwarb die überaus reichhaltige, mehrere Unica zählende ungarische Bibliothek der Wittenberg-Hallenser Bibliothek, die im XVIII. Jahrh. von einem in Wittenberg dozierenden ungarischen Gelehrten begründet worden war. Unsere Universitätsbibliothek überließ ihm die kleine, aber wertvolle Bücherei ungarischer Studenten aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Das ungarische Nationalmuseum trat ihm seine Dubletten ab, die Budapester Verleger sandten reiche Bücherspenden. Ein fester Grundstock war geschaffen, nun konnte die Arbeit der systematischen Ergänzung folgen. Heute zählt die Bibliothek — die finnische Abteilung nicht mitberechnet — 45000 Bände, verfügt über ein modernes Zeitungsarchiv, über eine Karten- und

Diapositiven-Sammlung, hält 180 laufende Zeitschriften und 20 Zeitungen. — Die Universität trug diesem Anwachsen des Instituts in großzügiger Weise Rechnung. Schon im Jahre 1919 wurden ihm die weiten Räume in der ehemaligen sächsischen Gesandtschaft, Dorotheenstr. 6, zugewiesen und im Jahre 1929 durften wir in den edlen historischen Bau, Am Kupfergraben 7, übersiedeln.

Der deutsche Gelehrte, ob Historiker, Geograph, Philologe, Jurist, Volkswirtschaftler oder Volkstumsforscher, braucht, wenn er sich mit ungarischen, mit deutsch-ungarischen oder auch ganz allgemein mit süd-ost-europäischen Problemen beschäftigen will, nur in den seltensten Fällen die Reise nach Ungarn anzutreten und dort sein Material in Bibliotheken und Archiven mühsam zusammenzusuchen: das ungarische Institut ist heute in der Lage, ihm das Wichtigste zur Verfügung zu stellen. Diese Möglichkeit wirkte anregend, und die Forschungs- und Lehrtätigkeit des Instituts entwickelte sich in erfreulicher Weise. Um die Forschungsergebnisse der wissenschaftlichen Welt zugänglich zu machen, begründete Robert Gragger bereits im Jahre 1921 eine Vierteljahresschrift — die Ungarischen Jahrbücher —, für größere Veröffentlichungen aber eine Bücherreihe, die Ungarische Bibliothek. Die Ungarischen Jahrbücher schließen jetzt ihren XVIII. Jahrgang ab, eine Lebensdauer, die bis jetzt noch von keiner nichtungarisch-sprachigen Zeitschrift der Ungarnkunde auch nur annähernd erreicht wurde. In der Ungarischen Bibliothek sind bis heute rund vierzig Bände erschienen, darunter Werke über das ungarische Volkslied, über die Herkunft der Ungarn, über das ungarische Privatrecht, eine Literaturgeschichte, ein Balladenbuch, eine 4bändige Bibliographie der nichtungarisch-sprachigen hungarologischen Werke. Daß diese Veröffentlichungen keine erzwungenen Ausgaben sind, sondern ehrliche Bemühungen, eine Lücke in der deutschen Wissenschaft zu füllen, beweist die verhältnismäßig hohe, immer steigende Abnehmerzahl der Zeitschrift und die Tatsache, daß mehrere Bände der Bibliothek bereits in zweiter Auflage vorliegen. Gragger gewann für die Institutsausgaben den bedeutenden wissenschaftlichen Verlag Walter de Gruyter als Verleger, der sich seit 18 Jahren immer einsatzbereit unserer Publikationen angenommen hat. Seine Verbundenheit mit dem Ungarischen Institut bezeugt auch das letzte Heft seiner wissenschaftlichen Zeitschrift, der Geistigen Arbeit, die er zu unserer Feier als Ungarn-Nummer herausbrachte.

Die Veröffentlichungstätigkeit des Instituts beschränkte sich keineswegs auf die eigenen Ausgaben. Während früher infolge der Isoliertheit der ungarischen Sprache, sogar bei der Genauigkeit der deutschen Wissenschaft möglich war, daß irrige Angabe über Ungarn Verbreitung fanden, wurde nun das Institut bei der Herausgabe von Sammelwerken, Handbüchern, Lexika, ja sogar Schulbüchern, ob als Mitarbeiter, Berater oder Vermittler, immer mehr herangezogen. Um nur ein Beispiel zu nennen, das Ungarische Institut lieferte das gesamte ungarische Material für die Herausgabe des neuen Meyer- und des großen Brockhaus-Lexikons. — Nicht weniger wichtig ist die Übersetzungstätigkeit des Ungarischen Instituts. Ich möchte aus der Fülle nur ein Werk hervorheben: die Gemeinschaftsarbeit unserer deutschen Schüler, das ungarische Novellenbuch, das zu Weihnachten 1936 erschien und auch bald vergriffen war.

Es bedeutet auch eine hohe Anerkennung unserer diesbezüglichen Bestrebungen, daß der Herr Reichsminister Rust uns die Übersetzung des großen historischen Werkes von Kultusminister Bálint Hóman übertragen hat.

Die Lehrtätigkeit des Instituts hat manche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Erst als im Jahre 1917 ein ungarisches Lektorat, dem im Jahre 1922 ein finnisches folgte, aufgestellt worden war, war das größte Hindernis beseitigt, die Unkenntnis der Sprache. Der junge deutsche Gelehrte, der das Ungarische fließend beherrscht, ist

heute keine Seltenheit mehr. Die Kenntnis der Sprache führt aber zwangsläufig zu dem Drang nach intensiver Erforschung der ungarischen Problematik, und so meldeten sich immer mehr Hörer und Mitarbeiter aus allen Gauen Deutschlands, ja auch aus dem Auslande. Zwei Schüler des Instituts haben sich bereits an unserer Universität habilitiert, der eine für ungarische Geschichte, der andere für allgemeine Sprachwissenschaft. Die Zahl derer, die in den letzten 10 Jahren promovierten, beläuft sich auf 12, gegenwärtig werden 5 Dissertationen im Institut vorbereitet, 2 stehen vor dem Abschluß.

Das Institut pflegt mit besonderer Wärme die Verbindung mit den gleichinteressierten deutschen Hochschulinstituten, und es ist daher für uns eine große Freude, heute hier Vertreter der Deutschen Akademie München, des Süd-Ost-Europa-Institutes in Leipzig begrüßen zu können. An dem Ausbau der neuerrichteten Münchener und Leipziger Lektorate hatte das Institut wesentlichen Anteil. Mit Dankbarkeit soll hier auch die Förderung erwähnt werden, die ihm seitens der ungarischen wissenschaftlichen Einrichtungen, insbesondere der Ungarischen Akademie der Wissenschaften immer zuteil geworden ist. Diese Verbundenheit mit der ungarischen Wissenschaft erhielt eine hohe Bestätigung, als Seine Durchlaucht der ungarische Reichsverweser mit der Zustimmung der deutschen Regierung den Direktor des Ungarischen Instituts im Jahre 1930 zum Kurator des Berliner Collegium Hungaricum, des ungarischen Gelehrtenheimes, ernannt hat. Hier in diesen beiden in Personalunion stehenden Berliner Institutionen, wo sich deutsche und ungarische Studenten und junge Gelehrte tagtäglich treffen, wird die deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft nicht diskutiert, sondern erlebt.

Darüber hinaus steht das Institut in regem geistigem Austausch mit den wissenschaftlichen Institutionen Finnlands, Estlands und der Donau-Staaten, wovon auch die heute in großer Zahl eingelaufenen Begrüßungstelegramme aus Helsingfors, Abo, Dorpat ein beredtes Zeugnis ablegen. In diesen zwanzig Jahren ist es dem Institut vielleicht gelungen, der deutschen Hungarologie — der Begriff ist gleichaltrig mit dem Institut — in der Welt der Wissenschaft einen nicht unangesehenen Platz zu erobern.

Ungarischer Lehrstuhl, Institut und Gesellschaft der Freunde sind drei deutsche Pfeiler im historischen Bau der deutsch-ungarischen kulturellen Beziehungen. Es soll für mich und meine Mitarbeiter die größte Genugtuung und den höchsten Ansporn bedeuten, wenn wir der Überzeugung sein dürfen, daß auch wir einen wenn auch noch so bescheidenen Anteil haben an dem großen Aufbau- und völkerverbindenden Friedenswerk des Führers. An der Schwelle des dritten Dezenniums wollen Sie, Herr Reichsminister, unser Gelöbnis entgegennehmen, daß wir auch in Zunkunft in treuer Kameradschaft mit den Dozenten und Studenten unserer Universität opferbereit und hingebungsvoll dienen werden: dem Führer und seinem Werk.

Ansprache des Herrn Ministerpräsidenten von Darányi.

Exzellenzen, Magnifizenz, meine Damen und Herren!

Es ist für mich eine besondere Freude, daß mein Berliner Besuch mit der heutigen Zwanzig-Jahrfeier des Ungarischen Instituts der Berliner Universität zusammenfällt, denn als eins der ältesten Mitglieder der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts habe ich seine kulturellen Bestrebungen seit jeher mit warmer Anteilnahme verfolgt und gefördert. Und ich rechne es mir als eine hohe Ehre an, daß ich bei dieser Gelegenheit

in der festlichen Aula der größten deutschen Universität das Wort ergreifen kann, jener Universität, der die ungarische Kultur in so mannigfaltiger Beziehung so viel zu verdanken hat. Ich denke dabei an all die ungarischen Studenten, die seit der Begründung der Universität nach Berlin strömten, um sich für ihre zukünftige Lebensbahn vorzubereiten. Aus dieser Reihe der Studenten stammen Dichter, Philosophen, Staatsmänner, deren Namen mit der geschichtlichen Entwicklung Ungarns für immer verbunden bleiben. Es möge mir auch gestattet sein, in dieser feierlichen Stunde ganz besonders eines Mannes zu gedenken, der seine Studentenjahre in den Hörsälen und Bibliotheken dieser Universität verbracht hat: des ungarischen Ministerpräsidenten des Weltkrieges, des Grafen Stephan Tisza.

Graf Stephan Tisza brachte aus Berlin ein tiefes und dankbares Verständnis für das deutsche Wesen, für die deutsche Größe mit, aber auch den stählernen Willen, sein ganzes Können für sein Volk einzusetzen. Seine Verbundenheit mit dem Deutschen Reich bewies er im Weltkriege durch Taten, als er mit Deutschland zusammen marschierte und kämpfte, seine Vaterlandsliebe durch seinen tragischen Tod. Er war einer der ersten, der die Begründung des Ungarischen Instituts begrüßte und mit allen Mitteln förderte. In seiner Berliner Studentenzeit hatte er nur zu oft Gelegenheit gehabt, mit schmerzlichem Bedauern feststellen zu müssen, wie wenig Ungarn in Europa bekannt war.

Einst ein mächtiges Donaureich, spielte Ungarn unter der Führung seines eigenstämmigen Fürstenhauses im ganzen Mittelalter eine gewichtige Rolle in der europäischen Politik und Kultur. Er nahm auch deutsche Einflüsse auf; denn mit der Frau des Heiligen Stephan, Gisela von Bayern, kamen deutsche Ritter und Sänger an den ungarischen Königshof; später folgten französische Baumeister und italienische Gelehrte und Künstler. Doch verstand es das Ungartum, diese Einflüsse zu verarbeiten und das national völkische Gepräge seiner Kultur zu bewahren. Die ungarische Kultur strahlte nicht nur nach Osten und dem Balkan aus, auch im Westen, so in Deutschland, finden wir ihre Spuren. Ungarn schenkte dem deutschen Mittelalter die legendenumwobene Gestalt der heiligen Elisabeth von der Wartburg, in Aachen steht noch heute die ungarische Kapelle, eine Gründung Ludwigs des Großen, und über dem Bautzener Stadttor kündet auch heute noch ein künstlerisches Reliefbild von der Größe des letzten ungarischen Nationalkönigs, Matthias Corvinus.

Die Türkenkriege haben Ungarn nicht nur in einen heiß umkämpften Kriegsschauplatz verwandelt, sondern auch die Erinnerung an die ungarische Kultur aus dem europäischen Bewußtsein getilgt. Von dieser Zeit an galt der Ungar als Soldat; von seinen unerhörten kulturellen Anstrengungen, mit dem Westen auch in den Kriegswirren Schritt zu halten, nahm man keine Kenntnis mehr. Und auch später, als das Kriegsgetöse verstummt war

und das Ungartum seinen Staat neu aufbaute und große kulturelle Werte schuf, drangen nur einige wenige Namen, wie der Petőfis, Kossuths, Jókais über die Grenzen des Landes. Diese Uninteressiertheit lag wohl zum Teil an der Isoliertheit der ungarischen Sprache, an der beschränkten Selbständigkeit des ungarischen Staates im Rahmen der österreichisch-ungarischen Monarchie, aber auch an der Gleichgültigkeit Europas.

Der ungarische Soldat, dessen Ruhm die ungarischen kulturellen Bestrebungen in den Schatten stellte, verstand es auch, die Schranken dieser Gleichgültigkeit zu sprengen. Der Weltkrieg erweckte das Interesse für das ungarische Volk, seine Geschichte und seine Kultur. Ungarn wurde für Deutschland fast neu entdeckt, und man sah, daß die schicksalshafte Verbundenheit zweier Völker nur dann von Dauer sein kann, wenn ihre Wurzeln in dem fruchtbaren Boden des gegenseitigen Verständnisses ruhen. In Ungarn wurde deutsche Kultur seit Stephan dem Heiligen hochgehalten. Die von den ungarischen Königen herbeigerufenen deutschen Siedler fanden hier eine zweite Heimat, sie waren dort hoch angesehen und wurden mit besonderen Vorrechten ausgestattet. Dem Staate treu ergeben, waren sie immer die besten Mittler zwischen ungarischer und deutscher Geistigkeit. Die deutsche Sprache wird auch in der Gegenwart als erste Fremdsprache an allen höheren Schulen gelehrt. Die deutsche Sprache und Literatur wurde, abgesehen von den vielen deutschen Lektoraten, an fünf Lehrstühlen der vier ungarischen Universitäten unterrichtet, und die großen Schöpfungen der deutschen Literatur lagen in mustergültiger Übersetzung der bedeutendsten ungarischen Dichter vor.

Die ungarische Kultur hingegen fand — bis zum Weltkriege — nicht einmal eine bescheidene Heimstätte. Die ungarische Seele blieb dem deutschen Volke nicht nur fast unbekannt, sondern sie wurde auch vielfach verkannt.

So ist es begreiflich, daß die Errichtung eines ungarischen Lehrstuhls und bald darauf die Begründung eines Ungarischen Instituts an einer reichsdeutschen Universität eine aufrichtige Freude in der ungarischen Öffentlichkeit auslöste. Man erkannte, daß dieses Institut, dessen Arbeitsbereich die gesamte Kultur Ungarns umspannen sollte, unter Leitung seines jungen, so früh verstorbenen hervorragenden Leiters Robert Gragger dazu berufen sein würde, die hohen Werte der ungarischen Kultur der deutschen Wissenschaft zu vermitteln, und für das isolierte Land das Tor der Weltöffentlichkeit zu öffnen.

Nach zwei Jahrzehnten wissenschaftlicher Tätigkeit kann festgestellt werden, daß das Institut die Erwartungen, die man an seine Arbeit knüpfte, in vollem Maße erfüllt hat. Im Weltkriege entstanden, wurde seine Wirksamkeit durch den Zusammenbruch nicht gehemmt, vielmehr erhielt seine Arbeit einen vertieften Sinn. Die Veröffentlichungsreihe des

Instituts, die Ungarischen Jahrbücher, war jahrelang die einzige wissenschaftliche Zeitschrift, die in einer Weltsprache ungarische Probleme erörterte. Diese Zeitschrift verwirklichte in idealer Form die deutsch-ungarische geistige Gemeinschaftsarbeit, und wir sahen mit wachsender Freude, als immer mehr und mehr deutsche Gelehrte darin das Wort ergriffen. Wenn die deutsche Wissenschaft und besonders der junge Nachwuchs in den letzten zwei Jahrzehnten einen tieferen Einblick in die ungarische Seele und Kultur gewonnen hat, so ist dies in erster Linie ein Verdienst des Instituts.

Der ungarische Staat konnte wohl dem Deutschen Reich seinen Dank dafür, daß es von sich aus ein Ungarisches Institut errichtete und es auch unterhielt, nicht besser abstatten, als daß er nun seinen eigenen wissenschaftlichen Nachwuchs nach Berlin sandte. So entstand neben dem Ungarischen Institut das Haus des Collegium Hungaricum, die Berliner Heimstätte des ungarischen Studenten, beide als weithin sichtbare Symbole der deutsch-ungarischen Verbundenheit. In den jungen Gelehrten des Collegium Hungaricum lebt der Geist Stephan Tiszas, sie sind ihrer nationalen Sendung wohl bewußt, aber auch erfüllt von dem Gefühl der Dankbarkeit für die hier erworbenen geistigen Güter. Sie sind die Pioniere einer besseren Zukunft.

Den im vergangenen Jahr auf der Grundlage der Gegenseitigkeit abgeschlossenen Kulturvertrag betrachten wir als die höchste Sanktionierung einer historischen Entwicklung. Sie bedeutet zu gleicher Zeit die Krönung der zwanzigjährigen Tätigkeit des Ungarischen Instituts.

An der Schwelle des dritten Dezenniums wünsche ich dem Ungarischen Institut von ganzem Herzen, daß es seine fruchtbare Arbeit noch lange fortsetzen und immer mehr mit geistigen Waffen ausgerüstete Kämpfer erziehen möge für das gegenseitige Verständnis unserer Völker. Ihnen aber, Herr Reichsminister, möchte ich auch an dieser Stelle im Namen der ungarischen Regierung meinen Dank aussprechen, daß Sie nicht nur von jeher die Bestrebungen des Ungarischen Instituts in der großzügigsten Weise unterstützt haben, sondern auch im vollen Einverständnis mit dem ungarischen Kultusminister den Kulturvertrag zustande gebracht haben. Und mein besonderer Dank gilt Ihnen, Magnifizenz, und der unter Ihrer weisen Führung stehenden Universität, daß Sie den ungarischen Lehrstuhl und das Ungarische Institut in Ihrer Mitte aufgenommen haben und ihnen seit zwanzig Jahren die wärmste Förderung zuteil werden ließen. Möge denn die enge deutsch-ungarische geistige Zusammenarbeit unseren beiden Völkern zum Segen gereichen und zu einer gedeihlichen Entwicklung für die Zukunft beitragen!

Ansprache des Herrn Reichsministers Rust.

Exzellenzen, Meine Damen und Herren!

Mit besonderer Freude begrüße ich unter den hohen Gästen dieser akademischen Feier Eure Exzellenz, den Chef der Königlich Ungarischen Regierung, sowie den Herren Außenminister Kánya und danke im Namen der Universität Berlin für die große Freude, die Sie ihr durch Ihre hohe Anwesenheit gemacht haben und für die hohe Auszeichnung durch Ihre persönliche Ansprache.

Die Anwesenheit unserer hohen ungarischen Gäste hebt die 20-Jahrfeier des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin weit hinaus über die Bedeutung eines rein akademischen Festes. Zwei Völker nehmen an dieser Feier teil und bekunden durch sie ihre lebendige kulturelle Verbundenheit. Diese Verbundenheit Deutschlands und Ungarns reicht weit zurück über das Geburtsjahr dieses Instituts und auch zurück über die letzten Menschenalter um Jahrhunderte. Nach der Gegenreformation in den österreichischen Kronländern strömten ungarische Studenten nach Wittenberg, Jena, Altdorf, Leipzig und Breslau. Diese ungarischen „Exulanten" spielten im Universitäts- und Geistesleben dieser Hochschulen eine hervorragende Rolle. Schon 1555 gründeten ungarische Studenten in Wittenberg eine ungarische Burse, deren Mitgliederzahl 1812 nahezu auf 2000 gestiegen war. Auch dem Lehrkörper, z. B. der Universität Wittenberg, gehörten Ungarn an. Georg Michaelis Cassai war Professor und Dekan in Wittenberg; aus eigenen Mitteln gründete er in seinem Hause eine bedeutende ungarische Bibliothek. Nach seinem Tode nahmen sich ungarische Studenten seiner Bibliothek an und verwalteten sie nach eigenen Kräften. Das war vielleicht ein erstes Institut in Deutschland. Als Wittenberg als Universität mehr und mehr an Bedeutung verlor, zogen die ungarischen Studenten nach Jena und Göttingen, um hier bei den bedeutendsten deutschen Gelehrten für ihre Heimat zu lernen.

Die Metternich-Zeit zerriß alle Fäden zwischen Ungarn und Deutschland; nur eine kleine, dem damaligen Regiment genehme Auslese durfte an deutsche Universitäten ziehen. Und als 1867 Ungarn im Rahmen der Österreich-Ungarischen Monarchie gewisse nationale Selbständigkeit wiedererlangte, legte die weitere Entwicklung den Strom der ungarischen Jugend nach Frankreich. Paris wurde jetzt die Sehnsucht der lernbegierigen jungen Ungarn, seine Kultur und die ehemals festen kulturellen Verbindungen zwischen Deutschland und Ungarn fielen in Deutschland der Vergessenheit anheim.

Erst die Waffenbrüderschaft im großen Weltkrieg schuf wieder neue geistige Brücken zwischen den ehemals kulturell so eng verbundenen Na-

tionen. Es ist der regen Tätigkeit des Budapester Universitätsprofessors Robert Gragger, der in Berlin studiert hatte, zu danken, daß hier ein neuer Weg beschritten wurde. Auf sein Betreiben stimmte im März 1916 der Preußische Landtag einstimmig für die Errichtung eines Extraordinariats für ungarische Sprache und Literatur an der Berliner Universität. Gragger selbst sollte der Inhaber dieser Lehrkanzel sein; er hat bis zu seinem Tode 1926 hier in Berlin gewirkt. Im November 1917 wurde unter Mitwirkung des damaligen Preußischen Kultusministers Schmidt-Ott, des Ungarischen Kultusministers Albert Apponyi und des österreichisch-ungarischen Botschafters Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst die „Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts" und das „Ungarische Institut" selbst gegründet. Institut und Gesellschaft sollten mit aller Kraft die alten kulturellen Brücken zwischen Ungarn und Deutschland wiederherstellen.

Für die Richtigkeit und Festigkeit dieser Gründungen spricht, daß beide Institutionen den politischen und moralischen Zusammenbruch von 1918 überdauerten. Diese Standhaftigkeit war der lebendige Beweis auch für die inneren vielhundertjährigen kulturellen Beziehungen zwischen Ungarn und Deutschland. Das Ungarische Institut erfüllte die Aufgabe, zwischen beiden Völkern zu vermitteln und ungarische Kultur und Wissenschaft in Deutschland bekannt zu machen. Besonders schwierig, aber umso wichtiger war diese Aufgabe in der Zeit des November-Regiments in Deutschland, als deutsche Regierungen von dem nationalen Ungarn, das alle Schrecken eines marxistisch-bolschewistischen Regiments überstehen mußte, bewußt Abstand nahmen. Damals liefen im wesentlichen über das Ungarische Institut die alten Kulturverbindungen zwischen unseren Völkern. Eine Reihe ausgezeichneter Vorträge gab u. a. Zeugnis für das Verständnis Deutschlands für das Schicksal des geschlagenen Ungarns. Aber auf dem schon beschrittenen wissenschaftlichen Wege ist das Ungarische Institut nicht stehen geblieben. Um seine Arbeitsgrundlage und seine Bedeutung zu verbreitern, vergrößerte Gragger es um eine türkische und eine finnische Abteilung. Damit hatte Deutschland hier im Institut die einzige Forschungsstelle für eine gesamte uralaltaische Philologie.

Besondere Aufmerksamkeit hat sich das Ungarische Institut für Deutschland auch dadurch verdient, daß es sich die Erforschung des ungarländischen Deutschtums angelegen sein ließ. Die Arbeiten der Ungarischen Jahrbücher — ich erwähne besonders das Gedenkheft für Jakob Bleyer — legen dafür ein Zeugnis ab.

Mit der nationalsozialistischen Machtübernahme im Deutschen Reich mußte sich auch das Verhältnis Deutschlands zu Ungarn neu beleben. Die Erinnerung an die Waffenbrüderschaft in dem schweren Existenzkampf des Weltkrieges, das gemeinsame Schicksal nach seinem unglück-

lichen Ausgang und die gemeinsame Front im Kampf gegen den Bolschewismus, dessen Schreckensregiment beide Völker an ihrem eigenen Leibe verspürt haben, mußte uns zusammenführen. In der Überzeugung, daß diese Neubelebung begleitet sein müsse von neuer geistiger Fühlungnahme, zumal nach den entscheidenden Veränderungen in Deutschland durch die nationalsozialistische Revolution, bin ich im Oktober 1934 der Einladung der Ungarischen Regierung folgend nach Ungarn gegangen und brachte von dort nicht nur neue persönliche Verbindungen und starke Eindrücke von dem Lebenswillen und dem ernsten Ringen Ungarns um die Erhaltung seiner kulturellen Kraft unter den schweren Bedingungen des Friedensdiktats mit nach Deutschland, sondern auch einen ersten Kulturvertrag. Herr Ministerpräsident, Eure Exzellenz haben soeben in überaus freundlicher Weise meiner Arbeit für den inzwischen wesentlich erweiterten und von unseren beiden Regierungen genehmigten Kulturvertrag gedacht. Es ist mir ein herzliches Bedürfnis, in dieser Stunde des Mannes zu gedenken, der für das Königreich Ungarn die gleichen Aufgaben betreut hat, die mir für das Deutsche Reich oblagen, Seiner Exzellenz des Herrn Ungarischen Kultusministers Professor Dr. Hóman, der in dieser Stunde im Geiste unter uns sein wird, nicht nur als hoher Amtsträger Ungarns, sondern auch als Ehrendoktor der Universität Berlin. Indem ich Ihnen, Herr Professor Farkas, dessen Lehrstuhl an der Universität Berlin wir im vorigen Jahre in ein Ordinariat umwandeln konnten, meine Glückwünsche zum zwanzigjährigen Bestehen des Ungarischen Instituts für Sie und alle an ihm und für es Wirkenden ausspreche, gebe ich Ihnen die Versicherung, daß die Deutsche Reichsregierung weiterhin alles tun wird, um das Institut im Sinne seiner Gründung zu lebender Wirksamkeit gelangen zu lassen.

Bücherschau.

1. Allgemeines. Bibliographie. Bibliotheken.

1. Minerva. Weltkalender der Gelehrten. Red. Friedrich Richter. Bln.: de Gruyter 1936. 1481 S., 8°.

Probeweise ist dem bekannten geographisch angeordneten Minerva-Jahrbuch diesmal ein nach Fachgebieten gliedernder Minerva-Kalender zur Seite gestellt worden, von dem wir aufs dringendste hoffen müssen, daß er zur ständigen Einrichtung werde. Die Wissenschaften sind so gut und neuzeitgemäß eingeteilt worden wie vielleicht noch nirgend sonst; höchstens drei Änderungen wären noch erwägbar: Zuordnung der Leibesübungen zur Medizin, der Soziologie zu den Staatswissenschaften und der Orientalistik zur Sprachwissenschaft. Fast zunichte gemacht wird der Wert der treffend abgegrenzten Gebiete allerdings wieder durch deren nicht sachliche, sondern abeceliche Reihenfolge. Für die Zukunft muß noch weitergehende Unterteilung erstrebt werden, damit der Kalender auch die häufig gestellte Frage beantworten kann, wo überhaupt in der Welt irgendein seltenes Sonderfach vertreten ist. Vorläufig fehlen solche Sonderfächer entweder ganz, oder sie sind größeren Nachbargebieten angeschlossen, innerhalb deren sie verschwinden, manchmal sogar falschen Nachbargebieten (z. B. Grönländisch dem Nordischen). Besonderes Lob verdient auch die Reihenfolge der Erdteile, in der die drei Glieder des Abendlands beisammenbleiben. Die USA sind in einigen Kapiteln noch untergeteilt nach den Einzelstaaten, was jedoch Europäern die Benutzung erschwert. (H. D.)

---

2. Gáspár, Ilona: *A magyar filozófia irodalom bibliográfiája* (Bibliographie der ungarischen philosophischen Literatur). Bp: Kir. magy. egyet. ny. 1936 *15* S. 8°. (S.-A. aus Athenaeum 1936, H. 1—2.)

Dieses Heft bringt eine lückenlose Aufzählung der 1935 in ungar. Sprache erschienenen philosoph. Literatur, die nach den einzelnen Sondergebieten eingeteilt ist. (Kptz.)

3. *Klik*, Josef: *Čtvrtý desitiletý rejstřík bibliografický českého časopisu historického* 1925—1934, *Práce z dějin všeobecných a cizích.* (Bibliograph. Register der Tschech. Hist. Zeitschrift für das vierte Jahrzehnt 1925—1934, Arbeiten aus der allgemeinen und ausländischen Geschichte). Praha: Nákladem Historického Klubu 1936. 106 S. 8°.

Nach der Veröffentlichung einer Bibliographie wissenschaftlicher Arbeiten zur tschech. Geschichte, die in den vier Jahrzehnten des Bestehens der ČČH von 1895—1934 in dieser Zeitschrift irgendwie Erwähnung fanden, hat sich der Prager Hist. Klub nun auch entschlossen, ein Verzeichnis aller jener Arbeiten herauszugeben, die aus dem Gebiet der allgemeinen Geschichte und dem der Geschichte der fremden Völker stammen. Dieses selbständige bibliograph. Register über die Arbeiten zur außertschech. Geschichte umfaßt nur das vierte Jahrzehnt der Zeitschrift von 1925—1934; denn für die vorhergehende Zeit genügen die drei älteren allgemein. Dezenniumsregister.

Die Einteilung des Registers, das Josef Klik besorgte, ist übersichtlich und umfassend. Das Ganze beweist die rege Anteilnahme der ČČH an der wissenschaftl. hist. Arbeit der anderen Nationen. (L. S.)

4. Monoki, István: *Romániában az 1935. évben megjelent román-magyar és magyar időszaki sajtótermékek címjegyzéke* (Titelverzeichnis der im Jahre 1935 in Rumänien erschienenen rumän.-ungar. Periodika.) Cluj: Minerva 1936. 33 S. 8°. (Tudományos Füzetek. A. Transszilv. Muz.-Egyes. Kiad. 90. Sz.)

Verf. setzt L. György's bahnbrechende Bibliographie „A romániai magyar időszaki sajtó öt esztendeje (1919—1923)" („Fünf Jahre ungar. Periodika in Rumänien") auf seine Veranlassung im gleichen Sinne fort, mit dem Unterschied, daß er die Titel der polit. Tageszeitungen, der polit., schönliterar., kritischen, gesellschaftl., wissenschaftl., künstler. und religiösen Zeitschriften, der Witz-, Sport- und Fachblätter nicht nur alphabetisch, sondern auch landschaftlich und nach Sachgebieten geordnet zusammenfaßt und die rumän.-ungar. Periodika hinzufügt. (Kptz.)

5. Rónai, André: *Biographie des frontières politiques du Centre-est européen.* Bp.: Édition de l'institut des sciences de la société hongroise de statistique 1936. 140 S. 8°.

Verf. beschäftigt sich in dem einleitenden Teil mit dem Studium der Existenzdauer, Funktion, Eigentümlichkeit und Geschichte der polit. Grenzen. Der Hauptteil des Buches enthält die Untersuchung der Beständigkeit der Grenzen in Ostmitteleuropa auf Grund der geopolit. und histor. Erforschung der Gebiete der durch das Baltikum, die Ebene Osteuropas, über die östlichen Ausläufer der Alpen, die Karpaten, die ungar. Tiefebene und durch den Balkan gezogenen Grenzen. Ein besonderer Abschnitt ist Ungarn und Polen, den einzigen Staaten Mitteleuropas, die politische Einheiten bilden, gewidmet. R. ist der Ansicht, daß die heutigen polit. Grenzen Mitteleuropas, die nach rein ethnographischen Prinzipien gezogen wurden und hemmend auf das Wirtschaftsleben, die Durchführung des Warenaustausches und die Durchführung des Programms der modernen Zivilisation wirken, unhaltbar sind. Die neuen Grenzen müßten vor allem unter Berücksichtigung der histor. Grenzen in einer Weise gezogen werden, daß sie der kulturellen, wirtschaftl. und polit. Entwicklung der Völker dienen können. Den bemerkenswerten Ausführungen des Verf.s sind zahlreiche Karten und eine Bibliographie beigegeben. (F. P.)

6. Valentiny, Antal: *Románia magyar irodalmának bibliográfiája 1935. év* (Die Bibliographie der ungar. Literatur Rumäniens 1935). Cluj: Minerva 1936. 18 S. 8°. (Tudományos Füzetek. A. Transszilv. Muz.-Egyes. Kiad. 89. sz.)

Das Werk bietet eine Erfassung sämtlicher literar. Erscheinungen einschließlich der Jahrbücher und Kalender ohne Einbeziehung der Periodika. Es sind 221 Titel (20 Übersetzungen), von denen 19 im Nachtrag 1934 aufgeführt wurden. Im Vorwort ist eine Statistik enthalten, die einen für den Stand der kulturellen und polit. Lage aufschlußreichen Überblick über die zahlenmäßige Entwicklung der verschiedenen Arten von Werken gestattet, deren Gesamtzahl in den Jahren 1919—1935 4904 beträgt. (Kptz.)

2. Sprachwissenschaft. Literaturgeschichte. Literatur.

7. Nyelvtudományi Közlemények. Budenz-Gedenkheft (= Bd. 50, H. 1—3). Bp.: M. T. Ak. 1936. 502 S., 8°.

Festschriften und Gedenkhefte geben einem Gelegenheit zu lehrreicher Erkundung, wie sich augenblicklich die Interessenkreise in der betr. Wissenschaft ver-

teilen. Für das Stärkeverhältnis ungar. und ural. Sprachwiss. müssen natürlich die ausländ. Beitragspender ausgeschieden werden; nur in Klammern folgt die Gesamtzahl, damit außer dem Wissenschaftsstand auch das vorliegende Buch beleuchtet werde: Allgemein 5 (6), ungar. 26 (27), ural. 7 (20), indoeurop. 2 (2), altaisch 2 (2); zus. 42 (57). Die Verteilung der Sachgebiete (Budenz 4, Methodik 3, Sprachtheorie 6, Lautlehre 7, Grammatik 6, Satzlehre 2, Etymologie 13, Lehnwörter 2, Ortsnamen 2, Mundarten 2, Philologie 3, Vorgeschichte 1, Frühgeschichte 2, Völkerkunde 4; zus. 57) ist mitbestimmt durch den Festschriftcharakter und die Kürze der Einzelstücke, so z. B. die große Zahl der etymol. Beiträge und die kleine der Lehnwortuntersuchungen. Drei ausländ. Fachgenossen ehren den Meister durch Beiträge in ungar. Sprache: Hakulinen, Mägiste und Nielsen. Unser Bild von B. vervollständigt Szidarovszky durch Hervorhebung auch seiner indoeurop. Forschungen. Unter „Methodik" faßt obige Übersicht eine Besprechung von Szinnyeis „Ungar. Grammatik für Finnen" durch G. Zolnai, eine Abhandlung Tolnais über die ungar. Abeceordnung (die Plätze der abgeleiteten Buchstaben wie á, ö, ő, cs, dz, ssz) und eine Übersicht von Laziczius über die verschiedenen ural. Transskriptionsvorschläge zusammen. Der beste von den allgemeinen Aufsätzen sind Bartucz' Klärungen über das gegenseitige Verhältnis sprachlicher und körperlicher Verwandtschaft. Collinder greift die Jespersensche Lehre vom Fortschritt in der Sprache an: Entwicklung von synthetischem zu analytischem Sprachbau charakterisiere zwar das Indoeurop.; das Ural. jedoch sei Beispiel des Gegenteils. C. übersieht, daß auch für J. die Wiederauflösung des vorher angehäuften Formenreichtums nur zweite Phase ist; das Ural. wurde bereits in der ersten Phase durch Ausbildung von Schriftsprachen zum Stehen gebracht. Von den spezielleren Arbeiten werde nur noch Bárczis Feststellung provenzalischer Lehnwörter im Ungar. genannt, zu denen z. B. „zománc" gehört. (H. D.)

---

8. Sawicki, László: *Adalékok a vogul személyrag szerepköréhez* (Beiträge zum Funktionsbereich des wogulischen Personalsuffixes). Szeged: Sz. Városi Ny. 1936. 40 S. 8°. (Nyelvészeti Tanulmányok VII-Sprachwissenschaftliche Studien).

In dieser Szegediner Diss. will Verf. an zahlreichen, wohlgeordneten Belegen nachweisen, daß im Wogulischen besonders bei Personen- und Körperteilbezeichnungen das Possessivsuffix neben der possessiven auch rein verstärkende, hinweisende (determinierende) Funktion aufweist, und damit Mészöly's These von der Entwicklung der Possessivsuffixe aus den Personalpronomina auf dem Wege der (nachdrücklichen) Hinweisung (Determination) stützen. Bereits Beke hatte — wovon übrigens S. ausgeht — die determinierende Funktion der finn.-ugr. Possessivsuffixe erkannt, ohne aber darauf speziell zu achten, daß diese Erscheinung im wesentlichen auf die Poss.-Suff. bei Personen- und Körperteilnamen beschränkt ist. Diese Beobachtung scheint mir nun das Wesentliche bei S. zu sein, während die Schlußfolgerung daraus, daß sich das Possessivsuffix (wie übrigens auch die Personalendungen des Verbs) aus bloßer nochmaliger nachdrücklicher Hervorhebung des Besitzers (resp. des Subjekts) entwickelt habe, nicht als ganz zwingend einleuchtet, *so richtig diese Behauptung auch an sich* sein mag. Determinierende Funktion possessiver Ausdrücke kann sich überall entwickeln, ohne daß man daraus zu schließen berechtigt wäre, daß *deshalb* die Possessivbezeichnungen ihrerseits sich aus determinierenden Elementen entwickelt hätten. (A. B.)

9. Leskinen, Eino: *Karjalan kielen näytteitä* (Karelische Sprachproben) III. H:ki: Suomalaisen Kirjallisuuden Seura 1936. 202 S. 8°.

L. gibt in diesem Werke Sprachproben aus den Kreisen Poventsa und Kemi der Vorkriegseinteilung. Beigegeben ist ein Verzeichnis der Textaufzeichner und der Sprachmeister. Entschieden praktisch wäre es gewesen, ein Verzeichnis wenigstens der allerseltensten Wörter zu geben. Dies ist wohl die einzige Beanstandung, die sich an dieser sorgfältigen Publikation des bekannten karelischen Sprachforschers, die einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommt, machen läßt. (A. B.)

10. Mägiste, J.: *Eesti „saama"-futuuri algupärast ja tarvitamiskõlblikkusest* (Über den Ursprung und die Daseinsberechtigung des estnischen „saama"-Futurs). Tartu 1936. 32 S., 8°. Kr. 0,50. (Akadeemilise Emakeele Seltsi Toimetised = Abhandl. d. Akad. Muttersprachgesellschaft, Bd. 29.)

Das Estnische bildet sein Futur durch „saama" + „-ma"-Infinitiv. Da „saama" heute nur die beiden Bedeutungen „bekommen" und „werden" hat, schien es selbstverständlich, daß die Konstruktion lediglich dem deutschen „tun werden" nachgebildet ist. Doch sind die heutigen Bedeutungen des Verbs nur Ableitungen von der ursprüngl. Grundbedeutung „kommen" („an etwas herankommen" und „in einen Zustand kommen"), aus der sich als Drittes in den meisten ostseefinn. Sprachen noch die Bedeutung „anfangen" („an eine Tätigkeit herankommen") entwickelte (z. B. am Anfang des Kalevala „saa'ani sanelemahan"), von der der Schritt zum Futur nicht mehr weit ist und im Lüdischen auch klar vollzogen wurde. Unter einem andern Wort hat auch das Finnische aus der Bedeutung „kommen" ein Futur entwickelt, nämlich dem heutigen Wort für „kommen": „tulla". So nimmt M. auch für das estn. Futur einheimischen Ursprung solcher Art an, obwohl die Bedeutungen „kommen" und „anfangen" heute im Estn. nicht mehr leben. Ebenso wäre dann auch das finn. „tulla teke-mään" heimisch und nicht eine Nachbildung des Schwedischen („komma att göra"). Doch beschränkt sich die Wirkung des Deutschen (bzw. Schwedischen) sicher nicht, wie M. meint, bloß auf beschleunigte Ausbreitung der sowieso geschaffenen Konstruktion, sondern das Estn. (Finn.) wird zunächst nur diese Konstruktion als eine unter andern versucht haben, die miteinander wetteiferten; daß gerade diese eine den Sieg über Gleichwertiges davontrug und sich verallgemeinerte, können wir sicher einzig der fremdsprachlichen Einwirkung zuschreiben. — Ein Fehler ist es, wenn M. die Vermischung futurischer und potentialer Bedeutung beim estn. „saama" mit entsprechender Funktionsvermengung beim finn. „-ne"-Potential vergleicht und deswegen in ihr ein besonderes Zeichen für ostseefinn. Ursprung sieht, ohne an die gleiche Doppelsinnigkeit auch der deutschen „werden"-Form zu denken („ich werde abreisen": „er wird krank sein"). (H. D.)

11. Kettunen, Lauri: *Suomen kielioppi* (Finn. Grammatik). Porvoo-Helsinki: Söderström 1936. X, 205 S. nebst Karten. 8°.

In diesem Werk gibt Verf., der Professor für ostseefinnische Sprachen an der Universität Helsinki ist, eine ausgezeichnete Darstellung der finn. Sprachlehre, die zwar zunächst für finnische Schüler gedacht ist, die aber sehr wohl mit ihren zahlreichen dialektkundlichen und sprachhistor. Hinweisen auch dem wissenschaftlich Interessierten, insbesondere auch dem Nichtfinnen, der die deskriptive finnische Grammatik beherrscht und sich weiter in die Sprache vertiefen will, wertvolle Belehrung bietet. Es ist in diesem Werke trotz seines knappen Umfanges wirklich alles Wichtige in mustergültig klarer Form und in strengster Wissenschaftlichkeit unter Vermeidung aller irgendwie strittiger Theorien zusammengefaßt. (A. B).

12. Neuvonen, Eero K.: *Éléments de Finnois. Textes, Grammaire, Vocabulaire. Première année.* H:ki: Suomalaisen Kirjallisuuden Seura 1935. 86 S. 1 Kt. 8°.

N. gibt in dieser Grammatik eine äußerst klare und übersichtliche Darstellung des Finnischen. Manchmal, so will es mir scheinen, ist Verf. in seinem Streben nach Vereinfachung etwas zu weit gegangen, so z. B., wenn er für den Singular wegen der Formgleichheit mit dem Genetiv keinen Akkusativ anerkennen will (z. B. S. 56, 64). Es ließen sich überdies noch einige Kleinigkeiten einwenden (gegen das über den Nebenakzent S. 39 Gesagte; die Bedeutung von aikoa S. 12 ist nicht nur 'avoir l'intention', sondern einfach auch 'vouloir'; der part. sg. mertä (S. 56) ist doch nicht so häufig wie das fehlende merta; monesko (S. 78) 'der wievielte' ist durch frz. 'quel' recht undeutlich wiedergegeben u. a. m.), aber im großen und ganzen ist diese erste Einführung ins Finnische als wohlgelungen zu betrachten. (A. B.)

---

13. Skalička, Vladimír: *Zur ungarischen Grammatik.* Prag: Karlsuniv. 1935. 68 S., 8°. K. 12. Práce z Vědeckých ústavů 39. (Arbeiten aus den Wissensch. Anstalten.)

Am Gegenstand der typol. Stellung des Ungar. erwirbt sich S. das große Verdienst, die uralte Dreigliederung in isolierend, agglutinierend und flektierend einmal einer Neuuntersuchung zu unterziehen, bei der sich herausstellt, daß sie in verfeinerter Form auch für die Gegenwart noch großen Wert hat. Es handelt sich dabei nicht um ein scharf definierbares Einzelkriterium, sondern um einen Unterschied der Gesamtanlage, der sich in zahllosen Kleinigkeiten äußert. An solchen Einzelzügen, die immer wieder auf die gleiche Wurzel zurückgehn, trägt S. trotz der ungünstig von der Phonologie beeinflußten schematisierenden Denk- und Darstellungsweise viel Wertvolles zusammen, auf Grund dessen sich auch innerhalb der Hauptgruppe „agglutinierend" deutliche Gradunterschiede abheben: Das Ungar. ist noch entschieden stärker agglut. als die der Flexion näher gekommenen andern finn.-ugr. Sprachen, besonders das Finn., dagegen weniger als das Altaische (Türk.), mit dem verglichen das Ungar. flexiv. Züge trägt. Zwischen den Zeilen findet sich mancher wertvolle Hinweis auf Dinge außerhalb des engeren Themas, z. B. auf die seltsame Tatsache, daß unter den einsilbigen Nomina des Finn. kein Adjektiv ist. (H. D.)

14. Eckhardt, Sándor: *Magyar-Francia szótár.* Bp.: Eggenberger 1935. 952 S. 8°.

Dies Wörterbuch ist unter den ungar.-fremdsprachlichen wohl das beste, das wir bis jetzt haben; und auch dem französ.-ungar. Wörterbuch Sauvageots stellt es sich als kleinerer Bruder würdig zur Seite. Trotz des angenehmen kleinen Formats enthält der Eckhardt infolge geschicktester Raumausnutzung (und trotzdem ohne auf Übersichtlichkeit zu verzichten oder die Augen anzustrengen) weit mehr Text als z. B. der ungar.-deutsche Kelemen. Zwei Kreise von Wörtern, die in andern Wörterbüchern gern vernachlässigt werden, obwohl sie fürs wirkliche Übersetzen unentbehrlich sind, finden hier volle Berücksichtigung: einerseits die begrifflich fast inhaltlosen bloßen Gefühlsvermittler, andrerseits die eigentlich „ungar." Wörter des Ungar. Als Beispiel für das erstere ist es alles andre als selbstverständlich oder überflüssig zu erfahren, daß die Gefühlsnote, mit der ungar. Kinder „pá, pá" grüßen, beim kleinen Franzosen im Ruf „chéri" wiederklingen kann. Die volle Berücksichtigung „ungar." Fremdwörter wurde durch deren besondre Kennzeichnung ermöglicht, der zufolge der Franzose auch bei ihrem reichlichen Auftreten kein falsches Bild vom Charakter der ungar. Sprache bekommen kann. So sind sogar ganze latein. Zitate mitaufgenommen, wenn ihre Urform in Frankreich weniger Fuß gefaßt hat als in

Ungarn; z. B. „audiatur et altera pars". Ohne Einschränkung entspricht das Wörterbuch unserm modernsten Kulturstand, nicht nur durch reichliche Vertretung neuster technischer und ähnlicher Fachwörter, sondern auch durch Berücksichtigung neuer Gegenstände unsres Alltagslebens vom Typ „Bubikopf", sowie andrerseits durch Aufführung auch neuer innerungar. Wortschöpfungen von Art des „közület". Viel wichtiger noch als aller Reichtum an Wörtern ist jedoch die fortwährende Darbietung fester Redewendungen, die dem Werk fast schon den Charakter eines besondern „Stilwörterbuchs" gibt. (H. D.)

15. Csűry, Bálint: *Szamosháti szótár* (Szamosháter Wörterbuch). I—II. Bp.: Hrsg. von Magyar Nyelvtudományi Társaság 1935—36. 573 + 480 S. 8°.

Es schien so, als ob die Dialektologie lange Zeit hindurch ein Stiefkind der ungar. Sprachwissenschaft gewesen wäre. Denn seit dem grundsätzlichen Werk Balassas (*A magyar nyelvjárások osztályozása és jellemzése* [Einteilung und Charakteristik der ungar. Mundarten] 1891) und dem zweibändigen Wörterbuch Szinnyeis (*Magyar Tájszótár* (Ungar. Landschaftswörterbuch 1893—6) sind viele Jahre verflossen, ohne daß die jüngere Generation von Sprachwissenschaftlern das Material der inzwischen erschienenen dialektologischen Mitteilungen oder Monographien ausführlich nach modernen Prinzipien bearbeitet hätte. Erst in jüngster Zeit änderte sich die Lage, als in raschem Nacheinander 1934 *A magyar nyelvjárások* (Die ungar. Mundarten) von Horger, 1936 das Buch von Laziczius gleichen Titels und 1935/36 Csűrys umfangreiches Wörterbuch erschienen. Letzteres ist ganz alleinstehend in der ungar. Fachliteratur, denn es gibt auf die Frage eine Antwort: wie weit eigentlich der Wort- und Phrasenvorrat eines einheitlichen Sprachgebietes, einer einzigen Mundart reicht und welche Schichten dabei zu unterscheiden sind. „Das Wort lebt im Satz", dieses richtige Prinzip läßt Cs. vollkommen zur Geltung gelangen, wenn er die meisten Wörter und Redewendungen, die er selbst in der Szamosháter Gegend — seiner Heimat — gehört hat, im Rahmen einiger mit Hilfe genauer phonetischer Schrift festgehaltener, der lebendigen Rede entnommener Sätze, Redensarten oder Sprichwörter darbietet. Dies verleiht dem Wörterbuch außer dem linguistischen, auch einen ethnolog. Wert. Die volkstümlichen Gegenstände, Geräte usw. werden durch einfache, deutliche Bilder erläutert. Zu erwähnen ist, daß Cs.s Wörterbuch nicht nur diejenigen Bestandteile des Szamosháter Dialekts umfaßt, die der Schriftsprache unbekannt sind oder nur in einem anderen Sinne vorkommen, sondern den vollständigen Sprachschatz, womit Verf. ein geeignetes Vorbild für die wiedererwachte ungar. Dialektforschung aufstellt. Es ist zu hoffen, daß Cs.s Lebenswerk außer der Erweiterung und Bereicherung unserer linguistischen Kenntnisse auch auf die Entwicklung der gesamten Hungarologie einen richtungweisenden Einfluß haben wird. (H. S.)

16. Dési-Éltes, Emilia: *A XVIII. század francia szavai a magyar nyelvben* (Französische Wörter des 18. Jh.s in der ungar. Sprache). Bp.: Selbstverl. 1935. 95 S. 8°. Diss.

Die franz. Fremdwörter gelangten am Ende des 18. Jh.s unter dem Einflusse der Wiener franz. Kultur in deutscher Form in die ungar. Sprache. Sie beziehen sich auf das gesellschaftliche Leben und die Kleidung, das Militärleben, die Politik und Literatur. Den größten Teil der Arbeit nimmt die Sammlung der mit Erklärungen und literarischen Nachweisen versehenen, alphabetisch geordneten Wörter ein. (F. P.)

17. Saád, Ferenc: *A magyar tüzérségi szavak története* (Geschichte der artilleristischen Ausdrücke des Ungarischen). Pécs: Kultura könyvnyomdai műintézet 1936. 64 S., 8°.

Dies Büchlein, das die artilleristischen Ausdrücke des Ungar., d. h. vor allem die Namen der verschiedenen Geschütze, ihres Zubehörs und ihrer Bestandteile, in sachlicher Anordnung darbietet und zu jedem die Geschichte seines Auftretens und die ersten Belege vorführt, stellt eine nützliche Vorarbeit für ein künftiges großes ungar. Wörterbuch dar. Am meisten Schwierigkeiten hat der Forschung bisher gerade das allgemeinste Wort „ágyú" bereitet, bis es Németh auf das čagataische „aldak = Trick" zurückführte, so daß die Kanone (oder vielleicht anfangs die Feuerwaffe überhaupt) von den Turkvölkern ursprünglich als das „raffinierte" neue Schießgerät mit besonderm „Trick" bezeichnet worden wäre. (H. D.)

18. Hadrovics, László: *Muraköz helynevei* (Ortsnamen der Mur-Insel). Bp.: Hornyánszky Viktor 1934. 34 S., 8°. (S.-A. Nyelvtudományi Közlemények, 48.)

Eine Untersuchung der Ortsnamen (im engeren Sinne, d. h. Dorfnamen) der von Kaj-Kroaten bewohnten Mur-Insel (das Kaj-Kroat. ist eine Übergangsmundart zum Sloven. hin) zeigt, daß über die Hälfte von den Personennamen der Besitzer abgeleitet ist; andere Personennamen liegen der Benennung nach Heiligen zugrunde. Bei der Ableitung von Appellativen finden wir natürlich viele Wörter, die irgendwie auf die Tätigkeit des Menschen hinweisen („Gehöft, Straße, Fischereiplatz"), während die Benennung nach rein landschaftlichen Gegebenheiten („Hügel, Bach, Wald") nicht so häufig ist, wie man denken sollte. Nur die Benennung nach bestimmten Baum- oder Pflanzenarten tritt stark hervor (was H. als allgemein-slav. Eigenart charakterisiert), aber nur nach bestimmten Arten, nicht „Wald, Wiese" im allgem. Die Personennamen der Besitzer, von denen der größte Teil der Ortsnamen ausgeht, sind slav., christliche (also völkisch unbestimmte) und ung. Namen, beide letztere zu ungefähr gleichen Teilen, die ersten etwas (nicht allzu viel) mehr. Die Ableitung von ungar. Personennamen (die als solche auch aus Ungarn belegt sind) ist größtenteils überzeugend; und in der Tat muß man annehmen, daß auf der Mur-Insel, die auch zur Zeit des alten kroat. Reichs nicht diesem, sondern Ungarn angehörte, Kroaten und Ungarn gemischt wohnten. (H. D.)

---

19. Bauer, Hedwig: *Nagy-Árpád. Mundart und Sitten.* Pécs-Fünfkirchen: Dunántul 1933. 144 S. 3 Taf. 1 Kt. 8°.

Diese Diss. ist eine außerordentlich gründliche Ortsmonographie des Dorfes Nagy-Árpád bei Fünfkirchen. Nagy-Árpád wird im Jahre 1333 zum ersten Male urkundlich erwähnt. Nach den Türkenkriegen wird es von dem Bischof von Fünfkirchen als dem Grundherrn seit 1731 neu besiedelt, und zwar im wesentlichen mit württembergischen Schwaben aus der Gegend des oberen Neckarlaufes und des Donauquellgebietes, wie aus der Mundart, dem Wortschatz, aus Familiennamen u. a. überzeugend erschlossen wird. Einzelne fränkische Ansiedler sind in dem vorherrschenden schwäbischen Volkstum restlos aufgegangen, ohne Spuren in der Mundart zu hinterlassen. — Der erste Teil der Arbeit enthält eine Laut- und Formenlehre der voralemannischen Mundart, die auf einer beigegebenen Karte lokalisiert wird. Der zweite Teil ist ein „Volkskundelexikon", das in alphabetischer Reihenfolge die volkskundlichen Erscheinungen (nicht nur die „Sitten") aneinanderreiht. Durch diese neuartige Anordnung ergeben sich zwar gelegentlich Überschneidungen, manches wird aus dem Zusammenhang gerissen, aber das Auffinden der Angaben wird oft erleichtert. Gute

Abbildungen (Aufnahmen von Hans Retzlaff) vervollständigen die reichhaltige Darstellung. (H. Gr.)

20. Schlegl, János: *Az alsógallai német nyelvjárás mondatszerkesztése* (Satzlehre der deutschen Mundart von Untergalla). Bp.: Pfeifer Ferdinánd 1935. 75 S., 8°. P. 2,50. (Német philologiai dolgozatok 62 = Dt. philol. Arb.)

S. drückt sein Erstaunen darüber aus, daß die dt. Mundarten Ungarns schon vielfach nach Laut- und Formenlehre, noch nie aber auf ihre Satzlehre hin behandelt worden sind; gerade seine eigene Arbeit zeigt jedoch, wie geringes Bedürfnis danach besteht: In der Satzlehre haben sich die Mundarten viel zu wenig verselbständigt, selbst die von der Schriftsprache unabhängigen Mundarten ausländischer Sprachinseln. So ist auch das, was S. Satzlehre seiner Mundart nennt, Zusammenstellung von Eigenarten des Deutschen — oder wenigstens der vereinfachenden Bauernsprache — aller Gegenden; der Unterschied von einer „Satzlehre der deutschen Schriftsprache" liegt nur in Heraussuchung eigentümlicher Kleinigkeiten an Stelle der großen Hauptregeln (solcher Dinge also wie z. B. die Teilung zusammengesetzter Pronominaladverbien: wohin gehst du? > wo gehst du hin?). Wirklich lokal ist jedoch die Altertümlichkeit in drei Punkten: in der schon undeutsch anmutenden Lebendigkeit des Präsenzpartizips (auch progressive Form wie im Engl.), in dem Fügungstyp „zu was" statt „wozu" und bei vielen Substantiven im Geschlecht (wie im Mhd. noch „der Zwiebel, das Honig" usw.). Bei diesen wirklichen Sonderheiten vermissen wir Vergleichung mit sonstigen Mundarten; besonders da, wo nach etwaigem Einfluß des Ungar. gefragt werden muß: beim Verlust (außer in fest gewordenen Formeln) des Passivs und bei der Verwendungsweise des „auch" (Stellung hinter dem zugehörigen Wort, „auch und auch" = „sowohl wie auch"). — In einer Einleitung stellt S. die Geschichte des Ortes dar: Die ersten Siedler (ab 1722) waren Ostfranken, Rheinfranken und Alemannen; die Zuwanderung von Deutschen aus westlichen Nachbargegenden (Komitat Wieselburg) brachte jedoch auch nach Galla die heutige bairisch-österr. Mundart. Über die erste Kolonisation hat S. historische Belege gesammelt; ein Erlaß Ernst Ludwigs von Hessen und ein ebenfalls im Darmstädter Archiv gefundenes Bänkellied über die Auswanderung sind abgedruckt. (H. D.)

---

21. Treimer, Karl: *Das tschechische Rotwelsch.* Heidelberg: Winter 1937. 93 S., 8°. RM 4. (Slavica, 13.)

In der Form ungebundener Plauderei trägt T. durcheinander verschiedene Dinge vor, die sich irgend auf die tschech. Gaunersprache beziehen. Materialsammlung und Materialbearbeitung, Sprachliches und Kulturgeschichtliches, Tschechisches und Außertschechisches, Grundsätzliches und Monographisches geht bunt durcheinander; und überall werden ohne den Gedanken an Vollständigkeit willkürliche Einzelstücke herausgegriffen. Trotzdem fehlt ein Wortregister, das hier nötiger wäre als sonstwo; um das Wiederfinden einzelner Wörter, an die man sich erinnert, bemüht man sich bei der Unordnung oft vergebens. Dazu ist die Abhandlung in ausländ. Deutsch geschrieben, das mitunter sogar die Grenzen der Verständlichkeit unterschreitet. Überhaupt nicht hergehörige Zitate aus der Sanskritliteratur dienen bloß dazu, des Verf.s Gelehrsamkeit zur Schau zu stellen; aus demselben Grunde wohl werden arab.-türk. und hebr.-jidd. Wörter nur in der Urschrift aufgeführt, statt lateinisch oder zweischriftig, wie es für die Leser nötig wäre. Trotz alledem wird man, bis eine system. Behandlung des Gegenstands vorhanden ist, mit dieser Kostprobe dankbar vorliebnehmen, die immerhin manches bisher nur in Tageszeitungen veröffentlichte Material

mitbenutzt. — Die Grundlage der Gaunersprache ist bei den Tschechen gleich wie anderswo: einerseits reiche Entlehnung aus Nachbarsprachen, andrerseits starke Umgestaltungen der heimischen wie der entlehnten Wörter, sowohl der Form wie der Bedeutung nach. Für uns besonders interessant ist, wie zu den Hauptlehnwortspendern neben Deutsch, Hebräisch und Zigeun. auch das Ungar. gehört, indem die ungar. Wörter des Slowak. auch ins Tschech. weiterwanderten. In kleinerem Maße sind Lehnwörter aus allen Sprachen Osteuropas vertreten, recht zahlreich ferner ital. (Diese ital. Bestandteile sind jedoch jung und nicht mit der ital. Schicht des Jidd. zu vergleichen, die aus den Anfängen des Mittelalters stammt!) (H. D.)

---

22. Murakin, A.: *Ülevaade Ungari kirjandusest* (Übersicht über die ungarische Literatur). Tartu: Loodus 1935. 47 S. 8°. (Keel ja Kirjandus, H. 14. Sprache und Literatur.)

Nach dem ganz kurzen Abriß Margs von 1914 ist dies Büchlein die erste Darstellung der ungar. Literatur in estn. Sprache. Die Ausführungen zu den einzelnen Dichtern treffen durchweg das Richtige; für die älteren Zeiten laufen auch Zusammenfassungen des gesamten Zeitcharakters nebenher, die jedoch später zurücktreten und schließlich ganz verschwinden. Sehr hübsch ist die Beigabe kleiner Bilder aller bedeutenden Gestalten; Lob verdienen ferner die Anweisungen zur ungar. Aussprache, die man in den meisten ausländ. Werken vermißt (die Aussprache „lj" für „ly" sollte man heute nicht mehr angeben, jedenfalls aber nicht an erster Stelle!) (H. D.)

23. Hankiss, Jean et Molnos-Muller, L. (Hrsg.): *Anthologie de la poésie hongroise.* Paris: Éditions du Sagittaire 1936. 240 S. 8°.

Die Herausgeber haben im Sinne überlieferter Wertung aus dem ungar. Schrifttum jene Gedichte ausgewählt, die seit dem 17. Jh. bis heute das Gesicht der ungar. Dichtung geformt haben, wenn auch mehr als die Hälfte des Buches den Dichtern unserer Tage vorbehalten ist. Der größte Teil der Übersetzungen gibt innerhalb der Grenzen des Möglichen das Ursprüngliche getreu wieder. Die verschiedensten Stimmungen werden auch differenziert, oft vollendet in der Form, manchmal bis zum Virtuosen vorgetrieben wiedergegeben (Vörösmarty, Monolog an die Nacht). Natürlich stellen die individuellen Eigenheiten der ungar. Sprache die Übersetzer oft genug vor unlösliche Schwierigkeiten, so daß sie hin und wieder ihre Zuflucht zur Form der Gedichte in Prosa (Babits, Die Danaiden) nehmen müssen. Ausgezeichnet sind auch die gedrängt und doch erschöpfend gefaßten Würdigungen der einzelnen Dichter. Wir haben leider dieser Sammlung keine ebenbürtige lyrische Anthologie in deutscher Sprache an die Seite zu stellen. (Kk.)

---

24. Istványi, Géza: *A magyarnyelvű irásbeliség kialakulása* (Die Ausbildung der ungarsprachigen Schriftlichkeit). Bp.: Egy. Nyomda 1934. 116 S. 8°.

Im ungar. Urkundenwesen konnte sich der Gebrauch der latein. Sprache fast 300 Jahre länger halten als in den westl. Ländern. Die Anwendung der ungar. Sprache findet erst nach der Schlacht von Mohács (1526) in größerem Maße statt, als die kgl. Kanzlei und die „glaubwürdigen Orte", deren Organe kirchliche Personen und Körperschaften waren, ihre Bedeutung verloren hatten und der ungar. Großgrundbesitz, der das protest. Schulwesen förderte, so auch den Laien Ausbildung im schriftlichen Gebrauch der ungar. Sprache zukommen ließ. Der Grundbesitz und die sich allmählich magyarisierenden oberungar. Städte verwendeten von der zweiten Hälfte

des 16. Jh.s ab die ung. Sprache in Obligationen, Testamenten, Pfandbriefen usw., für Urkunden ewiger Geltung behielten sie freilich die latein. Sprache bei. In Siebenbürgen erlangte das Ungarische bei der fürstl. Hofkanzlei und in den Dekretalien des Landtages eine größere Bedeutung und stärkere Verbreitung. Auch die wallachischen Wojwoden, osman. Behörden, selbst der Sultan und der Khan der Krim gebrauchten im Urkundenwesen die ungar. Sprache. (L. S.)

25. Kallós, Zsigmond: *Regősdalaink rejtélye* (Das Rätsel der ungar. Regőslieder). Szombathely: Martineum 1935. 76 S. 8°. (SA. Vasi Szemle, 2. Jhrg., H. 3).

Die folkloristisch bedeutsame Studie, die ein reiches Quellenmaterial verarbeitet, sieht im Gegensatz zu anderen Darstellungen, die in diesen Liedern Spuren von Schamanismus aufzeigen wollen, in ihnen Reste von alten Gesängen bei der Brautwerbung. Die jungen Westszékler, die zur Zeit der Christianisierung wegen ihres starren Festhaltens am alten Volksglauben nach Siebenbürgen flohen, kehrten alljährlich einmal in ihre alte Heimat zurück, um ihr Recht auf die Mädchen der Sippe und ihren Anteil am Jahresertrag des von ihnen den Sippen überlassenen Grundbesitzes geltend zu machen. Auf diese Heimfahrten beziehen sich also die Regőslieder, deren Leitmotiv die Sehnsucht nach der alten Heimat und nach der vernichteten Stammeskultur ist. Auf Grund dieser Theorie versucht Verf. weiterhin die urrechtlichen und urkultischen Beziehungen dieser alten Lieder zu deuten. (F. P.)

26. Timár, Kálmán: *Dunántuli magyar kódexek sorsa* (Schicksal transdanubischer ungar. Kodices). Pécs: Pannonia 1936. 48 S. 8°.

Verf. verfolgt das Schicksal der nach der Schlacht von Mohács zerstreuten transdanubischen Kodices und berichtet über ihre Wanderungen, ihre Entdeckung und Veröffentlichung. Die Arbeit ist von außerordentlicher Wichtigkeit, weil sie viele alte Irrtümer richtigstellt und unser mangelhaftes Wissen über das Nachleben der ungar. Kodices zur Zeit der Verbreitung der Buchdruckerei ergänzt. (F. P.)

27. Huszti, József: *Humanista kézirati tanulmányok* (Humanistische Handschriftenstudien). Szeged: Városi Nyomda 1934. S. 49—79. 8°. (Acta litterarum ac scientiarum reg. universitatis Hung. Francisco-Josephinae, Sectio: Philologica Tom. V, Fasc. 3).

Der um die Erforschung der ungarländ. latein. Literatur verdiente Gelehrte veröffentlicht zwei Handschriftenstudien aus der Zeit des Humanismus. Die eine untersucht die ungar. Beziehungen des Hecatelegiums des Pacificus Maximus, der seine Elegiensammlung auch König Matthias widmete. Die andere beschäftigt sich mit den Janus Pannonius-Studien des Angelo Colocci, der eine Ausgabe der Werke des Janus Pannonius vorbereitete und den Huszti als den Verfasser einer Lebensbeschreibung des Janus bezeichnet, die Stephanus Kaprinai erstmals in seiner „Hungarica diplomatica temporibus Mathiae..." unter den Schriften des Martin Cseles mitgeteilt hatte. (L. S.)

28. Juhász, Coloman: *Andreas Dudich. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und der Gegenreformation* (S. A. aus Heft I/1935 des Histor. Jahrbuchs der Görresgesellschaft). Köln 1935. 20 S. 8°.

Der Versuch, eine Lebensbeschreibung Dudichs zu geben, seine Wirksamkeit als Kirchenfürst und humanist. Gelehrter darzustellen und seine religiösen Anschauungen und letzte Stellungnahme in diesen Dingen klarzulegen, ist oft unternommen worden. Der Wunsch, „die Lebensgeschichte Dudichs, sein schriftstellerisches Wirken, die ihn

umgebende geistige Atmosphäre mit eingehender Schilderung auszuarbeiten" hat Vf. mit vorlg. Arbeit erfüllt. Das Auftreten D.s auf dem Tridentinum und seine Kirchenreformpläne werden ausführlich behandelt. Ebenso die Geschichte seiner Ehe und seine spätere Stellungnahme in Glaubensfragen. J. weist die Behauptungen zurück, daß Dudich Anhänger der Reformation oder sogar Antitrinitarier geworden wäre, alle neuen Lehren bekämpfte er mit seinem Spott. Ein eindeutiges Bekenntnis verhinderten seine Wankelmütigkeit und sein religiöser Individualismus. (L. S.)

29. Mahotka, Jenő: *Szépirodalmi folyóirataink története az abszolutizmus korában* (Die Geschichte der ungar. schönliterarischen Zeitschriften zur Zeit des Absolutismus). Bp.: Attila 1934. 43 S. 8°. Diss.

Verf. gibt einen sehr guten Überblick über das Zeitschriftenwesen der absolutistischen Zeit, schildert die Schwierigkeiten, mit denen die Herausgeber dieser Zeitschriften zu ringen hatten, ihren Kampf mit der Zensur und mit dem Publikumsgeschmack. Verf. zählt die Herausgeber und die Dauer des Bestehens der einzelnen Zeitschriften genau auf. (A. Cz.)

30. Bada, Gyula: *Uti levelek a magyar irodalomban Mikestől Petőfig* (Reisebriefe in der ungarischen Literatur von Mikes bis Petőfi). Bp.: St. Krautvig 1935. 45 S. 8°. Diss.

Verf. charakterisiert in seiner Diss. einen Teil der ungar. Reiseliteratur. Zunächst spricht er über die Briefdichtung im allgemeinen. In der Zeit von Mikes bis Petőfi untersucht er die Reisebriefe; er ordnet sie in chronologischer Reihenfolge, nach Perioden aufgeteilt. Er zeigt auf, inwieweit der jeweilige Zeitgeist auf die Briefe eingewirkt hat und mit welcher Tendenz sie geschrieben wurden. Zum Schluß schildert er die Beeinflussung der jüngeren Reiseschriftsteller durch Mikes. (A. Cz.)

31. Csóka, J. Lajos: *Bessenyei György és a bécsi udvar* (G. B. und der Wiener Hof). Pannonhalma: Sonderabdruck aus Pannonhalmi Szemle 1936, H. 2. Jhrg. XI. 14 S. 8°.

Beim Studium des Briefwechsels zwischen der Gräfin Terézia Grass und Ádám Kollár macht Verf. die wichtige Entdeckung, daß der Erfolg des jungen B. am Hofe der aufrichtigen Freundschaft und der wohlwollenden Protektion dieser beiden Hofleute zu verdanken ist. Die kleine Schrift wirft auf die Tatsache, daß der Hof Maria Theresias den ungar. geistigen und kulturellen Bestrebungen wohlwollend gegenüberstand, ein neues Licht. (F. P.)

32. Verseghy, Ferenc: *Rikóti Mátyás* (M. R.). Bp.: Kir. Magy. Egy. Ny. 1935. 180 S. 8°. (Magyar Irodalmi Ritkaságok-Ung. Literar. Seltenheiten, Nr. 32).

Das 1804 zuerst anonym erschienene komische Epos wird hier von der Schülerschaft des Gymnasiums Szolnok, der Heimatstadt des Dichters, herausgegeben. Es handelt sich um die Dichterkrönung und zugleich Verhöhnung des närrischen und eingebildeten Dorfkantors M. R. Die tragikom. Geschichte des ehrgeizigen und pflichtvergessenen Kantors zeichnet sich auf dem Hintergrund des ungar. Dorfes mit seinen Herren, gebildet sein wollenden Honoratioren und seiner Bauernschaft ab. Die Vorbilder bei der Gestaltung der Vertreter dieser gesellschaftl. Schichten gaben Zeitgenossen R.s (u. a. P. Horváth Ádám und Alexovits Vazul) ab, deren Gespräche uns einen eigenartigen Einblick in das Leben der ersten Jahre des 19. Jh.s. vermitteln.

Hinter der zuweilen scharfen und komischen Tonart des Werkes wird eine realistisch und utilitaristisch gefärbte Auffassung von den Aufgaben der Dichtkunst sichtbar. V. verfolgt mit bissigem Hohn die Entwicklung der am Ende des 18. Jh.s entstehenden Dichterschulen. Die aus 12 Gesängen bestehende komische Dichtung wird so zu einem satir. Zeitbild. Die Noten zu den eingestreuten von V. „Arien" genannten Lieder sind beigefügt. (F. P.)

33. Németh, Antal: *Bánk Bán száz éve a szinpadon* (Die hundert Jahre des Bánk Bán auf der Bühne). Bp.: Székesfőváros 1935. 279 S. 8°.

Das repräsentative Werk des ungar. Dramas, J. Katonas Tragödie, entstand i. J. 1815, wurde 1819 umgearbeitet, 1820 in Buchform herausgegeben, 1833 in Kassa als Benefizvorstellung des M. Udvarhelyi uraufgeführt. Die zweite Aufführung erlebte es in Klausenburg 1834, die dritte in Buda 1835. Im Strome der großen nationalen Reformbewegung der 40er Jahre erntete es vor allem als Ausdruck des Fremdenhasses großen Erfolg, zur Zeit des Absolutismus mußte es wegen seiner nationalen Tendenzen von der Bühne verschwinden; 1860 entstand dafür die Opernbearbeitung von Egressy und Erkel. Seit dem Ausgleich mit Österreich wurde das Stück immer mehr zum repräsentativen Nationaldrama; als solches erweckte es auch ausländisches Interesse: Adolf Sonnenthal (1871) und Gust. Salvini (1897) haben es in Budapest deutsch bzw. italienisch gespielt; M. Reinhardt ließ es 1911 auch in Berlin — erfolglos — aufführen. 1912 wurde es zu einem Filmsujet umgearbeitet. N.s schön ausgestattetes und reich illustriertes Buch faßt alle wesentlichen theatergeschichtlichen Angaben zusammen, gibt reiche Proben aus den zeitgenössischen Kritiken, geht darüber aber kaum hinaus. So ist sein Werk wohl vor allem als grundlegende Materialsammlung zu werten. (y.)

34. Arany, Johann: *Toldi*. Übers. von G. Engel. Bp.-Lpz.: G. Vajna & Co. 76 S. 8°.

Übers. gibt eine sehr ansprechbare Übertragung des Originals, dem aber der letzte künstlerische Ausdruck deshalb fehlen muß, weil der Übers. sich zu starr an das Schema des Alexandriners hält und der deutschen Sprache doch hin und wieder Gewalt antut. Interessant ist vielleicht in diesem Zusammenhang die wenig bekannte Kritik Friedrich Hebbels: „... wenn das Gedicht auch in bezug auf die Erfindung kaum originell und tiefsinnig genannt werden kann, so ist es in der Ausführung doch höchst eigentümlich und macht den Leser rascher und lebendiger mit den magyarischen Grund- und Ur-Zuständen vertraut, als manches Geschichtsbuch." (Toldi, übers. von Moritz Kolbenheyer, Pesth 1855, S. V.) (Kk.)

35. Horváth, János: *Kisfaludy Sándor* (S. K.). 84 S.

36. Ders.: *Csokonai, Csokonai költő-barátai, Földi és Fazekas* (Cs., die Dichterfreunde Cs.-s, F. und F.) 85 S.

37. Ders.: *Kisfaludy Károly* (K. K.) 82 S.

38. Ders.: *Kisfaludy Károly évtizede, az 1820.-as évek kisebb irói* (Das Jahrzehnt K. K.-s, die kleineren Schriftsteller der 1820.er Jahre) 75 S.

39. Ders.: *Katona József. Játékszini és drámairodalmi előzmények. Katona drámairó kortársai* (J. K. Theatergeschichtliche und dramaturgische Voraussetzungen, K.-s Dramatiker-Zeitgenossen) 103 S. Bp.: Kókai Lajos 1936. 8°.

Die Bde enthalten selbständige Kapitel jener Vorlesungen, die J. H. in den Jahren 1933-36 an der Universität Budapest gehalten hat. Sie stellen die schriftstellerischen Persönlichkeiten der beiden Kisfaludy, des M. Csokonai, des J. Katona und einer Reihe weniger bedeutender Schriftsteller der ersten Jahrzehnte des 19. Jh.s in

den Vordergrund, lassen aber auch die großen zusammenfassenden Linien der gesamten geistesgeschichtlichen Entwicklung zur Geltung kommen. Die Zeit gehört zu den interessantesten Perioden ungarischer Geistesgeschichte, die geistigen Grundlagen der nationalen Renaissance des Jh.s werden jetzt gelegt, die tiefgreifende Umgestaltung des gesamten literar. Bewußtseins wird jetzt vollzogen: an Stelle der religiös orientierten, wissenschaftlich legitimierten Schriftstellerei tritt die patriotisch, weltlich orientierte, durch die schöpferische Persönlichkeit legitimierte schöne Literatur, das literarische Leben organisiert sich nach eigenen autonomen Gesetzen. H.s Darstellung zeigt den großen Umbruch der Zeit im Spiegel einzelner Persönlichkeiten und Werke. Seine Untersuchungen sind durch dieselbe Gründlichkeit im einzelnen und Weitsichtigkeit im ganzen, durch die gleiche Objektivität und Gewissenhaftigkeit der Urteile und durch dieselbe Klarheit und Eindringlichkeit der Darstellung gekennzeichnet wie in seinen großen Werken, nur daß er hier noch unmittelbarer spricht und eine gewisse Leichtigkeit des lebendigen Vortrages bewahrt. Er faßt — dem pädagogischen Zweck der Bde gemäß — auch viel Bekanntes zusammen, bringt aber nicht nur in den Zügen der Gesamtdarstellung, sondern auch in den Einzelheiten sehr viel Neues — es sei hier nur auf die mustergültige Entstehungsgeschichte des Bánk Bán, auf die feine Gliederung der dichterischen Produktion S. Kisfaludys und auf die Beiträge zur Erforschung der innerungarischen Motivwanderung hingewiesen. (y.)

40. Voinovich, Géza: *Petőfi*. Bp.: Magy. Szemle. Társ. 1936. 80 S. 8°. (Kincsestár No. 144.)

Das Büchlein bringt eine populär gehaltene Darstellung des Lebens und Werkes P.s. V., ein anerkannter P.-Kenner, verfolgt die menschliche und literarische Entwicklung des ungar. Nationaldichters von den ersten dichterischen Versuchen der Kindheit bis zum Höhepunkte seines Schaffens. P. wird als überzeugter, betont magyarischer Rufer und Kämpfer einem breiteren Publikum erneut vor Augen geführt. (F. P.)

41. Illyés, Gyula: *Petőfi*. Bp.: Nyugat o. J. 316 S. 8°.

Im Rahmen einer Biographie wird im Buch alles zusammengefaßt, was die bisherige umfangreiche Forschung als wesentliches Material gesammelt und was I. als Deutung hinzugefügt hat. Die volle Aufmerksamkeit und auch das ganze Mitgefühl Verf.s gilt dem Hauptthelden, dessen Laufbahn sich in organischer Einheit von Leben und Schaffen vor unseren Augen entfaltet. Alles Licht fällt auf ihn, gesellschaftlicher und historischer Hintergrund, Zeitgenossen und Freunde werden nur hervorgehoben, soweit sie Persönlichkeit und das Werk P.s verständlicher machen. Ein guter Dichter spricht hier von einem großen Vorgänger; er kennt die Geheimnisse des Schaffens und versteht es auch die formalen, oft rein technischen Fragen P.-scher Dichtung treffend zu charakterisieren. Seine Begeisterung — wenn sie auch in einigen Fragen zu Einseitigkeiten führt — verzeichnet das Bild P.s nicht; er schließt sich der realistischeren Überlieferung der P.-Deutung an, hebt vor allem die zielbewußte Selbstbildung und die Willenskraft, hauptsächlich aber den Sinn und die Bedeutung der revolutionären Rolle P.s hervor. Das manchmal etwas breit, aber immer klar, eindringlich und spannend geschriebene Werk wird dem ungar. P.-Kultus gute Dienste leisten können. (y.)

42. Kornis, Gyula: *Petőfi pesszimizmusa* (P.s Pessimismus). Bp.: Franklin 1936. 102 S. 8°.

Petőfi hat wohl Gedichte geschrieben, in denen seine Liebe für das Leben und eine Verachtung der Philosophie zum Ausdruck kommt, doch wenn man seine ganze

Dichtung übersieht, erkennt man, daß er von den Jugendanfängen an bis zu den letzten vollendetsten Gedichten nach dem tiefen Sinn des menschlichen Daseins forscht. P. ist ein intuitiver Denker, dessen Geschichtsphilosophie, metaphysische und moralische Ansichten von dem Pessimismus seiner Zeit durchdrungen waren. Hugo Meltzl nennt ihn sogar den ungar. Schopenhauer. In der unruhigen, spannungs- und sehnsuchtsvollen Zeit der Pubertät gibt er sich dem Gefühlspessimismus hin, der später in einen Moralpessimismus übergeht und ihn sein ganzes Leben lang begleitet. Allein die Liebe und die Natur können ihn auf kurze Zeit seine düsteren Gedanken vergessen lassen. Seine politische Haltung wird von der franz. Revolution beeinflußt, er nennt sich den eifrigsten Anhänger der Demokratie. Das Schicksal seines Vaterlandes erscheint ihm ungewiß und dunkel, allein an den Sieg der Freiheitsideen glaubt er mit der tiefsten Überzeugung eines Optimisten. Die neue Studie K.s, eines der einsichtsreichsten ungar. Charakterologen, bereichert und vertieft unser Wissen um die Weltanschauung Petőfis. (F. P.)

43. Szabó, Richard: *Kozma Andor költészete* (A. K.s Dichtung). Bp.: Selbstverl. 1936. 89 S. 8°.

K.s Dichtung, die Verf. als lyrischen Realismus kennzeichnet, trägt ein objektiv-aktuelles Gepräge. Eine eigentliche Gefühlslyrik fehlt bei ihm. Er ist ein getreuer Berichterstatter, der meist die Ereignisse seiner Zeit in kunstvoller Form wiedergibt. Der Dichter steht unter Bérangers, Petőfis, Aranys, Vörösmartys Einfluß, besitzt aber einen eigenen Stil und eine gewandte Verstechnik, die seiner Dichtung frische, individuelle Züge verleihen. (F. P.)

44. Juhász, Gergely: *Klopstock magyar utókora* (K. und die ungar. Nachwelt). Bp.: Minerva-könyvtár 1935. 127 S. 8°.

Den durch die Wiener Bardendichter vermittelten Klopstockianismus nahmen in Ungarn zuerst die klassizistischen Reformatoren der ungar. Dichtung (Molnár, Szilágyi, Ráday) zum Vorbild. Die Dichtung der klassischen Trias (Baróti, Révai, Rájnis) stehen unter dem unmittelbaren Einfluß K.s, der auch Virág und Berzsenyi zu eindrucksvollen dichterischen Leistungen begeistert. Auch auf die Entwicklung der ungar. Nationalepik hat K. befruchtend eingewirkt, die Spuren des Messias kann man von Csokonai und Aranyosrákosi bis zu Vörösmarty verfolgen. Auf dem Gebiete der Spracherneuerung wurde Kazinczy von den Ideen K.-s angeregt, dem er in stilistischen und sprachwissenschaftlichen Fragen die höchste Autorität zuschrieb. Eine chronologische Tafel über K. und seine Anhänger und ein Auszug in deutscher Sprache bilden den Abschluß der gründlichen Studie. (F. P.)

45. Halász, Viola: *Goethe és Arany* (G. und A.). Bp.: Selbstverl. 1935. 79 S. 8° Diss.

Verf. bemüht sich auf eine etwas abwegige, aber keinesfalls dilettantische Weise, die Gleichwertigkeit Goethes und Aranys zu beweisen. Sie vergleicht Leben, Veranlagung, Weltanschauung, dichterische Originalität und Erfindungsgabe der beiden Dichter und hat im einzelnen einige bedeutende und gut begründete Feststellungen zu machen. Überzeugend ist z. B. H.s Urteil über die Balladendichtung Aranys. Auf diesem Gebiete ist er Goethe entschieden überlegen. (F. P.)

46. Nagyiványné Barhó, Margit: *Francia irodalom a magyarországi német folyóiratokban 1767—1852* (Französ. Literatur in den ungarländischen deutschen Zeitschriften). Bp.: Dunántúl 1934. 158 S. 8°.

Vorliegende Untersuchung zeigt, welche Bedeutung den ungarländisch-deutschen Zeitschriften des 19. Jh.s in der Vermittlung franz. Kultur und Literatur in

Ungarn zukommt. Die deutschen Zeitschriften, gegründet nach dem Vorbild der englischen moralischen Wochenschriften, erfahren unter dem Einfluß der franz. Aufklärung und Romantik eine starke Veränderung: franz. Übersetzungsliteratur findet Eingang in alle Spalten. Lehrreiche Märchen, aufklärende Artikel, wissenschaftliche Aufsätze und vor allem das Feuilleton werden in den deutschen Zeitschriften kultiviert. Montesquieu, Rousseau, Voltaire, Lamartine, Chateaubriand, Dumas und Hugo üben ihre Wirkung auf das deutsche Lesepublikum aus. Von 1767—1852, vom Erscheinen der Zeitschrift „Der Freund der Tugend" bis zum Eingehen der Zeitschrift „Der Spiegel", erstreckt sich die Untersuchung und umfaßt damit die wichtigste Epoche des franz. geistigen Einflusses in Ungarn. (H. v. R.)

47. Szikszay, Edit: *Louis-Auguste Rogeard. Egy francia emigráns Magyarországon* (L.-A. R. Ein franz. Emigrant in Ungarn). Pécs: Selbstverl. 1936. 65 S. 8°. Diss.

R. ist ein vergessener Schriftsteller, der durch seine gegen Napoleon III. gerichteten polit. Schriften in ganz Europa berühmt wurde. Wegen seines Hauptwerkes „Propos de Labiénus", das in versteckter Form Angriffe gegen das Kaisertum enthielt, wurde er verbannt. Verf. richtet ihr Hauptinteresse auf die in Ungarn verbrachte Zeit seines Lebens (1874—79). Seine in franz. Sprache gehaltenen, aber später ungarisch herausgegebenen politisch gefärbten literarhistor. Vorträge erwarben ihm viele Freunde in den frankophilen Kreisen und fanden ein lebhaftes Echo in der Bp.er Presse. (F. P.)

48. Csapláros, István: *Théophile Gautier és a magyarok* (Th. G. und die Ungarn). Pécs-Fünfkirchen: Kultura 1935. 46 S. 8°. Diss.

49. Schreiber, Erzsébet: *Zola és a magyar irodalom* (Z. und die ungar. Literatur). Pécs-Fünfkirchen: I. Engel 1934. 89 S. 8°. Diss.

Th. G., der in Paris mit einer Reihe ungar. Künstler in Verbindung stand, zeigte als leidenschaftlicher Reisender und Liebhaber exotischer Länder eine gewisse Neigung zu Ungarn. Wie den meisten seiner Zeitgenossen erschien ihm Ungarn als ein farbenfrohes und primitives Land, dessen typische Landschaft, die Pußta, er mit Hirten, Zigeunern und Betyaren bevölkert sah. Seine Vorstellung von Ungarn schöpfte er aus einem Album volkskundlicher Zeichnungen Théodore Valérios. Dieses Album und einige Werke Lenaus und Becks inspirierten seine beiden Ballett-Pantomimen (Paquerette 1851, Janko le bandit 1858). Große Dienste leistete er den in Paris lebenden ungar. Künstlern, wie E. Reményi, V. Madarász, M. Munkácsy, M. Zichy, durch seine anerkennenden Kunstbesprechungen. Während Th. G.s Werk selbst in Ungarn, abgesehen von den wenigen, die sich an seinem makellosen Stil als Übersetzer erprobten, wenig Widerhall gefunden hat, hat Zola tiefe Spuren in der ungar. Literatur gelassen. E. Schreiber untersucht den Widerhall, den die Werke und die Gedanken Z.s in Ungarn geweckt haben. Im 1. Kap. behandelt Verf. die Aufnahme Z.s durch die ungar. Kritik. Das 2. Kap. ist der Frage des Einflusses gewidmet, den Z. auf einige ungar. Schriftsteller, wie S. Justh, A. Bródy und Th. Kóbor, ausgeübt hat. Das 3. Kap. untersucht das Verhältnis der modernen ungar. Literatur zu Z. Das letzte Kap. bietet eine eingehende Bibliographie. Beide sorgfältig abgefaßten Studien geben einen guten Einblick in einen Ausschnitt der ungar.-franz. kulturellen Beziehungen des 19. Jh.s. (Kk.)

50. Willer, József: *Byron és a magyar eposz* (Byron und das moderne ungar. Epos). Győr: Mercur o. J., 66 S. 8°. Diss.

Vorliegende Arbeit steckt sich das Ziel, Byrons Einfluß (*Don Juan*) auf die Gestaltung des modernen ungar. Epos aufzuzeigen. Die neue auch „Roman in Versen" genannte Dichtungsart wird 1850 von Arany in die ungar. Literatur eingeführt

(*Bolond Istók*). Das neue ungar. Epos weist in der Wahl der Motive und Helden, in seiner lyrischen Subjektivität Byronsche Züge auf, enthält aber auch spezifisch ungar. Eigentümlichkeiten. Als die Hauptvertreter des modernen ungar. Epos sind László Arany, Zoltán Balogh, János Vajda, Pál Gyulai und Kornél Ábrányi anzusehen, deren Werke W. eingehend bespricht. (F. P.)

51. Csipkay, Sándor: *Magyar-holland irodalmi kapcsolatok kezdetei: Laskai János.* (Die Anfänge ungar.-holländischer literarischer Beziehungen: Johann Laskai.) Bp.: Diss. 1935. 31 S. 8°.

Schon im Mittelalter suchten junge Ungarn berühmte Universitäten im Ausland auf, wie Paris, Bologna, Padua, Ravenna; zu Beginn der Reformation zogen sie dann nach Halle und Wittenberg, und im 17. Jh. bevorzugten sie die niederländischen Hochschulen. Die Ursache dafür liegt einerseits in einer Verfügung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Sachsen, der den Kalvinisten den Besuch der Wittenberger Universität verbot, andererseits wirkt die Berühmtheit der niederländ. Universitäten auf die ungar. Studenten anziehend. Cs. befaßt sich nun insbesondere mit dem Entwicklungsgang eines dieser Studenten, Johann Laskai, der durch das Stipendium einer ungar. Magnatenfamilie nach Leyden geschickt wurde, und weist nach, daß durch dessen in Holland abgefaßte und später ins Ungarische übertragene Arbeiten — die sogar in die Bibliothek Rákóczis Aufnahme fanden — der Entwicklung der ungar. Sprache ein wichtiger Dienst erwiesen wurde. (Mdt.)

---

52. Schneider, Wilhelm: *Die auslanddeutsche Dichtung unserer Zeit.* Bln.: Weidmannsche Buchhandlung 1936. 347 S. 8°.

Das methodisch und literarkritisch vorbildliche Werk des durch seine ausgezeichneten stilkritischen Arbeiten bekannt gewordenen Verf.s füllt eine seit Jahren stark empfundene Lücke auf dem Gebiete der völkisch-stammhaft und gesellschaftlich gesehenen Literaturgeschichte. Er fußt auf den Gedankengängen J. Nadlers, G. Fittbogens, Richard Csakis, Heinrich Zillichs, Karl Kurt Kleins, Georg Schreibers, Karl C. Talheims und Hugo Grothes, mit denen er sich grundlegend in einem Eingangskapitel „Voraussetzungen und Werte" auseinandersetzt. Das gesamte Schrifttum der Balten, Rußlanddeutschen, Siebenbürger Sachsen, Banater Schwaben und Deutschamerikaner wird vom reichsdeutschen Standpunkt „im Zusammenhang mit der gesamtdeutschen Literatur betrachtet". Das literarische Schaffen des Grenzlanddeutschtums bleibt aus einleuchtenden Gründen unberücksichtigt. Jeder Abschnitt beginnt mit einer Darstellung der historischen, kulturellen, gesellschaftlichen und sprachlichen Gegebenheiten der behandelten deutschen Volksgruppe, der dann die Auseinandersetzung mit dem Werk der einzelnen Dichter, die in sinnvoller Gruppierung nebeneinander gestellt werden, folgt. Dem inneren Aufbau und der planvollen Anlage des Ganzen entspricht es, wenn Sch. viele Literaturproben bringt, die schon deswegen als notwendig anzusehen sind, weil die auslanddeutsche Literatur z. T. sehr schwer erreichbar ist. Das Urteil Verf.s über die siebenbürgische Dichtung, „die als Ausdruck des Lebenswillens eines ganzen Volkes" erscheint, und über die der Banater Schwaben, deren künstlerische Produktivität seit Adam Müller-Guttenbrunn beinahe versiegte, zeigt, daß er auch den kulturellen Problemen des Südostens Verständnis und Einfühlungskraft entgegenbrachte. Die aufschlußreichen literarischen Nachweise am Schlusse des Buches sind überaus wichtig. (Kptz.)

---

53. Eminescu, Mihail: *Gedichte.* Übers. von Konrad Richter. Jena u. Lpz.: Wilhelm Gronau 1937. 167 S. 8°. (Aus: Vom Leben und Wirken der Romanen, hrsg. vom E. Gamillscheg.)

M. Eminescu ist nicht nur die bedeutendste Erscheinung der rumän. Dichtung, er hat auch die meisten dt. Bildungsvoraussetzungen. Er ist durch die dt. Mittelschulen gegangen und las schon damals Goethe, Schiller und E. T. A. Hoffmann. Er studierte in Wien und Berlin Philosophie, vor allem vertiefte er sich in Schopenhauers Weltanschauung, der er nicht nur ideologische, sondern auch dichterische Motive verdankte. Dichterisch beeinflußte ihn tief die deutsche Romantik. Trotz aller dieser Einwirkungen aber spiegelt sich in seiner Dichtung unverkennbar ein unverbrauchtes starkes rumän. Volkstum. Die Verbundenheit mit dem dt. Geistesleben und die Innigkeit des Gefühls, die Tiefe der Gedanken, die Schönheit des Ausdrucks und der Wohllaut der Sprache rechtfertigten eine Übertragung. Doch die früheren Versuche von Carmen Sylva und Mite Kremnitz, E. Grigorovitza, Johanna Minkwitz und V. Tecontia ließen alles zu wünschen übrig, entweder hafteten sie zu sehr an dem rumän. Wortlaut, ohne die durch die Klangfülle der rumän. Vokale bedingte Musikalität der Sprache wiederzugeben, oder sie entfernten sich zu sehr von dem Original. In dem Bestreben, E.s Dichtung in einer wenigstens annähernd kongenialen Sprachform dem Westen bekannt zu machen, setzte der frühere Justizminister Constantin Hamangiu einen Preis aus, der von der rumän. Akademie der Wissenschaften dem Verf. vorliegender Übersetzungen, dem dt. Dozenten für dt. Sprache an der Universität Bukarest, zuerkannt wurde. Übers. beherrscht, manchmal recht virtuos, den schlichten Volkston, den pathetischen Schwung der etwas wortreichen Gedankendichtung, die kalte Sprache der Satire wie auch das Klangregister der anderen mannigfaltigen Gedichtgattungen. Es ist selten, daß die Vorlage ihn zu einem gewaltsam konstruierten Vers zwingt. Abgesehen von dem informierenden Einblick in das uns wenig bekannte dichterische Schaffen der Rumänen vermittelt uns diese Übersetzung durchaus einen ästhetischen Genuß. (Kk.)

---

54. Haavio, Martti: *Suomalaisen muinaisrunouden maailma* (Die Welt der älteren Dichtung Finnlands). Porvoo: Verner Söderström 1935. 450 S., 8°.

Ein Volksbuch, das weitere Kreise in die ältere Dichtung Finnlands einführt, sowohl in die Volksdichtung mit ihren Gattungen: Heldendichtung, besonders Kalevalakreis — Märchen, Dämonen- und Entstehungssagen — Zauberformeln, Klagegesänge — Sprichwörter, Rätsel — Volkslieder, wie auch in die anonyme Kunstdichtung des Mittelalters: historische Sagen, katholisch-geistliche Dichtung und Ausläufer der mittelalterlichen Novellen- (und sonstigen erzählenden) Stoffe des Festlands. Im Gegensatz zu üblichen Literaturgeschichten oder Lehrbüchern wird weniger von den formellen Verhältnissen gesprochen (Alter, Herkunft, Verbreitung, Geschichte usw. der älteren Dichtung und ihrer einzelnen Gattungen), sondern der Schwerpunkt vielmehr auf Vermittlung ihres Inhalts gelegt, auch nicht so sehr der Handlungen und literarischen Motive der einzelnen Stücke, sondern vor allem ihrer natur-, kultur- und stimmungsmäßigen Milieufärbung. Mit großem Eifer wird nun diese Umrahmung der Dichtungen konkret ausgedeutet, um aus ihr die Lebensform der älteren Finnen ablesen zu können; und, vereinigt mit einer überraschenden Menge alter Bilder aus jenen gleichen Zeiten, wird das Buch zu einer reizvollen Kulturgeschichte der finnischen Frühzeit. Daß in den Ausdeutungen mitunter zu weit gegangen ist, und daß oft auch die nur dichterischem Geschmack oder Phantasie entsprossenen Motive zu historischen Tatsachen gemacht wurden, läßt sich allerdings nicht verkennen; manch-

mal scheinen einem die Dichtungen zu veralltäglicht und nicht mehr genug als Dichtungen gewürdigt. Sehr hervorzuheben ist das Kapitel über die katholische Dichtung, weil durchweg in der Beurteilung finnischer Geschichte und Geistesentwicklung die katholische Periode ganz übergangen oder gering geachtet wird, während H. zeigt, daß grade das finnische Volk für die Mystik katholischer Frömmigkeit besonders empfänglich war. (H. D.)

55. Aszlányi, Károly: *Szilveszter*. Rom. Bp.: Revái o. J. 223 S. 8°.

Es handelt sich hier eher um eine Komödie der Mißverständnisse, der komischen und peinlichen Situationen als um einen Roman. Schon der Schauplatz: die Villa eines rabiaten Neureichen (Klichee 1920er Jahre) ist als eine kombinierte Guckkastenbühne mit Senkvorrichtungen und Schnürboden, mit Drehbühnen und Scheinwerfer ausgestattet; die Einheit der Handlung und auch die Einheit der Zeit wird streng gewahrt. Alles: die Geburt der Enkelzwillinge und die damit verbundenen aufregenden Familienszenen, die Versammlung der Freunde und der Verwandten zur Sylvesterfeier, der Liebeskonflikt und der Vorehebruch der jüngeren Tochter, das seltsame Zwischenspiel eines aus dem Irrenhaus Entlaufenen, die Begegnung der zwei letzten Mitglieder einer vollkommen herabgekommenen alten Adelsfamilie usw., alles das spielt sich im engen Raum einer Sylvesternacht ab. A. ist ein begabter Satiriker, er versteht viel vom guten, bewegten Dialog, er hat viel Sinn für grotesk-komische Situationen; was ihm fehlt, ist vor allem: Maß, Ruhe und Selbstkontrolle. Sein Werk ist in den Einzelheiten zu stark, im großen aber fast gar nicht komponiert, so wirkt es überladen; das rasende, filmartige Tempo mutet letzten Endes als ein ziel- und zweckloses Herumrennen von Menschen an, die keine Ahnung davon haben, was sie eigentlich tun oder tun wollen. (y.)

56. Babay, József: *Rózsafabot* (Der Stock aus Rosenholz, Rom.). Bp.: Singer & Wolfner 1935. 207 S. 8°.

Anmutige Szenen der ungar. kleinstädtischen Kleinbürgerwelt, empfindsame, aber nie kitschige Zeichnung liebevoller Menschen, kontinuierliche, die Aufmerksamkeit nie überanstrengende, aber auch nie auslöschende Erzählung, klare, einfache und mit einem wohltuendem Happyend abgeschlossene Handlung: dies sind die hauptsächlichsten Werte des Romans, in dessen Mittelpunkt die Gestalt eines mit warmem, poetischem Realismus gezeichneten blinden Mädchens steht. Das ewige Thema, Liebe mit Hindernissen, versteht B. z. B. mit viel Geschick zu beleben, sein ausgeglichener, ruhig klarer Stil, seine humorvoll-optimistische Menschenbetrachtung und seine lebendig-frischen Milieukenntnisse sind ihm dabei sehr zugute gekommen. (y.)

57. Berde, Mária: *Tüzes kemence* (Der Feuerofen, Rom.). Bp.: Nyugat, o. J. 253 S. 8°.

„Hat die in ihrer Treue wankend gewordene Gattin das Recht und die Kraft, den Weg zu suchen und auch zurückzufinden zu einem erhabenen, glücklichen, wahren Menschentum, nur durch sich selbst, über das Fegefeuer der inneren Buße?" so wird das Problem dieses in einer eigenartigen, verdoppelten Ichform vorgetragenen Frauenromans ausgesprochen. Der heißgeliebte Mann muß an die Front und wird Gefangener, die Frau erfüllt indessen einmal nur das Verlangen eines Jugendfreundes, der im Besitz dieses einzigen Geschenkes in den Heldentod geht. Die Frau fühlt sich schuldig, findet indessen an der Seite des heimgekehrten Gatten durch einen Höllengang des

Ichs endlich doch die Läuterung. B. ist eine gute Erzählerin, sie versteht es auch, ihre sittlichen und psychologischen Thesen unauffällig in die Wirklichkeit der Charaktere und des Geschehens einzubetten und zu den scharf beleuchteten Hauptheldеn einen lebendigen Hintergrund zu zeichnen. Sie baut sehr klar, mit harten, großen Umrissen. Ihre Sprache verwertet viel interessante Elemente der mittelsiebenbürgischen Dialekte. (y.)

58. Flórián, Tibor: *Felhők fölött, felhők alatt* (Über den Wolken, unter den Wolken). Cluj: Hitel kiad. 1935. 108 S. 8°.

Das mit Geschmack zusammengestellte Buch des jungen Dichters enthält zumeist Gedichte, die in einer eigenwertigen, musikalischen, aber manchmal recht gesuchten, spielerischen Sprache Visionen wiedergeben. Zwischen der Seele des Dichters und den Dingen der äußeren Welt scheint ein lebendiges Verhältnis nicht vorhanden zu sein, und so erstehen in seinen Gesichten eigentlich nur Bilder seelisch beziehungsloser, rein gegenständlicher Natur (Hidak fölött, Patakon őrlő malom). Das letzte, titelgebende Gedicht verrät den tieferen Sinn des Ganzen, das das Erleben von Schrecken und Schmerzen, der Liebe und der Mission der Glocke widerspiegelt: sie soll ein Sinnbild der Hoffnung für Siebenbürgen sein. Szabós schöne Holzschnitte illustrieren die Sammlung, der Reményik liebevolle Worte mit auf den Weg gibt. (F. P.)

59. Földes, Jolán: *A halászó macska utcája* (Die Straße der fischenden Katze, Rom.). Bp.: Athenaeum o. J. 246 S. 8°.

Die Geschichte einer ungar. Arbeiterfamilie, die nach dem Kriege ihre Lebensmöglichkeiten in Paris zu suchen gezwungen ist und später trotz allen Fremdenhasses in Frankreich und trotz allen Heimwehs nicht mehr in die Heimat zurückfinden kann, das bewegte Bild ihrer Pariser Umgebung, die Schilderung des sich äußerst schnell wandelnden und im Grunde doch gleichbleibenden Lebens der Emigranten, dieser von allen Enden der Welt und der Weltanschauung her in die schmutzige kleine Pariser Straße verschlagenen Menschen dient dazu, um das Problem des Emigrantentums in seiner lebendigen Gestaltlosigkeit und Schwere zeigen zu können. Die gestalterischen Kräfte F.s reichen zwar zu einem Gesamtbild nicht aus, Einzelheiten versteht sie aber mit ziemlicher Genauigkeit festzuhalten und mit einer wenn auch etwas journalistischen Lebendigkeit vorzutragen. (y.)

60. Földi, Mihály: *A házaspár* (Das Ehepaar). Bp.: Athaeneum 1936. 530 S. 8°.

Die in eine Vielfalt unmöglich hier zu charakterisierender Landschafts- und Städteschilderungen, Verhältnisse und Handlungen von Menschen der verschiedensten Stände, in eine Unmenge von interessanten Einzelszenen eingebettete Haupthandlung des Romans hat das oft beleuchtete, nie zu erschöpfende Problem der Ehe zum Thema. Es erscheint sinnlos die Entwicklungsstufen der von F. teils lebendig mit natürlicher Selbstverständlichkeit, teils versonnen und differenziert gezeichneten idealen Ehe wiederzugeben. Ernst und voll angespannter Aufmerksamkeit richtet er sein Auge auf alle Dinge, auf Kleinliches und Erhabenes, auf Alltägliches und Bedeutsames, auf Unrechtes und Rechtes und kommt zu dem Ergebnis, daß soziale Unterschiede und wirtschaftliche Not eine wahre Ehe nicht vernichten können. Die Gründe für ihr Ergebnis liegen nicht in den Verhältnissen, sondern in den Menschen selbst, für die wesentlich sein muß, was sie miteinander seelisch und geistig geben und nicht das, was sie erhalten. (F. P.)

61. Gergely, Márta: *Szolgálni jobb* (Dienen ist besser). Bp.: Pantheon o. J. 279 S. 8°.

Der dritte Roman der mit dem K. Mikszáth-Preis gewürdigten jungen Schriftstellerin bringt widerspruchsvolle Reflexionen über die Jugend von heute, die im Rahmen einer verworrenen, uferlosen Handlung stil- und geistlos vorgetragen werden. (F. P.)

62. Juhász, Gyula: *Fiatalok, még itt vagyok* (Ihr Jungen, ich bin noch hier! Ged.). Szeged: Magyar Theka 1935. 78 S. 4 Beil. 8°.

Auf die letzten Gedichte dieses tiefen und zarten Dichters fallen schon die schweren Schatten des herannahenden Todes, der den Lebensmüden in diesem Jahre auch wirklich ereilte. Wehmut und Schönheit, Erinnerung und Melancholie waren schon immer die wichtigsten Fermente seiner Dichtung, sie bestimmen auch hier die Hauptthemen und die Grundstimmung. Alles erscheint aber von ganz subjektiven Erlebnissen, Gefühlen und Gedanken durchdrungen, noch viel persönlicher als in den früheren Bänden. Der schöne Schein, die erlösende Kraft des Schaffens, des Sich-Verewigens schwindet immer mehr, Erschöpfung, schwere körperliche und seelische Not, Einsamkeit und Verlassenheit machen die namenlose Trauer des Dichters immer tiefer, seine Resignation fast schon sehnsuchts- und hoffnungslos. Alles wird ärmer: die Form, die Bilder, die Farben, der Klang, die Melodik; die Kraftlosigkeit, aber auch die immer aufrichtigere Manierlosigkeit wirken bei dieser durch und durch dichterischen Seele ergreifender und auch künstlerisch großzügiger als der oft zu schwere Reichtum früherer Gedichte. Der Band, der als würdiger Abschluß einer bedeutenden Dichterlaufbahn erscheint, wird leider durch auffallend schlechte Zeichnungen von B. Kontuly illustriert. (y.)

63. Herczeg, Ferenc: *Harcok és harcosok* (Kämpfe und Kämpfer). Bp.: Singer & Wolfner 1935. 251 S. 8°.

Der Bd., in dem verschiedene Studien und Zeitungsartikel Verf.s zusammengefaßt werden, zeigt uns den guten, gewandten Schriftsteller des öffentlichen Lebens. Die hauptsächlichsten Merkmale des H.schen Stils: seine durchaus realistische, im allgemeinen unbefangene Betrachtungsweise, seine klare, die Probleme ohne Gewalttätigkeit vereinfachende Urteilsbildung, sein angenehm-elastischer Vortrag kommen in dieser Veröffentlichung zu voller Geltung. Von den Studien müssen wir hier vor allem das schneidend scharfe, mit einem vernichtenden Hohn gezeichnete Portrait Michael Károlyis, dann den Artikel über die Internierung Mackensens am 16. Dez. 1918, schließlich die umfangreiche Studie über die deutsche Nationalitätenfrage in Ungarn, eine der klarsten Schilderungen der ideologischen Lage der Vorkriegszeit, hervorheben. (y.)

64. Hevesi, András: *Párisi eső* (Pariser Regen). Bp.: Cserépfalvi 1936. 208 S. 8°.

In dem farbenreichen Roman sprechen interessante Pariser Typen mit einer bewundernswerten Gleichgültigkeit über Ehre und Unehre, Kirchen und Spelunken, Reinheit und Verkommenheit. Am Anfang sieht es so aus, als ob H. die Darstellung der enttäuschenden Erlebnisse eines jungen ungar. Studenten in Paris beabsichtigte, dann aber überläßt er sich seiner Freude am planlosen Spiel mit den verschiedensten Milieuszenen und Figuren. Trotzdem eine eigentliche Handlung fehlt, folgt man erwartungsvoll den Ausführungen des absichtslos plaudernden Schriftstellers. (F. P.)

65. Hunyady, Sándor: *Az ötpengős leány* (Das Fünfpengő-Mädchen). Bp.: Athenaeum 1935. 154 S. 8°.

H. faßte einige nach Wert und Stoff sehr unterschiedliche Novellen unter einem pikanten Titel zusammen. Sie sind teils als meist sentimentale Erlebnisse in der Ich-Form, teils mit einem oft wirksamen ironischen Abstand von den Dingen erzählt. H. erweist sich als ein gern mit individuellen und sozialen Bedenklichkeiten und absonderlichen Ereignissen und Menschen spielender Schriftsteller. (Kptz.)

66. Jankovich, Ferenc: *Barangoló* (Der Umherstreifende, Ged.). Bp.: Nyugat o. J. 95 S. 8°.

J. gehört zu den sympathischsten Vertretern der jüngsten ungar. Dichtergeneration. Schon in seinem ersten Gedichtband (Kenyérszegés, Paris 1932) fiel die einnehmende Unmittelbarkeit seines Tones auf, jene anmutige, etwas burschikos-kecke Jugendlichkeit, die auch den Grundton vorl. Bandes bestimmt. Landschaft, Liebe und Ich: seine Inspiration wird durch diese drei Quellen genährt und er schöpft aus allen drei mit einer frischen, ungebrochenen Natürlichkeit. Von seinen Bildern müssen wir eher die leicht hingehauchten, aber trotz aller Skizzenhaftigkeit sehr eindrucksvollen als die etwas maniriert „monumentalen" hervorheben, im Gefühlsausdruck scheint er dann echt und überzeugend zu sein, wenn er seine stille, warme Innerlichkeit oder seine optimistische Lebensfreude zu Worte kommen läßt, seine Ich-Betrachtung wirkt auch eher in den leise melancholischen, beschaulichen als in den etwas modebeeinflußten „prophetischen" Gedichten überzeugend. Er hat ein feines Gehör und einen sicheren Formsinn, will aber kein Formkünstler sein: seine schönen gesunden Worte, seine leise klingenden Reime und seine dem Pulsschlag der Empfindungen sich fügenden Rhythmen sind nur Mittel, nicht Ziel des Ausdruckes. Er lernt gern und mit gutem Instinkt, die Farben der alten und modernen Vorbilder verwendet er, ohne epigonenhaft zu werden. Er spricht manchmal noch zu leicht und hemmungslos, es fehlt seinen Gedichten oft an Dichte und Härte. Es scheint aber, als ob er Kraft und Lust zu größeren Wagnissen und zu schwererem Ringen hätte. Sein Band gehört zu den schönsten Versprechungen jüngster ungar. Lyrik. (y.)

67. Komor, András: *A varázsló* (Der Zauberer, Rom.). Bp.: Pantheon o. J. 158 S. 8°.

Buli, der nervöse, phantasiereiche Junge aus gutem Hause, und Kalmuk, sein Freund und Schwarm, ein realistischer, kräftiger Proletariersohn, beginnen ein seltsames Spiel: Kalmuk spielt sich als einen großen Magier auf und zieht seinen Freund, der selbst ein großer Zauberer werden will, vollkommen in seinen Bann. Das Spiel dauert an, solange ihm Kalmuk nicht überdrüssig ist; als er es aber enthüllt, wird er von dem enttäuschten und tief beleidigten Freund getötet. Der Faden der Handlung ist ziemlich dünn, um so reicher aber das seelische Geschehen und jene eigenartige aus Wirklichkeit und Einbildung, aus Erlebnis und Sehnsucht gemischte Atmosphäre, die dem ganzen Bild ihren so charakteristischen Grundton verleiht. „Die Wiese", der Schauplatz des Romans, wird aus einem alltäglichen, gewöhnlichen Spielplatz zu dem Reich der Wunder, der vollen Freiheit, der grenzenlosen Möglichkeiten, das gelobte Land dieser 10—12jährigen an der Schwelle der Flegeljahre stehenden Kinder, die erst jetzt aus dem Halbschlummer der Kindheit zu erwachen beginnen. Diese Umdichtung der Wirklichkeit ist K. sehr gut gelungen; seine Psychologie wirkt manchmal etwas einseitig, seine Komposition hier und da etwas schematisch; beachtenswert ist aber die luftige Weite und Frische seiner Seelenlandschaft und die feine, warme Farbengebung in den Einzelheiten. (y.)

68. Kosztolányi, Dezső: *Összegyüjtött költeményei* (Gesammelte Gedichte). Bp.: Révai 1935. 412 S. 8°.

Ders.: *Tengerszem* (Meerauge, Nov.). Bp.: Révai 1936. 404 S. 8°.

K., der jüngst verstorbene große Dichter, ist in der ungar. Literatur eine seltene Erscheinung gewesen. Sein Werk bedeutet den bisher vollendetsten und wertvollsten Ausdruck ungar. Urbanität. Der Bd. seiner gesammelten Gedichte enthält zwar nicht alle seine Verse, zeigt aber doch die Hauptlinie seiner Entwicklung klar und eindeutig. In den ersten Gedichten ('Zwischen vier Wänden', 1907, 'Die Klagen eines armen kleinen Jungen', 1910, 'Herbstkonzert', 'Karten', 'Magie', 1912, 'Mohn', 1916) tritt uns der „dekadente Symbolist", der „hypermoderne Impressionist" entgegen, der melodien-, farben- und stimmungssatte Dichter, dessen morbider Reichtum so eng mit dem überreifen Schönheitskult des Hoffmannsthalschen und Rilkeschen Österreich so eng verwandt war. Die Gedichtbände 'Brot und Wein', 1920, 'Klage des traurigen Mannes', 1924, zeigen schon die Spuren einer allmählichen inneren Wende: der Weltkrieg und der Zusammenbruch erscheinen in ihnen zwar nur als die Schatten entfernter grausamer Größen, in der rauhen, frostigen Atmosphäre der neuen Zeit welken aber die exotischen Blüten des Vorkriegs doch ab: die Seele des Dichters wird immer nackter. Im Band: 'Nackt', 1928, wirft dann dieser große Formkünstler alle Zierden des Rhythmus und des Reimes von sich, seine Stimme wird immer gequälter und gehobener. In den letzten Jahren im Schatten des herannahenden Todes durchbricht das bisher zurückgedrängte Pathos die glänzende, leicht wechselnde Oberfläche K.scher Dichtung: in den Gedichten des letzten Bandes 'Abrechnung', 1935, steht das unsagbar tiefe Leid eines edlen Menschen und die suggestive Größe eines Schöpfers, der den Gipfel seiner Kunst erreicht hat, vor uns. Zeigt so der Sammelbd. der Gedichte die Phasen der Entwicklung K.-s, so vereinigt der Novellenbd. mit 77 Erzählungen, in 5 Zyklen zusammengefaßt, alle Triebkräfte und alle Eigenschaften seiner Prosa auf ganz hervorragende Weise, die scheinbar vollkommene künstlerische Teilnahmslosigkeit, die aber durch eine außerordentlich starke Neugier genährt wird, die leichte, impressionistische Zeichnung, welche aber immer das Wesentliche einer Situation zu erfassen trachtet, und das betont starke Interesse für die „kleinen Begebenheiten". Beide Bände gehören zu den wichtigsten und wertvollsten Veröffentlichungen der letzten Jahre. (y.)

69. Köves, Tibor: *Csavargók menetrendje* (Kursbuch der Wanderer). Bp.: Nyugat o. J. 217 S. 8°.

K. gibt eine sehr subjektive, interessante psychologische Analyse des Reisenden. In der Form der Selbstbekenntnisse sucht er das innerste Wesen jener Triebkraft zu ergründen, die die Menschen zum Reisen zwingt. Er versucht zu zeigen, wie die Welt von den Menschen gesehen wird, die, Opfer oder glückliche Teilhaber der Reiseleidenschaft, die Fahrt nicht als Mittel, sondern als einzigen Lebenszweck betrachten. In diesem Rahmen schildert er auch in treffenden Bildern die Seele der besuchten Städte. (B. Sz.)

70. Kós, Károly: *Budai Nagy Antal* (Antal B. N., Schauspiel). Cluj-Kolozsvár: Erd. Szépmiv. Céh 1936. 147 S. 8°.

Der bedeutende Vertreter des siebenbürg. Regionalismus geht auch in diesem Werk von starken Heimaterlebnissen aus. Die Handlung des Dramas spielt sich in den Jahren 1435—36 in Siebenbürgen ab, sein Held ist der Sohn einer kleinadeligen ungar. Familie aus Kalotaszeg (ein geschlossenes ungar. Volkstumsgebiet mit hoch entwickelter Volkskultur), der als Soldat des Kaisers jahrelang gegen die Hussiten ge-

kämpft, von ihnen aber auch vieles gelernt hatte. In seine Heimat zurückgekehrt, findet er auch da bereits die Verkünder der neuen Lehren, die auch ihn für sich zu gewinnen trachten. Zwingende Notwendigkeit macht ihn zum Führer der aufständischen Bauern und Kleinadeligen, es gelingt ihm auch, das Heer der „Herren" zu schlagen und einen die Rechte der unterdrückten Bauern wahrenden Frieden zu schließen. Er wird aber betrogen und inmitten seiner umzingelten Truppen von einem Unterführer erdolcht. Mit diesem historisch-kollektiven Geschehen eng verflochten, entfaltet sich auch das ergreifende Privatschicksal des Helden, die wortlose Tragödie seiner Liebe. Die innere Motivierung des Geschehens kann zwar nicht immer vollkommen überzeugen, die Klarheit und Großzügigkeit der Grundlinien, die dramatische Bewegtheit der gut gezeichneten Gestalten, die spannenden Situationen und die wuchtige, kernige Sprache erheben das Stück aber zu der bisher bedeutendsten Leistung des modernen siebenbürgisch-ungar. Dramas. (y.)

71. Majthényi, György: *Lizi.* I—II. Bp.: Singer és Wolfner 1936. 216, 227 S. 8°.

Der Lebensweg des arbeitsamen, armen Schwabenmädchens Lizi führt aus einem Dorfe Südungarns nach einem schandevollen Ereignis in die Stadt, wo sie als Dienstmädchen in harter Arbeit ihr Gleichgewicht und in der Liebe zu einem Offizier ein kurzes Glück findet, dessen schmerzliches Ende ihre gesunde, tatfrohe Natur überwindet, um nun ihr Leben ganz der Arbeit zu widmen und schließlich einen einfachen Mann zu heiraten, mit dem sie ein ruhiges, bürgerliches Leben beginnt. M. hat das Schicksal dieser naiven, starken und sympathischen Frau mit liebevoller Hand in den Mittelpunkt seines bemerkenswerten Romans gestellt; alles andere, Landschaft und Umwelt, tritt nur als Hintergrund und Kontrast für die Zeichnung ihres Charakters in Erscheinung. Der Versuch, die schwäbische Mundart L.s durch eine ungar. wiederzugeben, berührt etwas befremdend. (F. P.)

72. Makkai, Sándor: *Az élet kérdèzett* (Das Leben hat gefragt) I.—II. Bp.: Révai 1935. 285, 256 S. 8°.

Die Studien, welche dieser bedeutende geistige Führer des siebenbürg. ungar. Kulturlebens in den Bänden gesammelt hat, sind nicht in der zeitlichen Folge ihrer Entstehung, sondern nach inhaltlichen Gesichtspunkten geordnet. Die drei ersten großen Essays: 'Allein' (1929), 'Kampf gegen das Standbild' (1933), 'Schicksal des ungarischen Baumes' (1927) beschwören die Gestalten der drei großen Ideale M. s: Gábor Bethlens, István Széchenyis und Endre Adys herauf; der Zyklus 'Revision unser Selbst' (1931) schneidet die Lebensfragen des Nachkriegsungartums in Siebenbürgen an; in den Studien 'Mit siebenbürgischen Augen' (1922—32) werden die geistigen Stützpunkte und Kraftquellen des siebenbürgisch-ungarischen Seins ins Auge gefaßt; in zwei Zyklen 'Die verfluchten Riesen' (1928) und 'Keinen Frieden' (1932) vereinigt Verf. religionspolitische und theologische Arbeiten, um dann den Band mit den Fragen der gegenwärtigen geistigen Not ('Der Spiegel der Krise' 1933) abzuschließen. M. ist ein beachtenswerter Essayist, der es versteht, die Fragen und die Forderungen der Zeit von einem weiteren nationalpolit. Horizont aus zu betrachten. Die Studien (in den UJb. größtenteils bereits besprochen) sind nicht nur Marksteine der Entwicklung des modernen siebenbürgischen Geistes, sondern auch die Werke eines guten Denkers, eines feinsinnigen Literaten und eines gewandten Politikers, der unentwegt für die Erhaltung der großen humanistisch-christlichen Überlieferung, aber auch für die Schaffung einer lebensfähigen modernen Ideologie des Ungartums ringt. (y.)

73. Márai, Sándor: *Napnyugati őrjárat* (Streifwache im Westen). Bp.: Révai o. J. 226 S. 8°.

In der modernen ungar. Literatur bedeutet dieses Werk die folgerichtigste Verwirklichung der subjektiven Reisebeschreibung. Wichtig sind hier nicht mehr die Gegenstände und Verhältnisse der Außenwelt, sondern die Empfindungen, die Erlebnisse, die Seele des Reisenden, die Reaktionen, die durch die wechselnden Landschaften, Städte, Menschen und Lebensformen in ihr ausgelöst werden. Man achtet auf die reich vibrierenden Worte, feingegliederten, leise singenden Sätze, auf das gedämpfte Farbenspiel, die überlegen-zivilisierte Haltung, in der Temperament und Zucht in glücklicher Einheit sich treffen. In der Tiefe der scheinbar impressionistischen Seele regt sich aber Sehnsucht und Angst, Kummer und bittere Resignation. Der begeisterte Westler, der leidenschaftslos-leidenschaftliche Anhänger der Ideale des 19. Jh.s erlebt auf dieser Streifwache die „Barbarisierung" des Westens, aber auch die große Kraft des lebendigen, kulturschaffenden Ethos der menschlichen Freiheit. Ist aber der etwas unmotivierte, optimistische Schluß nicht nur eine rettende Illusion, eine Forderung des ästhetischen Gesetzes von der harmonischen Auflösung der unerträglichen Spannungen am Ende des Werkes? (y.)

74. Mécs, László: *Fehéren és kéken* (Weiß und blau, Ged.). Bp.: Athenaeum o. J. 156 S. 8°.

In dem überschwenglichen Pathos und in der überladenen Farben-, Formen- und Wortfülle M.scher Dichtung scheint der neobarocke Geist des modernen ungar. Katholizismus seine dichterische Blüte, aber auch seine künstlerische Krise erreicht zu haben. M. startete mit einer beachtenswerten dichterischen Begabung, mit einer freien, trotz aller Modernität tief kathol. Gefühls- und Vorstellungswelt, mit gutem Formsinn und mit einer vielversprechenden Sprachgewalt. Die schönsten Gedichte, besser gesagt: die schönsten Strophen und Zeilen der jungkathol. Dichtung hat in Ungarn zweifelsohne er geschrieben. Leichter Erfolg, kritiklose Begeisterung schadeten ihm aber sehr: vorl. Bd. zeigt ein bedauernswertes Sinken seines künstlerischen Niveaus. Alle Register seiner früheren Dichtkunst: Gottessehnsucht und Gottergebenheit, kosmisches Allgefühl und Einsamkeit, Naturschauer, Menschenliebe und Haß des Bösen, Musik und Farbe, dröhnendes Prophetentum und lallende Kindersprache, Latinität und Besessenheit: alles, was nur dichterisch, vor allem aber rezitatorisch verwertbar erscheint, ertönt auch in diesen Gedichten. Im Geröll unorganisch zusammengewürfelter Elemente glänzt aber nur hier und da echtes Gold; das reißende Tempo der dröhnenden Rhythmen kann über den Leerlauf der Gedanken und über das Fehlen echter, erfühlter Inspirationen kaum hinwegtäuschen. (y.)

75. Mészöly, Gedeon: *Földiekkel játszó...* (Mit den Irdischen spielend... Rom.). Bp.: Rózsavölgyi o. J. 316 S. 8°.

Es ist sehr schade, daß M. — ein guter und auch schreibgewandter Philologe — nicht die noch immer sehr vermißte wissenschaftliche Biographie Csokonais, des bedeutendsten ungar. Rokokodichters, sondern seinen Lebensroman geschrieben hat. Die Forschungsarbeit, die nicht nur wertvolle Einzelheiten, sondern auch gute neue Gesichtspunkte aufgeworfen hat, kann auf diese Weise nicht so richtig zur Geltung kommen, das Schönliterarische wieder geht über das Anekdotenhafte und über gewisse stereotype Wendungen vor allem der Jókaischen Menschendarstellung kaum hinaus. Das Buch ist aber in einem angenehm flüssigen Stil geschrieben, klar und einfach aufgebaut, es bringt viele geschickt ausgesuchte Proben aus Cs.s Dichtung, so wird es sicherlich auch in den weiteren Kreisen erfolgreich für die Erhaltung einer lebendigen Cs.-Überlieferung werben können. (y.)

76. Móra, Ferenc: *Napok, holdak, elmult csillagok* (Sonnen, Monde, erloschene Sterne). Bp.: Genius 1935. 317 S. 8°.

Aus dem Nachlaß M.s wurden hier jene Schriften zusammengefaßt, in denen er sich mit größeren und kleineren Gestalten der ungar. Literatur, mit Vorgängern und Zeitgenossen beschäftigt. Das Grundelement dieser Plaudereien bildet fast immer die Anekdote; M.s ganzes Interesse gilt dem Rein-Menschlichen. Mit einer humorvoll-andächtigen Haltung erzählt er scheinbar unwesentliche Begebenheiten, versteht aber diese mit einer solchen Frische und Lebendigkeit vorzutragen, daß sie die Grundkräfte der gesamten Persönlichkeit seiner Helden ahnen lassen. So können die leicht hingeworfenen Bilder von Dugonics, Petőfi, Táncsis, Arany, Jókai, Gárdonyi, Pósa, Tömörkény usw. nicht nur ausgezeichnete Vermittler zwischen Dichter und Publikum sein, sie dürften auch dem Forscher wertvolle Winke geben können. (y.)

77. Móricz, Zsigmond: *Bál* (Ball, Rom.). Bp.: Pesti Napló o. J. 314 S. 8°.

78. Ders.: *Komor ló* (Düsteres Pferd, Novellen). Bp.: Athenaeum 1936. 155 S. 8°.

79. Ders.: *Rab oroszlán* (Der gefesselte Löwe, Rom.). Bp.: Athenaeum 1936. 320 S. 8°.

80. Ders.: *Siebenbürgen*, Rom. Berlin: Zsolnay 1936. 1151 S. 8°.

Der erste Roman bedeutet das leider nicht gelungene vierte Glied jener Romanreihe, in der M. seine „Dichtung und Wahrheit" schreiben will. Das trübe, karge Leben der Oberprimaner einer ungar. Kleinstadt erhält auch durch die literarische Gestaltung keine tiefere Bedeutsamkeit, die Auseinandersetzung des Hauptheldens mit der Welt bleibt nur Privatangelegenheit, die Nebengestalten sind mit wenigen Ausnahmen etwas wesenlos, die breit erörterte Gesellschaftsproblematik wirkt überholt. Die lebendige Erzählung vereinigt sich aber auch hier mit der bei M. gewohnten Frische des Dialogs. Die 15 Stücke des Novellenbandes zeugen aber von der ungebrochenen Darstellungskraft dieses großen Realisten. Sie führen alle in die Welt des ungar. Dorfes; die angeschnittenen gesellschaftlichen und weltanschaulichen Probleme bleiben im Hintergrund: alles Licht strahlt auf die Gestalten, die sich mit einer erstaunlich plastischen Lebendigkeit in ihrer nur skizzenhaft angedeuteten Umgebung bewegen. Die Titelnovelle — eine moderne Legende der Hortobágy-Puszta — zeigt, daß M. auch die Technik des Filmdrehbuches künstlerisch zu verwerten versteht. Im zweiten Roman steht wieder eines der Hauptthemen M.s, das Eheproblem, im Mittelpunkt der Handlung: der alternde, etwas ehemüde Mann will im Banne einer jungen Liebe das 18 Jahre lang vollkommen harmonische Zusammenleben mit seiner Frau aufgeben. Die Versuchung ist groß, aber nur vorübergehend; er kehrt reumütig zu der Frau zurück. Der dünne Faden dieser Handlung dient aber bloß dazu, um Menschen, Lebenslagen, schicksalswendende Situationen in eine Einheit zusammenzufügen. An neuen künstlerischen Inhalten bringt das Buch nichts Wesentliches, es zeigt aber wieder einmal die Stärke M.s in der Charakterzeichnung, seine Fähigkeit, die Gestalten mit einer bezwingend wirklichkeitstreuen Atmosphäre zu umgeben und sie durch die musterhafte Wiedergabe ihrer Worte auch akustisch heraufzubeschwören. Der Zs.-Verlag gab die bereits ausführlich besprochene Trilogie „Siebenbürgen" in einem umfangreichen, sehr schön ausgestatteten Band heraus. Die Übersetzung von K. Gáspár ist das Ergebnis einer sehr fleißigen, hingebungsvollen Arbeit, der deutsche Text ist etwas lockerer als der ungarische, aber fließend und gut zu lesen. Störend wirken nur die Verdeutschung aller ungarischen Namen, das nicht immer berechtigte Bestreben, auch die Ortsnamen womöglich überall deutsch zu geben, schließlich die etwas welken, manchmal unbeholfen wirkenden Archaismen. Reines modernes Deutsch wäre viel besser gewesen, wenn man schon Móriczs archaistisch-volkstümlich-naturalistische Sprache nicht vollkommen adäquat übersetzen konnte. (y.)

81. Móricz, Zsigmond: *Buď dobrý až smrti* (Sei gut bis zum Tode). Praha: L. Mazáč 1936. 284 S. 8°.

Die Geschichte des kleinen Debrecener Schülers Misi Nyilas, jene feine, stille Kindertragödie, in der M.s Erzählungskunst ihre sonst gewohnte robuste Kraft und Härte verliert und ihr eine überraschende Weichheit, lyrische Einfühlsamkeit und zarte Wiedergabe leidvoller Stimmungen gelingt, liegt nunmehr in einer tschechischen gut gelungenen Übersetzung vor. (L. S.)

82. Reményik, Sándor: *Romon virág* (Blumen auf Ruinen, Ged.) Bp.: Révai o. J. 250 S. 8°.

Der Band umfaßt die Ernte einer zeitweilig aufhörenden, dann wieder reich aufsprießenden dichterischen Produktion der letzten 5 Jahre. Die tiefsten Motive R.s, dieses zarten, mimosenhaft reinen und empfindlichen Dichters: Tod, Jenseits, Gott, Freundschaft, Schicksal des Volkes, Rolle und Schicksal der eigenen Dichtung, Alter und Jugend, kehren hier alle wieder; der eigenartige, intellektualistisch schillernde, aber auch gefühlsmäßig stark durchpulste Ton ist auch der gleiche geblieben, nur die sich offenbarende Seele wurde zerrissener, ohnmächtiger, aber auch sehnsuchts- und andachtsvoller. Eine schwere Krankheit und eine glückliche Genesung stehen im Mittelpunkt der wehmutsvollen Gedichte, ergreifender sind aber noch die leisen Worte, welche die Erinnerung an eine dahingeschwundene Freundesgestalt wieder wachrufen wollen. (y.)

83. Somogyvári, Gyula: *Virágzik a mandula* (Es blüht der Mandelbaum). I—II. Bp.: Singer és Wolfner 1933. 212, 198 S. 8°.

Der Dichter, der den Weltkrieg selbst als Kadett miterlebte, erzählt in dem frischen, kameradschaftlichen und derben Tone der Front von dem namenlosen Helden des bei der Brussilow-Offensive aufgeriebenen 29. Landsturmregiments. Er gibt eine wirklichkeitsgetreue Schilderung des Krieges, den er als tragisches Völkerschicksal empfindet, dessen aufbauende Kräfte sich in seiner Darstellung stimmungsvoller (das Etappenleben in einem kleinen, verträumten italienischen Dorfe) und heroischer Erlebnisse (Leutnant Latrányi) herausheben. Das versöhnende Symbol des Mandelbaumes, dessen Blütenpracht der Frühlingssturm einer Nacht vernichten kann, zieht sich durch den ganzen Roman. Mit seinem klar und farbig, mit einem gesunden Optimismus geschriebenen ersten Roman errichtete S., der bisher nur Gedichte veröffentlichte, dem Andenken seiner Kameraden ein dauerndes literarisches Denkmal. (F. P.)

84. Szenes, Piroska: *Egyszer élünk* (Wir leben nur einmal, Rom.) Bp.: Franklin o. J. 301 S. 8°.

Das Mädchen kommt aus dem jüdischen Kleinbürgertum, ihr Geliebter aus einer vornehmen christlichen Familie der gleichen Kleinstadt. Beide werden Mediziner. Die Liebe, die sie verbindet, ist die gewaltige elementare Leidenschaft ihres Lebens; um sie aber für das ganze Leben zu verbinden, reicht sie allein nicht aus: die anderen Voraussetzungen eines glücklichen Familienlebens: Weltanschauung, Abstammung, Neigungen, Erziehung, menschliche und kulturelle Umgebung sind bei ihnen so grundverschieden, daß die Liebe für sie zur Quelle dauernden Leides wird. Nach dem sehr schmerzvollen Auseinandergehen finden sie erst in ihrer eigenen Welt ihre wenn auch resignierte Seelenruhe. Sz.s Stärke liegt in dem soliden, trotz einer frauenhaften Freude an gefühlsbetonten Einzelheiten großzügigen Realismus, in der klaren wenn auch nicht allzu originellen Komposition und in der einfachen Unmittelbarkeit des

Vortrages. Das stark selbstbiographisch bedingte Werk hat außer dem rein literarischen auch einen beachtenswerten kulturgeschichtlichen Wert. (y.)

85. Tabéry, Géza: *Oktoberi emberek* (Oktober-Menschen). Szeged: Prometheus 1934. 147 S. 8°.

Das realistisch geschriebene Buch gibt eine Milieu- und Menschenschilderung aus den letzten Kriegsmonaten 1918. Eine kleine ungar. Provinzstadt und das dort abgehaltene Volksfest zugunsten des Invalidenfonds bilden den äußeren Rahmen der Handlung, die den Seelenzustand der durch den Krieg völlig zermürbten Menschen zeigen soll. Alles in allem ist es eine kalte Zustandsschilderung, der der Verfasser eine sozialistische Tendenz aufzwingen will. (H. v. R.)

86. Tabéry, Géza: *Fekete ablak* (Schwarzes Fenster). Bp.: Nyugat o. J. 318 S. 8°.

Der in Ichform erzählte Roman gibt ein realistisches Bild der ungar. Minderheit in Siebenbürgen. Der eigentliche Hauptheld ist eine von zwei Nationalitäten bewohnte Stadt, dem Anschein nach Großwardein. Die durch den Ausgang des Weltkrieges zur Macht gekommenen Rumänen, die diese mit allen Mitteln sichern, stehen den Ungarn gegenüber, für die die neue Lage wesensfremde Unterordnung bedeutet. Die Sympathie des Dichters gehört durchaus dem Ungartum, er besitzt aber Objektivität genug, nicht nur die Schattenseiten der Rumänen darzustellen. Neben den düsteren korrupten Colta stellt er die Charaktere des verständnisvollen Offiziers Delanu und des hilfsbereiten Rechtsanwalts Negresti-Vasilescu. Das Buch enthält die Feststellung, daß die Ungarn in Rumänien, wenn sie sich und ihre Sprache behaupten wollen, ihre vielfach intellektuelle Haltung aufgeben und zu einem bodenständig-volkhaften Wesen gelangen müssen. (F. P.)

87. Tamási, Áron: *Jégtörő Mátyás* (M., der Eisbrecher, Rom). Bp.: Révai 1936. 241 S. 8°.

88. Ders.: *Rügyek és reménység* (Knospen und Hoffnung, Nov.). Cluj-Kolozsvár: Erd. Szépmives Céh. 1936. 165 S. 8°.

T. stellt wieder den spezifischen Menschenschlag, die eigenartige Kultur und das schöne Land der Székler in der von ihm gewohnten frischen realistischen Art dar. Darüber hinaus aber will er auch die ganze geheimnisvolle Welt der Székler Dorfmythologie heraufbeschwören. Im Rom. entwirft er eine Art naiven Welttheaters, in dem der Kampf der guten und der bösen Geister um die Menschenseele gezeigt wird. Ein kleiner dienstbarer Geist kommt in ein Széklerdorf zu einem jung vermählten Ehepaar und dient ihm unter verschiedenen Tiergestalten, als Biene, Storch, Eule, Adler, Fuchs usw. Ihm gegenüber stehen die Hexe und mit ihr die Mächte des Verderbens, der Teufel, der Alb, der böse Bauer. In diesem Kampfe bleibt das Gute siegreich; der dienstbare Geist vernichtet den Alb und kommt als neugeborener Sohn des jungen Ehepaares mit Namen Matthias zur Welt. Das eigenartige Prosagedicht erscheint erst der erste Teil einer größeren Komposition zu sein, so daß man sich noch kein endgültiges Urteil über die Gesamtideologie bilden kann. Es zeigt aber ebenso wie die Novellen die neue Entfaltung jener Seite T.scher Begabung, die seinem Realismus immer schon die Perspektive einer primären, mehr erlebten als erdachten Metaphysik gab: der parabolischen Märchendichtung. Die Novellen sind fast alle nach der meisterhaft verwerteten inneren Dynamik des Volksmärchens gebaut. (y.)

89. Tormay, Cecile: *Virágok városa. Szirének hazája* (Stadt der Blumen. Heimat der Sirenen). Bp.: Genius 1935. 189 S. 8°.

Lyrische Landschaftsportraits könnte man die zwei, schon vor vielen Jahren entstandenen Schriften T.s nennen. Florenz und das Tyrrhenische Meer erscheinen

in diesen feinen mit einer impressionistischen Feinnervigkeit erfühlten und mit einer auserlesenen, heute vielleicht schon zu stimmungsbeladenen Zeichnung hingehauchten Bildern nur als anmutige, leicht schwebende Visionen: ihr Geist und ihre Stimmung ist es, was die Dichterin festhalten will. Das mit einer etwas altmodischen Nettigkeit ausgestattete Bändchen ist mit Zeichnungen A. Jaschiks geschmückt. (y.)

90. *Vörösmarty Mihály legszebb költeményei* (M. V.s schönste Gedichte). 190 S. — Csokonai Vitéz Mihály legszebb költeményei (M. Cs. V.s schönste Gedichte). 190 S. Bp.: Somló Béla o. J. 16°.

Der mit der glücklichen Auswahl der Gedichte V.s (1800—1855) und Cs.s (1774—1805) in zwei geschmackvoll ausgestatteten, durch zeitgenössische Stiche illustrierten Bänden unternommene Versuch, ein abgerundetes Bild von den beiden ungar. Dichtern zu geben, ist gelungen. Neben V.s schwungvollem Pathos kommen auch seine feinen lyrischen Töne, seine epische Kunst und sogar seine philosophischen Anschauungen zur Geltung. Für die Dichtkunst des Rokokodichters Cs. ist einerseits Zierlichkeit, Zartheit und träumerische Phantasie, andrerseits schneidende Satire und Laszivität charakteristisch. Kosztolányi gab den wertvollen Dichtungen herzlich gehaltene, erläuternde Worte mit auf den Weg. (F. P.)

91. Kühnelt-Leddihn, Erik Maria R. v.: *Über dem Osten Nacht.* Roman. Salzburg-Leipzig: Anton Pustet 1935. 369 S. 8°.

Das von Hoffnungslosigkeit erfüllte Werk, das sich zu Unrecht einen Roman nennt, sucht die Schicksale des Südostens von einem katholisch-habsburg. Standpunkt zu deuten. Diesen Versuch führt jedoch der Verf. selbst ad absurdum, indem sich bei ihm als Quintessenz seines Glaubens die Überzeugung vom Donaufluch einstellt. Folgerichtig überschreibt er das letzte Kapitel „Flüchten": er läßt den Helden der Erzählung seinem österreichisch-ungar. Heimatland den Rücken kehren und sein tatenloses Leben in Finnland am Rande des nördlichen Eismeeres beschließen. Die Magyaren sind in dieser habsburg. Beleuchtung Donau-Theiß-Mongolen, bar jeder Metaphysik (18/19). Die Zeit nach dem Zusammenbruch der roten Herrschaft beherrschen in Ungarn „ehrgeizige Mittelschulprofessoren, wildgewordene Spießer und chauvinistische Turnvereinsvorstände" (12). Das von Habsburg losgerissene Land nähert sich der Kultursphäre des Balkan. Für Eigenart und Wert eines Volkes ist in einer solchen Schau wenig Raum. Alle Ostungarn sind dem habsburgisch orientierten Helden verhaßt. Sie sind unkultivierte, schwerfällige Leute. — Doch man legt an das Buch bereits einen zu hohen Maßstab, wenn man es in der Perspektive eines Ideenromans betrachtet. Auf weite Strecken hin ist es bloße Kolportage. In dem vergeblichen Bemühen, spannend zu sein um jeden Preis, führt der Verf. den Sprachenstreit in Finnland und den Freiheitskampf der Iren in die Erzählung ein, die Makedonische IMRO und die kroatische Emigration. Daß trotz dieser sensationellen Themen der Leser nicht gefesselt wird, liegt an der unzureichenden Gestaltungskraft des Autors. Seine Menschen sind umrißlose Schatten ohne Fleisch und Blut. Das dargestellte Geschehen erschöpft sich in Reden und Worten. Von Attentaten und von Liebe wird in mattem, farblosem Ton berichtet. Allerdings bleibt festzustellen, daß einzelne Teile des Werkes sich über dessen Durchschnittsniveau erheben, wie z. B. Desider Valkós Jugendgeschichte. (E. V.)

92. Meschendörfer, Adolf: *Der Büffelbrunnen.* München: A. Langen-G. Müller 1935. 354 S. 8°.

Der Roman spielt im deutschen Siebenbürgen der Vorkriegszeit. Ein junger Professor am Kronstädter Honterus-Gymnasium, Fritz Kraus, steht in seinem Mittelpunkte. Die zwischen ihm und der selbstbewußten Antonie Dietrich spielende Liebes- und Ehegeschichte beherrscht das Gesamtgeschehen. Die Flitterwochen verbringt das junge Paar in einer verlorenen deutschen Siedlung am Schwarzen Meer. Langsam wird Fritz Kraus, dessen Seele vor seiner Heirat in schöner Literatur träumte, durch den Einfluß der Ehe an sich, dann aber auch durch den Einfluß seiner Frau, die die Wirklichkeit des Alltags mit klaren Augen sieht, und weiter durch das Erlebnis jener verlorenen deutschen Siedlung zur Tatsachenwelt hingeführt, als deren Grundton der Kampf um völkische Selbstbehauptung anklingt. Dabei bildet das Volkstum nur den Hintergrund und die alles durchdringende Atmosphäre, ohne jedoch jemals als Programm abgehandelt zu werden. Denn dieses Werk ist lebenskräftige Dichtung und nicht Literatur. Als ein echter Roman ist es breit angelegt. Neben dem im Mittelpunkt stehenden Paar erscheinen zahlreiche Gestalten von charakteristischer Prägung mit scharf gesehenen Einzelzügen, die dem Ganzen lebendige Farbe geben. Nicht immer sind die Nebenfiguren klar in das Gesamtgeschehen eingeordnet. Das Stück auslandsdeutsche Welt, das sich in diesem Roman spiegelt, führt gegenüber der fremdvölkischen Umwelt ein abgeschlossenes Eigenleben. Überraschend wenig magyarische und rumänische Wirklichkeit, die doch der allgegenwärtige unsichtbare Gegenpol ist, ragt in diesen Siebenbürgen-Roman hinein. Die Sprache des Werkes ist klar und kräftig. Besonders einzelne kleine Naturschilderungen sind von starkem dichterischem Reiz. (E. V.)

---

93. Dragnewa, Z. — Gesemann, G.: *Neue bulgarische Erzähler.* München: A. Langen — G. Müller 1936. 174 S. 8°.

Das geistige Leben der Völker auf der Balkanhalbinsel war dem Mittel- und Westeuropäer bis vor wenigen Jahren so gut wie unbekannt. Man hätte wahrscheinlich in den bulgar. Erzählungen „ein Stück Balkanromantik mit etwas oriental. Einschlag" gesucht, was der allgemeinen früheren Einstellung zu diesem Raum entspricht. Dieser Band zeigt aber mit unverkennbarer Deutlichkeit den starken Wirklichkeitssinn, das religiöse im Heidnischen und Christlichen zugleich beheimatete Gefühl des bulgar. Bauern, der mit seiner schwarzen, fruchtbaren Erde und den hohen felsigen Bergen eins geworden ist. Er konnte den Kampf gegen die fremde Türkenherrschaft als Hajduke austragen und dadurch den ersten Schritt zur nation. Wiedergeburt tun, weil er seine innere Lebenskraft trotz der fünfhundertjährigen Unterjochung nicht verausgabt hatte. Dieser ursprüngliche Geist fand seinen ersten künstlerischen Ausdruck in der Volksdichtung, aus der heute die individuelle Gestaltungskraft des Erzählers eine neue Tradition aufbaut, die zur Grundströmung der Gegenwart geworden ist. Die gediegene und doch ursprüngliche Erzählung Jordan Jowkovs, die lebendige und bilderreiche Karaliitschevs, die beschauliche und doch beteiligte Elin-Pelins und die gedrungene Kyrill Christovs atmet den Geist der bulgar. Vergangenheit, der den Weg in die zukünftige bäuerliche Wirklichkeit des Eigenständigen, Unverfälschten weist, während Fanny Popowa-Mutafowa die geschichtl. und Dimiter Schischmanov die soziale Entwicklung kennzeichnet. Wladimir Polianov ist in seiner Eigenart als einer der bedeutendsten Exponenten der städtischen Wirklichkeit leider nicht zu Wort gekommen. Dagegen ist das Städtische nur in der überspitzten karikaturistischen Art Swetoslav Minkovs vertreten. Als Überblick über die neuen bulgar. Erzähler ist jedoch die Aus-

wahl des Bandes gelungen, weil der größte Teil des Stoffes aus jenem Bereich geschöpft ist, das einen echten, wahrheitsgetreuen Eindruck der bulgar. Eigenart wiedergibt. (M. M.)

---

94. Luther, Arthur (Nacherzähler): *Kalewala.* Lpz.: Esche 1936. 216 S., 8°. M. 3,60.

Obwohl der Wert des Kalevala zu großen Teilen in lyrischen Stücken liegt, die (wie z. B. die ganze Viehtreibe-Rune 32) in einer Nacherzählung verschwinden müssen, so weckt trotzdem das Erscheinen dieser Nacherzählung noch größere Freude als seinerzeit die volle Übersetzung. Sofort die Übersetzung las doch niemand außerhalb des engen Fachkreises; an die Nacherzählung hingegen wagt sich jeder heran, um dann hinterher vielleicht auch zum Gesamtwerk Lust zu spüren. — An Art der Ausführung ist viel zu tadeln. Ganze Teilgeschichten hätte L. nicht wegstreichen dürfen; statt dessen wäre im Kleinen (wenn nötig) noch kürzerer Erzählstil möglich gewesen, besonders die Aino-Geschichte hätte in ein einziges Kapitel gepaßt. Es sind alles besonders wichtige Stücke, die L. wegließ. In ihrem statischen Sein kommt die auf dem Zauber aufgebaute Kalevalakultur in nichts besser zum Ausdruck als in der Geschichte von Antero Vipunens drei Worten; ihre dynamische Eingliederung in den geschichtlichen Raum bietet die im Hebbelschen Sinne epochenwechselnde Marjatta-Geschichte. Die Kullervo-Geschichte verliert bei Wegreißung des Blutschande-Kerns ihren Sinn; die Persönlichkeit Lemminkäinens kommt erst in der Don-Juan-Insel-Geschichte zum vollen Ausdruck. — In den aufgenommenen Geschichten sind mitunter die Motivketten verdreht: Bei L. hat Kullervo den Stein im Brot verdient, indem er sich auch bei Ilmarinen schlecht benahm; bei L. sind die ganzen Beziehungen Kalevalas zu Pohjola nur von Joukahainen verursacht, der Väinämöinen gegen seinen Willen nach Pohjola geraten läßt. — Unbegreiflich ist es gar, wieso L. grade in einer deutschen Nacherzählung die in der Geschichte von der künstlichen Jungfrau vorkommenden Deutschen in Schweden verwandelt. Trotz all dieser Einzelmängel ist aber aus den anfangs gesagten Gründen weiteste Verbreitung des Buches zu wünschen. (H. D.)

95. Lintumaa, Kaija: *Elosalamat* (Lebensblitze), 2. Aufl. Porvoo: V. Söderström 1935. 262 S. 8°. Fm. 35, geb. 48.

Äußerlich scheint dieser Roman fast inhaltlos — aber eben das steht mit seinen besonderen Werten in Zusammenhang. Zum erstenmal — nicht nur in Finnland! — gelang hier eine Gattung: die Zeichnung des gebildeten Normalmenschen und seines Normalschicksals. Wir haben uns schon daran gewöhnt, die Menschen der Romane (auch solcher Zeitalterchroniken wie der Forsytesaga!) und die Menschen unsrer eigenen Lebenswelt als verschiedene Dinge anzusehen: Jene erleben außergewöhnliche Vorgänge, die sogar in sich zwingend scheinen, die aber bei unsern Mitmenschen doch nie zur Vollendung kommen. Vergeblich suchten wir solche Festhaltung unsres eigenen Bildes, wie sie der L. endlich gelang. Alle geistige Unruhe, die unser Wirklichkeitsleben in Bewegung hält, schwirrt auch hier; die gleichen Verwicklungen bahnen sich an wie in andern Dichtungen... bloß, wie im Leben, lösen sie sich wieder von selbst, bevor es zur Katastrophe kam. — Der Rahmen zeigt jene Mischung aus abendländ. Gemeinkultur mit skandinav. Sonderformung, wie sie die Gebildeten Finnlands tatsächlich umgibt. Finnland zeigt sich in all seinen drei Schichten: Kleinstadt, Hauptstadt und Land. Mehrere Kapitel lang zieht der finn. Bürgerkrieg im Hintergrund vorüber, wobei auch hier das Verdienst darin liegt, dies Ereignis einmal von der Alltagswarte des aktiv Unbeteiligten aus darzustellen, und doch ohne alle Abschwächung.

— Künstlerisch ist auch darin ein Versuch geglückt, daß mit ganz verschiedenen Problemen zwei Menschen gleichstark im Mittelpunkt stehen. Und an geistiger Tiefe wird die Schlichtheit der äußeren Handlung dadurch ausgeglichen, daß meist weder unmittelbares Geschehen noch Gespräch der Darstellungsgegenstand sind, sondern die in den beiden Menschen sich zusammenreihenden und wieder ablösenden Empfindungsketten. Einzige Unschönheit am ganzen Werk ist das häufige Vorkommen schwedischer Wörter, die heute nur noch bei der älteren Generation leben und für junge Leser fremd und häßlich klingen. Der Titel scheint nur im Deutschen lächerlich, da in der Urform das Synonym „elo" statt „elämä" alle Plattheit ausschließt. — Als Einzelstelle, an der sich der Leser in rascher Vorprobe klarmachen kann, was für zartschwere Schönheit auch bei strenger Beschränkung auf unser verbürgerlichtes Vierwändeleben noch übrig bleibt — oder gerade entdeckt wird! — sei von dem vielen Gleichwertigen etwa S. 181 genannt. (H. D.)

---

96. Baráth, T.: *Histoire de la presse hongroise.* Paris: Les Presses Universitaires de France 1935. 244—266 S. 8°.

Verf. gibt einen kurzen informatorischen Überblick über die Geschichte der ungar. Presse und teilt sie in folgende Kapitel ein: die heroische Epoche der ungar. Presse (1705—1867), in der die erste Zeitung in ungar. Sprache, der Magyar „Hirmondó", erschien; die Presse im Zeitalter des Ausgleichs (1867—1918), d. h. in der Gründungszeit der großen ungar. Zeitungen, des „Pesti Hirlap" und des „Est"-Konzerns; die Presse der Nachkriegszeit, die sich in vier große Lager aufspaltet, in die revisionistische, katholische, nationale und Regierungspresse. In einem letzten Kapitel wird ein Einblick in die ungar. Presseverhältnisse der Nachkriegszeit gegeben. (H. v. R.)

3. Geschichte.

97. Valjavec, Fritz (Hrsg.): *Südostdeutsche Forschungen*, H. 1. München: Max Schick, 1936. 311 S. 8°. (Herausgegeben im Auftrage des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München.)

Hrsg. nimmt mit dieser Veröffentlichung einen Gedanken Jakob Bleyers auf, der sich schon selbst mit der Absicht getragen hatte, die „Deutsch-Ungarischen Heimatblätter" zu „Südostdeutschen Forschungen" auszubauen. Die Ztschr. behandelt in erster Linie den nahen Südosten und bringt vor allem siedlungs- und deutschkundliche Beiträge. F. Valjavec, der in einem einleitenden Aufsatz die Zielsetzungen der Ztschr. umreißt, hat sich einen großen und bedeutenden Mitarbeiterstab gesichert. Aus der Fülle der Arbeiten seien vorzugsweise die mit deutsch-ungar. Themen hervorgehoben. J. Szekfü untersucht in einer bestechenden Beweisführung das Verhältnis der Ungarn zu seinen Minderheiten im Mittelalter. Da Nomadenvölker auf ihren weiten Wanderungen gezwungen sind, die verschiedensten Volksstämme in sich aufzunehmen, so sieht Sz. auch den polit. Charakter der Ungarn im Mittelalter darin bestimmt, daß sie sich mit anderen Volksstämmen verbinden, um die Schwäche des eigenen Volkstums auszugleichen, ohne daß sie jemals versuchten, das innere Leben der Unterworfenen anzutasten. Sz. kommt zu dem Schluß, daß das ungar. Mittelalter, verglichen mit den späteren Jahrhunderten, als die „goldene Zeit der Minderheiten" bezeichnet werden könnte. N. Jorga skizziert auf knappen drei Seiten fünf Perioden dt. Einflusses in Südosteuropa. K. Schönemann berichtet über den dt. Landesausbau

im Mittelalter, er weist im Gegensatz zu R. Kötzschke und anderen auch die Lokatorentätigkeit für die Alpenländer nach. J. Kallbrunner behandelt die Wirtschaftsgeschichte im Temescher Banat bis zum Ausgang des Siebenjährigen Krieges. In einem Aufsatz über die volklichen Verhältnisse in der Schwäbischen Türkei im 18. Jh. stellt J. Weidlein fest, daß das Deutschtum sich in jenen Gebieten niedergelassen hat, die durch die Verheerungen in der Türkenzeit vollständig zugrunde gegangen waren und auf welchen sich vorher schon verschiedene slaw. Völker ansässig gemacht hatten. Reste der alten magyar. Bevölkerung hat es hauptsächlich nur in der westl. Hälfte der heutigen Schwäb. Türkei gegeben. Aeg. Faulstich begründet die biologische Überlegenheit der Deutschen gegenüber den Nichtdeutschen in den Komitaten Baranya, Tolnau und Somogy. In einem biograph. Aufsatz über „J. Bleyers Eintritt in den Kampf für das ungarländische Deutschtum" vermittelt Hedwig Schwind einen aufschlußreichen Einblick in die inneren Auseinandersetzungen der ungarländ. Deutschtumsführer; besonders wertvoll ist diese Arbeit, da Verf. den Briefwechsel J. Bleyers mit E. Neugeboren, R. Brandsch, H. Steinacker und J. Krämer mitteilt. R. Huss führt die Untersuchungen über die bairische Unterlagerung des Deutschtums in Siebenbürgen und E. Moór über die Siedlungsgeschichte Westungarns fort. G. Fittbogen gibt literarhistor. Erläuterungen zu den Stammesliedern der dt. Volksgruppen im Südosten, A. Loschdorfer eine sehr gewissenhafte Studie über die Volksliedpflege im Bakonyerwald und E. v. Bonomi eine mundartliche Sammlung von Sagen vom wilden Jäger und von der wilden Jagd in der Umgebung von Ofen. — Das Heft, dessen Reichhaltigkeit man nicht annähernd wiedergeben kann, hält sich auf einem erstaunlich hohen Niveau. (Kk.)

98. Südosteuropa-Institut an der Universität Leipzig (Hrsg.): *Leipziger Vierteljahrsschrift für Südosteuropa*, 1. Jhrg. Nr. 1. Lpz.: Univers.-Verl. von Robert Noske 1937. 92 S. 8°.

Das im vorigen Jahre neugegründete Südosteuropa-Institut in Lpz., das einheimische Südosteuropa-Traditionen wieder aufnimmt, hat sich einen umfangreichen Aufgabenkreis mit dieser Ztschr., das in einem geschmackvollen Gewande erscheint, gesetzt. Sie beschäftigt sich mit sämtlichen südosteurop. Völkern und Ländern von der Tschechoslowakei und Ungarn bis nach Griechenland und der Türkei vom Standpunkt aller wichtigen Wissensgebiete aus. Vorl. Heft widmet sich zum überwiegenden Teil Fragen aus dem Bereiche Großungarns und gleichzeitig deutschen Wechselbeziehungen. Vor allem verdient der ausgezeichnete, sehr ins Einzelne gehende Aufsatz von H. Schönebaum, der den polit. und kirchlichen Aufbau Siebenbürgens bis zum Tatareneinfall behandelt, hervorgehoben zu werden. Besonders interessieren dürften daraus die Tatsache, daß Papst Honorius III. 1224 das gesamte Burzenland usurpierte, um hier „ein Stück patrimonium Petri zu errichten", und die Walachenfrage. E. Dittrich berichtet in einer histor. Übersicht über den Anteil des dt. Elementes im Aufbau der Wirtschaft der Sudetenländer. Die vorgeschrittene Technik und die vollkommenere soziale Organisation der Deutschen im Mittelalter und in der nachhussitischen Zeit, der Ausbau des Bergbaus, der Textil- und Glasindustrie und später des Bankwesens prägten die Wirtschaft in den Sudetenländern, so daß wir heute kaum tiefgreifende Unterschiede gegenüber der umgebenden dt. Wirtschaft im Reich und in Österreich finden. K. Günzel untersucht die landwirtschaftliche Betriebsstruktur im ehemaligen Königreich Kroatien-Slawonien auf Grund der landwirtschaftlichen Statistik der Länder der ungar. Krone in den Jahren 1897—1900, um uns eine Ausgangsstellung für die Möglichkeiten und Grenzen einer Agrarreform, die nach 1900 einsetzt, zu geben. Ein Aufsatz von H. Freyer über Verstehen und Verständigung der Völker,

der sich vor allem mit dem Begriff der jungen Völker befaßt, und Berichte über das neue Leipziger Südosteuropa-Institut (H. A. Münster) und über periodische Veröffentl. über den Südosten (H. Gross) runden das gelungene Erstlingsheft ab. (Kk.)

99. Asztalos, Miklós (Hrsg.): *A történeti Erdély* (Das historische Siebenbürgen). O. O.: Erdélyi Férfiak Egyesülete 1936. 740 S. 64 Taf. 8°.

Das umfangreiche mit einem Vorwort von P. Teleki versehene Sammelwerk stellt sich die Aufgabe, eine Gesamtschau Siebenbürgens bis zur Abtrennung von Ungarn (1918) zu geben. Nach einer geolog. Skizze über die Entstehung des siebenbürg. Bodens (I. G. Ál) zeigt F. Fodor die geograph. Sonderstellung S.s innerhalb der geolog.-geogr. Einheit Vorkriegsungarns und kennzeichnet das Gebirgs- und Stromsystem sowie die klimat. Verhältnisse mit wirtschaftsgeogr. und geopolit. Hinweisen. Die Vorgeschichte S.s (mit zahlreichen Skizzen der wichtigsten Funde), die Zeit der Völkerwanderung (etwas flüchtig) und der Landnahme (archäologisch) wird von M. Roska behandelt, die Römerzeit (mit Angaben über die Limes, Verwaltungseinteilung, Besatzung und Zusammensetzung der Bevölkerung usw.) von L. Buday, während den Hauptteil des allgemeingeschichtl. Abschnittes und zugleich das Kernstück des Werkes die von M. Asztalos verfaßte Darstellung der Geschichte S.s seit den Arpaden bis 1918 bildet. A. sieht mangels Vorarbeiten seine Aufgabe weniger in einer „Umwertung" der siebenbürg. Geschichte als in einer „zeitgemäßen Zusammenordnung der geschichtl. Kenntnisse über S." Die flüssige Darstellung, in die bisherige Forschungsergebnisse und Gesichtspunkte verarbeitet werden, ergibt eine umfassende und einheitliche Übersicht mit besonderer Berücksichtigung der Nationalitätenfrage. Der Beitrag über das ungar. Volkstum in S. (Szilády) ist mehr volkskundlich gehalten, die Ausführungen Tremls über das Rumänentum gehen eher auf das Sprachwissenschaftliche und Literaturgeschichtliche ein, während Pukánszky das Sachsentum in seinem Verhältnis zum Land Siebenbürgen und zum ungar. Staat geistesgeschichtlich behandelt und auf die Zusammenhänge zwischen Bewahrung des Volkstums, innerem Aufbau und Fühlung mit den geistigen Strömungen im Deutschen Reich hinweist. Von den übrigen Beiträgen (Münz-, Kunst-, Literaturgeschichte) sei die musikgeschichtl. Darstellung D. Barthas hervorgehoben, die die Geschlossenheit der Musik der einzelnen siebenbürg. Volksgruppen herausstellt und ihre Denkmäler aufweist. Obwohl im Sammelwerk gewisse Unstimmigkeiten zwischen einzelnen Beiträgen nicht zu vermeiden waren und manche Gebiete (wie z. B. der Aufbau der Gesellschaft) weniger eingehend behandelt wurden, stellt der Band eine gute und weiteren Kreisen zugängliche Übersicht dar und bildet gleichsam eine in publizist. Form erfolgte Bestandsaufnahme der bisherigen geschichtl. Kenntnisse in ungarischer Sicht. Verdienstvoll ist die Zusammenstellung des Schrifttums im Anhang zu den einzelnen Beiträgen, besonders reichhaltig zur Literaturgeschichte (Kozocsa). (Z.)

---

100. Baráth, Tibor: *L'histoire en Hongrie.* Paris: Dépositaire; Bp.: Studium 1936. 170 S. 8°.

Für jeden, der sich mit der ungar. Geschichte und Geschichtswissenschaft vertraut zu machen sucht, gibt das Buch die beste Einführung. Es ist hier wohl zum ersten Male der Versuch gemacht worden, Organisation, Entwicklung und Strömungen der ungar. Geschichtsforschung im weitesten Sinne (die angrenzenden Disziplinen wie Kunst-, Literatur-, Rechtsgeschichte usw. also einbegriffen) darzustellen. Besonders wichtig erscheint es, daß der verschiedenen Schulen, die sich seit dem Aus-

gleich gebildet haben, kritisch gedacht wird, ihre hauptsächlichsten Positionen und Absichten gekennzeichnet werden. So läßt sich die Bedeutung der namhaften ungar. Forscher im Zusammenhang mit der gesamten Entwicklung der Geschichtswissenschaft Ungarns erkennen. Was man sonst mühsam in Nekrologen suchen muß, ist hier glücklich zusammengestellt. (l. sp.)

101. Lukinich, Imre: *A history of Hungary in biographical sketches.* Bp.: G. Vajna 1937. 224 S. 8°.

Verf. unternimmt den Versuch, die Geschichte Ungarns für engl. Leser in 21 kleinen, stilistisch gut abgerundeten Essays darzustellen. Er gibt einen vollständigen Abriß der ungar. Geschichte (bis 1919) an Hand von Einzelschicksalen: Verf. betrachtet die Geschichte als die Summe der Leistungen großer Männer. Was das ungar. Volk an Politik, Wirtschaft, Kultur, Zivilisation, Kunst, Literatur und Wissenschaft vollbracht hat, wird nur am Rande behandelt. Obwohl die Persönlichkeit im Mittelpunkt seiner Geschichtsauffassung zu stehen scheint, so interessiert sie Verf. weit weniger vom Gesichtspunkt des Menschlichen als vielmehr von dem, welche Stufen der Entwicklung des Ungartums durch die Persönlichkeit verwirklicht werden. So wirkt die Darstellung in ihrer Beschränkung auf die Fakten und in ihrem Absehen von psychologischer und geistesgeschichtlicher Deutung ein wenig nüchtern, wenn man auch bei stetig fortschreitender Lektüre eine immer wärmer werdende Anteilnahme des Verf.s am Stoff verspürt. Die Momente, die die ungar. Geschichte mit der engl. verknüpfen, wie das Verhältnis der Goldenen Bulle von 1222 zur Magna Charta von 1215, die Beziehungen des Kaisers Sigismund zu Heinrich V. von England, die Abhängigkeit des gesellschaftl. Ideals Széchenyis von der engl. Gesellschaft oder der Widerhall von Kossuths Wirken in der engl. öffentl. Meinung usw., werden im Interesse des engl. Lesers hervorgehoben und unterstrichen. Befremdlich wirkt bei dieser klugen und objektiven Darstellung, daß die türkische Herkunft der Ungarn stets betont, niemals aber die finnisch-ugrische erwähnt wird. (Kk.)

102. Bittner, Ludwig; Groß, Lothar (Hrsg.): *Repertorium der diplomatischen Vertreter aller Länder seit dem Westfälischen Frieden* (1648). I. Bd. Oldenburg i. O., Berlin: Verl. Gerhard Stalling 1936. 756 S. 8°.

Das unter Mitarbeit des Internationalen Ausschusses für Geschichtswissenschaften herausgegebene Werk enthält das Verzeichnis aller Diplomaten von 1648 bis 1715, angeordnet nach den Entsendestaaten mit Angabe der Art und Dauer der Missionen, und beruht auf einer sich auf alle Einzelheiten des Arbeitsvorganges erstreckenden internationalen Zusammenarbeit, deren Plan nach den Vorschlägen L. Bittners auf der Göttinger Tagung des Internationalen Ausschusses 1927 beschlossen wurde. Von den 60 Mitarbeitern in den einzelnen Ländern wurden die genauen Daten über die einzelnen Gesandtschaften nach einem von den Herausgebern entworfenen System in den Archiven und in der Literatur ihrer Länder ermittelt. Dadurch daß jeder Mitarbeiter nicht nur die von seinem Lande entsandten, sondern auch die von diesem empfangenen Diplomaten zu verzeichnen hatte, gelang es, Personen, die in der Literatur und in den Entsendestaaten fehlten, nach der Literatur und den Archiven des Empfangsstaates festzustellen und umgekehrt. Durch diese zumeist lückenlose Feststellung der Diplomatenreihen, die alle, auch die kleinen Staaten erfaßt, werden somit politische und persönliche Zusammenhänge aufgedeckt, die der Forschung bisher entgangen sind. Die Abschnitte Siebenbürgen und Ungarn sind von E. Horváth bearbeitet worden. Ein sehr sorgfältiges Register der Diplomaten und Länder mit allen nötigen Hinweisen (in engl., franz., italien. und span. Sprache) von W. Latzke be-

schließt den Band, um dessen Werden und Erscheinen sich die österr. Bundesregierung, die deutsche Forschungsgemeinschaft und die Rockefeller Foundation verdient gemacht haben. (Kk.)

---

103. Ballai, Károly: *A magyar függetlenségi nyilatkozatok története* (Geschichte der ungar. Unabhängigkeitserklärungen). Bp.: Merkantil ny. 1935. 268 S. 20 Faks. 8°.

Dieses Buch ist der erste Band eines dreibändigen Werkes und soll als Stoffsammlung die Grundlage für die folgenden Textbände abgeben. Die Auswahl der Dokumente zeigt immerhin die Richtung an, in der diese Geschichte gewisser polit. Ideen durchgeführt werden soll: Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika von 1776, Menschen- und Bürgerrechte von 1789; (beide neu ins Magyarische übertragen); die bisher unveröffentlichte radikale Schrift von G. Berzeviczy von 1790 „Österreichs Herrschaft in Ungarn (aus dem lateinischen übertragen), der Artikel II des Landtags von Onod (1707, ebenfalls aus dem Lateinischen); das Manifest Franz Josephs vom 4. März 1849 und die Reichsverfassung; Verhandlungen des 1849er Landtages und die Unabhängigkeitserklärung; Nichtigkeitserklärung der Herrscherrechte König Karls und die Landtagsitzungen vom 4. und 6. November 1921. Kennzeichnend für die „nationaldemokratische" Haltung Verf.s ist auch der folgende Satz aus der Einleitung: „... denn der Friedensschluß von Trianon und die ungarische Nationalversammlung von 1921 beendeten, obgleich nicht unter solchen Umständen und auf solche Weise, wie es unsere Vorfahren dachten und wünschten, den um die nationale Unabhängigkeit seit Jahrtausenden fortgesetzten Kampf." (Kl.)

104. Soós, Adorján: *Magyar nemesek a Jászkunság területén* (Ungarische Adelige auf dem Gebiet des Jászkunság). Pápa: Selbstverl. 1935. 29 S. 8°.

105. Ders.: *A Jászkunság körüli nemesi birtokviszonyok a tatárjárás után* (Die Lage des adeligen Grundbesitzes im Jászkunság nach dem Tatarenzug). Pápa: Selbstverl. 1935. 36 S. 8°.

Die erste Veröffentlichung bringt in alphabetischer Anordnung eine Zusammenstellung derjenigen adeligen Familien, die vor 1848 auf dem Gebiet der großen Kumanei und der Jazygen ansässig waren, sofern ihr Adel nach der Einwanderung in das bezeichnete Gebiet nachgewiesen und anerkannt worden ist; die Zusammenstellung enthält einige genealog. Angaben. In dem einleitenden Text werden die der Bevölkerung des Gebiets erteilten Privilegien kurz behandelt, und der allmähliche Abbau sowie der gegen die Einschränkung der Sonderrechte geführte Kampf, durch den 1803 eine teilweise Erneuerung von Privilegien durchgesetzt werden konnte, im Überblick dargestellt. — In seiner zweiten Veröffentlichung sucht S. auf Grund von reichhaltigem lokalen Archivmaterial das Siedlungsgebiet der Kumanen zur Zeit Bélas IV. zu bestimmen und stellt in fleißiger Kleinarbeit die auf die Besitzverhältnisse der einzelnen Familien bezüglichen Angaben zusammen. Die beiden Arbeiten stellen also Materialsammlungen, brauchbare Beiträge zur Geschichte des Jászkunság dar, das im Rahmen der gesamtungar. Geschichte bis ins 19. Jh. hinein in einem gewissen Grade ein Sonderleben führte. (Z.)

---

106. Moravcsik, Gy.: *Les sources byzantines de l'histoire hongroise.* Bruxelles: Secrétariat de la revue 1934. Extrait de Byzantion, tome IX, fasc. 2 (1934).

M. gibt eine Art Selbstanzeige seines Werkes über die byzantin. Quellen der ungar. Geschichte. (Nach einem Vortrage auf dem 4. internationalen Kongreß für byzanti-

nische Studien in Sofia). Er umreißt kurz seine Aufgabe und Methode. Wir hören von seinen Vorarbeiten, den Studien in den Archiven. M. entdeckt z. T. ganz neue Quellen. Bisher unbeachteten Texten sind nach genauerer Prüfung ein hoher Wert für die ungar. Geschichtswissenschaft zuzumessen. Eine detaillierte Inhaltsangabe des angezeigten Buches informiert bestens die wissenschaftliche Welt über das in ungar. Sprache geschriebene Buch. (l. sp.)

107. Zichy, Ladomér: *A tatárjárás Magyarországon* (Der Tatareneinfall in Ungarn). Pécs-Fünfkirchen: Dunántúl 1934. 111 S. 8°. (Ausg. Veszprémvármegye multja — Die Vergangenheit des Komitats Wesprim — Nr. 2).

Verf. sucht in seiner Studie unter Heranziehung auch anderer Quellen als der beiden Gewährsmänner Rogerius und Thomas von Spalato, denen er Unrichtigkeiten und Widersprüche nachweist, den tatsächlichen Umfang der Verheerung des Landes durch die Tataren festzustellen. Er bestimmt die Stärke des tatar. Heeres auf Grund der Angaben des persischen Historikers Rasid Eddin und der Yüan-Annalen, die des ungar. durch Vergleich mit der Stärke des Heeres in der Schlacht bei Mohács. Entgegen den Feststellungen der oben genannten Quellen weist er an Hand von Urkunden über Besitzteilungen, die etwas später in den von den Tataren durchzogenen Gebieten vorgenommen wurden, nach, daß die Überlieferung von der völligen Verwüstung des Landes jeder Grundlage entbehrt. Auch betont er, daß die polit. Aktivität Bélas IV. auf alles andere hinweise als auf eine große Schwächung Ungarns. Die Tataren zogen ab, weil sie die Unmöglichkeit der Unterwerfung des Landes eingesehen hatten. Die These, daß der Tod des Großkhans Ogotai bei ihrem Abzug einen entscheidenden Einfluß gehabt hätte, lehnt Verf. auf Grund des späteren Verhaltens Batus ab. (—au—)

108. Nyers, Lajos: *A nádor birói és oklevéladó működése a XIV. században* 1307—1386 (Die richterliche und urkundenausstellende Tätigkeit des Palatins im 14. Jh.). Kecskemét: Hungária 1934. 80 S. 8°. (Palaestra Calasanctiana Nr. 4).

Im 14. Jh. können wir in der richterlichen und urkundenausstellenden Tätigkeit des Palatins eine stete Entwicklung feststellen. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts ist seine Wirksamkeit noch gering und besitzt keinen geordneten, kanzleimäßigen Charakter. Seit Nikolaus Kont (1356) setzt eine Zentralisierung und größere Systematik der Tätigkeit der Kanzlei ein. Fremde Einflüsse können wir höchstens indirekt feststellen, fremde Vizepalatine und Protonotarii sind nicht zu finden. Selbst die königl. Kanzlei hat keine direkte Wirkung ausgeübt. Wertvoll ist der Abschnitt über den Aufbau der Urkunden des Palatins, der die besonderen Eigenheiten dieser Dokumente gut herausstellt. — 28 Siegelabbildungen sind der Arbeit beigefügt. (L. S.)

109. Académie polonaise des sciences et des lettres — Académie des sciences hongroise: *Étienne Batory, roi de Pologne, prince de Transylvanie.* Cracovie: Imprimerie de l'Université des Jagellons 1935. IV, 591 S. Gr. 8°.

Aus Anlaß des 400. Geburtstages hat die polnische Akademie der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit der ungar. Akademie ein umfangreiches und reich ausgestattetes Sammelwerk über Stephan Báthory herausgebracht. Freilich hat auch diese Arbeit wie die meisten ihrer Art den Nachteil, daß an sich sehr gute Einzelaufsätze nicht genügen, ein abgerundetes und vollständiges Bild zu verschaffen. — Nach drei Aufsätzen über die Genealogie der Báthorys gibt E. Lukinich einen Überblick über die Jugendzeit B.s bis zum Tode des Herzogs Johann Sigismund Zápolya im Jahre 1571 sowie seine Regierung in Siebenbürgen von 1571—1576. W. Biró befaßt sich mit der Religions- und Schulpolitik B.s in Siebenbürgen. Dem bestehenden Mangel oder genauer

dem jeglichen Fehlen höherer Schulen begegnet er durch die Zulassung der Jesuiten aus Polen. Einen kulturgeschichtlich wichtigen Beitrag liefert E. Haraszti mit einem Aufsatz über B. und die Musik in Siebenbürgen unter besonderem Hinweis auf die künstlerische Tradition der B.s und die Übertragung dieser Tradition durch St. B. auf seine Söhne. Die Wahl Báthorys auf den poln. Königsthron behandelt L. Szádecky. Den letzten Artikel aus ungar. Feder steuert A. Divéky bei mit dem Thema der Ungarn in Polen zur Zeit B.s, wobei er besonders auf ihre Bedeutung hinweist, die in der Unterstützung B.s im Kampf gegen den Osten zum Schutz der westlichen Kultur liegt. — Die poln. Aufsätze beleuchten naturgemäß mehr die poln. Epoche B.s und versuchen darüber hinaus ein möglichst vollständiges Bild Polens sowohl in seinem innerstaatlichen Aufbau — parlamentarische Politik, Justizreform, wirtschaftliche und finanzielle Fragen und schließlich Katholizismus in Polen — als auch in seinen Beziehungen zur Außenwelt zu geben. So handelt ein Aufsatz E. Kuntzes über die Beziehungen Polens zum heiligen Stuhl in dieser Zeit, ein anderer von O. Laskowski über die Feldzüge B.s gegen Moskau. Von St. S. Komornicki stammt ein Versuch einer Ikonographie St. B.s, in der er 118 Abbildungen zusammengetragen hat und sie sowohl nach ihrer Herkunft als auch nach ihrer Technik auf das ausführlichste beschrieben hat. — Eine detaillierte ungar. Bibliographie von Lukinich sowie eine polnische von K. Lepszy beschließen das Buch und machen es damit gleichzeitig zu einem wertvollen Nachschlagewerk. (Schl.)

110. Barta, István: *Egyház és állam viszonya Magyarországon a középkor végén* (Staat und Kirche in Ungarn am Ende des Mittelalters). Bp.: Selbstverl. 1935. 96 S. 8°.

Verf. versucht im Rahmen der gesamteurop. Entwicklung die ungar. spätmittelalterliche Kirchenpolitik darzustellen. Zur Zeit des päpstlichen Übergewichtes geriet die freie Verfügung der ungar. Könige in Vergessenheit. Im Laufe des 16. Jh.s trat aber eine Opposition auf, die das Patronatsrecht der ungar. Könige, das seine theoretische Ausbildung unter der Regierung Sigismunds erlangte, zur Geltung brachte. Eingehend behandelt B. die Regierungszeit Matthias'; die Beziehung zwischen ihm und den Päpsten hat den Charakter einer echten Interessengemeinschaft, da beide aufeinander angewiesen sind. Seine Gesellschaftspolitik will die Königswürde von der Übermacht der Hocharistokratie befreien, seine Kirchenpolitik zielt auf die Ausgestaltung einer mehr oder weniger unabhängigen Landeskirche hin. Durch die Reform der Mönchorden verinnerlicht er das Kirchenleben. Unter Wladislaus II. verflacht aber die ungar. Kirchenpolitik, so daß das innere Leben der Kirche reformbedürftig wird wie überall in Europa. B. versteht es, die Zusammenhänge anschaulich und objektiv aufzuzeigen. Das Wesentliche seiner Betrachtungen ist in dt. Sprache abschließend wiedergegeben. (F. P.)

111. *Törökhódoltság-korabeli okmányok a Magy. Kir. Hadilevéltárban. Budavár visszafoglalása 250 éves fordulójának emlékére.* (Urkunden aus der Zeit der Türkenherrschaft im kgl. ungar. Kriegsarchiv. Zum 250. jährigen Jubiläum der Zurückeroberung der Festung Ofen.) Bp.: Magy. Kir. Hadilevéltár 1936. 80 S. 4°.

Die Veröffentl. macht es sich zur Aufgabe, die ungar. Wissenschaft auf die Materialien des neugegründeten Kriegsarchivs hinzuweisen. Es werden noch nicht veröffentlichte Teile aus dem Kriegstagebuch des Herzogs Karl von Lothringen mitgeteilt, die auf die Tätigkeit der ungar. Truppen Licht werfen. Bemerkenswert sind die Angaben, die uns ein Bild von den Zuständen und der Verwüstung des Landes geben. Die Be-

richte ungar. Spione im 2. Teil zeigen die nie verlorengegangene Hoffnung, einmal die Befreiung von der Türkenherrschaft zu erleben. Bedeutend ist besonders im 16. Jh. der Anteil der ungar. Spione, die teils in Konstantinopel, teils in Ungarn selbst auf dem Wege über die Grenzfestungen von den Bewegungen der Türken berichten, während im 17. Jh. das ungar. Element in der Spionage zurücktritt. Der 3. Teil der Veröffentlichung gibt ein Register der zeitgenössischen Karten Ofens, die anläßlich der Belagerung angefertigt wurden. Einige von ihnen sind beigefügt. Ein deutscher Auszug bildet den Abschluß. (—au—)

112. Héjja, Pál: *A tábori egészségügy Buda visszafoglalása korában* (Die Kriegsarznei zur Zeit der Rückeroberung von Ofen). Bp.: Egyet. Ny. 1936. 225 S. 8°.

Nach einer allgemeingeschichtl. Skizze über die Rückeroberung Ofens von den Türken unter Karl v. Lothringen (1686) geht H. auf die Stellung, Vorbildung, wirtschaftl. Lage und Personalverhältnisse der Ärzte, Chirurgen und Barbiere ein, weist auf die Zunftbestimmungen hin, beschreibt die wichtigsten zeitgenöss. ungar. Arzneien und die Art der Seuchenbekämpfung. Die Heeresverpflegung wird auf Grund der Schriften von M. Zrinyi, der Nuntien- und Gesandtenberichte aus Ungarn und unter Heranziehung der Urkundensammlung von Röder (1839) dargestellt; die Eigentümlichkeiten des ungar. Klimas, sofern sie für die Gestaltung der Kriegsarznei von Bedeutung sind, werden durch Mitteilung der bezügl. Stellen aus den Aufzeichnungen des Chirurgs der rheinischen Truppen J. G. Cramer, der sich Anfang des 18. Jh.s in Ungarn aufhielt, beleuchtet (Medicina Castrensis, 1739). H. behandelt sodann die dienstlichen und wirtschaftl. Verhältnisse der Feldscherer, die Praxis der Kriegsarznei, die gebräuchlichen ärztl. Instrumente und nach Cramer und Miskoltzy den Stand der Wundheilkunde, ferner die Versorgung von Verwundeten und Kranken sowie die Errichtung von Feldspitälern unter Ofen. Die mit Bildmaterial gut ausgestattete Veröffentlichung wird durch einen Auszug aus den auch zeitgeschichtl. interessanten Aufzeichnungen des Brandenburgischen Feldscherers Joh. Dietz, hrsg. v. Ernst Consentius, Leipzig 1915, beschlossen. (Z.)

113. Pásztor, Mihály: *Buda és Pest a törökuralom után* (Ofen und Pest nach der Türkenherrschaft). Bp.: Szföv. Statiszt. Hivatal o. J. 406 S. 1 Blge. 8°. P. 5, — (Statiszt. Közl. 73 Bd. 1. sz.)

Anläßlich der 250. Jahreswende der Rückeroberung Ofens von den Türken (1886) gibt P. eine flüssig geschriebene, jedoch durch Verarbeitung der wichtigsten einschlägigen Quellen und Literatur fundierte Darstellung des Wiederaufbaus sowie der Entwicklung von Ofen und Pest während der 40 Jahre nach der Rückeroberung. Er umreißt das Stadtbild auf Grund zeitgenöss. Reisebeschreibungen, verfolgt die Ansiedlung und greift besondere, aber für die Zeit des schnellen und rücksichtslosen Erwerbs in einer neuaufzubauenden Stadt typische Schicksale aus dem überwiegend deutschen Bürgertum heraus. Die Topographie von Ofen und Pest unter Angabe von Hauseigentümern ist vornehmlich auf Grund des „Zaigers" (Grundbuch) gearbeitet, Steuerkonskriptionen dienen als Unterlage für die Gebäudestatistik. Die relativ reichhaltigen Daten über die Bevölkerungsbewegung Ende des 17. und Anfang des 18. Jh.s sind den Kirchenmatrikeln entnommen und weisen zugleich in bezug auf Geburten und Sterblichkeit auf die Unterschiede der gesellschaftl. Struktur, die zwischen Ofen, dem Sitz des Militärs und der Behörden, und Pest, der in Entwicklung begriffenen Ortschaft des Bürgertums, bestehen. P. berichtet sodann unter Heranziehung der Ratsprotokolle von Personalverhältnissen und der Organisation der Verwaltung, die bis zur Erteilung des Privilegs (1703; faktisch 1711 in Kraft getreten) den oft gegensätz-

lichen Einflüssen der Militärbehörden, der Wiener Hofkammer und der Komitatsbehörden unterliegt. Wertvoll ist die Darstellung insbesondere vom wirtschaftsgeschichtl. Gesichtspunkt aus, indem sie — z. T. bereits veröffentlichte — Angaben über die Besteuerung, die zahlreichen Monopole, die Münzverhältnisse und Preisgestaltung im Querschnitt zusammenfaßt. Nach einer handels- und zollpolit. Übersicht, in der die ungünstige Lage der Bürgerstädte Ungarns gegenüber Österreich herausgestellt wird, geht P. auf den noch ziemlich geringfügigen Handel sowie das seinerzeit recht primitive Handwerk ein und kennzeichnet die Bruderschaft der Ofener und Pester Händler, die auch Raitzen und vor allem nach dem Passarowitzer Frieden (1718) zahlreich eindringende Griechen aufnimmt, ferner die Zunftordnung des Handwerks. (Z.)

114. Báró Nyáry, Pál: *Kossuth Lajos és Báró Nyáry Jenő levelezése* (Briefwechsel zwischen Ludwig Kossuth und Baron Jenő Nyáry). Bp.: Fővárosi kvkiadó o. J. 43 S. 5 Taf. 8°.

Aus dem Familienarchiv der Nyáry veröffentlicht Hrsg. zum 100. Geburtstage seines Großvaters Baron Jenő Nyárys dessen Briefwechsel mit Ludwig Kossuth. Dieser hat sich über ein archäologisches Thema entsponnen, über die von Nyáry entdeckte urzeitliche Höhle von Aggtelek. (Mdt.)

115. Meszlényi, Antal: *A jozefinizmus kora Magyarországon* (1786—1846) (Das Zeitalter des Josephinismus in Ungarn). Bp.: Stephaneum ny. 1934. 454 S. 8°. P. 8,—.

Die Veröffentlichung verfolgt vor allem an Hand der Berichte der ungar. und österr. Nuntiatur und der Anweisungen des päpstl. Staatssekretariats an diese den Kampf der kath. Kirche in Ungarn gegen die josephinist. Kirchenpolitik. Die Arbeit beschränkt sich daher auf die kirchenpolit. Seite des Josephinismus, geht jedoch anderseits über das Zeitalter des im strengen Sinne „aufgeklärten" Absolutismus hinaus und reicht in die Zeit der liberalist. Angriffe gegen die kathol. Kirche hinein; sie wird mit dem Jahr 1846 aus dem Grunde abgeschlossen, weil für die späteren Jahre das für den Band grundlegende Material des Vatikan. Archivs nicht mehr zugänglich ist. Am Leitfaden der Nuntienberichte stellt M. den Zusammenstoß zwischen den kirchenfeindlichen bzw. staatskirchlichen Bestrebungen am Wiener Hof mit der kath. Kirche in den wichtigsten Fragen dar (Nationalisierung der Orden, Regelung der Priesterseminare und des religiösen Unterrichts, Frage des Zölibats, der Mischehen, der Gleichberechtigung der Konfessionen). Die in kirchengeschichtl. Rahmen gestellten Ausführungen des Verf.s beleuchten zugleich die Rolle der im behandelten Zeitraum führenden Persönlichkeiten auf beiden Seiten, die geistige Lage der ungar. Geistlichkeit, die sich dem Jansenismus und Rationalismus teilweise zugänglich zeigt, und die Verhältnisse innerhalb der Orden, die vielfach Angriffsflächen bieten. Verdienstvoll ist die Übersicht über die ersten ungar. Reform-Landtage im Spiegel der Nuntienberichte, indem sie dazu beiträgt, diesen Landtagen den liberalist. Darstellungen gegenüber neue Seiten abzugewinnen. Die Quellen M.s liefern zweifellos wertvolle Angaben und Gesichtspunkte zur Geschichte des ungar. Katholizismus, auch wenn die Arbeit selber, streng den Quellen folgend, sich stellenweise in weniger belangvolle Einzelheiten verliert. (Z.)

---

116. Juhász-Kovács: *A fejedelem II. Rákóczi Ferenc* (Der Fürst Franz R. II.). Bp.: Pantheon o. J. (1935). 271 u. 156 S. 8°.

In dem Buch werden die überlegt, einprägsam und spannend gestalteten Arbeiten zweier in Betrachtungsweise und Ausdrucksfähigkeit sehr verschiedener Autoren

vereinigt. J. deckt grübelnd, hier und da ein wenig schwerfällig, mit individuellem gesellschafts-psychologischem Einfühlungsvermögen die innersten seelischen Gegebenheiten und Konflikte des jungen R. vom Standpunkte einer problematischen kathol. Geistigkeit auf. Er findet eine völlig neue Einstellung zu den großen histor., national verpflichteten Familien der Rákóczi, Báthory und Zrinyi, deren traditionelles geistiges Erbe der Fürst mit den Forderungen seiner Zeit in Einklang zu bringen hatte. Die Probleme der europ. Situationen werden eigenwillig entfaltet: die schillernde politische und kulturelle Einflußsphäre des Sonnenkönigtums, die taten-, aber nicht erfolglos abwartende Haltung des deutschen Kaisers, der sich in der Gegenreformation auslösende kriegerische Humanismus der Kirche. Als Triebfeder der meisten Zeitgenossen erscheint die religiöse Leidenschaft, die in doppelter Tragik auch das Ungartum spaltete. Der in heldenhafter Geduld Demütigungen ertragende, unter zwiespältigen Überlegungen und Gefühlen leidende R. wird von J. bis zu dem Zeitpunkte begleitet, da er schließlich zum Handeln kommen muß. Die Gefangenschaft in Wiener Neustadt bildete die Wende seines Lebens zur Handlung, zum Abenteuerlichen. K., der sich als sicherer, modern analysierender Erzähler erweist, vertritt die interessante Hypothese, daß R. mit Wissen seiner Gegner geflohen sei, die auf einfache Weise in den Besitz seiner Güter gelangen wollten. Die außenpolit. und ungar. soziolog. Zusammenhänge lassen K. die letzte Ursache des Falles des Nationalhelden nicht in nationalen, sondern in Klassengegensätzen suchen, und mit sachlicher Behutsamkeit zeigt er auf, wie sich an dem Fürsten das ewige Schicksal des Emigranten erfüllt. (Kptz.)

117. Lukinich, Imre (Hrsg.): *II. Rákóczi Ferenc felségárulási perének története és okirattára* II. k. (Geschichte und Urkundensammlung des Hochverratsprozesses von Franz Rákóczi II). Bp.: M. T. Akadémia 1935. 640 S. 8°. (Archivum Rákóczianum I. oszt. XII).

Im vorliegenden Band veröffentlicht L. die im Wiener Kriegsarchiv befindlichen Akten des mit dem Prozeß Franz Rákóczis II. in engem Zusammenhang stehenden Hochverratsprozesses des in Pommern gebürtigen Hauptmanns Gottfried Lehmann v. Lehensfeld, der mit der Überwachung von Rákóczi in Wiener Neustadt betraut war. Der Inhalt der Prozeßakten bestätigt im großen und ganzen die Schilderung der Vorgänge in der Selbstbiographie Rákóczis. Der zweite Teil der Veröffentlichung enthält Archivmaterial (Wiener Kammerarchiv, Budapester Landesarchiv) zur Beschlagnahme der Güter des an der R.schen Verschwörung Beteiligten, darunter Inventare der einzelnen Güter. Im dritten Teil des Bandes werden aus dem Budapester Archiv der Grafen Károlyi die von R. an seinen Heerführer S. Károlyi gerichteten Briefe (1708—11) abgedruckt (S. 317—584). Die Briefe enthalten Mitteilungen persönlichen, politischen, militärischen, wirtschaftlichen usw. Inhalts. (Z.)

118. Markó, Árpád: *II. Rákóczi Ferenc* (F. R. II.). Bp.: Magy. Szemle 1935. 79 S. 8° (Kincsestár No. 142).

Das Büchlein ist ein kurzer, alles Wesentliche geschickt umreißender Auszug des umfangreichen, bereits besprochenen Werkes. (UJb. XV., 4, S. 416). (F. P.)

119. Gáspár, Pál (Hrsg.): *A vezérlő fejedelem* (Der Führerfürst). Bp.: Szt. István Társ. 1935. 231 S. 8°.

G. gibt unter Mitarbeit führender Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der Jugend ein Rákóczi-Gedächtnisbuch als Wegweiser für die Gegenwart in die Hand. Im ersten Teil erzählt er die Entwicklung des Nationalhelden von frühster Kindheit an über ein stürmisches Leben im Kampf mit Kaiser und Türken bis zum Tode in

der Verbannung in Rodosto. Weitergeführt wird dieses Kapitel durch das Gedicht Kálmán Thalys „Rákóczis Abschied" und die Betrachtung Dr. Károly Hegyis über „Die Heimkehr des Fürsten". Eine Predigt Ottokar Prohászkas im Oktober 1906 und das „Kuruzzenlied" Sándor Siks lassen dann Rákóczi durch zwei große geistliche Führer zur ungar. Jugend sprechen. Den Wiederhall des Lebens und der Taten Rákóczis in der ungar. Literatur und Musik stellen die beiden letzten Aufsätze zusammen, als deren Verf. K. Radványi und Zoltán Pongrácz zeichnen. Alles in allem ein Buch, das der ungar. Jugend ein geschlossenes Bild ihres Nationalhelden vermittelt. (Mdt.)

120. Szekfü, Gyula (Hrsg.): *A mai Széchenyi* (Der moderne Sz.) Bp.: Révai 1935. 488 S. 8°. P. 4,80.

In seiner Einleitung des den Bedürfnissen der ungar. Gegenwart gemäß ausgewählten Sz.-Texte gibt Hrsg. mit sicherer Hand einen Umriß der Gestalt und nationalen Leistung des nach Szekfü auf christlich-humanistischem Boden stehenden, „konservativen" Reformpolitikers, dem Ungarn die entscheidenden Anregungen zur Nationwerdung im 19. Jh. verdankt. Sein Nationsbegriff wird dem der französ. Revolution und dem doktrinär-liberalen Begriff der Nation, dessen Prägung in Ungarn durch den Kampf gegen Österreich stark beeinflußt wurde, deutlich abgegrenzt. Der Hrsg. hebt das sichere Urteil Sz.s über die zu erwartenden Folgen der rhetorisch bestimmten Politik Kossuths hervor und zieht aus den Lehren Sz.s die Konsequenzen für die gegenwärtige Lage Ungarns mit den Forderungen einer realistischen und illusionslosen Politik, der steten Rücksicht auf das Ungartum der abgetrennten Gebiete und auf die Minderheiten im Lande, des Leitbildes einer christl. Demokratie und der Schaffung einer geistig und politisch führenden Elite. Die ausgewählten Texte enthalten Gedanken Sz.s zur umfassenden „Reform" Ungarns und „gegen die Revolution"; der letzte Abschnitt ist aus den überwiegend satirischen Döblinger Schriften zusammengestellt. Die Veröffentlichung dürfte die vom Hrsg. gestellte Aufgabe erfüllen, indem sie geeignet erscheint, für die Gegenwart wesentliche Stellen Sz.s weiteren Kreisen zugänglich zu machen und dadurch zugleich die geschichtl. Gestalt Sz.s in ihrer unverfälschten Wirklichkeit nochmals wirken zu lassen. (Z.)

121. Valjavec, Fritz: *Karl Gottlieb von Windisch* (1725—1793). *Das Lebensbild eines südostdeutschen Bürgers der Aufklärungszeit.* München: Max Schick 1936. 131 S. 8°. (Veröffentl. d. Instituts zur Erforschung des dt. Volkstums im Süden u. Südosten in München u. des Inst. f. ostbair. Heimatforschung in Passau, Nr. 11).

Vorliegende Arbeit verdankt ihr Entstehen den Anregungen J. Bleyers. An ursprünglichen Quellen für W. ist nur weniges aufzufinden gewesen, denn W.s literar. Nachlaß ist verschollen; auch von seinem ausgedehnten Briefwechsel ist nur ein spärlicher Rest vorhanden. Trotzdem gelingt es Verf., auf Grund aller in Frage kommenden dt., ungar. und sonstigen Schriftwerke ein abgerundetes Bild von der Persönlichkeit und dem Wirken W.s zu geben. Vor allem werden drei für W. und die dt.-ungar. kulturellen Beziehungen wesentliche Tatsachen herausgearbeitet: einmal W. als Begründer des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens im nahen Südosten, dann als entscheidender Anreger zu einem ungar. wissenschaftl. Schrifttum in dt. wie auch in ungar. Sprache und schließlich W. als Typus des dt. Bürgers der Aufklärungszeit im Südosten. Welche Bedeutung Verf. W. als Anreger zu einem wissenschaftl. Schrifttum in ungar. Sprache beimißt, zeigt ein Vergleich mit Thomasius. Bemerkenswert ist W.s Stellung zur Kultur und Sprache, die charakteristisch für das Zeitalter der

Aufklärung ist. Es handelte sich bei ihm nicht darum, die magyar. oder die dt. Kultur zu vertreten, sondern darum, die Gesittung seines Vaterlandes mit allen Mitteln zu fördern, des Vaterlandes, in dem keiner Sprache eine Vorherrschaft zukomme. Sein Patriotismus, den er bei den gelehrten Studien immer wieder als wichtige Triebfeder betont, hatte nur einen kulturellen Inhalt. — Auf einen an und für sich nicht sehr belangvollen, aber vom Verf. immer wieder betonten Umstand mag noch eingegangen werden. Der 1. Abschnitt des Buches, der sich mit dem Menschen W. beschäftigt, ist mit einem allzu negativen Vorzeichen versehen. Verf. betont W.s „Hang zur Verzettelung", der ihn verhindert hätte, größere wissenschaftl. Werke abzufassen. Es wäre gerechter, das Positive an W. hervorzuheben, der eher eine über dem Durchschnitt stehende praktisch, organisatorisch veranlagte Begabung als eine Gelehrtennatur war, wie seine Amtstätigkeit in Preßburg, seine Gründungen (Zeitschriften, gelehrte Gesellschaften), seine Beziehungen zu den Gelehrten seiner Zeit (Pray, Cornides) und selbst seine Veröffentlichungen (z. B. „Geographie und Geschichte des Königreichs Ungarn für Kinder") zeigen. Ein fruchtbarerer Gesichtspunkt wäre W.s Autodidaktentum gewesen, womit man sich auch einige seiner absonderlichen wissenschaftl. Deutungen erklären könnte. — Der Aufbau des Buches ist klar und streng systematisch. Der Anmerkungsapparat, der von der vorbildlichen Exaktheit und Belesenheit des Verf.s Zeugnis ablegt, birgt manche wertvollen Kenntnisse und Formulierungen, wie z. B. über Matthias Bél. Der wichtigste Ertrag dieser verdienstvollen Arbeit ist, in W. eins der bedeutungsvollsten Bindeglieder der dt.-ungar. Beziehungen aufgezeigt zu haben. (Kk.)

122. Tritsch, Walter: *Metternich, Glanz und Versagen.* Berlin: Holle u. Co. o. J. 502 S. 8°.

Die bisherige Geschichtsschreibung richtet sich nach der Meinung des Verf.s bei der Beurteilung Metternichs zu sehr nach den konkreten Tatsachen, nach seinen Taten und ihrer Wirkung auf den Lauf der Geschichte. Darüber versäumt sie jedoch, den Menschen Metternich einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Seine Aufgabe sieht er darum gerade in der besonderen Beleuchtung des Charakters und glaubt, hierdurch auch das Werk Metternichs anders beurteilen zu können. Dazu kommt die Erkenntnis der Bedeutung des mitteleuropäischen Raums in der allerneuesten Zeit. Erst die Gesamtheit dieser Faktoren garantiert nach Tr. die richtige Beurteilung. — Metternich — der grandseigneur, so etwa lautet das Leitmotiv, das dann immer wieder im Verlauf des ganzen Buches mehr oder weniger stark hervorgehoben wird. Besonders bemerkenswert erscheint die Tatsache, daß gerade der Teil seines Buches, von dem er selbst zugeben muß, daß über ihn die Quellen recht spärlich sind, nämlich über die Jugend Metternichs, sehr umfangreich ist, so daß der Hinweis auf ein Wort von Oncken in dem Vorwort zu seinem „Cromwell" gerechtfertigt erscheint, welches besagt, daß der historische Roman „leider meistens die verhängnisvolle Gabe besitzt, den echten Gehalt, die unvergleichliche Besonderheit einer geschichtlichen Erscheinung zu verwischen und zu verfälschen". (Schl.)

123. Leppa, Konrad: *Moltke und Conrad. Die Heerführung des Generaloberſten von Moltke und des Generals der Infanterie Frhr. v. Conrad im Sommer* 1914. Stuttgart: W. Kohlhammer 1935. 56 S. 8°.

Die Abhandlung versucht, in knapper Form das Verhältnis Moltke-Conrad unter Ausschaltung aller persönlichkeitsgebundenen Gegensätze vor uns aufzurollen, erschöpft sich aber in der Charakteristik der strategischen Systeme beider. Verf. kommt zu dem Schluß, daß aus dem Nebeneinander- an Stelle des Miteinanderoperierens der Mißerfolg vom Sommer 1914 herzuleiten ist. Die Gegenüberstellung der

beiden Heerführer zeigt die passive Haltung Moltkes, der zwar einen gutdurchdachten Kriegsplan hatte und durch einfache und klare Aufstellung seiner Truppen günstige Vorbedingungen zum entscheidenden Sieg an der Westfront traf, sich aber auf dem Kriegsschauplatz von den Bewegungen des Gegners abhängig machte und durch seine lockere Zügelführung der Auflösung Vorschub leistete, wogegen Conrad eine übertriebene Aktivität entwickelte, auf beiden Fronten angriff, seine Kräfte verzettelte und so an der Unklarheit bzw. der Vielfältigkeit seiner Pläne scheiterte. Die Anlage gibt einen Überblick über die Stärkeverhältnisse im Sommer 1914. (Mdt.)

124. Salburg, Edith Gräfin: *Conrad von Hötzendorf, der Preuße Österreichs.* Lpz.: K. F. Koehler 1935. 298 S. 8°.

Verf. bietet in dem in Romanform gehaltenen Lebensabriß des österr. Generalstabschefs einen interessanten Einblick in das Österreich der Jahre 1870 bis 1920. Wenn auch die Schwarz-Weiß-Färbung die Verdienste und Fähigkeiten Conrads im Verhältnis zu seiner Umgebung zu stark betont, versteht das Buch doch, das Interesse für den großen Deutsch-Österreicher zu wecken. Er hatte die Schwäche Österreichs, die besonders in seiner bunten nationalen Zusammensetzung, aber auch in einem gewissen „laisser faire, laisser aller" lag, klar erkannt und setzte seine ungeheure Arbeitskraft ein, um beizeiten dagegen zu steuern. In Deutschland sieht er den einzigen wahren Bundesgenossen, der nicht nur durch materielle Interessen, sondern in erster Linie durch Blutsbande dem Österreichertum verbunden ist. Im ganzen ist das Buch gut zu benutzen, um sich in großen Zügen einen Überblick über die Verhältnisse der alten Monarchie zu verschaffen, der gestellten Aufgabe aber, die Persönlichkeit Conrads in ihrer menschlichen und polit. Bedeutung vor dem Leser erstehen zu lassen, ist Verf. nicht gerecht geworden. (Mdt.)

125. Kornis, Gyula: *Apponyi világnézete* (Die Weltanschauung A.s). Bp.: Franklin 1935. 118 S. 1 Taf. 8°. P. 2,50.

Die feinsinnige Schrift K.s zeichnet ein umfassendes Bild von der geistigen Gestalt des ungar. Staatsmannes, der seit dem Ausgleich die Gestaltung der ungar. Politik mitbeeinflußt hat und in Trianon und Genf als Anwalt seiner Nation Ungarn die letzten Dienste tat. K. dringt bis zum religiös-metaphysischen Untergrund der ausgeglichenen und harmonischen, platonisch-humanistisch geprägten Weltanschauung A.s vor, die auch auf seine Politik mitbestimmend einwirkte und ihm oft den Blick für die Wirklichkeit und die realen Machtverhältnisse nahm. Durch die Herausarbeitung der religiös-weltanschaulichen Grundlagen seines Wesens gelingt es K., in der Darstellung des Nationalismus und Konservativismus A.s sowie den Ausführungen über die liberalen und demokratischen Elemente seines Denkens, denen allerdings starke innere Schranken gesetzt waren, trotz der vielfachen Schwankungen im Werdegang eine Einheitlichkeit des Geistes herauszustellen. Verf. beleuchtet das tiefe Verhältnis A.s zur Kunst, insbesondere zur Beethovenschen und Wagnerschen Musik, das mit dem Weltempfinden A.s engstens verwoben ist. Der Staatsmann, Denker und Grandseigneur A., dessen Distanzgefühl, der Sinn für das Rationale (ohne dem Rationalismus zu verfallen), eine gewisse Kühle, der sittliche Ernst und unerschütterlicher Glaube an das Wirken der Ideen nachgezeichnet werden, wird schließlich mit anderen Führergestalten der ungar. Nation in Parallele gestellt. (Z.)

126. Schmidt-Pauli, Edgar v.: *Nikolaus von Horthy. Admiral, Volksheld und Reichsverweser.* Bln.-Bp.: Süd-Ost-Verlag 1936. 340 S. 22 Abb. 8°.

Das aktuelle Werk — der Reichsverweser wird im nächsten Sommer 70 Jahre alt — behandelt nach einem einleitenden Abschnitt über „Volk und Land der Ungarn"

in vier Teilen die Friedenslaufbahn Horthys, den Kriegshelden, den Befreier Ungarns und den Reichsverweser. Nikolaus v. H., als fünftes von neun Geschwistern 1868 geboren, entstammt einer alten ungar. Adelsfamilie. Auf die Herkunft seines Geschlechtes aus Siebenbürgen weist das kalvinistische Glaubensbekenntnis. Der vierzehnjährige Miklós beginnt in Fiume seine Laufbahn als Marinezögling. Nach der üblichen Ausbildung, die ihn auf der Korvette „Saida" bis nach Ostasien führte, kann der inzwischen zum Korvettenkapitän ernannte H. in Konstantinopel die türkischen Wirren des Jahres 1909 aus nächster Nähe beobachten. Noch im gleichen Jahre wird er zum Flügeladjutanten Kaiser Franz Josephs ernannt, eine Stellung, die er mit einer kurzen Unterbrechung bis zum Ausbruch des Weltkriegs innehat. Bei Kriegsbeginn geht er sofort an die Front. Den Höhepunkt seiner militärischen Tätigkeit bedeutet der unter seiner Führung erfochtene Seesieg von Otranto am 15. Mai 1917. Im Zusammenbruch des Jahres 1918 muß der k. u. k. Admiral auf kaiserlichen Befehl die österr.-ungar. Flotte den Jugoslawen ausliefern. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt, als er im roten Ungarn Béla Kúns als Oberbefehlshaber an die Spitze der sich bildenden nationalen Armee tritt. Nach dem Einzug in Budapest wird er von der Nationalversammlung zum Reichsverweser gewählt. Als solcher führt er das Land durch die düstere Stunde von Trianon und durch die Putschversuche des Exkaisers Karl hinein in eine Zeit der allmählichen Festigung und des Aufbaus. — Der Verf., dessen Großvater selbst Obergespan eines ungarischen Komitats war, kann seine Darstellung aus persönlicher Kenntnis der führenden Männer Ungarns schöpfen. Er vermag dem Ganzen daher interessante Lichter aufzusetzen, ohne daß das Werk doch als eine tiefer dringende Lebensbeschreibung des Menschen H. oder — trotz der dem Bande beigefügten histor. Anlagen — als ein biographisches Geschichtswerk gelten kann. Das Buch ist übrigens nicht nur in dem einleitenden Abschnitt — wie in einer Fußnote vermerkt wird —, sondern auch in großen Teilen seines übrigen Inhalts eine weithin wörtliche Wiederholung des 1931 erschienenen und inzwischen vergriffenen Werkes „Graf Stefan Bethlen, ein Stück ungarischer Geschichte" von dem gleichen Verf. Es erscheint zur ersten Einführung eines breiteren Leserkreises in den Lebensgang H.s und die Nachkriegsgeschicke Ungarns nicht ungeeignet. (E. V.)

---

127. Roloff, Gustav: *Das Habsburgerreich. Von seiner Entstehung bis zu seinem Untergang (ca. 1278—1919).* Bln.-Lpz.: Walter de Gruyter 1936. 170 S. 8°. (Samml. Göschen Nr. 1102.)

In gedrängter Form versucht Verf. die Entwicklung der Babenbergischen Ostmark — der Urzelle des habsburgischen Staates — zur deutschen Großmacht von europäischer Bedeutung aufzuzeigen. Er versteht es, die Hauptideen habsburgischen Gedankengutes klar herauszustellen: Sie erwachsen aus dem mittelalterlichen, universalen Kaiserbewußtsein, das sich im Kampf mit der Reformation und den Türken immer mehr stärkt und schließlich zur erfolgreichen Gegenreformation und zur Vertreibung der Türken führt. Sie zielen auf die Erfassung des Donaubeckens und der böhmischen Länder hin, um durch die Vereinigung in fester Hand die Reichseinheit zu kräftigen und dem mitteleuropäischen Raum deutsche Prägung zu geben. Die beiderseitige Bindung der Monarchie sowohl in Deutschland wie auch im Osten ermöglicht es aber dem nur an Deutschland interessierten Preußen, die Führung an sich zu reißen. So verliert Österreich den antideutschen Bestrebungen seiner Völkervielheit gegenüber den Rückhalt in Deutschland und sein Zusammenbruch im Weltkriege ergibt sich als notwendige Folge daraus. (Mdt.)

128. Förster, Leo: *Das Bundesverhältnis Deutschlands zu Österreich-Ungarn in der Epoche Aehrenthal (1906—1912).* Freiburg: Diss. 1934. 128 S. 8°.

Verf. gibt zwar nicht auf neuen Quellen aufbauend, aber die früheren Ergebnisse geschickt zusammenfassend einen guten Einblick in die kritischen Jahre der europäischen Vorkriegsgeschichte, in denen die Gegensätze zwischen den beiden feindlichen Lagern in Europa schon feste Gestalt annehmen. Er zeigt, wie es der unter Führung Aehrenthals stehenden österr.-ungar. Außenpolitik durch den „Draht nach Petersburg" (Mürzsteger Entente) gelingt, Deutschland in das Schlepptau seiner Balkaninteressen zu nehmen. Charakteristisch für die Haltung der dt. Politik in dieser Zeit ist das Verhalten Bülows in der sich zur Machtprobe zwischen Zweibund und Entente auswachsenden Bosnischen Krise. Die Ära Bethmann-Hollweg versucht, in Bismarcksche Bahnen zurückzulenken, die Führung im Zweibund wieder zu gewinnen und die Spannung mit Rußland zu lösen. (Potsdamer Entrevue Nov. 1910.) Das gegnerische Bündnissystem hat sich aber bereits so verfestigt, daß man letzten Endes doch auf die Donaumonarchie angewiesen bleibt und im Interesse ihrer gefährdeten Großmachtstellung schließlich in den Weltkrieg eingreift. (Mdt.)

129. Trumbić, Ante: *Suton Austro-Ugarske i Riječka Resolucija* (Die Abenddämmerung Österreich-Ungarns und die Resolution von Fiume). Zagreb: Tisak „Tipografija" D. D. 1936. 112 S. Gr. 8°. (Iz mojih političkih uspomena. — Aus meinen polit. Erinnerungen).

Als wertvollen Beitrag zur Memoirenliteratur gibt T., hervorragender Mitarbeiter der kroatischen Politiker vor dem Weltkrieg, seine Erinnerungen über die Zusammenarbeit von Kroaten und Ungarn gegen Österreich heraus und liefert damit gleichzeitig ein Gesamtbild der Bestrebungen der kroat. Politik, wenn freilich auch nur in kurzen und groben Zügen. Die Ziele, die im Ausgleich von 1868 zwischen Kroatien und Ungarn zum erstenmal klar fixiert wurden und die dann bis zur Resolution von Fiume führten, liegen heute weit genug zurück, so daß eine ruhige Betrachtung der Dinge frei von allen Ressentiments Platz greifen kann. Und so berührt das Bemühen des Verf.s, den Ungarn unbedingte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, außerordentlich sympathisch. Dies hindert ihn allerdings nicht daran, mit einer gewissen Genugtuung darauf hinzuweisen, daß die behandelten Probleme eben durch den Weltkrieg ihre Lösung fanden, wobei der Preis, den Österreich und Ungarn dafür zahlten, mit Schweigen übergangen wird. (Schl.)

130. Österreichisches Bundesministerium für Landesverteidigung und Kriegsarchiv (Hrsg.): *Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918.* Bd. V. in 3 Doppellieferungen. Wien: Verl. der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen 1934. 746, XVIII S. 35 Beil. 8°.

Mit diesem Bande, der die Kriegsereignisse vom August bis zur Jahreswende 1916 enthält, findet die Schilderung dieses außerordentlich ereignisreichen Jahres ihren Abschluß. — Am Anfang der Darstellung der Kriegsereignisse ist eine Zusammenfassung der Weltlage gegeben, wie sie im Juli 1916 der Soldat und Politiker sah. Hier wird ein übersichtliches Bild der militär. und wirtschaftlichen sowie der innen- und außenpolit. Lage der kriegführenden Mächte in Europa gegeben. Sie war für die Mittelmächte die bisher krisenvollste des Weltkrieges. Dann folgt ein Kapitel: „Die Südwestfront in der ersten Hälfte August 1916", dessen wichtigstes Ergebnis der Verlust von Görz in der 6. Isonzo-Schlacht war. Das südlich anschließende Karstplateau blieb in österr. Hand, wenn auch auf dem Monte San Michele eine zweite Linie eingenommen werden mußte. Mit großer Übermacht hatten die italien. Truppen

diesen Erfolg erreicht, den sie jedoch nicht für einen Durchbruch auszunutzen vermochten. Auch an der Tiroler Front gingen die heftigen Kämpfe weiter. Gleichzeitig mit diesen Kämpfen wurden auch die im Osten fortgesetzt, was in dem folgenden Kapitel „Das Ringen im Osten von Ende Juli bis Ende August" geschildert wird. Nachdem hier die Befehlsverhältnisse neu geregelt waren, gingen die Kämpfe von Pripet bis zur rumän. Grenze weiter. Die wichtigsten Ereignisse waren: Die Schlacht bei Kowel (28. 7.—3. 8.), Brussilows Angriffe gegen Lemberg und Stanislau, der Ausgang der Schlacht bei Kowel, die Fortsetzung der russischen Angriffe gegen Lemberg und Stanislau und Vorbereitungen zu einer neuerlichen Offensive des Zarenheeres im Raume südlich von Pripiaty. Trotz mehrerer Teilerfolge haben die Russen ihr Ziel „Kowel" nicht erreicht, wenn auch die 2. Armee und die südliche Nachbararmee allmählich zurückgehen mußten. Am größten war die Einbuße an Raum und Kraft bei der 3. Armee südlich des Dnjestr, wo Stanislau in russische Hände fiel. Dank der tapferen und ausdauernden Haltung der österreich-ungar. und deutschen Truppen war doch Ende August die Lage an der Nordostfront einigermaßen gefestigt. Jetzt beginnt die Darstellung des Feldzuges in Siebenbürgen, nachdem Rumänien als neuer Feind aufgetreten war. In einem neuen Kapitel wird Rumäniens Eintritt in den Weltkrieg (Politik, Heer, Operationsplan, Gegenmaßnahmen der verbündeten Mittelmächte), der Einbruch der Rumänen in Siebenbürgen und ihre Vertreibung aus Siebenbürgen geschildert. In zwei neuen Kapiteln werden dann die Offensiven Brussilows vom Ende August bis Mitte Oktober, wo sie zum Stillstand kamen, und die Eroberung der Walachei von Mitte Oktober bis Jahresende behandelt. Während auf den europäischen Kriegsschauplätzen die Fronten zum Stellungskrieg erstarrt waren, entstand im Herbst 1916 noch einmal ein Bewegungskrieg im Südosten von größter Bedeutung. Wenn auch die Vorgeschichte dieses Feldzuges etwas sehr kurz abgemacht wird, so ist doch die Darstellung des ganzen Verlaufes des Feldzuges klar und mit großem Fleiß behandelt; an manchen Stellen hätten Lücken und etwas unklare Ansichten über Kriegführung vermieden, bzw. manches hätte eingehender dargestellt werden können. In dem Kapitel „Die Eroberung der Walachei" sind mit eingeschaltet „Die Deckung der Ostflanke Siebenbürgens" und „Die Entlastungsoffensiven zugunsten der Rumänen". Diese wurden abgewehrt und blieben ohne Einfluß auf den Verlauf des rumänischen Feldzuges. — Eine neues umfangreiches Kapitel ist den „Herbstschlachten gegen die Italiener" gewidmet, wo die 7.—9. Isonzoschlacht von Mitte September bis Anfang November auf dem Karst und südlich stattfanden. Die Italiener griffen mit großer Übermacht an, erzielten trotz größter Feuervorbereitungen in der 7. und 8. Isonzoschlacht nur unerhebliche Erfolge. In der 9. Isonzoschlacht waren diese zwar größer, statt des erstrebten Durchbruches wurden aber nur Einbeulungen in der Abwehrfront erreicht. Inzwischen nahmen auch die Kämpte an der Tiroler und Kärntner Front ihren Fortgang, die den Italienern nur geringe Vorteile brachten. Auch spielten sich zu gleicher Zeit Kampfereignisse in Mazedonien, Albanien, Armenien und Palästina ab, die für die allgemeine Kriegslage von geringerer Bedeutung waren. — Ein Kapitel „Politik und Krieg an der Jahreswende 1916/17" schließt den 5. Band. Übersichtlich und klar wird zunächst ein Rückblick auf die Sommer- und Herbstkämpfe des Jahres 1916 gegeben, dem dann die Friedensschritte des Vierbundes und des Präsidenten Wilson folgen. Tief empfundene Worte sind dem am 21. Nov. 1916 gestorbenen Kaiser Franz Joseph gewidmet. — Ein Rückblick auf diesen 5. Band des österr. amtlichen Kriegswerkes läßt erkennen, daß er in Darstellung und Ausstattung mit Kartenmaterial auf der gleichen Höhe steht wie die bisher erschienenen. Übersichtlich und klar sind die Schilderungen der Kriegsereignisse, wenn sie auch an manchen Stellen ausführlicher und begründeter hätten sein können. Dies tut aber dem mit

größter Sorgfalt angefertigten und auf eingehenden Studien und Forschungen beruhendem Werk keinen Abbruch. Die zahlreichen und sehr sorgfältig angefertigten Karten und Beilagen tragen sehr zum Verständnis des Textes bei. Wieder ist zu erkennen, mit welch großen, hauptsächlich innerpolitischen Schwierigkeiten unsere Bundesgenossen zu kämpfen hatten; mit Ausdauer und Tapferkeit waren sie bemüht, diese zu überwinden. (F. St.)

131. Ehnl, Maximilian: *Die österreichisch-ungarische Landmacht nach Aufbau Gliederung, Friedensgarnison, Einteilung und nationaler Zusammensetzung im Sommer* 1914. Wien: Verl. der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen 1934. 104 S. 8°. (Ergänzungsheft 9 zum Werke „Österreich-Ungarns letzterKrieg").

Verf. gibt eine Übersicht, gewidmet dem Andenken an das österreich.-ungar. Heer, um es hochzuhalten bei denen, die in ihm gedient haben und bei denen, welche es nur vom Hörensagen kennen. Die Tabellenform ist gewählt worden, um die Übersichtlichkeit zu erleichtern. Tabelle I als geschichtliche soll den äußeren Aufbau des Heeres, seine Unterscheidungsmerkmale, seine Geburtsdaten, Standorte, Gliederung und hervorragendsten Taten vor dem Weltkrieg in Erinnerung bringen. Die Tabelle II zeigt im einzelnen die Aufteilung der höheren Verbände und der Truppenkörper auf die Korps. Die Angaben über Nationalität und Sprache zeigen die Verschiedenheit der Elemente, aus denen sich das österreich-ungar. Heer zusammengesetzt hat. Trotz der großen Schwierigkeiten, mit denen es zu kämpfen hatte, konnte es im Weltkrieg vier Jahre lang seine Tüchtigkeit erweisen. (F. St.)

---

132. Bittner, Konrad: *Deutsche und Tschechen. Zur Geschichte des böhmischen Raumes. Bd. I. Von den Anfängen zur hussitischen Kirchenerneuerung.* Brünn-Prag-Leipzig-Wien: Verl. Rudolf M. Rohrer 1936. 239 S. 8°.

Das vorliegende Werk, dessen 2. Band in nächster Zeit folgen soll, ist die erste umfassende Darstellung der volklichen und geistigen Wechselbeziehungen zwischen Deutschen und Tschechen. Wertvoll sind die Neuerkenntnisse in den Darlegungen über die tschech. Literatur des 14. Jh.s als Fortsetzung der dt. Literatur des 13. Jh.s. Am bedeutsamsten ist das Kernstück des Buches: die Geschichte der hussit. Kirchenerneuerung. Vor allem werden die Einflüsse der Prager Hochschule und ihrer deutschen Lehrer, die von deutscher wie auch von tschech. Seite so selten hervorgehoben werden, überzeugend herausgearbeitet und wirken der landläufigen Ansicht entgegen, daß die kirchlichen Reformbestrebungen in Böhmen allein das Werk von Huß seien. Wichtig sind aber auch die zahlreichen kleineren Forschungsergebnisse, durch die bisher geltende Vorstellungen richtig gestellt werden. — Das Zusammenleben beider Völker wird vorwiegend von der geistes- und literaturgeschichtl. Seite betrachtet. Die Darstellung der staatlichen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung tritt stark zurück, ebenso die Frage der Siedlungsgeschichte. Unbedingt hätte die Tatsache behandelt werden müssen, daß der altböhmische Staat der Přemysliden im Aufbau seiner Verfassung in vielen Punkten dem Vorbild des Deutschen Reiches folgte, genau so wie in Ungarn die Arpaden dt. staatliche Einrichtungen übernahmen. Man vermißt auch nach den Versprechungen in der Einleitung die Parallelen zu Ungarn und Polen. Doch verblassen alle Einwände, die man im einzelnen noch erheben könnte, gegenüber der nicht eindringlich genug hervorzuhebenden Arbeit, die durch die Fülle und Neuheit des verarbeiteten Materials, durch die gediegene Beweisführung und nicht zuletzt durch die glänzende und großzügige Art seiner Darstellung als ein Standardwerk anzusehen ist. (Kk.)

133. Raupach, Hans: *Bismarck und die Tschechen.* Bln.: Volk und Reich 1936. 36 S. 8°.

Am 18. Juli (nicht Juni!) 1866 ließ das Pr. Oberkommando des Heeres in dem bereits von den Österreichern geräumten Böhmen einen Aufruf an die „Einwohner des glorreichen Königreiches Böhmen" verbreiten, in dem die Bevölkerung aufgefordert wird, dem preußischen Militär keine Schwierigkeiten zu machen, da dieses als Freund und voll Achtung für die nationalen und historischen Rechte des alten Kronlandes käme und vielleicht die Erfüllung der nationalen Wünsche bringen würde. Von diesem einen Dokument ausgehend versucht Verf. nachzuweisen, inwieweit Bismarckscher Geist die tschechische Politik beeinflußt und den Widerstand des Volkes gegen Habsburg gestärkt habe. Da jedoch jede weitere Verbindung fehlt, bietet die Arbeit R.s wohl einen interessanten Einblick in die allmählich immer schärfer umrissenen Forderungen der tschechischen Nationalen an Habsburg, aber kaum etwas Neues zur Bismarckschen Politik des Jahres 1866. (Mdt.)

134. Banik, Anton Aug.: *Ján Baltazár Magin a jeho politická, národná i kultúrna obrana Slovakov roku* 1728 (J. B. M. und seine politische, nationale und kulturelle Apologie aus dem Jahre 1728). Trnava 1936. 195 S. 8°. (Sonderabdruck aus: Sborník Literárno-vedeckého odboru Spolku sv. Vojtecha, roč. III., 1936).

Über Auffindung, Entstehung und Bedeutung dieser „Apologia" des kathol. Pfarrers Ján Baltazár Magin unterrichtet diese kleine Schrift. Als Erwiderung auf die Thesen des Thyrnauer Universitätsprofessors Michael Bencsik kann sie als das älteste Dokument angesprochen werden, das die polit. Gleichberechtigung der Slowaken und Magyaren in Ungarn verkündet, die slowakische völkische Einheit verteidigt und den kollektiven Gedanken unter den Slowaken zum Ausdruck bringt. (Schl.)

135. Činčurák, Samuel: *Nové Slovensko* (Die neue Slowakei). Ozdín: Združenie mládeže Modrého Kríža na Ozdíne. 1936. 264 S. 8°. Kč. 12.—.

Hinter dem anspruchsvollen Titel verbirgt sich lediglich eine Erzählung mit religiöser und Abstinenz predigender Tendenz, die die Geschichte der Slowaken bis zur Erreichung der Eigenstaatlichkeit nur als Hintergrund hat. (Schl.)

136. Jorga, N.: *La place des Roumains dans l'histoire universelle.* Bd. I, II. Bukarest: Institut d'Études Byzantines 1935. 201, 215 S. 8°.

In geistvoller und lebendiger Art, dabei aber nicht immer kritisch genug gegenüber der Vielzahl der Quellen zeigt J. die geschichtliche Entwicklung im Raum des heutigen Rumäniens von den prähistor. Anfängen und den Dakern über die römische Kolonisation, die Einflüsse des Christentums und der Slawen, die siebenbürgische Frage und das Zusammentreffen mit dem ungar. Königreich, die Entwicklung des selbständigen rumän. Staatslebens, die Rolle in der Entwicklung der europ. Politik bis zum Anfang des 18. Jh.s. Wer über Herkunft, Bildung und Wanderungsbewegung des rumän. Volkes unterrichtet sein will, findet wenig Neues. Das Werk scheint noch nicht abgeschlossen zu sein, ein dritter Band dürfte noch die neuste Entwicklung schildern. (E. W.)

---

137. Jaakkola, Jalmari: *Suomen varhaishistoria* (Finnische Frühgeschichte). Porvoo: Werner Söderström 1935. 510 S., 8°. Geh. Fm. 190, geb. 210, Ld. 240. (Suomen historia — Finnische Geschichte, 2.)

Die Einteilung der finn. Geschichte in „Vorgeschichte, Frühgeschichte und eigentliche Geschichte" ist nicht eine zeitliche, sondern eine methodische. Die Vorgeschichte

umfaßt das, was sich aus gegenständlichen Ausgrabungen erschließen läßt, die Frühgeschichte übernimmt die Ausdeutung der gelegentlichen schriftlichen Erwähnungen Finnlands oder der Finnen in beschreibender oder dichterischer Literatur andrer Völker, und die eigentliche Geschichte setzt da ein, wo systematisches Quellenmaterial vorliegt, das über Finnland um seiner selbst willen berichtet. Die eigentliche Geschichte beginnt also ziemlich deutlich mit den schwedischen „Kreuzzügen", während vorher Vorgeschichte und Frühgeschichte nebeneinander herlaufen. Für den nicht sowieso schon mit den Dingen Vertrauten wirkt sich dies als Erschwernis aus, indem hier wie da stichprobenartige Streifzüge durch den Zeitraum geboten werden, denen die Zusammenfassung zum einheitlichen Bild noch fehlt. Im vorliegenden frühgeschichtlichen Band sind die Erwähnungen finnlandbezüglicher Dinge bei griech., latein., german., arab., russ. Schriftstellern oder Dichtungen mit großem Scharfsinn ausgedeutet worden. Doch bieten sich nur einzelne Zustandsschilderungen, und verknüpfende Vorgänge wie vor allem der der Landnahme bleiben unscharf im Hintergrund, weil über sie nur die Vorgeschichte Genaueres sagen kann. An einzelnen Deutungsergebnissen ist zu nennen, daß J. die „Finnen" („Skrithifinnen") des Altertums für Lappen hält, von denen der Name später auf ihre räumlichen Nachfolger übergegangen sei. Die in letzter Zeit beliebt gewordene Deutung der „Bjarmier" als Karelier lehnt er ab, wie er überhaupt scharf gegen Überschätzung der Karelier polemisiert. Um jedoch nicht zur Gleichsetzung „Bjarmier = Permier" zurückkehren zu brauchen, die geographisch unmöglich schien, versucht er die „Bjarmier" den „Tschuden = Woten" zuzurechnen. Vasmers Entdeckung auf Grund der Ortsnamen, daß die Permier früher weit nach Norden reichten und daß sich obige Wortgleichung doch wieder billigen läßt, war ja noch nicht erschienen. Die Karelier jedenfalls haben sich nach J.s Auffassung erst nach der Landnahme zum eigenen Stamm entwickelt, und auch die Kainulaiset seien nicht mit ihnen verwandt, sondern eine nordwärts gezogene, im Vergleich zur Pirkkalakultur ältere Schicht Westfinnen. Und da er eben sie für die hauptsächlichen Schöpfer des wieder völlig historisch gedeuteten Kalevala hält, hört er die Zurückdrängung der Lappen durch Kainuu-Finnen darin besungen. (H. D.)

4. Volks- und Landeskunde.

138. Gombocz, Endre: *A magyar botanika története. A magyar flóra kutatói* (Geschichte der ungar. Botanik. Die Forscher der ungar. Flora). Bp.: Magy. Tud. Akad. 1936. 636 S. 8°.

Die ungar. Flora, die dank ihrer Mannigfaltigkeit die interessanteste von ganz Europa ist, ist schon seit Jahrhunderten ein vielumstrittener Forschungszweig der Naturwissenschaften. Vorl. Buch will die Persönlichkeit und Arbeitsmethoden sowie die Forschungsergebnisse jener Gelehrten und Forscher würdigen, die sich in den Dienst der ungar. Botanik gestellt haben. Die außerordentlich exakte und sehr umfangreiche Arbeit ist als eine wertvolle Bereicherung der ungar. fachwissenschaftlichen Literatur zu begrüßen. (H. v. R.)

139. Stránská, Drahomíra: *Příruckà lidopisného pracovníka* (Handbuch des volkskundlichen Arbeiters). Prag: Nákladem Národopisné společnosti československé 1936. 148 S., nebst Nachwort und 19 Abb. 8°.

Zu dem von tschechischer Seite bereits intensiv bearbeiteten Gebiet der Volkskunde bietet dieses Bändchen eine Einführung, darüber hinaus aber auch eine reichhaltige Anleitung für denjenigen, der auf diesem Gebiet erstmalig zu arbeiten gedenkt. In klar gegliederter Form werden die Aufgaben der Volkskunde gegenüber anderen

Disziplinen abgegrenzt und ein Schema aufgezeigt, das in systemat. Aufbau Land, Menschen, materielle Kultur, volkskundliche Kultur, geistiges Leben usw. umfaßt. Dadurch besitzt dieser Teil der Arbeit eine Gültigkeit, die sich über die Grenzen des tschech. Volksbodens hinaus erstreckt. Eine ausführliche Bibliographie, die fast ausschließlich tschech. Titel enthält, beschließt das Werk. (Schl.)

---

140. Bell, Karl (Hrsg.): *Ungarn.* Geleitwort von Jakob Bleyer. Dresden: Deutscher Buch- und Kunstverl. William Berger o. J. 294 S. 1 Kt., 3 Farbdrucke, 33 Abb. und graph. Darst. 8°. (Monographiensammlung: Das Deutschtum im Ausland).

Aus sieben Einzeldarstellungen erhalten wir ein Bild des ungarländischen Deutschtums, das völlig geschlossen wäre, wenn es noch etwas mehr vom inneren Aufbau der Volksgruppe und von ihrer Einordnung in die ungar. Gegebenheiten enthielte; von der Sozialgliederung, von der Wirtschaft, der Bindung durch den Großgrundbesitz, den Möglichkeiten legaler völkischer Organisation erfahren wir zu wenig. Vier Mitarbeiter stammen aus Ungarn: B. Pukánszky faßt die Ergebnisse seiner großen Arbeit (*Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn*) mit Ergänzungen bis auf die Gegenwart zusammen, der Ödenburger Domherr Huber gibt eine Geschichte von Ödenburg, die im wesentlichen auf Házis Arbeiten fußt, J. Weidlein bietet vor allem Neues über die Mundarten der Schwäbischen Türkei. Seine Arbeit ist methodisch deshalb besonders interessant, weil er versucht, von der gesellschaftlichen Gliederung des Dorfes her, die Herkunft der Mundart festzulegen. Der Fünfkirchener Maler Heinrich Stephan schmückte den Band mit farbigen Wiedergaben von dreien seiner Gemälde. Die reichsdeutschen Mitarbeiter sind: Emil Maenner (*Einführung*), Karl Bell (*Der deutsche Volksboden in Ungarn*), Theodor Grentrup (*Schule und Kirche in Ungarn*), R. Hartmann (*Volkskunde*). Wenn sich auch die Darstellung Grentrups nicht auf die neuesten Daten stützen konnte, so vermittelt sie doch einen sehr klaren und eindeutigen Einblick in alle Einzelheiten. Hartmann gibt eine lebendige vielseitige Stoffsammlung über Sitte und Brauch, Volksdichtung und Tracht und den notwendigsten Überblick über Siedlung, Haus und Hof. (Kl.)

141. Macartney, C. A.: *Magyarország* (Ungarn). Bp.: Révai o. J. 255 S. 8°. P. 3,—.

Die Veröffentlichung ist — wie im Vorwort zur ungar. Ausgabe betont wird — für den englischen Leser bestimmt. Sie gibt daher nur die Umrisse der Geschichte, der geopolit. Lage, der Verfassung und gesellschaftl. Schichtung Ungarns sowie der polit. Fragen des Landes, allerdings mit der sicheren Linienführung eines trotz gewisser Distanz mit den Problemen vertrauten guten Beobachters. So erscheint z. B. die Bedeutung der kath. Geistlichkeit als Gesellschaftsschicht und der Zusammenhang zwischen Kirche und Staat durch Hinweise gut herausgestellt, ferner die politisch-weltanschauliche Haltung von Katholizismus und Protestantismus in ihren geschichtlich begründeten Tendenzen entsprechend aufgewiesen. Die auf die histor. Entwicklung zurückgreifenden Darstellungen des Magnatentums und der Gentry beleuchten vor allem deren wirtschaftl. und polit. Rolle, wobei M. auf die Schwächung des Grundbesitzes der ersteren durch Verschuldung und auf die beherrschende Stellung der letzteren in der Verwaltung und zurzeit auch in der Regierung hinweist. Scharf herausgestellt werden das Problem des Judentums in Ungarn und seine wirtschaftl. und gesellschaftl. Sonderstellung mit den sich daraus ergebenden Reibungen und Bewegungen. Aus der Darstellung der Lage des Bauerntums nach einer unzureichenden Agrarreform und der des von fremden Führern geleiteten, noch nicht Bestandteil

der Nation gewordenen Arbeiterschaft folgt, daß M. als eine der wichtigsten Aufgaben die Lösung der Bauern- und Arbeiterfrage betrachtet. Wenn auch Verf. die erwähnten Fragen mehr unter dem Gesichtspunkt der „sozialen Probleme" behandelt, im geschichtl. Teil des Kapitels über Nationalitäten sich ziemlich einseitig auf Seton-Watson stützt und das polit. System Ungarns mit dem Maßstab der „westlichen Demokratie" mißt, stellt die Veröffentlichung einen publizistisch gelungenen Aufriß vor allem des gesellschaftl. Aufbaus dar, der trotz möglicher Einwendungen gegen die Betrachtungsweise auf einzelnen Teilgebieten wesentliche und akute Fragen berührt. (Z.)

142. Delattre, Pierre: *Nos Amis les Hongrois*. Paris: Éditions Eugène Figuière 1935. 191 S. 8°.

Wenn der Titel dieses Buches genau sein sollte, so müßte er lauten: „Nos Amis les Catholiques en Hongrie". Der Verf., der dem Jesuitenorden angehört, bringt — wie er im Untertitel sagt — „Skizzen und Erinnerungen" von einem längeren Aufenthalt im Reich der heiligen Stephanskrone. Abgesehen von einem Kapitel, in dem er über die Verbreitung der französ. Sprache in Ungarn spricht und der Regierung seines Landes Ratschläge gibt, wie sich das weitere Vordringen des Französischen fördern ließe, behandelt das Werk nur kathol. Gegenstände oder doch zum mindesten — wie bei der Frage der Jugendorganisationen — Themen unter katholisch-kirchlichem Gesichtspunkt. Nach der Darstellung der drei Städte Steinamanger, Erlau und Szegedin, in die zahlreiche histor. Reminiszenzen eingeflochten sind, wird der Leser über die ungar. Jugendbünde unterrichtet. Dann zeigt uns der Abschnitt „Deux grands Chrétiens" den Augenarzt aus fürstlichem Geschlecht, Ladislaus Batthyány, dessen Andenken das Buch gewidmet ist, und Graf Apponyi als Katholiken. In zwei weiteren Abschnitten werden die kirchl. Bemühungen um den Stadt- und Landarbeiterstand und die ungar. Frömmigkeit behandelt. Hierbei wird das große soziale Elend, das in Ungarn als Folge des Friedensvertrages von Trianon herrscht, stark herausgearbeitet. (E. V.)

143. Illyés, Gyula: *Puszták népe* (Volk der Pusten). Bp.: Nyugat o. J. 288 S. 8°.

Die Gattung dieses eigenartigen Werkes ist schwer zu bestimmen. Die Grundlage bildet eine selbstbiograph. Schicht: Erinnerungen der Kinderjahre und die Begegnungen des Erwachsenen mit seiner familiären, seelischen und landschaftlichen Heimat, dazu kommen die Erlebnisse und Beobachtungen einer Art soziograph. Studienreise mit geschichtlicher, volkskundlicher, soziologischer und statistischer Dokumentation, schließlich auch die unauffälligsten und urbansten, aber um so wirkungsvolleren Mittel politischer Agitation. Der Lebens- und Schicksalsraum einer der vernachlässigtesten unbekanntesten Schichten des ungar. Landarbeitertums, die Welt der Gehöftarbeiter, jener Knechte, Kutscher, Hirten usw., die als Angestellte der gewaltigen Meierhöfe des ungar. Großgrundbesitzers in Transdanubien außerhalb jeder dörfischen Bindung leben, wird hier zum erstenmal mit außerordentlicher Lebendigkeit dargestellt. Die gewollt nicht-architektonische und nicht-abgeschlossene Komposition erscheint in diesem Fall als die angebrachteste: die Form fügt sich trotz der scheinbaren Bewegungslosigkeit der sich immerfort wandelnden und trotz der strengen Gesetze des Brauchtums äußerst vielfältigen Wirklichkeit an, ohne jedoch die Kraft zur Prägung exemplarischer Fälle zu verlieren. (y.)

144. Kogutowicz, Károly: *Dunántul és Kisalföld irásban és képben* (Transdanubien und das kleine Alföld in Wort und Bild). Bd. II. Szeged: Geogr. Institut der Universität 1936. 352 S. 8°. Mit 1 Karte, 2 mehrfarbigen Bildbeilagen und 96 Tafeln in Tiefdruck.

Im Gegensatz zum ersten das Gebiet mit Ausnahme der letzten Kapitel nur als ein Ganzes betrachtenden Band ist Band II fast ausschließlich den Einzellandschaften gewidmet. Die Gegenden Baranya, Hegyhát, Völgység, Drávaszél, Westungarn diesseits wie jenseits der Raab, dann das Transdanubische Mittelgebirge, sowie die Städte, doch von einem bereits im ersten Band besprochenen Landschaftskomplex zwischen Plattensee, Drau und Mecsek abgesehen, fast alle Teilgebiete werden hier erörtert. Man findet nur zwei Abschnitte, welche Probleme allgemeineren Charakters behandeln, u. zw. einen über das im SO. Transdanubiens (besonders in Ormányság und Sárköz) herrschende Einkindsystem (egyke) und einen anderen über das Deutschtum in Transdanubien. Es werden hier auch Theoretisches und Prinzipielles (Volkstum, Nation, usw.), aber noch mehr die Stärke, die kulturelle und wirtschaftliche Rolle der Volksgruppen sowie die Frage des Kulturbodens mit eingehender Kritik der diesbezüglichen Literatur (besonders der Arbeiten Iseberts) besprochen. Die besondere Berücksichtigung dieser vielumstrittenen Fragenkomplexe erscheint trotz des scheinbaren Verzichts auf eine rein äußerliche strukturelle Einheit der Arbeit als vollständig berechtigt, da sich das Buch an einen weiteren Leserkreis wendet, der mit Recht Antwort auf aktuelle Fragen verlangt. Das ganze Werk hat sich überhaupt ein erzieherisches Ziel gesteckt: das Interesse für die engere Heimat in jedem zu wecken. Erreicht wurde dieses Ziel durch die liebevolle Einzelbehandlung der kleineren, ja sogar der ganz kleinen Landschaften. Die Behandlung ist individuell: je nach Landschaft wird ein anderer Zug hervorgehoben. Man findet jedoch überall eine starke Berücksichtigung des Menschen, seines Lebens und seiner Arbeit, sowie der Kulturlandschaft in ihrem Werdegang und ihrer Anpassung an die Naturgegebenheiten. In der ungar. Literatur fehlte bis jetzt eine ähnliche Darstellung. Denn es gab einerseits nur eine Menge von Monographien, noch mehr ganz zerstreute Einzelangaben, andererseits aber Einzellandschaften nur weniger berücksichtigende Synthesen. Das Buch bietet auch dem Fachmann viel Neues: eine Fülle von an Ort und Stelle gesammelten Tatsachen und von feinen Beobachtungen. Ganze Kleinlandschaften wurden mit ihren Namen erst entdeckt und mit ihren Eigentümlichkeiten dargestellt. Besonders hervorzuheben ist die reiche Illustration: man findet noch nie veröffentlichte Lichtbilder in einer Menge, daß es bereits ihnen gelingen würde, bisher kaum geahnte Charakterzüge dieser so abwechslungsreichen Gegenden zu enthüllen. Auch die Zeichnungen und Diagramme sind meistens sehr geistvoll (so z. B. jene zur Einkindsystemfrage), wenn auch manche von ihnen in ihrer Generalisierung etwas fremdartig wirken. So ist und bleibt das Buch von K. trotz jener Lücken, deren Beseitigung bei einer ähnlichen Arbeit unmöglich ist, ein unentbehrliches Hilfsbuch für jeden Fachmann, der sich für Transdanubien interessiert. (T. M.)

145. Grieben: *Budapest und Umgebung*, 11. Aufl. Bln.: Sbstvl. 1937. 159 S., 16°. RM 2,50. (Grieben-Reiseführer 102.)

Theoretisch denken die meisten Reisenden, der Reiseführer brauche bloß äußerer Beratung und Aufklärung zu dienen, während sie ihn in der Praxis auch als Lesebuch zu schätzen wissen. Ermüdet zwischen dem langen Straßenlaufen sitzt man auf einer Bank und weiß dann nichts Schöneres, als im Einleitungsteil des Reiseführers über Natur und Kulturgeschichte des grade erlebten Gebiets nachzulesen. Deshalb verdient der (nicht einzig auf deutsche Benutzer zugeschnittene) neue G. (von der einwand-

freien sonstigen Anordnung ganz abgesehen) grade für die ausführlichen und anschaulichen Anfangsabschnitte großes Lob, denen sogar durch ein Volkstrachtenbild Leben verliehen ist (zur charakteristischen ungarischen Volkstracht sollten allerdings Kniestiefel gehören!). Folgende Stellen müßten dort bei nächster Neuauflage noch verbessert werden: Ungarns Deutsche stammen mehr aus West- als aus Süddeutschland; daß über die Hälfte der Ungarn deutsch verstehe, ist mit Hinsicht auf die breiten Volksmassen eine Übertreibung. Man lasse erkennen, daß der Kossuthaufstand nur das Schlußglied einer schon die früheren Zeiten durchziehenden Kette von Freiheitskämpfen darstellt. Unbedingt muß (schon in der Einleitung) die von keinem Leser geahnte Bedeutung der Kettenbrücke — als erster winterbeständiger Brücke überhaupt — hervorgehoben werden. Nicht mehr gebraucht werden darf heute das Unwort „*Tartaren*". — Großartig ist die (patentierte) Faltungs- und Punktfindungstechnik des Stadtplans; trotzdem wäre eine Karte der Innenstadt in vergrößertem Maßstab noch angebracht; außerdem muß die Übersichtskarte des Umschlagdeckels die hinten beschriebenen ferneren Ausflugsziele enthalten. — Schlecht sind einzig die Ausspracheangaben („e" entspricht nicht dem [langen!] Anfangslaut im deutschen „Erde", „ly" ist nicht mehr „lj", es fehlt eine Angabe über Bindung des „j" an den vorhergehenden Selbstlaut [hajó = hŏj-jō, nicht hŏ-jō], u. dgl.). (H. D.)

146. Zoltai, Lajos: *Ismeretlen részletek Debrecen multjából* (Unbekannte Einzelheiten aus der Vergangenheit von Debrecen). Debrecen: Selbstverl. 1936. 230 S. 8°. 2 Kt.

Das Buch enthält drei selbständige Arbeiten. In der ersten — Das Leben von Debrecen im Spiegel der Rechnungsausweise der „Hauptrichter" (= Titel des Magistratsvorstandes) zu Beginn des 17. Jh.s — gibt die Auswertung der im Stadtarchiv befindlichen städtischen Rechnungsausweise aus vier Jahren (1611, 1612, 1617 u. 1618) jenen Rahmen, der sich mit vielen anderen, aber gleichfalls vom Verf. erforschten Angaben erweitert zu einem klaren Bild der wirtschaftlichen Verhältnisse der damaligen Stadtgemeinde. Dabei findet man eine Menge von Einzelheiten (über Weinbau, Weingärten, Wirtshäuser, Gewerbezweige, Kaufläden, Handelsartikel, Postwesen, usw.), die unsere Kenntnisse vom Wirtschaftsleben und von städtischer Kultur des 17. Jh.s in Ungarn bereichern. Die zweite Arbeit — Entwicklung der Stadtgemarkung von Debrecen und die Anschaffung der städtischen Besitztümer — erzählt, wann und wie die einzelnen Teile der heute mehr als 957 km² umfassenden Gemarkung in den Besitz der Stadt übergingen. Es handelte sich freilich überwiegend, aber doch nicht ausschließlich um in der Türkenzeit verödete Dorfgemarkungen, bei deren Anschaffung königliche Donation, Kauf und Verpfändung gleichfalls eine Rolle spielten. Die dritte Arbeit hat den Titel: Die Grenzbestimmungsprozesse der Stadt Debrecen in Zusammenhang mit der Geschichte der Hortobágyer Pußten. Das ganze Buch ist — ebenso wie die zahlreichen Arbeiten Z.s — das Ergebnis einer unermüdlichen und gewissenhaften, vollständig der Vergangenheit der Stadt Debrecen gewidmeten Forschungstätigkeit. (T. M.)

147. Zoltai, Lajos: *Debrecen vizei* (Die Gewässer von Debrecen). Debrecen: Debreceni Muzeumbarátok Köre (Verein der Freunde des Museums in Debrecen). 1935. 40 S. 8°. 2 Kt.

Nach einer Einleitung, wo der begriffliche Inhalt gewisser hydrographischer Sammelnamen nach Sprachgebrauch des Gebietes erklärt wird, gibt Verf. eine alphabetische Aufzählung von ungefähr 170, aller in der riesigen Gemarkung der Stadt Debrecen jemals existiert habenden hydrographischen Eigennamen als Ergebnis

seiner fleißigen Forschungen im Archiv der Stadt. Alles, was diesbezüglich aus dem reichen Urkundenmaterial und aus sonstigen Quellen zur Verfügung stand, wurde verwertet. So findet man bei jedem Namen einen an Angaben reichen Text mit Angabe des Zeitpunkts der ersten und der späteren Erwähnungen, mit Lokalisierung des Objektes und Identifikation desselben, falls sich die Namen veränderten, sowie, wenn es möglich war, mit Schilderungen über Zustand, etwaige wirtschaftliche Rolle und Bewertung in der Vergangenheit. So enthält das Büchlein auch kulturhistorisch wertvolle Daten. Alles für eine räumliche Darstellung Geeignete wurde auf den beigegebenen beiden Karten verzeichnet. (T. M.)

148. Angyán, Aurel: *Gyüd vidéke és a siklósi vár eredete történelmi megvilágitásban* (Die Gegend von Gyüd und die Entstehungsgeschichte der Burg von Siklós in historischer Beleuchtung). Simontornya: A Szent Ferenc-Rend Tartományfőnöksége 1933. 166 S. 8°.

Verf. stellt mit Hilfe des vorhandenen Quellenmaterials die Geschichte von Gyüd und der Burg Siklós dar. Gyüd und Siklós, vor der Landnahme von Slawen bewohnt, traten im 12. Jh. in die Geschichte ein, als König Geisa II. den Ritterorden der Johanniter in Ungarn ansiedelte und diese auf dem Felsberge von Siklós ihr Kloster erbauten. Auch die Kirche von Gyüd, deren wundertätige Muttergottesstatue viele Wallfahrer anzog, war eine Gründung dieses mildtätigen und frommen ungar. Königs. Die Burg von Siklós, deren Ursprung lange Zeit nicht identifiziert werden konnte, die in späterer Zeit 400 Jahre lang im Besitze der comites de Suklos und der Familie Gara war, ist also ursprünglich das burgartige und stark befestigte Kloster der Johanniter gewesen. (H. v. R.)

149. Csetri, Károly: *Bácska lakossága a legrégibb időktől a XIX. század végéig* (Die Bevölkerung der Batschka seit den ältesten Zeiten bis zum Ende des 19. Jh.s). Bp.: Selbstverl. 1936. 64 S. 8°.

Eine fleißige Arbeit über die Geschichte der Bevölkerung des vorkriegsungar. Komitates Bács-Bodrog, mit besonderer Berücksichtigung der Kolonisation seit dem Beginn des 18. Jh.s. Sie enthält zwar auch bisher unveröffentlichtes Archivmaterial (so ein Verzeichnis der im Jahre 1763 „freiwillig" Eingewanderten), faßt aber doch überwiegend die Ergebnisse bereits erschienener Werke zusammen. Das Ganze wird etwas lexikonartig vorgetragen, oft reine Angaben aufzählend und sich auf eine die Zeitfolge vor Auge haltende Erzählung der Ereignisse beschränkend. Methodisch hat sie also nicht die hohen Ansprüche einer modernen Siedlungsgeschichte, sie kann aber gute Dienste leisten als eine leicht zu überblickende Darstellung der rohen Tatsachen und als ein Nachschlagewerk, wo man eine reiche Angabensammlung (auch Ansiedlerverzeichnisse und Tabellen) findet. (T. M.)

150. Buchmann, Károly: *A délmagyarországi telepitések története, I. Banat* (Die Geschichte der südungar. Siedlungen, I. Banat). Bp.: Selbstverl. 1936. 130 S. 8°.

In knapper, fast annalistischer Form werden die Siedlungsvorgänge im Banat von der Landnahme der Ungarn bis zum Verlust des Landes behandelt. Die recht tendenziöse Darstellung ist eine primitive Zusammenfassung von Forschungsergebnissen deutscher und ungar. wissenschaftlicher Literatur. Die Arbeit befaßt sich außer mit den deutschen und ungar. Siedlungen auch mit einer knappen Behandlung der Geschichte der serb. und rumän. Kolonisation. In den Ausführungen zur Minderheitenfrage teilt Verf. die bekannte Ansicht Franz Herczegs, der auch für das Buch einleitende Worte schrieb. (L. S.)

151. Bodor, Antal: *A falukutatás vezérfonala* (Leitfaden der Dorfforschung). Bp.: A Magyar Társaság Falukutató Intézete. 1935. 64 S. 8°.

152. Ujszászy, Kálmán: *A falu. Utmutatás a falutanulmányozásához.* (Das Dorf, Wegweiser zum Studium des Dorfes). Sárospatak: o. V. 1936. 100 S. 8°.

Die beiden Arbeiten wollen Anleitungen geben zur Ausarbeitung von Dorfmonographien und soziographischen Beschreibungen. Sie enthalten die bekannten Fragebogenschemata — bei Ujszászy sehr ausführlich und subtil herausgearbeitet — zur Erfassung und summarischen Aneinanderreihung aller Tatbestände dörflichen Lebens. (L. S.)

153. *Elsüllyedt falu a Dunántulon, Kemse község élete* (Ein untergehendes Dorf in Transdanubien, das Leben der Gemeinde Kemse). Sammelwerk der Mitglieder der Dorfforschungsarbeitsgemeinschaft des Studentenheimes Pro Christo, mit einem Vorwort von Graf Paul Teleki. Bp.: Sylvester 1936. 158 S. 8°.

Aus der großen Anzahl sozialer Reportagen über Dorf und Landstadt, die in Ungarn — ausgehend von den Bestrebungen des oberungar. Sarló-Kreises und der Siebenbürger (Erdélyi Fiatalok) — besonders von der mittelständischen Jugend (vornehmlich Pfadfinderkreisen und jungen Theologen) unternommen werden, ist vorliegende Arbeit die erste von wissenschaftlichen Gesichtspunkten ausgehende soziographische Dorfaufnahme. Die Methode, die der aus zehn jungen Wissenschaftlern bestehende Arbeitskreis anwandte, ist mit Abweichungen die Arbeitsweise der rumänischen Gustischule. — Ein kleines Dorf in der Ormányság (Südbaranya) ist in allen seinen Tatbeständen und Lebensbeziehungen einer gründlichen soziograph. Analyse unterzogen worden. Die einzelnen Kapitel über die geograph. Lage, die Ausbildung der Bevölkerungsverhältnisse, die gesellschaftliche Struktur, das seelische Leben der Gemeinde, über musikalische und literarische Bildung, sowie über die ethnograph. Erscheinungen und ihre soziolog. Beziehungen und endlich die Schilderung des wirtschaftlichen Lebens dieses Dorfes sind nicht das Werk eines einzelnen Fachbearbeiters, sondern man entschloß sich zu einer gemeinsamen Aufarbeitung und Kontrolle der individuellen Erfahrungen und Beobachtungen. So ist ein reiches, wohl abgewogenes Material aus allen diesen Gebieten mit einer Fülle statistischer Daten, Graphikons und Karten zusammengetragen worden. Freilich ist das Ergebnis der Arbeit, die die Ursache des Einkindsystems (egyke) auffinden wollte und die diesen Bevölkerungsrückgang durch den Großgrundbesitz verursacht sieht, keine genügende Erklärung. Woanders gibt es auch die gleichen Besitzverhältnisse und dennoch tritt das Egyke nicht auf. Hier hätte die Untersuchung der gesellschaftlichen Struktur dieser Bauerngruppe eine Antwort geben können. — Bemerkenswert ist, daß das Vorwort zu dieser Arbeit Graf Paul Teleki, der bekannte Geograph und Pfadfinderführer, schrieb. (L. S.)

154. Széll, Márta: *Zákány. Tanulmány a szegedi tanyai nép életéből* (Z. Studie aus dem Leben der Tanyabevölkerung von Szeged). Szeged: Selbstverl. (Diss.) 1936. 43 S. 8°. 8 Krt. 10 Lichtbilder.

Man findet hier die geographische Bearbeitung eines willkürlich ausgeschnittenen Teiles von nur ungefähr 10 qkm Flächenausdehnung der riesigen Gemarkung der Stadt Szeged. Das Gebiet — eine typische Tanyawelt mit einem verschlossenen Eigenleben — liegt etwa 20—21 km weit von der Stadt. Zákány (genauer „Zákány kapitányság") heißt eigentlich jene größere, aber freilich der Stadt unterworfene Einheit der Tanyaverwaltung, von der hier nur ein Teil dargestellt wird. Die Arbeit ist die Verwirklichung einer sehr glücklichen Idee, denn die Kleinheit des bearbeiteten Gebietes

gestattete die individuelle Behandlung jedes einzelnen Hauses und jeder Familie; d. h. eine Verallgemeinerung, bei der kein Einzelfall unberücksichtigt blieb. Obwohl es sich hier um eine vollständige Geographie handelt, werden doch in erster Linie die menschlichen Verhältnisse betont. Besonders viele Angaben findet man über das Wirtschaftsleben. Einige der beigegebenen Kartenskizzen (so z. B. jene beiden, wo die Anzahl der Wirtschaftsgeräte, bzw. des Viehbestandes je nach Einzelhof dargestellt werden) sind auch sehr lehrreich. (T. M.)

155. Pável, Ágoston: *Őrségi képek* (Bilder aus dem Grenzwachgebiet: Őrség). Szombathely: Martineum könyvnyomda 1936 (SA aus A Vasi Szemle Jg. III. Nr. 5/6 S. 318—358), Vasi Szemle könyvei (Bücher der Eisenburger Rundschau) Nr. 74.

Verf., der einen Forschungsausflug in das Grenzwachtgebiet (Őrség) unternommen hatte, berichtet über seine ethnograph. Wahrnehmungen in den Dörfern Farkasfa, Kondorfa, Szalafő, Őriszentpéter. Sein Interesse richtete sich hauptsächlich auf die Siedlungsart der Dörfer und die Bauweise der Häuser. Er stellt hier eine Auflockerung des Dorfes in einige ziemlich entfernt voneinander liegende Häuserinseln fest, die eigene Namen führen und die im Rahmen des Dorfes eine gewisse Art von Selbständigkeit genießen, hier sogenannte „szeres település". Weiter gibt er eine Darstellung der Bauart des „umschlossenen" (kerített) Hauses in der Gemeinde Szalafő. (L. S.)

---

156. Ortutay, Gyula: *Magyar népismeret* (Ungar. Volkskunde). Bp.: Magyar Szemle Társaság 1937. 80 S. 8°. (Kincsestár, Nr. 9).

Verf. hat in diesem Werke kurz zusammengefaßt, welche Methode er für die ungarische Volksforschung am fruchtbarsten hält. Er hat die moderne Auffassung Malinowskis und Thurnwalds übernommen, aber mit eigenen ungar. Erfahrungen bereichert. Das Buch gibt einen methodischen Leitfaden für die Sammelarbeit, nicht aber im Sinne der Fragebogen. Die einzelnen Abschnitte über Analyse, die Feststellung der dynamischen und funktionellen Momente des Dorflebens können in der volkskundlichen Arbeit wirklich fruchtbar sein. Mit seiner dynamisch-funktionellen Auffassung ist Verf. Bahnbrecher in der ungar. Volkskunde, die sich bisher mehr für die geschichtlich-geographische Methode als für die Motiv-Forschung interessiert hat. (J. E.)

157. Paulini, Béla: *Perlenstrauß* (*Gyöngyösbokréta*). Bp.: G. Vajna 1937. 64 S. 8°.

Der Landesbund des Ungarischen Perlenstraußes, der 1933 mit Unterstützung der Stadt Budapest ins Leben gerufen wurde, hat sich die Ausübung und Pflege aller Zweige ungar. Volkskunst zur Aufgabe gesetzt. Er ist bestrebt, vor allem unter den Bauern den Sinn für das ungar. Volkslied, die völkischen Tänze, die alten Zeiten entstammenden Sitten und Gebräuche, die Bauerntrachten und das völkische Kunstgewerbe zu wecken und wachzuhalten. Alljährlich hat auch der Hauptstädter und der Fremde, der Bp. besucht, in der St. Stephans-Woche Gelegenheit, sich an der Mannigfaltigkeit und Farbenpracht der Darbietungen des Perlenstraußes zu erfreuen. Das reich bebilderte Buch zeigt die Mitglieder des Perlenstraußes bei ihrer Tätigkeit in sehr ansprechbaren Bildern; es enthält auch Melodien einiger Volkslieder in der Klavierbearbeitung B. Bartóks, Z. Kodálys u. a. Zu bedauern ist nur, daß die Skizze über die Geschichte des Perlenstraußes in einem mehr als mangelhaften Deutsch abgefaßt ist. (Kk.)

158. Haraszti, Emil: *A tánc története* (Geschichte des Tanzes). Bp.: Magyar Szemle Társaság 1937. 78 S. 8°. (Kincsestár, Nr. 54).

In dem engen Rahmen dieses Buches versucht Verf. einen Überblick über die Geschichte des Tanzes zu geben, und zwar von den primitivsten kultischen Bewegungen bis zu dem heutigen, komplizierten Tanz, und daneben gibt er die Entwicklung der ungarischen Nationaltänze. Aber eben dadurch, daß Verf. ein ungeheuer großes Gebiet umfaßt und möglichst viel Material beibringen will, führt er den Leser in ein Labyrinth, wo man sich manchmal nur mit großer Mühe auskennt. Als grundlegendes, umfassendes Werk kann das Buch dennoch gut verwendet werden. (J. E.)

159. Vámszer, Géza; Bándy, Mária: *Székely táncok* (Szekler Tänze). Cluj: Minerva 1937. 123 S. 8°.

Mit großer Sorgfalt und Begeisterung haben Verf. die Volkstänze der Szekler gesammelt und herausgegeben. Das Buch gibt einen Überblick über den Reichtum der volkstümlichen Tänze. Schade, daß Verf. Choreographie und volkskundliche Bemerkungen nicht scharf genug voneinander getrennt haben. Beim Unterricht kann es Schwierigkeiten verursachen. Die unverändert gelassenen Melodien und die Angaben kann auch der Volkskundler gut verwenden. (J. E.)

---

160. *Das Königreich Südslawien* (Sammelwerk). Lpz.: Universitätsverl. von Robert Noske 1935. 262 S. kart. 6.— RM, geb. 7.50 RM. 8°. (Die südosteuropäischen Staaten in Einzeldarstellungen. Hrsg. in Verbindung mit dem Südost-Ausschuß der Deutschen Akademie von Franz Thierfelder).

Die ganze Anlage und Einteilung des Buches mag anfechtbar sein, denn es ist trotz der Versicherung Karl Haushofers in der Einleitung dennoch jenem Fluch nicht entgangen, der allen Vielmänner-Büchern anhaftet, dem Mangel an Geschlossenheit, geradliniger Durcharbeitung und auch der Vollständigkeit, aber schon die Aufzählung der Namen der einzelnen Mitarbeiter, wirklicher Fachkenner, verbürgt ganz ausgezeichnete Spezialbeiträge. An Umfang wie Tiefe der Information ragen die Darstellungen Gesemanns und Egon Heymanns hervor. G. gelingt es in seinen Skizzen über „Volk, Landschaft und Kultur" mit ihrem historisch-kulturellen Aspekt ein bezwingend-intimes Bild der differenzierten ethnischen Verhältnisse, der soziolog. und charakterolog. Ausformung der südslaw. Menschentypen, der geograph. Gliederung des Siedlungsraumes, seiner sozialen Struktur und wesentlicher Züge und führender Gestalten südslaw. Geisteslebens zu geben. H., der die „Politische Organisation des südslaw. Volkes" behandelt, gibt nach einer kurzen histor. Darstellung der Ausbildung südslaw. Gemeingefühls und der endgültigen staatlichen Gestaltung eine äußerst kenntnisreiche und umfassende Übersicht der innenpolit. Geschehnisse und Probleme seit der Staatsgründung. Er bezieht in seine Darstellung Armee, Sokolverband, Presse, Kirchenfragen, soziale Gliederung, Verkehrsverhältnisse usw. mit ein. März fügt einen wohlfundierten Beitrag über die „geopolitische Lage Südslawiens" bei, A. Schmaus entwirft ein „interessant-exotisches" Bild von „Sitte und Brauchtum der Südslawen", Stelé referiert ansprechend und die reichen Beziehungen aufdeckend über „Südslawische Kunst", während von Oertzen die militärische Tüchtigkeit und Tapferkeit des südslaw. Soldaten würdigt. Der Beitrag Wirsings über „Südslawien in der europäischen Politik" ist in einzelnen Teilen schon überholt, aber vortrefflich in der Charakterisierung der Geschehnisse und Möglichkeiten südslaw. Politik. Es fehlt leider ganz eine Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse (Wirsing behandelt nur die Außenhandelsbeziehungen) und eine Darstellung der Minder-

heitsfragen in diesem Staate, den Rahmen des Beitrages von Hans Schwab über „Das Deutschtum in Südslawien" noch weiter führend. Auch das statistische Material ist nur mangelhaft. — Trotz allem, neben Seton-Watsons altem, verdienstvollem Werk, Wendels gutgemeinten, aber nicht immer stichhaltigen Darstellungen kann nun vorliegendes Werk dem großen Laienpublikum ein überaus nützlicher, gründlicher und objektiver Führer sein. (L. S.)

161. Crnjanski, Miloš: *Belgrade.* Belgrade: Bureau Central De Presse 1936. S. 147 2 Karten 8°.

Diesem geschickt zusammengestellten und musterhaft ausgestatteten, französisch geschriebenen Reiseführer der nach dem Weltkrieg in fast amerikanischer Weise aufstrebenden jugoslaw. Hauptstadt gelingt es, eine bloße Aufzählung nüchterner Angaben über Lage, Hotelverhältnisse, Sehenswürdigkeiten, Museen usw. zu vermeiden und auch die landschaftliche und intimere Seite der schön gelegenen Stadt zur Geltung zu bringen. Ausführliche histor. Exkurse bei der Schilderung der Stadt und des künstlerischen Lebens (Literatur und Presse) geben eine gute Darstellung der Rolle, die die Stadt in der polit. und geistigen Geschichte Jugoslawiens gespielt hat. Weiter werden Ausflüge nach Oplenac, der Gruftkirche der Herrscher, zu den Klöstern der Fruska Gora, nach Smederevo, der Hauptstadt des mittelalterl. Serbiens und des Despoten Djurdje Branković beschrieben. — Dem Führer sind Ansichten von Belgrad und Kartenmaterial beigefügt. (L. S.)

---

162. Heberle, Rudolf: *Auslandsvolkstum.* Leipzig: Hirzel 1936. 33 S. 8°.

Vorliegende gesellschaftswissenschaftliche Betrachtung über die soziale Problematik des Auslanddeutschtums ist ein wertvoller Beitrag zur Forschungsmethode der Auslandsvolksgruppen. Da die Lebenskraft jeder Volksgruppe von Bevölkerungsaufbau und Bevölkerungsbewegung, d. h. von ihrer Vermehrung durch Fortpflanzung oder Zuwanderung und ihrer Widerstandsfähigkeit gegen die Vermischung mit anderen Volksgruppen abhängt, ist die Untersuchung nach diesen Gesichtspunkten gegliedert und will in den Kapiteln über die objektiven Lebensbedingungen, über Zivilisationsgefälle, Kulturgefälle, Angleichung und Entvolkung zur Klärung dieser wichtigsten Sachverhalte beitragen. (H. v. R.)

163. Bahr, Richard: *Deutsches Schicksal im Südosten.* Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1936. 245 S. 1 Kt. 8°.

Verf. läßt seinem bekannten, heute nun schon in 2. Auflage vorliegenden Werk „Volk jenseits der Grenzen" einen neuen Band folgen, der diesmal die Kleinwelt südostdeutschen Streubesitzes schildert. Der Zweck dieser farbig-anschaulichen Darstellung, die übrigens mehr das Städter- als das Bauerntum in den Kreis ihrer Betrachtung zieht, ist, die Aufmerksamkeit des Binnendeutschtums auf die „disjecta membra" des Deutschen Reiches zu lenken. Der Vorzug vor ähnlichen Schilderungen des Südostdeutschtums liegt hier unbedingt darin, daß die Arbeit, die zwar stark von der histor. Seite her an ihre Aufgabe herantritt, doch nicht nur eine Schreibtischarbeit ist. Die lebendige Verbundenheit, die B. auf ausgedehnten Reisen mit den Auslandsdeutschen gesucht und gefunden hat, vermittelte ihm eine klare Anschauung von ihren Nöten und Bedrängnissen. In einem einleitenden Kapitel umreißt B. in großen Zügen die dt. Wanderungsbewegungen. Das Burgenland in Österreich und Ungarn, die Sprachinseln in der Slowakei und in Karpathen-Rußland, das Zipser Deutschtum, die Deutschen in Sathmar, in Siebenbürgen, der Bukowina, in Bessarabien, der Do-

brudscha und in Wolgarußland stellen die Hauptabschnitte des Buches dar. Die Verhältnisse in Rumpf-Ungarn werden nur gestreift. Auffallend ist es, daß B. in seiner Arbeit, die sich im allgemeinen durch ein ungewöhnliches Wissen und ein liebevolles Versenken in alle Lebensvorgänge dt. Volkstums im Auslande auszeichnet, keine sonderlichen Kenntnisse der Wirtsvölker besitzt. Behauptungen, wie diese, daß ein ansehnlicher Teil des magyar. Uradels deutschem Blut entstamme, daß die Ungarn in ihrem Staat immer eine Minderheit gebildet hätten und daß von 8 Mill. Einwohnern Ungarns zwei bis vier Mill. nichtmagyar. Stammes sein sollen, sind wohl kaum stichhaltig. Der Aufstand Franz Rákóczis II. bedeutet nicht nur den Aufstand des Adels, sondern auch eine Bauernerhebung. Die breit ausgeführte Ansicht, daß die jungen Edelleute der „Ungarischen Garde" Maria Theresias beabsichtigt haben sollten, eine eigenständige ungar. Literatur zu schaffen, ist falsch, denn es gab ja bereits eine eigenständige, traditionsgebundene, wenn auch nicht sonderlich umfangreiche Literatur; vielmehr geht aus dem Kreise der Gardisten eine neue Literaturströmung aus, die sich der modernen westeuropäischen Kultur verschreibt. Michael Munkácsy war bekanntlich Maler und nicht Dichter. Štúr hat nicht die slowak. Schriftsprache „ersonnen", sondern die mittelslowak. Mundart zur Schriftsprache gemacht. Zur dt. Siedlungsgeschichte wäre zu bemerken, daß die dt. Siedler durchaus nicht als Träger der Germanisierung des Südostens anzusehen sind. K. Schünemann hat überzeugend nachgewiesen, daß die Siedlungspolitik der Habsburger von rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten, aber nicht von nationaldeutschen Tendenzen bestimmt war. Zu bemängeln ist auch — vor allem bei der Größe der Aufgabe, die sich B. gestellt hat —, daß Verf. von wenigen Ausnahmen abgesehen keine fremdsprachige Literatur heranzieht. Da das Buch stellenweise mit einer selten hinreißenden Eindringlichkeit und immer anregend geschrieben ist, wäre zu wünschen, daß bei einer Neuauflage die nicht wenigen Fehler ausgemerzt würden. (Kk.)

164. Petersen, Karl; Scheel, Otto (Hrsg.): *Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums.* I. Bd. Lieferung 7—9. Breslau: Ferd. Hirt 1935. 7. Heft S. 481—560, 8. Heft S. 561—640, 9. Heft S. 641—746. 4°.

Die drei Lieferungen enthalten den für die deutsch-ungar. Geschichte besonders wichtigen Artikel Burgenland-Westungarn (Isbert, W. Winkler, Schünemann, Klocke, Pukánszky, O. Brunner usw.), weiterhin Abhandlungen über Bosnien und Herzegowina und die Bokuwina (F. Lang, R. Spek), eine Städtemonographie über Budapest (Schünemann, Klocke, Weidlein, usw.) und einen Artikel allgemeiner Art über Buch- und Büchereiwesen. Im Artikel Burgenland wird dieses zunächst als Ganzes nach allen Stoffgebieten aufgearbeitet. Wir haben es mit einer Übergangslandschaft zu tun, die von sich aus keine staatsbildenden Kräfte entwickeln kann, die aber dadurch, daß sie von größeren Heerstraßen nicht berührt wurde, die Rolle eines Auffangs- und Stauungsgebietes spielte. Schon in karolingischer Zeit belegte Ortschaften beweisen den Fortschritt der deutschen Kolonisation, der aber die magyar. Landnahme ein Ende bereitete. Das Burgenland wird ins Gyepüsystem einbezogen, nur längs der Straßen werden Grenzwächter angesiedelt, die sich so außerhalb der magyarischen Volksgrenze befanden. Auf Grund der Ortsnamen lassen sich diese Grenzsiedlungen rekonstruieren. Das Vordringen der österr.-steirischen Grenzburgen führte zur Auflassung des Gyepüsystems. Das Gebiet wird mit deutschen Siedlern aufgefüllt. Das Zeitalter der großen Territorialherrschaften zeigt ein Hinüberwechseln von der ungar. zur österr. Seite und umgekehrt. Schließlich gelingt es im 15. Jh. den Österreichern, besonders den nördlichen Teil des Burgenlandes fest mit Niederösterreich zu verbinden, obwohl nach ungar. Auffassung diese Gebiete stets innerhalb der Grenzen Ungarns

lagen. Den ungar. Ständen, die die schwierige Lage der Habsburger ausnutzten, ist es dann in der Mitte des 17. Jh.s gelungen, die alten Grenzen wiederherzustellen. Trotzdem bleibt das nördliche Burgenland, besonders wirtschaftlich, weiterhin eng mit Wien verbunden. — Die Rolle der Städte wird besonders hervorgehoben, unter denen Preßburg und Ödenburg nicht vom magyar. Volksboden erreicht werden. Einschneidende Veränderungen in der Bevölkerungszusammensetzung der Städte brachte erst die Industrialisierung im 19. Jh. — Volkskunde, Mundart, Kunst und Wissenschaft werden eingehend behandelt, Haustypen und Siedlungsformen, sowie deren Verbreitung werden durch Kartenmaterial und Zeichnungen veranschaulicht. — Weitere drei Kapitel sind den Verhältnissen nach dem Weltkriege gewidmet. Zunächst wird das österr. Burgenland behandelt, wo zunächst ein deutsch-bewußtes Bürgertum entstehen mußte. Das gleiche gilt für das an die Tschechoslowakei gefallene Gebiet um Preßburg, wo jetzt noch innerhalb des Bürgertums eine starke Richtungslosigkeit zu bemerken ist. Im ungar. Teil zeigt sich besonders in den Städten ein Übergewicht des Magyarentums, während die Landgemeinden ein anderes Bild aufweisen. Eine starke Stütze des Deutschtums war in Ödenburg das alteingesessene Weinbauernelement und im ganzen Gebiet das lutherische Bekenntnis. Ein starkes Plus für das Magyarentum ist die bäuerliche Bevölkerung der kleinen Schüttinsel, die einen starken Bevölkerungsüberschuß aufweist, was für Transdanubien besonders auffallend ist. — Im Gegensatz zu diesem alten Grenzland gehört die Bukowina und vor allen Dingen Bosnien und Herzegowina zu den jüngeren Gliedern des Auslanddeutschtums. Die Besiedlung steht in beiden Fällen mit der Besitzergreifung durch Österreich im engen Zusammenhang. Zipser, Schwaben und Deutschböhmen stellten das Siedlerelement. Der Zusammenbruch Österreich-Ungarns war für die Volksgruppen in beiden Gebieten ein schwerer Schlag. Mangel an Boden und Verproletarisierung sind die Gefahren, die vielleicht durch engeren Anschluß an das übrige Deutschtum Jugoslawiens und Rumäniens gemindert werden könnten. — Der Artikel Budapest schildert die Entwicklung Ofens als deutsche Kaufmannssiedlung im Mittelalter, die Kämpfe um die Vorherrschaft in der Stadt, die Wiederauferstehung der deutschen Stadt nach der Befreiung von der Türkenherrschaft. In Ofen konnte sich das Deutschtum länger als in Pest behaupten, das als Komitatshauptstadt zum Mittelpunkt des Ungartums wurde und sein deutsches Gepräge schon in der ersten Hälfte des 19. Jh.s verlor. Die Vereinigung der beiden Städte 1873, die Industrialisierung, die den Rückhalt des Deutschtums, den Handwerkerstand, schwächte, brachten auch hier dem Ungartum den Sieg. — Der Artikel Buch- und Büchereiwesen berichtet zuerst vom dt. Anteil an der Verbreitung der Buchdruckerkunst in Südosteuropa, wo den Völkern nicht nur die bloße Erfindung, sondern damit gleichzeitig die Reformation gebracht wurde und ihnen so die Möglichkeit der Herausbildung einer eignen Schriftsprache gegeben war. Ausführliche Tabellen veranschaulichen den Umfang des dt. Buchhandels und die Zahl der Übersetzungen aus dem Deutschen nach dem Kriege. (—au—)

165. Petersen, Carl; Scheel, Otto (Hrsg.): *Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums.* Bd. II., Lieferung 1—4. S. 1—241. Breslau: Ferd. Hirt. 1936. 4°.

Naturgemäß behandelt der Buchstabe C hauptsächlich (nord- und süd-) amerikanische Gebiete, der Buchstabe D (Deutsch-) hauptsächlich deutsche Kolonien. In unser Bereich fällt unter Titel „Deutschbalten und baltische Lande" eine ausgezeichnete (und mit statistischem Quellenmaterial, Karten und Literaturangaben überreich abgerundete) Darstellung des Baltendeutschtums, die bei dem extrem engen Druck des Handwörterbuchs mehr Text umfaßt als manches große Buch. Bloß nehmen

bei der Unterteilung des Stoffs in Einzelaufsätze verschiedener Verfasser die Überschneidungen recht breiten Raum ein. Schwierigkeiten verursachte die Zweiheit der Länder: Die gesamtbalt. Behandlung der geschichtlichen Stücke und einzelstaatliche Auftrennung der Gegenwartszustände war sicher noch der vorteilhafteste Weg. Sehr unpsychologisch ist es jedoch, wenn (mit einer einzigen Ausnahme) Estland mit seinen vielfach schon in den nordischen Raum hinauswachsenden Verhältnissen (äußerlich zur Schau gestellt z. B. durch Einführung des skandinav. Magistertitels!) vor dem fühlbar deutschlandnäheren (und zeitweise speziell mit Ostpreußen verknüpft gewesenen!) Lettland auftritt. Der Inhalt ist so umfassend, wie er in einer Landesmonographie nur sein kann: Nicht nur sämtliche Kulturzweige werden von den ältesten Anfängen bis zur genauen Gegenwartslage durchverfolgt, sondern auch eine breite Naturbeschreibung gibt all diesem die feste Unterlage. In der Darstellungsweise gewinnt einen die trotz aller unvermeidlichen Kritiken an den Maßnahmen der Staatsvölker hervortretende Objektivität: Oft fallen auf das eigene Volk noch härtere Tadel (wegen des Mangels an sozialem Empfinden, auch den sozial tieferstehenden Deutschtumsschichten gegenüber); andrerseits wird offen anerkannt, z. B. daß die Letten und Esten auch schon vor der polit. Erhebung eine geistige Oberschicht herausgebildet hatten. In der neueren Geistesgeschichte vermißt man einige Namen: Der Philosoph Keyserling und der Biologe Uexküll sind garnicht genannt (auch nicht ablehnend der erstere), der Historiker Haller (neben stärkster Hervorhebung Schirrens) nur ganz gewichtlos. (H. D.)

166. Retzlaff, Hans: *Deutsche Bauerntrachten.* Berlin: Atlantis 1934. 223 S. 8°.

Vorl. Werk — mit einem ausgezeichneten Vorwort von Prof. Dr. K. Hahm — ist eine erste sach- und wirklichkeitstreue Bildbestandsaufnahme von dt. Bauerntrachten, die auch heute noch zu einem großen Teil getragen werden. Rudolf Helm, der einen aufschlußreichen, sachlich und kritisch gut fundierten Begleittext zu den Bildern gibt, betont das Wechselspiel von Stadt und Land, weist auf die histor. Residuen bei den Trachten hin, scheidet streng Fest-, Sonntags- und Alltagskleidung und zeigt, wo die Trachten noch lebendig und wo sie bereits im Aussterben sind. Neun große Gruppen: Hessen — Niedersachsen und Küstengebiete — Lausitz und Spreewald — Ostmark — Siebenbürgen — Südungarn und Zips — Franken und Schwaben — Bayern, Tirol und Vorarlberg — Schwarzwald und Rheinebene — geben eine umfassende Vorstellung von dem Reichtum dt. Bauerntrachten. Besonders interessant ist das Kapitel über Siebenbürgen. Hier hat die Tracht eine Vollendung erreicht wie sonst nirgendswo in Europa. Die Schicksale des Landes spiegeln sich noch in ihr wieder. Altgermanisch ist der Schmuck, den die Siedler aus ihrer moselfränkischen Heimat mitgebracht haben: so das „Heftel", die große runde, mit Glasflüssen und Steinen besetzte Brustspange und die „Bockelnadeln" (Schleiernadeln). Mittelalterlich sind die Stickereien auf Brustlatz, Pelz und Leibchen, die nur ein wenig dem Geschmack der Barockzeit angeglichen sind. Aus der Zeit kurz vor der Reformation stammt das bauschige, hundertfältige Hemd, der breite Frauenschleier, der schwer fallende, mächtige und kostbare Kirchenpelz. Türkische, ungar. und rumän. Schmuckmotive sprechen von den späteren Jahrhunderten. Heute ist in S. die Tracht nicht nur Kleidung und Schmuck, sondern, da sie auch aus Gedanken der Selbstbehauptung heraus gepflegt wird, eine wertvolle Hilfe im Kampfe um die völkische Eigenart. (Kk.)

167. Sachse, Herbert: *Die Verluste des ungarländischen Deutschtums im Spiegel der Statistik.* Berlin: Grenze und Ausland 1937. 73 S. 8°.

Das Buch bringt ein ausgezeichnetes statistisches Material, das Verf. zum großen Teil selbst nach den früheren Nationalitäten- und Sprachkenntnisstatistiken wie auch

nach den neuesten Angaben über Bevölkerungs- und Wanderungsbewegung und Berufsumschichtung erarbeitet hat. Verf. stellt die Zahlen von 1920 und 1930 für Deutsche und Magyaren in den Deutschtumsgemeinden Ungarns gegenüber. Demnach wurden 1920 bei 7990202 Einwohnern in Ungarn 551624 Deutsche gezählt, d. h. 6,9% der Landesbevölkerung, im Jahre 1930 bei 8688319 Einwohnern 478630, d. h. 5,5%. Nehmen wir die Deutschtumszahlen von 1920 zum Ausgang, so würde das ungarländische Deutschtum heute eine Gruppe von 600000 Menschen darstellen; wir müssen also einen Verlust von rund 120000 Bekenntnisdeutschen feststellen. Demnach geben die Zahlen von 1930 die biologischen und blutsmäßigen Anteile des Deutschtums nicht wieder, das seit 1880 bisher in keinem Jahrzehnt so stark abnahm wie im letzten. Einen guten Aufschluß über die Einzelheiten geben die 38 übersichtlich gegliederten Tabellen, ein wichtiges Hilfsmittel für alle, die sich mit der Lage des Deutschtums in Südosteuropa beschäftigen. (Kk.)

168. Réz, Heinrich: *Bibliographie zur Volkskunde der Donauschwaben.* Bp.: Dunántul Pécsi egyet. ny. 1935. 156 S. 8°. (Schriftenreihe der deutschungarischen Heimatblätter.)

Mit vorliegender Arbeit hat Verf. als Ergänzung zur „Bibliographie der deutschen Volkskunde in den Karpathenländern" eine umfassende Bibliographie aller deutschen Schriften zur Volkskunde des alten Groß-Ungarn (mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen) samt den kleinen deutschen Sprachinseln in Kroatien-Slawonien, Bosnien und Nordserbien, zusammengestellt. Da das Gebiet der Donauschwaben nach dem Volkskundlichen hin noch fast unerforscht ist, will die vorliegende sehr sorgfältig zusammengestellte Bibliographie durch das Zusammenfassen des bereits gesammelten und veröffentlichten Materials einer planmäßigen sachvolkskundlichen Arbeit die Wege ebnen und weitere Forschungen erleichtern. Schade, daß die bibliograph. Anordnung nicht alphabetisch durchgeführt wurde, was die Benutzung der Bibliographie bedeutend erleichtern würde. (H. v. R.)

169. Maenner, Emil: *Badener in Südosteuropa. I. Teil: Ungarn und rumänisches Banat.* Weinheim a. d. B.: Verl. Volksdeutsche Lesehefte für Schule und Haus 1935. 32 S. 8°.

Verf., ein ausgezeichneter Kenner deutscher Siedlungen in Südosteuropa, gibt ein Bild von der deutschen Einwanderung und Ansiedlung in den Ofner Bergen, in der Batschka („Ungrisch Palz" wie sie ein Sohn dieser Gegend nennt) und im rumänischen Banat. Kleine Mundartenproben aus dem Sprichwortschatz der Ansiedler beweisen, welch erheblicher Prozentsatz der Einwanderer aus dem Badener Land kam. (H. v. R.)

170. Klocke, Helmut: *Deutsches und madjarisches Dorf in Ungarn.* Lpz.: S. Hirzel 1937. 97 S. 8°. 2 Abb. (3. Beiheft zum Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik, Bd. VII).

Das Buch behandelt agrarsoziologisch einige Dörfer, bzw. Dorfgruppen Ungarns. Es werden in je einem Kapitel Verpelét (Komitat Heves); Apar-Hant-Nagyvejke (Tolnau); Kunbaja (Batschka) und Tevel (Tolnau) — abgesehen vom ersten alles überwiegend deutsche Dörfer — besprochen. Sicher hätte die auch in ihrer vorliegenden Gestalt sehr lehrreiche Arbeit durch das Heranziehen auch anderer von Verpelét in mancher Hinsicht abweichenden Gemeinden bei der Gegenüberstellung mit den deutschen Dörfern noch gewonnen. Mit Recht betont Verf., daß die Kenntnis der agrarsoziolog. Verhältnisse in Ungarn die sicherste Grundlage zum Verstehen der Landes-

verhältnisse bietet, wenn auch seine Behauptung: „Alles Städtische war dem Lande fremd, soweit es madjarisch bestimmt war" in dieser schroffen Form sicher als eine Übertreibung gelten muß. Klar erfaßt wird jene wichtige Rolle, welche die Besitzverhältnisse in der sozialen Struktur jedes Dorfes spielen; überhaupt wird die wirtschaftliche Unterlage überall mit Verwendung eines reichen statistischen Materiales geschildert. Man findet recht interessante Einzelheiten über die soziale Bedeutung der Weidegenossenschaft, über das deutsche Großbauerntum und über die abweichende Erbsitte bei den beiden Völkern, die teilweise auch andere Verschiedenheiten erklärt. Besonders hervorgehoben wird die viel geringere Bedeutung des Judentums, des adeligen Großgrundbesitzes und der sog. Intelligenz im Leben der deutschen Gemeinden. Erwähnt werden auch gewisse und sicher durch die verschiedene Umwelt bedingte Unterschiede in der Denkweise der deutschen Bauern des Reiches und Ungarns. Mit deutschem Auge gesehen bietet das Buch, dessen einzelne Abschnitte teilweise auch schon früher erschienen, manche Anregungen jedem, den von der einen oder von der anderen Seite her die gemeinsamen Probleme der beiden Völker interessieren. (T. M.)

171. Lipták, Johann: *Urgeschichte und Besiedlung der Zips. Bilder aus der Zipser Vergangenheit.* Kesmark: Sauter 1935. 174 S. 8°.

Verf. will Urgeschichte und Besiedlung als Ausgangspunkt für den heimatkundlichen Unterricht setzen. Die unter Zugrundelegung eines reichen Quellenmaterials entstandene Arbeit gliedert sich in 3 Teile: I. Die Zips in der Urzeit. II. Die Germanenzeit in der Slowakei und der Zips. III. Die Wiederbesiedelung der Zips im Mittelalter. Das Buch ist, da es die deutschen Belange (Herkunftsfrage und Frage der deutschen Mundarten) ausführlich behandelt, als Bereicherung auf dem Gebiete der deutschen Heimatforschung zu begrüßen. (H. v. R.)

172. Relković, Neda: *Bilder aus dem deutschen Schulwesen der sieben niedern Bergstädte des ungarischen Oberlandes im 16. und 17. Jahrhundert.* Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts 25 (1935) Heft 3/4 S. 143—174.

Das deutsche Schulwesen der oberungar. Bergstädte erfuhr durch die Reformation einen außerordentlichen Aufschwung. Während früher die Schulen fast ausschließlich praktischen, bürgerlichen Bedürfnissen dienten, zieht mit der neuen Lehre ein humanistischer, reformatorischer Geist ein. Die schola privata Melanchthons, die humanistische Schule Johann Sturms zu Straßburg und die Valentin Trotzendorfs zu Goldberg werden zu Vorbildern des oberungar. städtischen Schulwesens. Deutsche Schulverordnungen werden übernommen. Zahlreiche Lehrer kommen aus dem Reich vor allem in die drei reicheren der niederen Bergstädte, nach Neusohl, Schemnitz und Kremnitz, während die vier kleineren, Libethen (Libetbánya), Puckantz (Bakabánya), Königsberg (Ujbánya) und Dilln (Bélabánya) dazu nicht die Mittel hatten. Auf Grund eines reichen Quellenmaterials stellt Verf. die Schulordnungen, Lehrpläne, Anstellungsverhältnisse der Lehrer, die Disziplin und wirtschaftliche Lage der Schüler sowie den inneren Schulbetrieb eingehend dar. Gelegentlich wurden diese Schulen auch von ungar. Adligen besucht. Die Verbindung mit dem Reich war eng teils durch die Lehrer, teils durch die später dort studierenden Studenten. Die Blütezeit dieses protestantisch-deutschen Schulwesens dauerte bis in die 60er Jahre des 17. Jh.s ,wo es dann dem Ansturm der Gegenreformation erlag. In der ersten Hälfte des 17. Jh.s hatten die Jesuiten dort zwar noch wenig Erfolg, aber die Lage änderte sich rasch, als in die Bergstädte kaiserliches Militär geschickt und Schule und Kirche den Katholiken übergeben wurde. Zwar wehrte sich der Magistrat energisch, aber die städtischen protestant. Schulen konnten in den 3 größeren der genannten Bergstädte

nur als private konfessionelle erhalten bleiben, während sie in den 4 kleineren zwar städtisch blieben, aber ihren protestantischen Charakter gänzlich verloren. (H. G.)

173. Lengyel, Imre: *A Balmazujvárosi német település* (Die Ansiedlung der Deutschen in Balmazujváros). Debrecen: Wärbel 1936. 20 S. 8°. (Dolgozatok a Debreceni Tudományegyetem Nyelvatlasz és Fonotikai Intézetből — Arb. d. Sprachatlas- und Phonetischen Instituts der Univers. Debrecen, hrsg. v. Richard Huß, Bd. I. Nr. 2).

Diese Arbeit behandelt die Deutschen in B., die sich um 1766 in einem besonderen Viertel („Daitschgroßgaß") dort niederließen. Sie kamen nicht unmittelbar aus dem Reich, sondern aus Zsolvadkert, wo sie wegen ihres protestant. Glaubens den Verfolgungen des Kalocsaer Bischofs ausgesetzt waren. In B. gründeten sie eine eigene reformierte Kirchengemeinde; in der polit. Gemeinde vermochten sie bald eine führende Stellung einzunehmen. Bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde deutsch unterrichtet, der letzte deutsche Gottesdienst fand sogar erst 1926 statt, doch der Prozeß der Magyarisierung, der im ersten Drittel des 19. Jh.s begann, ist fast restlos vollzogen. Die Personennamen wurden in den Urkunden einfach übersetzt, so daß aus Rosinger ein Rozsa wurde, aus Habermann ein Zabos. Das Bewußtsein der d. Abstammung ist jedoch noch vorhanden, es äußert sich in einem engeren gesellschaftlichen Verkehr (besonderes Kasino). Urkundliche Beweise für die Frage der Urheimat sind wohl kaum zu erbringen, — Vadkert selbst ist ja ebenfalls eine Sekundärsiedlung aus Hartau und der nördlichen Tolnau — doch deuten die Eigenart des Volkstums und die mundartlichen Benennungen auf das südliche Starkenburg (Hessen) und vielleicht noch auf die nördliche Pfalz. Verf. macht in seiner kurzen, aber inhaltsreichen Monographie zahlreiche volkskundliche Angaben über die frühere Tracht, die Hochzeitsbräuche usw. mit den mundartlichen Ausdrücken, für die man ihm um so mehr dankbar sein muß, als diese wahrscheinlich mit dem Aussterben der älteren Generation dem Vergessen anheimfallen. (H. G.)

174. Faas, Otto: *Deutsches Bauerntum im Bergland der schwäbischen Türkei.* 91 S. 10 Kt. und Taf. 4 Abb.

175. Schuon, Gottlob: *Die nordöstliche Schwäbische Türkei.* 93 S. 9 Kt. 3 Taf. 20 Abb. Stuttgart: Ausland und Heimat 1936. 8°.

Als Band 2 und 3 der „Neuen Reihe" der Schriften des Deutschen Ausland-Instituts erscheinen zwei sehr gute Arbeiten über südungar. Gebiete aus dem geographischen Institut der Universität Tübingen (C. Uhlig). Im gebietsmäßigen Anschluß an die Darstellung Holders (*Das Deutschtum in der unteren Baranya*, Stuttgart, 1931) untersucht Schuon die nordöstliche Schwäbische Türkei und Faas das Mecsekgebirge. Damit ist — bis auf die abseits liegende Igaler Dorfgruppe — die gesamte Schwäbische Türkei, die größte deutsche Sprachinsel Ungarns, als geographischer Raum nach Aufbau, Oberfläche, Klima und Pflanzenwelt erfaßt. Das Schwergewicht ihrer Arbeit legen Faas und Schuon, die das Gebiet aus eigener Anschauung kennen, auf die deutsche Bevölkerung, ihre Wirtschaft und ihre Siedlung. Hauptquelle sind — neben allem einschlägigen Schrifttum — die amtlichen Erhebungen des Budapester Statistischen Zentralamtes, die eingehendst und kritisch-bereinigend herangezogen werden. Besonders wertvoll sind bei der Bevölkerungsentwicklung die Angaben über die Beziehungen zwischen Konfession und Muttersprache (Sárköz!) und die zahlreichen kartograph. Darstellungen, Siedlungsgrundrisse, Flurpläne, Diagramme und Profile. (R. H.)

176. Kriss, Rudolf: *Die schwäbische Türkei. Beiträge zu ihrer Volkskunde, Zauber und Segen, Sagen und Wallerbrauch.* Düsseldorf: L. Schwann 1937. 100 S. 8°. (Forschungen zur Volkskunde, hrsg. von Prof. Dr. Georg Schreiber, H. 30.)

Die mit aller wissenschaftlichen Akribie verfaßte, übersichtlich gegliederte Untersuchung über das Brauchtum in der Schwäbischen Türkei stützt sich auf eine persönliche Bestandsaufnahme an Ort und Stelle. Am gebräuchlichsten sind heute die Heilsegen, die der Vertreibung von Krankheiten aller Art gelten, wie Blut- und Wundsegen, Rotlauf-, Brand- und Feuersegen usw. Interessant sind die Verrenkungssegen, unter denen wir eine Variante des ersten Merseburger Zauberspruches, von der allerdings nur der befehlende Teil übrig geblieben ist, finden oder einen Segen aus einem reformierten Dorf, in dem statt der Jungfrau Maria die „Jungfrau" Maria Theresia angerufen wird. Daneben kommen noch Diebs- und Feuersegen vor, doch trifft man diese weit seltener. Kriegerische Abwehr- und Schutzzauber fehlen fast ganz. In ihren Gesamtschöpfungen wie auch in den Varianten sind diese Segen durchaus nicht neu. Eine charakteristische Sonderheit der Schwäbischen Türkei bilden die Wallfahrtsbräuche; die einzelnen Wallfahrtsorte, wie Maria Gyüd, Maria Kemence usw., und ihre lokalen Eigenheiten werden eingehend geschildert. Als wichtigstes Ergebnis der Arbeit stellt sich heraus, daß die Geistigkeit, die sowohl aktiv die magische Praxis ausübt als passiv an deren unfehlbare Wirkung glaubt, in der Bevölkerung noch voll lebendig ist, wie es vor allem die von K.s Mitarbeiter A. Karasek-Langer mitgeteilten Sagen verdeutlichen. In der Einleitung wird die Frage der Individualforschung in der Volkskunde und Völkerkunde erörtert, wobei einzelne Brauchtumsträger anschaulich und psychologisch eindringlich gekennzeichnet werden. (Kk.)

177. Horak, Karl (Hrsg.): *Deutsche Volkstänze. Volkstänze aus der schwäbischen Türkei.* Kassel: Bärenreiter-Verl. (1936). 16 S. 8°.

Zu pädagogischen Zwecken sind die Tänze der schwäbischen Türkei zusammengestellt, mit kurzer, aber das Wesentliche zusammenfassender Choreographie. Bei dem praktischen Ziel sind aber auch die volkskundlichen Elemente nicht vernachlässigt worden. Als kurzer, klarer Überblick kann das Heftchen gut benutzt werden. (J. E.)

178. Jaeger, Eugen: *Die Bevölkerungsbewegung der Deutschen im Banat.* München: Mediz. Diss. 1935. Archiv für Bevölkerungswissenschaft (Volkskunde) und Bevölkerungspolitik 5 (1935) S. 114—122.

Verf. behandelt die Bevölkerungsverhältnisse der Deutschen im rumän. Banat auf Grund eines Zahlenmaterials aus 50 fast rein deutschen Gemeinden mit 120000 Einwohnern (1933) für die Zeit von 1880—1933, er erfaßt also nicht ganz die Hälfte dieser deutschen Volksgruppe. Die Geburtenziffer sinkt in diesem Zeitraum von 54,8 auf 19,2 auf Tausend Einwohner, die Sterblichkeit von 44,7 auf 17,9, der Geburtenüberschuß von 10,1 auf 1,3. Die bereinigte Geburtenziffer ergibt jedoch eine Bevölkerungsabnahme von 10 auf Tausend. Die Nachkommenschaft ist bei den heutigen Verhältnissen von der jetzigen Generation zur nächsten (28 Jahre) um 27% kleiner als die Elterngeneration. An der Schwächung des deutschen Volkskörpers hat außer dem Krieg die Auswanderung (vorwiegend nach Amerika), die die Handwerker und Arbeiter betrifft, und die Magyarisierung, die den sozial Aufsteigenden erfaßte, besonderen Anteil. Vor allem aber ist die geistige Einstellung zum Kinde anders geworden, die Lebensansprüche wachsen, die Dörfer verstädtern. Wenn auch die Säuglingssterblichkeit gegenüber früher stark gesunken ist (auf 12% im Jahre 1933), so bleibt doch die Geburtenziffer um 12,8 hinter der des Landes zurück, wodurch die ungünstige volksbiologische Lage der Banater Deutschen gekennzeichnet ist. (H. G.)

179. Koch, Franz: *Geburten und Sterblichkeit einer deutschen Gemeinde des Banats.* München: Mediz. Diss. 1936. 17 S. 8°.

In einer für eine Dissertation zu kurzen Studie wird die Bevölkerungsentwicklung der Gemeinde Lowrin für die letzten 50 Jahre dargestellt. Der bedeutenden kolonisatorischen Tat und der auf großer Volkskraft beruhenden Vermehrung der vier ersten Generationen nach der Ansiedelung folgte seit der Mitte des 19. Jh.s ein rascher biologischer Abstieg. Die Abtreibung ist schon seit dem Jahre 1856 nachweisbar. Der Geburtenrückgang macht sich wie in vielen Gemeinden der Batschka bereits in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts stark bemerkbar. Wenn das Durchschnittsalter während der letzten 50 Jahre von 36,6 auf 61,9 Jahre stieg, so beruht das nur zum Teil auf dem hygienischen Fortschritt; es zeigt sich darin vielmehr die außerordentliche Überalterung der Bevölkerung. Bei der heutigen Bevölkerungsabnahme von 11 auf das Tausend beträgt die Verminderung des Nachwuchses von 20 zu 20 Jahren mehr als die Hälfte; das bedeutet, daß das Schicksal der Gemeinde in absehbarer Zeit besiegelt ist, wenn nicht in letzter Minute eine Wendung im Willen zum Kinde eintritt. (H. G.)

180. Stanglica, Franz: *Die Auswanderung der Lothringer in das Banat und die Batschka im 18. Jahrhundert.* Frankfurt a. M.: Selbstverl. des Elsaß-Lothringen-Instituts 1934. 75 S. 8°. (Schriften des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt, Neue Folge Nr. 12.)

Die Darstellung hält sich im Grundsätzlichen an dieselben Auffassungen, die Schünemann vor der Veröffentlichung seines Buches schon im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtum (Banat und Batschka) vortrug. Dabei ergibt sich vor allem für die erste Karolinische Siedlungsperiode eine andere zahlenmäßige Angabe über die Stärke der Siedler. Auf Grund des ausgedehnten verwendeten Wiener Archivmaterials werden wir genau über den Anteil der Lothringer in jedem einzelnen Dorf wie auch über ihre volkliche Zugehörigkeit unterrichtet. Der franz. Anteil ist verhältnismäßig gering und ist um die Mitte des 19. Jh.s völlig im Deutschtum aufgegangen. In Lothringen setzte die Auswanderung besonders seit der Besitznahme des Landes durch Frankreich ein (1766). Die sorgfältige Arbeit wird stets als brauchbare Grundlage für die weitere Forschung dienen können. (Kl.)

181. Graf, Benno: *Die Kulturlandschaft des Burgenlandes.* München: Verl. für Hochschulkunde 1934. VIII, 136 S. 1 Tab., 23 Abb., 3 Lichtbild. 8°. (Veröffentl. des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München und des Instituts für ostbairische Heimatforschung in Passau, Nr. 2.)

Eine engumgrenzte Landschaft wird vom Verf. in Geschichte und Gegenwart als einheitliches Ganzes dargestellt. Dabei werden alle Volksgruppen des Gebietes in die Darstellung einbezogen und zwar unter dem Gesichtspunkt, daß die Kulturlandschaft ursprünglich deutsch geprägt wurde und diese Kultur- und Lebensformen auch für die anderen Volksgruppen weitgehend zum Vorbild wurden. In den Auseinandersetzungen zwischen den Volksgruppen werden die Bevölkerungsbewegung, die Agrarverfassung und der gesamte gesellschaftliche Aufbau bis ins einzelne berücksichtigt. Von der Grenzlandschaft, die erst infolge der dt. Besiedlung, welche zu allererst die wichtigsten strategischen Punkte besetzte, zu einer wirklichen Grenze wurde, zum günstig gelegenen, durch den modernen Verkehr erschlossenen industriell stark durchsetzten Absatzgebiet werden verschiedene Stufen durchlaufen. Der Hauptzustrom der Rumänen vollzieht sich vom 17. bis zum Ende des 18. Jh.s. Kronstadt ist in-

folge der starken magyar. und rumän. Zuwanderung Ende des 18. Jh.s nur noch zur Hälfte deutsch, vor allem das Gewerbe ist schon stark magyarisch durchsetzt, erst durch die Entwicklung der modernen Industrie gewinnen die Deutschen bis zur Gegenwart wieder eine erheblichere wirtschaftliche Machtstellung. Auch in den Landgemeinden ist das Deutschtum durch seinen sehr großen Anteil an der Flur wie durch seinen ganz entscheidenden Anteil am Gewerbe heute weit fester verankert, als es dem Bevölkerungsanteil nach erscheinen könnte. Eine genauere Anwendung gewisser Begriffe wie „Minderheit", „Verstädterung", „kulturell" wie eine gesicherte Anschauung von dem Gefüge eines Dorfes schlechthin würden dem inhaltsreichen Buch ein beträchtliches „Mehr" an Wirklichkeitsgehalt verliehen haben. (Kl.)

182. Schunn, W.: *Die Nachbarschaften der Deutschen in Rumänien.* Hermannstadt: Krafft & Drotleff 1937. 101 S. 8°. 2. Aufl.

Verf., der selbst Stadthann von Hermannstadt ist, d. h. Leiter des gesamten Nachbarschaftswesens, erfüllt mit seiner Schrift die Aufgabe, die uralte germanische genossenschaftliche Einrichtung, die sich bis auf die in der Steinzeit übliche Markverfassung zurückverfolgen läßt, wieder der Allgemeinheit zur Kenntnis zu bringen. Heute ist die Nachbarschaft, eine lebendige Einheit innerhalb der Gemeinde, in Siebenbürgen zu neuem Leben erwacht. Im Januar vergangenen Jahres haben die Nachbarschaften ihre neuen Satzungen erhalten. Als Hauptzweck der Nachbarschaften wurde bestimmt, „ein Werkzeug der Willensbildung der deutschen Bevölkerung zu sein, die national und sozial eine bewußte und unbeugsame Einheit bilden sollen". Der zweite Teil des Buches, mit dem die zweite Auflage bereichert wurde, gibt einen Rechenschaftsbericht aus der praktischen Arbeit der letzten Jahre. Das Buch ist sorgsam zusammengestellt, umfassend und von einem Manne mit lebendigem ethischem Willen geschrieben. Ein Sachregister oder ein ausführliches Inhaltsverzeichnis würde den Gebrauch des Buches handlicher machen. (l. sp.)

183. Maschke, Erich (Hrsg.): *Sachsen-Märchen aus Siebenbürgen.* Potsdam: Ludwig Voggenreiter 1936. 2. Aufl. 118 S. 8°.

Manches klingt uns aus dieser kleinen Auswahl von Märchen, die von den Siebenbürgern Joseph Haltrich und Friedrich M. Schuster, den Schülern der Brüder Grimm, gesammelt wurden, recht verwandt, aber im allgemeinen spüren wir doch einen härteren realistischen Zug in diesen Märchen als in den durch naive und liebenswürdige Fabulierfreude ausgezeichneten Grimmschen Kindermärchen. Siebenb. Sondererscheinungen, wie der lateinisch radebrechende Bauernjunge, der höhere Schulen besuchen soll, Typenschilderung und gemeinschaftswidrige Charaktere geben Motive ab, die erzieherisch wirken wollen. Ein gutes Nachwort des Herausgebers macht den Leser mit den besonderen Bedingungen der nicht nur unterhaltenden, sondern auch volkspsychologisch interessanten Sachsen-Märchen bekannt. (Kk.)

184. Bielz, Julius: *Porträtkatalog der Siebenbürger Sachsen.* Hamburg: v. Diepenbroik-Grüter & Schulz 1936. 100 S. 4 Taf. 8°. (Historische Bildkunde 5).

Der Porträtkatalog der Siebenbürger Sachsen, zusammengestellt in Erkenntnis der Wichtigkeit, die dem Bildnis als Geschichtsquelle zukommt, umfaßt alle Bildnisse, auf denen Siebenbürger Sachsen bis zum Jahre 1876 dargestellt sind. Die in Ermangelung von entsprechenden Vorarbeiten ungeheuer schwierige und mühevolle Arbeit bietet dem Kunsthistoriker, dem Trachtenforscher, dem Volkskundler, dem Sippenforscher, Rassenkundler und Heraldiker eine Fülle von interessanten Anregungen. Die Benützungsmöglichkeiten des Porträtkatalogs werden durch das beigefügte Berufs- und Künstlerverzeichnis noch bedeutend erweitert. (H. v. R.)

185. Hielscher, Kurt: *Siebenbürgen. Banat. Sathmer. Marmarosch. Landschaft Bauten. Volksleben.* Lpz.: F. A. Brockhaus 1936. XV S. Text. 148 S. Abb. 8°.

H., bekannt als einer der fähigsten deutschen Reisephotographen, gibt uns ein räumlich ziemlich weitgestecktes, unvergleichlich schönes Anschauungsmaterial über die Gebiete Rumäniens, die zum alten Ungarn gehörten und in der Staatssprache gewöhnlich unter dem Namen Ardeal zusammengefaßt werden. H.s Vorwort setzt sich aber nur mit dem Deutschtum in Siebenbürgen auseinander, obwohl im Bildteil die übrigen Nationen des Landes durchaus nicht zu kurz kommen. 123 Abb. bringen siebenbürg., 17 Marmarosch-Sathmarer und 8 Banater Ansichten. Die Ungarn treten etwas zurück, und die Deutschen sind ausschließlich im Sonntagsstaat abgebildet. Zu der Anm. (S. IX), daß Schäßburg 1280 gegründet wurde, ist zu sagen, daß Sch. bereits 1200 als sächsische Siedlung gegründet wurde und 1280 als Burg genannt wird. Die rumän. Aussprachebezeichnungen (S. XV) sind zum überwiegenden Teile unrichtig. (Kk.)

186. Siegmund, Heinrich: *Deutschen-Dämmerung. (Verdrängung oder Vernichtung?)* Hermannstadt: Vertriebsverl. der Honterus-Buchdruckerei 1931. 241 S. 1 Kt. 8°.

Vom 11. bis zum 13. Jh. dehnte sich ein Gürtel deutscher Siedlungen von der Zips über Siebenbürgen bis in die Moldau. Die Frage nach dem Schicksal dieses Deutschtums ist oft genug gestellt, aber grundsätzlich nur bis zu einem gewissen Grade beantwortet worden. Verf. untersucht hier im siebenbürgischen Raum die Formen, in denen sich der Untergang deutschen Volkstums vollzog. Der Behauptung, daß Vernichtung durch Kriege und Seuchen die entscheidenden Vorgänge waren, wird an Hand aller nur erfaßbaren Einzelfälle, bei genauer Abwägung und vorsichtiger Wertung der zugrunde liegenden Quellen jene andere gegenübergestellt, daß es sich im wesentlichen um die verschiedenartigsten Verdrängungsvorgänge handelt. Der langsame gesellschaftliche Aufstieg des Rumänentums von einer Hirtenbevölkerung über seßhaftes Bauerntum bis zur Ausgliederung bürgerlicher Oberschicht wird zur Erklärung herangezogen, vor allem aber im 18. und 19. Jh. die starke natürliche Vermehrung des Rumänentums in Siebenbürgen, nicht aber die Einwanderung aus Moldau und Walachei. Diese schwer zu beantwortende Frage nach der Stärke der rumän. Einwanderung bedürfte allerdings wohl noch mancher Untersuchung. Das Lockern der alten sächsischen Verfassung wird neben der sächsischen Geburtenbeschränkung als Hauptgrund für das Eindringen fremden Volkstums genannt. Damit ist eigentlich gesagt, daß scheinbar rein biologische Vorgänge eben stets politisch bedingt sind, was in den grundsätzlichen Formulierungen S.s vielleicht nicht scharf genug herausgearbeitet wurde. Die deutschen Verluste waren auch räumlich klar. Aufschlußreich und von grundsätzlicher Bedeutung sind die Nachweise der „Umwandlungen". Wir haben seit dem Mittelalter bis zur Gegenwart in diesem Raum mehr als 300 Orte, in denen sich das Volkstum wandelte. In vielen Fällen erscheint derselbe blutmäßige Bestand eines Dorfes im Laufe der Zeit als deutsches, magyar. und rumän. Volkstum. Diese Tatsache ist für das Gefüge des siebenbürg. Raumes von weitgespannter Bedeutung. Leider erschwert das oft allzu gewaltsame Verdeutschen von Fremdwörtern das Lesen dieser aufschlußreichen Arbeit. (Kl.)

187. Wallner, Ernst M.: *Die Herkunft der Nordsiebenbürger Deutschen im Lichte der Flurnamengeographie.* Bonn: L. Röhrscheid 1936. 92 S. 2 Tabellen. 8°. (Rheinisches Archiv 30.)

Da bei der Frage nach der Urheimat der Siebenbürger Deutschen geschichtliche Hilfsmittel versagen, wird in dieser Arbeit versucht, die Flurnamen hierbei heranzu-

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

ziehen. Diese sind außerordentlich beständig und lautlichen Veränderungen weniger unterworfen als die Mundarten. Verf. stellt die Flurnamen der 35 deutschen Ortschaften Nordsiebenbürgens, d. h. des Nösner Gebietes aus gedruckten und ungedruckten Quellen und mittels Fragebogen zusammen und gruppiert sie in 2 Gruppen, in solche, die allgemein im Nösnischen verbreitet sind und solche, die nur vereinzelt vorkommen. Der Vergleich mit dem Flurnamenmaterial des deutschen Sprachgebietes ergibt, daß 95% der nösnischen Flurnamen und ihrer Bestandteile im mittelrheinischen deutschen Westen anzutreffen sind. Diese Übereinstimmung kann nicht zufällig sein, sondern sie erweist die Herkunft der überwiegenden Mehrzahl der Nordsiebenbürger Sachsen aus jener Gegend, wobei jedoch eine genauere Lokalisation der Urheimat auch mittels der Flurnamen nicht möglich ist. Eine ähnliche gründliche Untersuchung auf Grund der Sippennamen wäre erwünscht. (H. G.)

188. Gmeiner, Ella: *Familienchronik. Urkunden, Berichte, Briefe, Erinnerungen.* Zürich: Selbstverl. 1934. 244 S. Groß 8°.

Die durch viele kulturhistorische und familienkundliche Einzelheiten wichtige und als Materialsammlung wertvolle Familienchronik verdient nicht nur Beachtung als interne Familienangelegenheit der siebenbürgischen Familien der Gmeiner, Trausch, Henning, Hensel, Pauli, Hintz u. a., zu deren Mitgliedern auch der bekannte 1809 bei Malborghetto gefallene Hauptmann Friedrich Hensel gehört, dem Ferdinand I. ein Denkmal setzen ließ. Als ein besonders interessantes Dokument ist die 1805 verfaßte umfangreiche Lebensbeschreibung von Joh. B. Schmidt zu erwähnen. In der Hauptsache wird die Entwicklung der erfolgreichen Kaufmanns-, Gelehrten- und Künstlerfamilie Gmeiner, die auf den aus Vorarlberg stammenden 1842 in Toplicza gestorbenen Arzt Josef Andreas G. zurückgeht, durch ein buntes Geschichtenmaterial, Photokopien von Briefen und Urkunden und Photographien in einem sehr geschmackvoll ausgestatteten Bande „mit viel Freude" und „mit liebender Hand" illustriert. (Kptz.)

---

189. Höpker, Wolfgang: *Rumänien diesseits und jenseits der Karpathen.* München: Knorr & Hirth 1936. 127 S. 1 Kt. 8°.

Die im Theoretischen Max Hildebert Boehm stark verpflichtete, soziologisch gut fundierte Schrift setzt sich mit dem Problem Altreich-Neureich auseinander, mit dem der historisch begründeten Spannung zwischen dem Lebens- und Kulturkreis Vorkriegsrumäniens und den nach Kriegsende hinzugekommenen Gebieten. Drei stark von einander abgeschichtete Kulturkreise ringen nach H. heute um den inneren Ausgleich. Das für das Altreich (Regat) bezeichnende Lebenssystem ist das „Regatlertum". Man belegt mit diesem Sammelbegriff eine gewisse Traditionslosigkeit in Geschichte, Kultur, Wirtschaft, Politik und Moral, Eigenheiten, die man auch insgesamt als „balkanisch" zu bezeichnen pflegt. Das soziale Bild des Vorkriegsaltreiches war geprägt von einem in primitiven Verhältnissen lebenden Bauerntum und dem griechischen und armenischen Familien entstammenden Neobojarentum, wohl der eindeutigsten Ausbeuterklasse in Europa. Erst nach dem Kriege hat sich die soziale Lage geändert. Die Bojaren wurden enteignet. Der Großgrundbesitz wurde im Zuge einer Agrarreform aufgeteilt. Ein eigenvölkisches Bürgertum ist im Entstehen. Ein durchaus grundverschiedener Kulturkreis von westeuropäischem Zuschnitt zeigt sich in Siebenbürgen. Der rumän. Bauer in S. ist nicht wie sein Volksangehöriger im Regat Proletarier, sondern im großen und ganzen der Mittelklasse zuzurechnen. Auf die größten Schwierigkeiten der Angleichung stößt man aber in Bessarabien. Hier zeigt sich der Erfolg einer hundertjährigen Russifizierungsarbeit darin, daß das rumän.

Nationalbewußtsein sich nur in kleinen intellektuellen Zirkeln regte, die breite Masse der rumän. Bauern verhielt sich stumpf, Adel und Klerus erwiesen sich als völlig russifiziert. Infolge der ungeschickten Verwaltung nach dem Kriege flüchtete das Land bald zurück in den russisch-slawischen Kulturkreis. Trotz aller kulturellen Zerklüftungen bestehen doch nirgends autonomistische Bestrebungen. Eine Lösung der rumän. Problematik sieht H. darin, daß der gegenwärtig westlich orientierte zentralistische Staat sich regionalistisch unterbaut und dem Grundsatz der Selbstverwaltung Raum gibt, also die heimatliche Verbundenheit seiner Glieder schont und pflegt. (Kk.)

---

190. Hildén, Kaarlo (Hrsg.): *Suomen Maantieteen Käsikirja* (Handbuch der finn. Geographie). Hki: Otava 1936. 715 S. 8°. FM. 175, geb. 210, Leder 250.

Dieses Gemeinschaftswerk von 25 Verfassern ist eine Kulturleistung: Wenn das Vorwort um Entschuldigung für die über der Herausgabe verstrichenen 4 Jahre bittet, so erscheint einem diese Zeit vielmehr kurz, wenn man gesehen hat, wie gewaltiges Material hier vereinigt ist — und zwar allerneustes, nicht kompilatorisch zusammengetragenes, sondern für diesen Zweck von Grund erarbeitetes. Zu Ehrfurcht nötigt einen die Geographie als Wissenschaft durch die synthetische Weite des Gebiets, das sie hier unter ihrem Namen vereinigt: Naturwissenschaft von exakter Geophysik bis zu beschreibender Pflanzengeographie und Anthropologie vereinigen sich mit ausführlicher Wirtschaftskunde und Bevölkerungsstatistik, während mit Kapiteln über Vorgeschichte, mittelalterliche Kartographen und heutiges Staatsleben auch die Geschichte Vertretung findet. Außer in ihrem modernen Inhalt liegt der Wert der Arbeiten in den Darstellungsformen, die sich neben mannigfachen Bildern unzähliger Kartogramme und Schemazeichnungen bedienen, um die gleichen Dinge von immer neuen Seiten zu beleuchten. — Man vermißt ein Kapitel über Küstenformen, die auch in dem „Meere"-Abschnitt nicht näher behandelt werden. Die Darstellung der Tierwelt ist etwas knapp, besonders mit dem Pflanzenteil verglichen, obwohl z. B. der Vogelbestand eingehenderer Darstellung wert wäre. Vor allem aber ist zu bedauern, daß das Kapitel über die Natürlichen Landschaften wegen Krankheit des Verfassers nicht fertig wurde, wo grade in den Methoden synth. Landschaftsaussonderung Finnland seit langem voransteht. Technisch zu bemängeln ist, daß das Buch neben seinen Hunderten von Spezialkartogrammen nicht eine einzige Übersichtskarte des Landes enthält: Nicht eine große topogr. Karte, am Ende eingefalzt, brächte Nutzen, wohl aber eine anspruchslose Übersichtsskizze, von Größe einer Seite, aber herausklappbar, die nebenanliegend einem das Zurechtfinden auf den Kartogrammen erleichtern sollte. (H. D.)

191. Kodolányi, János: *Suomi, a csend országa* (Suomi, das Land der Stille). Bp.: Cserépfalvi 1937. 139 S., 8°.

K.s Buch ist keine Reisebeschreibung, mit der „Stille" ist nicht der Frieden finn. Wälder gemeint. Nur die gelegentlich eingestreuten Photographien aus verschiedenen Landesteilen lassen die Stimmung finn. Natur als Unterton mitschwingen über dem Text des Buches, der nur von finn. Gesellschaftsform handelt — gerade noch im Gewand literar. Tagebuchs, stark angenähert jedoch an eine wissensch. Studie. Diese Beschreibung eines nord. Landes von einem Ungarn bietet das volle Gegenstück zu der Ungarnbeschreibung des Schweden Langlet (Till häst genom Ungern, 1935): Beiden wird zum Haupterlebnis der extreme Gegensatz zwischen den auf kräftiges Bauerntum gegründeten Volldemokratien Skandinaviens und der letzten Insel alter Feudalformen: Ungarn. Einziger Unterschied ist, daß der Skandinave dem sonst so

schönen Ungarn diesen einen Schatten freundschaftlich verzieh, während K. beim Anblick des so weit überlegenen Fremdlandes über sein Vaterland in Schmerz bis zur Bitterkeit verfällt. (H. D.)

192. Müller, Friedrich Wilhelm: *Die Verkehrsverhältnisse in Finnland.* Halle: Akad. Verlag 1936. 114 S., 8°.

Den Hauptteil des Buchs füllt eine Aufzählung der einzelnen Eisenbahn- usw. Linien, deren Streckenführung in zweckloser Genauigkeit „aus dem Atlas vorgelesen" wird, während an geistiger Durchdringung dieses Rohstoffs nur wenig zu finden ist. Die untersuchungswürdigen Eigenarten, die das finn. Verkehrswesen in besonders reichem Maße bietet, sind entweder nur ohne tiefere Erklärungsversuche genannt oder selbst als Fragen gar nicht gesehen. Einzig in Europa steht der finn. Verkehr da durch seine Aufspaltung auf die drei in gleichen Größenordnungen beteiligten Glieder Eisenbahn—Schiff—Autobus; trotzdem erfahren wir über die Art des Zusammenspiels bzw. Wettbewerbs mit ihren vielen Fragen garnichts. Ebenso nichts über das Verhältnis von öffentlichen Verkehrsmitteln zu privaten, das z. B. wichtig ist bei der Warenbelieferung der Dörfer (die Rolle der Konsumgenossenschafts-Fernautos!). Beim Autobusverkehr hofft man vergeblich zu erfahren, wieweit sich die punktmäßig auf einzelne Ausgangszentren eingestellten Linien zu einem organischen Netz vereinigen. Die Erscheinung, daß außergewöhnlicher Holz- neben Kraftquellenreichtum in Schweden elektr., in Finnland Holzfeurungseisenbahn rentabler machte, bleibt unerklärt. Nichts schreibt M. über den Fahrplan der finn. Verkehrsmittel, bei dem geringeres Wertlegen auf Anschlüsse an den Kreuzungspunkten auffällt, sowie vor allem die starke Belegung der Nachtzeiten (und des nächtlich frühen Morgens). Ebenso nichts über die Erscheinung der vielen Stichlinien, deren Züge nicht wie in andern Ländern auf dem Gleis der Hauptbahn bis zum größeren Ort weitergeführt werden (Typ Lahdenpohja—Jaakkima statt Lahdenpohja—Sortavala). Die Trennung nach Küstenland und Seenplatte ist gut; viel zu wenig noch berücksichtigt ist aber der Wechsel nach den Jahreszeiten. Im kleinen finden sich zahlreiche Ungenauigkeiten oder Undeutlichkeiten; in den Ortsnamen wimmelt es von Druckfehlern. (H. D.)

193. Linnus, Olavi: *„Suomenruotsalaisen" sivistyneistön ruotsalaisuus* (Die Schwedischkeit der „finnlandschwedischen" Bildungsschicht). Helsinki: Suomalaisuuden Liitto 1935. 39 S., 8°. Fm. 5.

Bekanntlich ist der schwedisch sprechende Teil in der Bildungsschicht Finnlands bedeutend größer als in der Bauernbevölkerung des Landes und kann daher nicht organisch aus dieser hervorgegangen sein. Wo stammt er dann also her? Obwohl es am nächsten läge, an Einwanderung aus Schweden zu denken, und die Finnlandschweden selbst dies auch tun, hat eine genauere Untersuchung auf Grund der adligen und nichtadligen Geschlechterbücher ein ganz andres Ergebnis gebracht: Ungefähr die Hälfte der heute schwedischsprachigen gebildeten Familien stammt von schwedisierten Finnen ab. Und sogar auch in der andern Hälfte treten die Familien schwedischer Abkunft (also Abkömmlinge des finnlandschwedischen Bauerntums und Einwanderung aus Schweden zusammengenommen) sichtlich zurück hinter den viel zahlreicheren Familien deutschen Ursprungs! Die schwedische Sprache bei den Gebildeten Finnlands ist also zum allergrößten Teil angenommene, nicht ererbte Sprache, angenommen hauptsächlich von vornehm tuenden Finnen, daneben von einwandernden Deutschen. Daß die Einwanderung aus Deutschland so viel größer war als aus dem nahen Schweden (lediglich die schwedisierten Deutschen gezählt,

nicht die deutsch gebliebenen oder die etwa finnisierten!), ist eine Überraschung. Teils ging der Weg auch für die Deutschen durch die schwedische Armee hindurch, die Rekruten in Deutschland anwarb und Veteranen in Finnland absetzte; viele führte der schon in früheren Jahrhunderten rege deutsche Handel nach Finnland; besonders zahlreich sind aber die Baltendeutschen, die noch einen Schritt weiter nach Norden gingen. L. knüpft an seine Feststellungen die Aufforderung an, daß zum mindesten die Familien finn. Abkunft wieder zu ihrer früheren Muttersprache zurückkehren sollen; doch auch für die aus fremden Ländern (lies Deutschland!) gekommenen Familien habe das damals als Staatssprache angenommene Schwedische heute seine Berechtigung verloren. Aber die Betonung der Schwedischkeit ist (wie überall auf der Welt!) bei den deutschgebürtigen Familien größer als bei den finnischgebürtigen und sogar auch als bei den echtschwedischen. (H. D.)

194. Smeds, Helmer: *Malaxbygden. Bebyggelse och hushållning i södra delen av Österbottens svenskbygd. En studie i människans och näringslivets geografi.* (Das Malax-Gebiet. Siedlung und Wirtschaft im südlichen Teil des österbottnischen Schwedengebiets. Eine Studie zur Geographie des Menschen und des Erwerbslebens.) Helsinki: Ernst Ingelius 1935. 453 S., 8°.

Dies Buch kann als vertiefte Form einer Kirchspielgeschichte bezeichnet werden, deren wir für Finnland schon eine größere Anzahl besitzen. Der wirtschaftliche Haushalt einer bestimmten Gemeinde (das schwedischsprechende Malax südlich von Vaasa einschließlich des benachbarten Bergö) wird durch die Jahrhunderte verfolgt — untersucht, wie sich die Elemente Ackerbau, Viehzucht, Fischfang, Seehundsfang (in früheren Zeiten von ausschlaggebender Bedeutung), Holzgewinnung, Holzbearbeitung nebst kleineren sonstigen Industrien, und Handel (über See) zu den verschiedenen Zeiten auf den Gesamthaushalt verteilten — wie die wirtschaftliche Ausnutzung des Gebiets quantitativ und qualitativ langsam (auffallend langsam!) fortschreitet und noch heute keineswegs das Maximum erreicht hat („quantitativ" bezieht sich auf die Größe des nutzbar gemachten Gebietsteils, der lange Zeit auf die Küstenränder beschränkt war, „qualitativ" auf die Gründlichkeit, mit der ein bestimmtes Stück Erde nach den verschiedenen Richtungen hin ausgewertet wird) — wie starke und schwache Bevölkerungsvermehrung, Übervölkerung und Auswanderung (nach Schweden, später nach Amerika) mit einander abwechseln. Doch bleibt es nicht bei diesen bloßen Tatbeständen, sondern bei jedem Veränderungsakt wird nach den geographisch-soziologischen Verhältnissen geforscht, die ihn herbeiführen mußten, wodurch die lokale Begrenztheit auf eine bestimmte Gemeinde ganz zurücktritt und nur zu einem guten Beispiel für die Veranschaulichung allgemeingültiger Gesetze wird, im Sinne der VIDAL—DE—LA—BLACHE—ISCHEN „géographie humaine". (H. D.)

195. Schumacher, Jack: *Die Finnen, das große Sportvolk.* Berlin: Wilhelm Limpert 1936. 213 S., 8°.

Um eine Erklärung für die auffälligen Sportleistungen des kleinen Finnlands zu finden, hat S. das dortige Sportleben an Ort und Stelle beobachtet und auch aktiv am finnischen Training teilgenommen. Den Kern des Buchs bilden eine Beschreibung der finn. Trainingsmethoden in den verschiedenen Sportarten und biograph. Abrisse über die bekanntesten Meister (die letztjährige Olympiade ist nicht mehr enthalten). Die allgemeineren Ausführungen bestehen jedoch überwiegend aus leeren Gemeinplätzen oder enthalten gar dilettantischen Unfug wie die Ableitung des germanischen Worts „ski" aus dem gleichbedeutenden finnischen „suksi" (Stämme „skida" und

„suhte-"!). — Die Trainingsmethoden scheinen sich viel weniger von denen andrer Länder zu unterscheiden, als S. vorher geglaubt hatte. Auch die Wirkung des Schwitzbads (finnisch „sauna") ist sicher nicht so ausschlaggebend, wie gern das Ausland denkt. Vor allem ist das Schwitzbad gar nicht, wie viel behauptet, eine eigens finnische Sache, sondern in ganz Rußland (und im Baltikum) ebenso allgemein (russisch „banja", im Gegensatz zu „Wasserbad-kupal'nja"!). Grade eine Lektüre vorliegenden Buchs zeigt, daß die entscheidende Ursache der finn. Sporttüchtigkeit gar nicht in den Formen des Sportlebens zu liegen scheint, sondern vielmehr in der Art des Alltagslebens mit seiner körperlichen Härte (strenge Winter; die Arbeiter sind nicht Fabrik-, sondern Waldarbeiter), aber geistigen Geruhsamkeit (viel weniger Hetze, Fülle und Streitanlässe); auch das letztere ist sehr zu beachten, da die Nervenruhe oft von größerer Bedeutung für das sportliche Ergebnis ist als die körperlichen Fähigkeiten. (H. D.)

---

196. Bernatzik, Hugo Adolf: *Lappland.* Lpz.: Bibliographisches Institut 1935. 132 S., 8°.

Lappland ist ein sehr gemischtes Gebiet. Landschaftlich, insofern als Finnisch-Lappland, das südliche Russisch-Lappland und das östliche Schwedisch-Lappland dicht bewaldetes Flachland ohne besonders arktischen Charakter sind, Norwegisch-Lappland, das nördliche Russisch-Lappland und ganz besonders das westliche Schwedisch-Lappland dagegen weites Hochland nur mit Knieholz und mit Schneebergen. Und kulturell, insofern sich Nomadenlappen, seßhafte Lappen, Bauernsiedler aus den Staatsvölkern und richtige Städte mit mitteleuropäischer, verkehrsreicher Umgebung (Kiruna, Kirkenes usw.) eigenartig durchkreuzen. Auch das Nomadentum hat sich am besten im westlich-schwedischen Gebiet erhalten, wo sich also — und grade auf verhältnismäßig niedrigen Breiten (etwa 67°) — das typischste „Lappland" darbietet. Nur dies „Kernlappland" beschreibt B., nicht das ganze, dieses jedoch aus unmittelbarer Anschauung, da er sich für einen Sommer einer nomadenlapp. Sippe angeschlossen und wie einer der ihren an den Wanderungen teilgenommen hat. Die Schilderung ihres Lebens fesselt deshalb so sehr, weil man hier einmal Nomadentum rein als solches vorgeführt findet. Beschreibungen anderer Nomadenvölker sind so voll von Fremdem, daß wir gar nicht scheiden können, was davon der allgemeinen Völker- und Kulturkreisverschiedenheit und was nur der anderen Lebensform zuzuschreiben ist. Die Lappen dagegen gehören, wie das Buch deutlich zeigt, in allem übrigen völlig unserem Kulturkreis an, was teils von dem wirklich eingedrungenen und frühere Vorstellungswelten beseitigenden Christentum, teils von dem ausgezeichneten Schulwesen (Bleiben- und Wanderschulen überall) herrührt — aber sie sind dort Nomaden, und sie leben so, wie als Nomaden auch wir Mitteleuropäer leben würden. So vieles erinnert an europ. Bauerntum, vieles andere wieder an Nomaden fremder Erdteile. Umrahmt ist die Beschreibung von ausgezeichneten Photographien sowie der Nacherzählung lapp. Sagen. (H. D.)

197. Itkonen, T. I.; Nickul, K. (Hrsg.): *Suenjel* (Suonikylä). Jyväskylä: Gummerus 1936. 96 S. 8°. (Lapin Sivistysseuran julkaisuja N:o 3 — Veröffentl. des „Lappischen Kulturbundes".)

In 96 Photos versuchen die Herausgeber ein anschauliches Bild vom Kolalappen-Land und seinen Leuten zu vermitteln. Eine kurze viersprachige Einleitung (finnisch, schwedisch, englisch und lappisch) bringt das Allernotwendigste aus der Geschichte der letzten Zeit und nennt Absicht und Ziel des Buches: es möge einerseits dem Finnen ins Bewußtsein bringen, daß in Suonikylä (dies ist das Zentrum der Kolalappen im

finnischen Staatsteil) lappische arteigene Kultur treu der alten Überlieferung gegen die anstürmende neue Zeit ankämpft und sich verteidigt; andererseits soll das Buch von ihrem Leben die Lappen ermutigen zum Ausharren und Festhalten an ihrer erdverwachsenen Kultur. — Unter den Bildern, die in ihrer Güte für sich selbst sprechen, möchte ich besonders Nr. 26/27 nennen: ein seltener 'Rentier-Sommerstall' (lapp. puads-leähk), wie ihn nur die Kolalappen (auch die nur ausnahmsweise) für ganz kleine Herden als Schutz gegen die Mückenplage bauen. (In anderen Lappengebieten, wo die Kopfzahl der Herden weit über das Hundert ansteigt, sind solche Ställe unmöglich). Gleich interessante Bildgruppen sind noch die medizinischen und die der Begrüßungsszenen. Über den Fortschritt des kulturellen Einflusses der Finnen geben beinahe alle Bilder dadurch Auskunft, daß überall, wenn schon nicht finn. Kleidung, so doch solche Stoffe zu bemerken sind. Den syrjänischen Einfluß auf die kolalappische Rentierzucht hat Bild 34 festgehalten: ein Doppelgespann vor einem Sani, dem syrjänischen Schlitten, der Fahrer mit dem Fahrstock (hääri) bewaffnet; deutlich erkennbar ist auch die syrj. Zügelführung. Abschließend kann man nur wünschen und hoffen, daß der Kampf des „Lappischen Kulturbundes" noch nicht zu spät begonnen wurde! (Em)

198. Solem, Erik: *Lappiske rettsstudier* (Lappische Rechtsstudien). Oslo: H. Aschehoug u. Leipzig: Otto Harrassowitz 1933. 342 S., 8°. Kr. 10, geb. 12,50. (Instituttet for Sammenlignende Kulturforskning, B 25.)

Als Material für diese Studien dienten in erster Linie S.s eigene Erfahrungen als norweg. Lappenrichter sowie die Durcharbeitung alter Prozeßakten der Lappengerichte der 4 Länder, daneben Angaben über die Lappen aus älterer Literatur. Die nichtlapp. Gerichte der Staatsvölker erfassen jedoch meist nur die Rechtsanschauungen der seßhaft gewordenen Lappen, also eine junge Entwicklungsstufe, während die ältere Literatur ganz alte Zustände wiedergibt, die inzwischen verschwunden sind. Über das Rechtswesen der zwischen beiden stehenden heutigen Nomadenlappen hat S. aus unmittelbarer Quelle weniger Auskunft gefunden, da diese ja weniger zugänglich sind. Er ist darum vielfach zu deduktiven Schlüssen genötigt, die aus Synthese des früher Berichteten mit heutiger Seßhaften-Beobachtung die „echt"-lapp. Grundform abzuleiten suchen. — Grundzug des lapp. Rechtsempfindens sind Sanftmut und Friedfertigkeit: Von selbst nimmt Mensch auf Mensch oder Sida auf Sida Rücksicht (Sida ist die Lebensgemeinschaft von 3—4 Familien und deren Gesinde, die miteinander wohnen und wandern). Im Winterlager zurückgelassenes Gerät wird nie von Fremden gestohlen; und bei Renntierdiebstählen, die allerdings vorkommen, wird der Dieb meist nachsichtig beurteilt. Der milde Grundcharakter zeigt sich auch darin, daß sich bei den Lappen trotz des Privatbesitzes keine sozialen Klassen gebildet haben; so werden die Knechte oft nach einiger Zeit zu selbständigen Sidagliedern erklärt. Etwas fremdartig wirkt daneben das kleinliche Feilschen um die Morgengaben, das die Ehen fast noch als Kaufehen erscheinen läßt. Sehr einschneidend ist die Sitte, daß das junge Ehepaar das erste Jahr über in der Sida der Frau wohnen muß und dann oft freiwillig für ständig dort bleibt, wohl ein Rest mutterrechtlicher Vorzeit. (H. D.)

---

199. Stern, Carl v. (Hrsg.): *Estnische Volkssagen.* Riga: Ernst Plates 1935. 246 S. 8°. (Veröffentl. der volkskundl. Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga, Bd. 1.)

Mit dieser Herausgabe estn. Volkssagen in einer großen Sprache ist die folklorist. Wissenschaft wieder um ein wertvolles Handbuch bereichert worden, so daß künftig auch Estland in der Erforschung der Sagen- und Motivwanderungen gut berücksichtigt wer-

den kann. In estn. Sprache sind die vorliegenden Sagen und noch sehr viel mehr schon lange veröffentlicht gewesen, wodurch sie ja aber für die internat. Wissenschaft noch nicht zugänglich waren. Nicht jedoch scheint hier, wie S. gehofft hatte, ein Buch entstanden zu sein, das auch abgesehen von seinem wissenschaftl. Quellenwert unterhaltsam für weitere Kreise wäre. Denn es handelt sich eben nur um „Volkssagen", d. h. „Kleinsagen", Erzählungen punktartiger Einzelvorfälle, Bausteine, um die herum sich das Märchen oder die „Großsage" (man sagt meist „Heldensage") mit mehrgliedrigem Handlungsbau „noch nicht" geformt hat; und die sind im Gegensatz zu jenen höheren Gattungen der Volksdichtung zu schwach, um als Einzelnummern den Leser schon fesseln zu können. Aber der wissenschaftliche Wert des Buchs bleibt unbeeinträchtigt; und ein Nachwort, in dem Lutz Mackensen vom Herderinstitut zu einigen der Sagen einen Kommentar gibt und ihre Beziehungen zu Ähnlichem bei andern Völkern aufweist, zeigt als Probebeispiel, wieviel sich aus dem gebrachten Material herausholen lassen wird. Unter den Geisterwesen, um die sich die Sagen drehen, sind besonders die „Hundeköpfigen" und die wandernden Seen interessant. Die größte Gruppe bilden die umlaufenden Seelen Gestorbener mit 27 von den 305 Nummern. (H. D.)

5. Wirtschaft. Statistik. Bevölkerungslehre.

200. Gratz, Gustav (Hrsg.); Zempléni, Emmerich (Stellv. Schriftl.): *Ungarisches Wirtschaftsjahrbuch*, Jh. 13. Bp.: R. Gergely 1937. V, 496 S. 8°. RM. 15.—

Der vorliegende Band dieses im Jahre 1924 begonnenen Jahrbuches, das seit 13 Jahren in alle wissenschaftlichen Anstalten, in die Büros großer Konzerngesellschaften, Banken und Einzelfirmen Eingang gefunden hat, wird seine Verbreitung aus zwei Gründen bestimmt noch wesentlich ausdehnen können. Die neuzeitige wirtschaftliche zwischenstaatliche Zusammenarbeit setzt nämlich eine systematische Wirtschaftsbeobachtung voraus, die sich auf alle Sphären des wirtschaftlichen Geschehens und Werdens erstreckt. Der neue Schriftleiter der Jahrbücher war bestrebt, dieser Anforderung in weitgehendem Maße — und zwar in korrekter, begrifflich einwandfreier deutscher Fassung — gerecht zu werden. Da ich auf den Inhalt der 48 Studien sowohl wegen der tatsächlichen Fülle des zum Teil neuen, zum erstenmal veröffentlichten Materials, aber auch wegen Raummangel leider nicht eingehen kann, muß ich mich mit einigen besonderen Hinweisen begnügen. Die Landwirtschaft ist entsprechend ihrer Bedeutung in der Wirtschaftsstruktur Ungarns behandelt, ohne dabei den sich stets vergrößernden gewerblichen Sektor zu verdrängen, denn es werden nicht nur die Fragen der Notwendigkeit der Industrialisierung, sondern auch ihre voraussichtlichen Grenzen oder besser gesagt, gegenwärtigen Probleme (Rohstoffversorgung, Energiewirtschaft) und außer der Lage der Industriewirtschaft das Handwerk und das Kleingewerbe behandelt. Neben den zur Tradition gewordenen Jahresberichten des Handels und Handelspolitik, Verkehrswesen, Finanzen und Kredit, Versicherungswesen und Sozialpolitik wären die Abhandlungen hervorzuheben, die sich mit der Entwicklung einer Frage systematisch befassen, wie z. B. die Viehzucht seit dem Weltkrieg, Geflügelzucht und Geflügelhandel, Aufforstung und Bewässerung der Tiefebene, staatliche Lenkung des Außenhandels, Gemeindefinanzen. Erwähnen möchte ich noch die zum Schlusse des Bandes zusammengestellte wirtschaftliche Literatur Ungarns im Jahre 1937. Es ist nur bedauerlich, daß Ungarn sich noch nicht entschließen konnte, seine wirtschaftliche Monatsschrift zu schaffen, sondern noch immer ein volles Jahr auf das Ung. Wirtschaftsbuch gewartet werden muß, das gerade den Beweis erbringt, wie wertvolles Material durch Autoren von Rang mit Beiträgen von Niveau auch in kleineren Zeitabschnitten mitzuteilen wäre. (—r.)

201. Heller, Farkas: *Közgazdasági lexikon* (Volkswirtschaftliches Lexikon). Bp.: Grill K. 1937. VIII, 499 S. 8°. P. 8, 80.

202. Ders.: *Korunk gazdasági bajai és a közgazdasági tudomány* (Die wirtschaftl. Nöte unserer Zeit und die Nationalökonomie). Bp.: M. Tud. Akad. 1937. 19 S. 8° (Ért. a nemzetgazdaságtan és statiszt. köréből. Uj sor. I. k. 3. f.)

Das vorliegende Lexikon stellt eine Neubearbeitung des in 4. Auflage erschienenen deutschsprachigen H.schen volkswirtsch. Lexikons dar. Da dieses deutschen Fachkreisen bekannt sein dürfte, sei hier nur darauf hingewiesen, daß in der vorliegenden ungar. Ausgabe die neueren Forschungsergebnisse Verf.s verwertet worden sind, und auch einige neue Gesichtspunkte in der Gliederung und Verarbeitung des Stoffes zur Geltung kommen. Das Lexikon beschränkt sich bewußt auf die Grundprobleme und Tatsachen der Wirtschaft und die Darstellung des Entwicklungsganges der Volkswirtschaftslehre; wirtschaftspolit. Begriffe und Probleme werden nur soweit berücksichtigt, als sie mit jenem Stoff in engerem Zusammenhang stehen. Das Hauptgewicht legt hierbei H. auf die Bearbeitung der Probleme der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, sodann innerhalb der speziellen auf die des Bankwesens, der Industrie, der Börse, des Kartellwesens usw., während die Landwirtschaft weniger eingehend behandelt wird. In der sachlich gehaltenen Bearbeitung wird stellenweise der Einfluß der sog. Wiener Schule ersichtlich (vgl. u. a. die Artikel „Historische Schule" und „Karl Menger"). Die klare und knappe Fassung der Artikel verhilft den Benützern des Lexikons zu einer leichten Orientierung über die Grundprobleme der Wirtschaft und der Lehre vom Wirtschaftsleben. — Im zweitgenannten Heft geht H. aus von der Unzufriedenheit mit der Volkswirtschaftslehre von seiten derjenigen, die den Angriff auf den Kapitalismus führen und zeigt die Gründe dieser Ablehnung, darunter den engen Zusammenhang zwischen der heutigen Volkswirtschaftslehre und dem kapitalist. Wirtschaftssystem. Die Zurückhaltung der Nationalökonomie in der Stellungnahme gegenüber aktuellen Problemen sei darauf zurückzuführen, daß die wirtschaftl. Nöte der Gegenwart außerwirtschaftlicher Natur und daher mittels wirtschaftswissenschaftl. Erkenntnisse nicht zu beheben sind. In Defensivstellung gegenüber einer weltanschaulichen und polit. Ausrichtung der Volkswirtschaftslehre weist Verf. der Nationalökonomie die Aufgabe zu, die inneren Notwendigkeiten und Zusammenhänge des Wirtschaftsprozesses zu erkennen; Tatsachenfeststellung und Wertung — seien scharf zu trennen, falls fester Boden für die Werturteile, die für die Gestaltung der Gegenwart und Zukunft von Belang sind, gewonnen werden soll. Als Bestrebungen in dieser Richtung werden die neuere Entwicklung des Institutionalismus in Amerika, die Arbeiten der Lausanner, der Cambridger und der österr. Schule angeführt. (Z.)

203. Kaán, Károly: *Gazdaságpolitikai feladatok* (Wirtschaftspolit. Aufgaben). Bp.: Gergely o. J. 117 S. 8°.

K. greift aus der Fülle der Aufgaben des ungar. Staates auf dem Gebiet der Landwirtschaft vier wichtige Problemkomplexe heraus. Erstens weist Verf. auf die weitgehende Zersplitterung des staatl. Gutsbesitzes (rd. 196000 Kat. Joch) in bezug auf die Zuständigkeit der Ministerien hin: nur $^1/_3$ wird vom Ackerbauministerium verwaltet, $^2/_3$ hingegen unterstehen dem Kultus-, Wehr-, Justiz- und dem Innenministerium. Zwecks Fachgemäßheit und Einheitlichkeit der Verwaltung wird die Unterordnung unter das Ackerbauministerium gefordert. Zweitens ist nach Verf. auch das landwirtschaftl. Unterrichtswesen, dessen Stand und Mängel mit Vorschlägen zum Ausbau gekennzeichnet werden, ebenfalls einheitlich dem Kompetenzbereich des Ackerbauministeriums zuzuweisen. Drittens berichtet K. von der Lage des sich im Besitz von Gemeinden und Körperschaften befindlichen landwirtschaftlich

genutzten Gebiets (rd. 890000 Kat. Joch, davon rd. 633000 kat. Joch Weide!) und zeigt die wirtschaftl. Nachteile des Pachtsystems der über den größten Teil des ungar. Gemeindebesitzes verfügenden Städte der Tiefebene, deren Budget überwiegend auf Pachteinnahmen gegründet ist. Die Verpachtung des Gemeindebesitzes führt zur Tanya-Wirtschaft, deren Mängel nach Verf. nur durch Dorfsiedlung im Wege geeigneter Maßnahmen behoben werden können. Schließlich verweist K. auf die Zersplitterung der landwirtschaftl. Organisationen und die Spannungen, die zwischen landwirtschaftl. Verbänden und den vom Staate zur Entlastung durch Selbstverwaltung der Landwirtschaft nicht hinreichend in Anspruch genommenen und finanziell ausgerüsteten landwirtschaftl. Kammern bestehen. Verf. fordert ihre tatkräftige Förderung unter Abänderung der gesetzl. Bestimmungen über den Aufbau der Kammern. (Z.)

204. Sipos, Alexandre: *La vie économique en Hongrie pendant et après la crise* 1932—1935. Bp.: Pátria 1936. 50 S. 8°. P. 2,—.

S. verfolgt an Hand des konjunkturmäßig bedeutsamen Ziffernmaterials die Gesamtbewegung der ungar. Wirtschaft. Die Auswirkungen der Wirtschaftskrise im J. 1932 werden in der Preisgestaltung, der Öffnung der „Agrarschere", der Entwicklung des Außenhandels usw. aufgezeigt, sodann die Anzeichen der Entspannung im J. 1933: Abnahme der Zahl der Arbeitslosen, günstigere Außenhandelsergebnisse, langsame Steigerung der industriellen Erzeugung herausgestellt. Für das Jahr 1934 stellt S. auch das Abflauen der landwirtschaftl. Krise fest und zeigt die allmähliche Aufwärtsbewegung der Wirtschaft, die im J. 1935 das Stadium der Erholung erreicht. Die Zahl der Arbeitslosen liegt 1935 um 39,6% niedriger als 1932, unter gleichzeitiger Erhöhung des Verbrauchs setzt eine industrielle Konjunktur ein und das Volumen des Außenhandels erfährt eine relativ bedeutende Ausweitung. Die Veröffentlichung bietet in knapper Form eine gute Übersicht über den Verlauf der Konjunkturbewegung und enthält die wichtigsten statistischen Angaben. (Z.)

205. Iván, János: *Földbirtokreform és társadalmunk* 1890—1914 (Agrarreform und die ungar. Gesellschaft). Bp.: Élet ny. r. t. 1935. 175 S. 8°. (Palaestra Calasanctiana 9.)

In vorliegender Arbeit gibt I. an Hand der zeitgenöss. Presse, von Broschüren und Veröffentlichungen einen Überblick über die Einstellung maßgebender wirtschaftspolit. Gruppen, polit. Parteien und sonstiger Gruppierungen zu einer Agrarreform in Ungarn vor dem Kriege. Der Landesverein Ungarischer Landwirte erweist sich auf seinen Kongressen und in seinen Agrarprodukten trotz grundsätzlichen Festhaltens an der bestehenden Grundbesitzverteilung anfangs als durchaus siedlungsfreundlich und sperrt sich erst später in Defensivstellung gegen Radikalismus und Agrarsozialismus als Interessenvertretung der Großgrundbesitzer gegen eine Reform, — bis auf eine Gruppe innerhalb des Vereins. Auch die Organisation der mittleren und kleineren Besitzer (Landwirte-Verband) setzt sich nicht für eine Umgestaltung der Bodenbesitzverhältnisse ein. Innerhalb der Christlich-Sozialen Partei, die die Forderung der Siedlung aufrecht erhält, wird eine Reform der Kirchengutsverwaltung vom Bischof Prohászka angeregt. Während die liberale ungar. Gentry sich der Bodenreform gegenüber im allgemeinen gleichgültig, wenn nicht ablehnend verhält, geht der Angriff auf die bestehenden Besitzverhältnisse von freimaurerisch beeinflußten Intellektuellenzirkeln und von den Sozialisten aus. Erstere fordern eine doktrinär gedachte Teilung vor allem der Fideikommisse und des Kirchenbesitzes, letztere Kollektivbesitz des Bodens; lediglich der „Bauernsozialismus" von Achim stellt als Programm die Zwangspacht des Großgrundbesitzers über 10000 Joch an Bauerngenossen-

schaften auf. Die Dissertation, die auch die Gesetzentwür fe I. Darányis skizziert und die Scheu vor tieferen Eingriffen in den maßgebenden Gruppen zeigt, liefert auswertbares Material für die neuere Geschichte der ungar. Grundbesitzpolitik. (Z.)

206. Az Országos Mezőgazdasági Kamara évi jelentése. (Jahresbericht der Hauptlandwirtschaftskammer.) Bp.: Patria 1936. 279 S. Gr. 8°.

Schon in der Einleitung des Berichtes wird festgestellt, daß im Jahre 1935 nicht so sehr die Entfaltung der natürlichen Kräfte, sondern die wirtschaftspolit. Maßnahmen und ihre Folgen die Gestaltung der Wirtschaftslage maßgeblich beeinflußt haben. Ihnen ist auch zu verdanken, daß eine Annäherung zum wirtschaftl. Gleichgewicht erfolgt sei. Erst diese Maßnahmen konnten es ermöglichen, daß dem weiteren Verfall der Landwirtschaft, der bedrohlichen Verschuldung der Landwirte, dem Sinken der Bodenpreise und des Lebenshaltungsniveaus der landwirtschaftlichen Bevölkerung Einhalt geboten wurde. Aus dieser Lage ergeben sich die Grundsätze einer Agrarpolitik, die ausgerichtet bleiben muß: 1. auf den Schutz der Verwertungspreise im In- und Ausland; 2. auf die Senkung der Produktionskosten; 3. auf die Hebung der Erträge; 4. auf eine Sanierung der Betriebe. Die Wichtigkeit des agrarischen Sektors und seine ausschlaggebende Bedeutung für die Wirtschaft Ungarns dürfe man trotz Industrialisierung nicht außer acht lassen. — Nach diesen allgemeinen Betrachtungen folgen Schilderungen über Einzelfragen des Jahres 1935 in den Abschnitten: Die Produktion der Landwirtschaft, Marktlage, Beförderungsfragen, Öffentliche Lasten, Kreditfragen, Grundbesitzpolitik, Arbeitsverhältnisse, sowie Tätigkeit der Kammern. (—r.)

207. *A Magyar Gazdaságkutató Intézet gazdasági helyzetjelentése* (Wirtschaftlicher Situationsbericht des Ungarischen Institutes für Wirtschaftsforschung). Nr. 29 und 30. Bp.: 1936. 128 und 106 S. 4°.

Beide Situationsberichte beurteilen die gegenwärtige Wirtschaftslage Ungarns günstig. Das Volumen der Erzeugung in der Produktionsgüterindustrie hatte sich im Vergleich zum Vorjahr um 50%, das der Verbrauchsgüterindustrie um 10% erhöht. Die Preise der Landwirtschaft haben sich um 18% gebessert, der Außenhandel ist gestiegen, der Wertpapiermarkt ist fest usw. — Nach der kurzen Schilderung der Weltwirtschaftslage folgt die mit großer Ausführlichkeit behandelte Wirtschaftslage Ungarns durch die Darstellungen des Geld- und Kapitalmarktes, der Preisgestaltung, der Kreditsicherheit, des Außenhandels, des Staatshaushalts, der Landwirtschaft und der Industrie. Ein deutscher Auszug schließt die Arbeit, die mit außerordentlich zahlreichen Tabellen, Diagrammen, Indexziffern versehen ist. Das Zahlenmaterial ist in ungar. und in deutscher Sprache beschriftet. (—r.)

208. Központi Statisztikai Hivatal (Hrsg.): *Les conditions de la propriété foncière en Hongrie dans l'année* 1935. I. Bp.: Athenaeum 1936. 99, 1050 S. 8°. P. 25,— (Publ. Statist. Hongr. Nouv. Sér. 99 vol.)

Die im vorliegenden Band enthaltenen Angaben beruhen auf den Ergebnissen der nach den Richtlinien des Internationalen Instituts für Landwirtschaft durchgeführten ersten umfassenden besitzstatist. Erhebung in Ungarn, die den Stand vom 28. Februar 1935 zeigt. Die Veröffentlichung bringt — im zweiten Teil nach Komitaten, Bezirken und Gemeinden detailliert — reichhaltiges Ziffernmaterial über Anzahl und Umfang der landwirtschaftl. Betriebe nach 9 Besitzkategorien gruppiert, wobei die grundbesitzpolitisch recht verschiedenartig zu wertenden Kategorien die zwischen 5—50 kat. Joch einerseits, über 3000 Joch anderseits liegen, in

je eine Gruppe zusammengefaßt erscheinen. Von der rd. 16 Mill. kat. Joch betragenden Gesamtfläche des landwirtschaftlich genutzten Bodens entfallen rd. 7,5 Mill. kat. Joch auf Betriebe von weniger als 100 kat. Joch, davon 1,9 Mill. auf solche, die sich auf höchstens 5 kat. Joch erstrecken. Pachtungen (auf insgesamt 2,8 Mill. kat. Joch) sind am stärksten in den Besitzgruppen von über 1000 kat. Joch (0,9 Mill. kat. Joch) und 5—50 kat. Joch (0,7 Mill. kat. Joch) vertreten. Das Kataster-Reineinkommen der Landwirtschaft wird mit insgesamt 144,6 Mill. P. ausgewiesen. Im Laufe der 1920 in Angriff genommenen Bodenreform ist 389307 Personen eine Gesamtfläche von 0,7 Mill. kat. Joch zugeteilt worden; Heimstätten erhielten 166754 Personen. Über ein Viertel des ungar. Grundbesitzes (4,36 Mill. kat. Joch) stellt gebundenen Besitz dar. Davon entfallen auf Kompossessorate 0,92, auf Kirchengüter 0,86, auf Gemeindebesitz 0,83 und auf Fideikommisse 0,82 Mill. kat. Joch. Die Veröffentlichung, die den ersten Band einer Reihe darstellt, berücksichtigt die einzelnen Kulturarten und enthält Angaben über die durch besondere Bestimmungen geschützten verschuldeten Güter. (Z.)

209. Budapesti Kereskedelmi és Iparkamara: *Kereskedelmünk és Iparunk az* 1935. évben. (Ungarns Handel und Industrie im Jahre 1935. Hrsg. von der Handels- und Gewerbekammer zu Budapest). Bp.: Athenaeum 1936. 252 S. 8°.

Der Bericht zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen Teil. Im allgemeinen Teil werden die in dem Berichtsjahre auf dem Gebiete der Finanzen, Handel und Gewerbe, Sozialpolitik, Verkehr und Fachunterricht eingetretenen Ereignisse behandelt. Der besondere Teil, der sich auf alle Produktionszweige erstreckt und allen Teilfragen größte Aufmerksamkeit schenkt, ist für die Zwecke einer Spezialbetrachtung besonders geeignet. Die unmittelbare Verbindung mit den Trägern der Wirtschaft, die Ergebnisse der vielseitigen Tagesarbeit der Kammer ermöglichen nur diese bis ins einzelne gehende, auf allen Gebieten mit umfangreichem Zahlen- und Tatsachenmaterial gestützte Berichterstattung, die für weitere Kreise des In- und Auslandes sehr wertvoll ist. (—r.)

210. Bende, István (Hrsg.): *Magyar Külkereskedelmi zsebkönyv* (Taschenbuch des ungar. Außenhandels) II. Jg. Bp.: M. Kir. Külkereskedelmi Hivatal 1936. 217 S. 1 Blg. 8°. P. 3,—

Im Taschenbuch wird reichhaltiges amtliches statist. Material nach den für eine Darstellung und Analyse des ungar. Außenhandels wesentlichen allgemeinen Gesichtspunkten zusammengestellt vorgelegt. Die Angaben der einzelnen Tabellen reichen z. gr. T. bis auf 1929 bzw. 1931 zurück, wodurch die Möglichkeit gegeben ist, Entwicklungslinien, die zur gegenwärtigen Lage führen, zu verfolgen; ein Überblick zeigt die Gestaltung der Handelsbilanz Ungarns seit 1920. Aus den statist. Übersichten wird u. a. der Wertanteil einzelner Warengruppen an der Gesamtein- und ausfuhr, darunter das Vorrücken der Gruppen Roh- und Alteisen, Automobile usw. im Rahmen der Einfuhr von 1935 und der von Schweinefett, Eisen- und Eisenhalbfabrikaten, Maschinen usf. in der Ausfuhr desselben Jahres ersichtlich. Die Ziffern des Außenhandels nach Industriezweigen zeigen einen Aufschwung in der Eisen- und Metallindustrie im Berichtsjahr. Einen breiten Raum nehmen die den Agrarexport Ungarns betr. Tabellen ein, an Hand derer eine Verminderung des Anteils der Getreideausfuhr und eine Erhöhung des Anteils der Nahrungsmittel tierischen Ursprungs sowie von Saaten und Geflügel verzeichnet werden kann. Die Ein- und Ausfuhr wichtiger Artikel ist länderweise auch nach den einzelnen Tarifstellen angegeben. Während die Verschiebung des Verhältnisses zwischen dem Export von Agrarerzeugnissen und Industrie-

produkten nicht besonders herausgestellt wird, wird an Hand der mitgeteilten Ziffern die Steigerung der Einfuhr von Rohstoffen und Halbfabrikaten und der Rückgang des Imports von Fertigfabrikaten im Zeitraum 1925—35 offensichtlich. Das Taschenbuch ermöglicht durch übersichtliche Anordnung des unter mannigfaltigen Gesichtspunkten erfaßten Materials eine rasche Orientierung. (Z.)

211. M. Kir. Központi Statisztikai Hivatal (Hrsg.): *Magyarország 1935. évi külkereskedelmi forgalma* (Der Außenhandelsverkehr Ungarns im J. 1935.). Bp.: Selbstverl. 1936. 81, 503 S. 8°. P. 13, — (Magy.Stat. Közl. Uj sor. 98. k.)

Der vorliegende Band enthält in der üblichen Aufgliederung der bisherigen Bände das von allen wesentlichen Gesichtspunkten her beleuchtete Ziffernmaterial über den Außenhandel Ungarns im J. 1935, der bei erheblicher Erweiterung des Volumens dem Vorjahr gegenüber (von 749,1 auf 853,9 Mill. P.) einen Ausfuhrüberschuß von 49,2 Mill. P. (59,3 Mill. P.) aufweist. Die Umsätze im Außenhandelsverkehr werden nach der Art der Beförderung, den Ursprungs- und Bestimmungsländern, nach der Verbrauchsreife der Waren und den einzelnen Wirtschaftszweigen ausgewiesen. Bemerkenswert ist der absolute und anteilsmäßige Rückgang der Bedeutung der Schiffahrt als Beförderungsmittel für den Außenhandel im Berichtsjahr, in dem Deutschland mit 22,7 bzw. 23,9% an die Spitze sowohl der Einfuhr- wie der Ausfuhrländer Ungarns vorrückte. Die Steigerung der deutschen Ausfuhr nach Ungarn kam ziemlich gleichmäßig allen Exportgütergruppen zugute, während in der ungar. Ausfuhr nach Deutschland eine sprunghafte Erhöhung des Fleischexports und eine weitere Steigerung der Ausfuhr von Schweinespeck und Fett zu verzeichnen sind. Auf die erwähnten Waren entfällt im Berichtsjahr 27,8% der ungarischen Ausfuhr nach Deutschland. Der Band, der im besonderen Teil den Außenhandel Ungarns nach den einzelnen Tarifnummern detailliert, spiegelt in den darin enthaltenen Ziffern die Belebung der ungar. Wirtschaft im Berichtsjahr und umfaßt das amtl. statist. Material in übersichtlicher Gruppierung. Die Tabellenköpfe sind ungarisch und französisch beschriftet. (Z.)

212. Verebélyi, László: *Tanulmány Csonkamagyarország villamositásának tervszerű fejlesztésére.* (Untersuchung über die planmäßige Förderung der Elektrifizierung Rumpfungarns.) Bp.: Selbstverl. 1935. 205 S. 8°.

In richtiger Erkenntnis, daß das Gebiet der Energieversorgung durch Elektrizität die Wirtschaftsentwicklung eines Landes auf Jahrzehnte hinaus im voraus bestimme, so etwa wie vor 100 Jahren die Gestaltung des Verkehrswesens, fordert Verf. in seiner freimütigen Kritik der gesetzgeberischen Bestimmungen eine von staatspolit. und wirtschaftl. Gesichtspunkten erfolgende, vorausschauende Planung. Seine Forderungen werden auf sorgfältigen Unterlagen aufgebaut. Die Grundlagen der Energiewirtschaft Ungarns (Wasserkräfte, Kohlenvorrat und Erdgas), der gegenwärtige Stand der Elektrifizierung, die zu erwartende Gestaltung des Energieverbrauchs, Elektrifizierung der Staatsbahnen, Bezirksversorgung, bestehende und geplante Werke (mit Berechnungen), sowie technische Fragen bilden das Material zur Betrachtung der Rolle des Staates bei der Elektrizitätswirtschaft und der angemeldeten Forderungen zur Modifizierung des gegenwärtigen Elektrizitätsgesetzes. Die jahrelange Mitarbeit an diesen Fragen, die Zahlen und Diagramme der Veröffentlichung unterbauen die textliche Schilderung. (—r.)

213. Sólyom, Jenő: *A Magyar vámügy fejlődése 1519-ig* (Die Entwicklung des ungar. Zollwesens bis 1519). Bp.: Egyet. ny. 1933. 216 S. 8°.

Die wirtschaftsgeschichtlich wie auch staatsrechtlich und kulturpolitisch aufschlußreiche Studie gibt die Entwicklungsgeschichte des Zollwesens in Ungarn bis

1519, also bis zu dem Zeitpunkt, da der Landtag die Verwaltung der staats- und königl. Gelder trennte. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Zölle einen Teil der königl. Einkünfte gebildet und als solche wurden sie oft ganz willkürlich festgesetzt. Man unterschied die Zölle für den Handelsverkehr im Inland und die Zölle für die Einfuhr ausländischer Waren. Bis zum 13. Jh. sind die inländischen Zölle, die sich in Weg-, Hafen- und Brückenzölle gliedern, die wichtigeren. Erst mit dem wachsenden Bedürfnis des städtischen Bürgertums nach Luxus wird der Handelsverkehr mit dem Ausland ein lebhafter und die ausländischen Zolleinkünfte vergrößern sich zusehends. Dieses Zollsystem, das unverhältnismäßig hohe Zölle mit oft unerbittlicher Strenge einforderte, hat nicht nur die einzelnen Staaten getrennt, sondern auch den Handelsverkehr im Inland durch die vielen Zollgrenzen sehr gehemmt. Das Buch, dem ein reiches Quellenmaterial zugrunde liegt, ist mit großer Sachkenntnis geschrieben. (H. v. R.)

---

214. M. Kir. Központi Statisztikai Hivatal (Hrsg.): *Magyar statisztikai évkönyv. Uj folyam XLIII.* (Ungar. Statist. Jahrbuch). Bp.: Selbstverl. 1936. XVIII, 461 S. 8°. P. 6,—.

Das Jahrbuch umfaßt ins einzelne gehende Angaben über Bevölkerungs- und soziale Verhältnisse, Wirtschaft, Verwaltung, Kirche und Unterrichtswesen mit einem Anhang internationaler Vergleichsziffern. Die natürliche Bevölkerungszunahme, die im Durchschnitt der Jahre 1926—1930 noch 9% betrug, zeigt eine sinkende Tendenz (1934: 7,4‰; 1935: 5,9‰), die sowohl auf die Verminderung der Geburten (1934: 21,9‰; 1935: 21,2 ‰) wie die Erhöhung der Sterblichkeit (14,5 bzw. 15,3 ‰) zurückzuführen ist. Die Berufs-, Sprach-, Religions- usw. Verhältnisse der Bevölkerung werden nach dem Stand von 1930 ausgewiesen. Die Belebung der Wirtschaft im Berichtsjahr äußert sich u. a. im Rückgang der Zahl der (von den Arbeiterorganisationen erfaßten) Arbeitslosen von 22031 (1934) auf 19386 (1935; davon 10597 in Budapest) und in den mitgeteilten Produktionsergebnissen des Bergbaus und der Industrie. Die Zahl der industriellen Betriebe und der Arbeitsstunden hat sich 1935 relativ stark erhöht. Der Band ist durch die Aufnahme der Ergebnisse neuer Erhebungen wie z. B. der über die Besitzer, Pächter, Direktoren, Angestellten und Betriebsführer industrieller Anlagen erweitert worden. Infolge des hohen Anteils der Juden (unter den Besitzern und Pächtern 50,9%, den Direktoren 41,6% und dem Büropersonal 38,3%) erreicht in diesen Kategorien keine der übrigen Konfessionen bis auf die Evangelischen ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung. Unter den Direktoren industrieller Unternehmungen beträgt der Anteil derjenigen mit deutscher Muttersprache 8,9%, unter den Betriebsleitern 13,1%. Der Band enthält die wichtigsten Angaben über Preisbewegung, Außenhandel, Kredit usw., ferner über Schulen, Hochschulen, Museen, Sport und schließlich statist. Material über Verwaltung, Rechtsprechung und Finanzen. (Z.)

215. Illyefalvi, I.: Lajos (Hrsg.): *Budapest székesfőváros statisztikai és közigazgatási évkönyve* (Statist. und Verwaltungs-Jahrbuch der Haupt- und Rezidenzstadt Budapest). 22. Jg. 1934. Bp.: Szfőv. Statiszt. Hivatal 1934. VIII, 706, XI, 292 S. Gr. 8°. P. 30,—.

215a. Ders. (Hrsg.): *Budapest székesfőváros statisztikai zsebkönyve* 1936 (Statist. Taschenbuch der Hauptstadt Budapest). Bp.: Szfőv. Statiszt. Hivatal 1936. 478 S. 1 Sk. 16°. P. 1,—.

Der umfangreiche Band zerfällt in einen in sich geschlossenen Verwaltungs- und einem statist. Teil. Im ersteren wird an Hand der Texte der im Berichtsjahr getroffenen Verfügungen über Änderungen in der Organisation der Verwaltung, ferner

über neue Bestimmungen in Personalangelegenheiten (Regelung der Gehälter und der Amtsstunden, Maßnahmen zur Ermöglichung von Neueinstellungen, Verpflichtung zur Anmeldung von Nebenberufen usw.) berichtet. Einen wichtigen Bestandteil des Verwaltungsberichts bildet der Ausweis über den Gemeindehaushalt im J. 1933, in dem sich die gedrückte Wirtschaftslage des Jahres in der Erhöhung des Defizits dem Vorjahr gegenüber spiegelt. Das Jahrbuch umfaßt sodann im ersten Teil ins einzelne gehende Angaben über die städtischen Betriebe, Krankenhäuser, Einrichtungen für Volksgesundheit, Verkehrsanstalten, wissenschaftl. Organisationen, Schulen usw. und behandelt wirtschaftl. sowie soziale Fragen, soweit sie mit der Verwaltung von Budapest in engerem Zusammenhang stehen. Im großen und ganzen wird vom Behördenstandpunkt aus ein guter Querschnitt der Verwaltung und der mit dieser zusammenhängenden Vorgänge im Berichtsjahr gegeben. — Der statist. Teil des Jahrbuchs enthält reichhaltiges Ziffernmaterial über Wohnungsverhältnisse und Bevölkerungsbewegung in Budapest, ferner Zusammenstellungen über Finanzen, insbesondere Steuern, Angaben über die Bautätigkeit usw. Zum Teil dienen die mitgeteilten Ziffern als Unterlage zum Verwaltungsteil, gehen aber darüber auch weit hinaus insbesondere in den Abschnitten über Wirtschaft, Verkehr und Kreditwesen, die u. a. Übersichten über die Gebarung der Budapester Aktiengesellschaften, Banken und Genossenschaften, über Preisgestaltung, Fremdenverkehr usw. bringen. Eingehend wird auch hier das Unterrichtswesen behandelt. Durch die Beschriftung der Tabellen ist der statist. Teil auch deutschen Interessenten zugänglich gemacht. — Die wichtigsten statist. Ziffern über Budapest werden — im großen und ganzen nach der Gliederung des statist. Teils des Jahrbuchs — in den handlichen Taschenbüchern zusammengefaßt. Das vorliegende Taschenbuch bringt Zahlenmaterial für das Jahr 1935 und die vorangehenden Jahre mit internationalen Vergleichsdaten, wobei in erster Reihe die bezügl. deutschen Daten berücksichtigt sind. (Z.)

---

216. M. Kir. Központi Statisztikai Hivatal (Hrsg.): *Az 1930. évi népszámlálás* IV.—V. (Die Volkszählung von J. 1930. IV.—V.) Bp.: Stephaneum ny. 1936. VI., 377 S. 8°. P. 7,— (Magy. Statiszt. Közl. Uj sor. 96. k.)

Mit den im vorliegenden Band enthaltenen Abschnitten IV und V findet die Veröffentlichung der Ergebnisse der ungar. Volkszählung von 1930 ihren Abschluß. Im Abschnitt IV sind die einzelnen Berufsgruppen in bezug auf Altersaufbau, Schulbildung, Muttersprache, Geburtsort und Religion nach Komitaten und Städten ausgewiesen. Innerhalb der Verwaltung ist die verhältnismäßig hohe Anzahl der in abgetretenen Gebieten Gebürtigen bemerkenswert. Aus den Angaben wird u. a. der starke Anteil der Juden in Handel, Industrie, Kreditwesen und den sog. freien Berufen, insbes. in Kunst und Literatur sowie unter Rechtsanwälten und Ärzten ersichtlich. Abschnitt V enthält eingehende demograph. Angaben und die Statistik der Wohnhäuser. Im J. 1930 wurden in Ungarn rd. 81500 fremde Staatsbürger gezählt, davon rd. 18000 mit deutscher Muttersprache und über 12000 Juden. Unter den fremden Staatsbürgern waren am stärksten Tschechoslowaken, Polen, Rumänen und Österreicher vertreten; die Zahl der Reichsdeutschen betrug 3528, davon 2146 in Budapest. Ungarische Staatsbürger deutscher Muttersprache werden mit 478630 ausgewiesen, davon röm. katholisch: 392255, evangelisch: 67891, kalvinistisch 7201; Juden deutscher Muttersprache sind mit 9893 angegeben. Von den 478630 Personen deutscher Muttersprache verfügen nach den Angaben über ungar. Sprachkenntnisse 337436, während 137706 nur deutsch sprechen. Der Band enthält im ganzen viel nach ver-

schiedenen Richtungen hin auswertbares Material, allerdings nur in absoluten Ziffern der Volkszählung von 1930, ohne Zusammenstellung mit den Ergebnissen der vorangehenden Zählungen. (Z.)

217. Mozolovszky, Sándor: *Nagy-Budapest népességének foglalkozási megoszlása 1930-ban és az ingaszerű vándormozgalom* (Die Verteilung der Bevölkerung von Groß-Budapest nach Berufen i. J. 1930 und der Pendelverkehr). Bp.: Szföv. Statiszt. Hivatal o. J. 31 S. 8°. P. 5,— (Statiszt. Közl. 72. k. 4. sz.)

Nach dem Ausweis der Volkszählung von 1930 beträgt die Bevölkerungszahl der mit Budapest eng zusammenhängenden 21 Gemeinden rd. 415000 Personen. M. skizziert den Vorgang der Verstädterung dieser Vororte, in denen der Anteil der Industriebevölkerung an der Gesamtbevölkerung mit 56,1 % über den in Budapest ausgewiesenen (40,8 %) liegt; allerdings ist auch noch die Urproduktion stärker als im Verwaltungsgebiet der Hauptstadt vertreten (3,1 bzw. 1,1 %). Die Zusammensetzung der Bevölkerung der Vororte ist ferner im ganzen durch den hohen Prozentsatz der Arbeiter und Gehilfen gekennzeichnet, in einzelnen Gemeinden überwiegen die Beamten- bzw. Angestelltensiedlungen. Nach der Berechnung und ergänzenden Schätzung von M. sind am Pendelverkehr mit Bp. 55—60000 Personen beteiligt, und zwar nach den Angaben der Volkszählung 11,4 % der Gesamt-, 23,8 % der Erwerbsbevölkerung der Vororte. Der Pendelverkehr der vorwiegend in der Maschinen-, Eisen- und Metall-, Textil- und Bekleidungsindustrie beschäftigten Arbeiter sichtet sich nach den Fabriksvierteln von Bp. Die Gegenbewegung (Bp.-Vororte) wird bezügl. der Zahl der beteiligten Personen auf $^1/_{10}$ des untersuchten Pendelverkehrs geschätzt. Die Arbeit enthält eingehendes statist. Material. (Z.)

6. Politik. Recht und Verwaltung. Sozialwesen.

218. Ligue Hongroise pour la Révision du Traité de Trianon (Hrsg.): *Aide-Mémoire sur la situation de la minorité hongroise en Tchéchoslovaquie.* Bp.: Impr. Sárkány 1934. 142 S. 3 Karten. 8°.

In der vorliegenden Schrift der Ungar. Revisionsliga wird an Hand von Statistiken, Gesetzestexten und polit. Reden usw. von den Maßnahmen berichtet, durch welche die Rechte der ungar. Minderheit in der Tschechoslowakei verletzt worden sind. Die Veröffentlichung führt Beschwerde gegen das den Minderheiten ungünstige Wahlsystem und gegen die Durchführung der Wahlen, den Abbau von ungar. Verwaltungsbeamten und die Tschechisierung der Schule, weist auf die polit. Ausrichtung der Bodenreform, die Zurückdrängung ungar. Banken und auf die Tendenzen einer „Entindustrialisierung" der von Ungarn und Slowaken bewohnten Gebiete hin und geht näher auf die Methoden der Volkszählung ein, deren Ergebnisse im Sinne einer weiteren Belastung des Ungartums ausgewertet worden sind. Die polit. Streitschrift umfaßt die Hauptbeschwerden Ungarns gegen die Behandlung des Ungartums in der Tschechoslowakei. (Z.)

219. Missuray-Krug, Lajos: *A nyugatmagyarországi felkelés* (Der westungarische Aufstand). Sopron: Röttig-Romwalter ny. bérlői 1935. 300 S. 20 Abb. 8°. P. 4,80.

Verf. skizziert die Vorgänge, die auf der Friedenskonferenz zur Entscheidung über die Angliederung ehem. westungar. Gebiete (Burgenland) an Österreich geführt haben, unter Betonung der feindlichen Haltung der herrschenden österr. Sozialdemokratie Ungarn gegenüber und der nach der Ablehnung eines slaw. Korridors sich in

Österreich gegen Ungarn geltend machenden tschechischen Einflüsse. Die Besetzung des Gebiets durch ungar. Freischärler und ihre Kämpfe werden aus unmittelbarer Anschauung des sich im Lager der aufständischen Truppen befindlichen Verf.s an Hand von Berichten ungar. Freischärler und der österr. Gendarmerie sowie unter Heranziehung von Tagebüchern, Zeitungsartikeln, Plakattexten usw. gleichsam in Bruchstücken geschildert. Die Veröffentlichung, die Hinweise auf die an den Kämpfen teilnehmenden Verbände, auf die Führung der sich bildenden Formationen und die Unzufriedenheit mit der Zurückhaltung der Regierung enthält, ist infolge ihrer Anlage und Darstellungsweise weniger als Geschichtswerk zu werten, sondern vor allem als politisches Dokument einer entschiedenen Stellungnahme im Sinne der Freischärler bemerkenswert. (Z.)

220. Földvári, Béla: *Legitimizmus, restauráció, revizió* (Legitismus, Restauration, Revision). Bp.: Kilián Frigyis utóda 1934. 207 S. 8°.

Der Standpunkt jener Legitimistengruppe, die aus Gründen der Rechtskontinuität, soweit es die formale Seite betrifft, die Herrschaft der habsburgischen Dynastie in Mitteleuropa fordert, wird in diesem Buch auf Grund einer immerhin nicht uninteressanten kurzen Übersicht der ungar. Geschichte der Öffentlichkeit eher dogmatisch als im üblichen Sinne propagandistisch vorgetragen. Für die Vergangenheit wird die Behauptung aufgestellt, daß sich sowohl gegen die türkischen wie gegen die russischen Expansionsbestrebungen ein auf sich selbst gestellter ungar. Staat niemals hätte behaupten können, daß vielmehr seine Sicherheit, bzw. sein Wiederaufbau allein durch die Macht des Reiches, bzw. der Gesamt-Monarchie gewährleistet wurde. Die rückständige Opposition der Stände, wie sie uns auch aus der Darstellung Szekfüs geläufig ist, wird als Grund der ungar. „kolonialen" Lage angeführt. Die heutige außenpolit. Sicht Verf.s ist allerdings klar gegen das Reich gerichtet, indem die Grenzen eines kathol. Habsburger-Staates entworfen werden, der im Interesse Frankreichs als des Reiches Gegenspieler auftritt, auch neben den Kroaten und Tschechen Österreich und das „katholische Bayern" umschließt. — Die geschichtlich-rechtliche Beweisführung bezeichnet die Beschlüsse und Erklärungen der ungar. Regierung zur Habsburger Frage zur Zeit des zweiten Königsputsches im Herbst 1921 als ungültig, weil sie allein durch außenpolit. Druck erzwungen waren. Die Veröffentlichung eines gewissen Teils der Quellen (Mobilisierung in der Tschechoslowakei und in Jugoslawien, Stellungnahme der Alliierten der ungar. Regierung und Diplomatie) bietet zwar nichts Neues, ist aber immerhin geeignet, breitere Kreise von jenen Vorgängen zu unterrichten. (Kl.)

221. Steuer, György: *Tizenkét év a munkásügy szolgálatában* (Zwölf Jahre im Dienste der Arbeiterfrage). Pécs: Dunántul 1935. 308 S. 8°.

222. Ders.: *A munkáskérdés és a telepités* (Die Arbeiterfrage und die Siedlung). Pécs: Dunántul 1935. 27 S. 8°. (Földmunkásszövetkezetek kvt. 8 u. 7.)

Die Arbeit berichtet über die Tätigkeit der seit 1922 unter der Leitung St.s stehenden Werkgenossenschaften ungar. Erdarbeiter im Zeitraum 1922—34, die als Schicht im Zusammenhang mit der Durchführung umfangreicher Wasserregulierungsarbeiten in der ungar. Tiefebene im 19. Jh. entstanden ist und seit der Beendigung dieser Arbeiten im Hinblick auf ihre ungünstige Lage am Arbeitsmarkt stets besonderer Fürsorge bedarf. Der wenig systematisch aufgebaute Bericht enthält umfangreiches Material über Entwicklung und Organisation der Genossenschaften (ohne Ziffern über den Mitgliederbestand), die bezügl. Rechtsbestimmungen, Subventionen seitens des Staats usw. und gibt eine Übersicht über die von den Genossenschaften

geleisteten Straßenbau-, Kanalisierung-, Eisenbahn-, Bergbau und Transportarbeiten usw. unter Hinweis auf die Arbeitsgelegenheiten im Ausland. Umfangreiche Abschnitte sind der sozialen und kulturellen Tätigkeit der Genossenschaften, sowie ihren Einrichtungen auf dem Gebiet der Hygiene und des Rechtsschutzes gewidmet. Verdienstvoll ist die Zusammenstellung über Arbeitslöhne, die in der Regel durch Akkordarbeit verdient werden. St. schildert ferner Zusammenarbeit bzw. Reibungen mit verschiedenen Organisationen und weist u. a. auf Möglichkeiten der Umschulung, auf Arbeitsgelegenheiten und die Nachteile der bestehenden Regelung der öffentl. Lieferungen vom Gesichtspunkt der Genossenschaften hin. — Das vorliegende Heft enthält den Text einer Rede vom J. 1933, in der im Hinblick auf die äußerst ungünstige wirtschaftl. Lage der nur in sehr geringem Maße beschäftigten Erdarbeiter die Möglichkeiten einer Ansiedlung in Form von Siedlungsgenossenschaften in den bisherigen wohn- sowie in grenz- und in volksbiologisch-gefährdeten Gebieten erwogen werden. (Z.)

---

223. Wegner, Gerhart: *Das Sprachenrecht Finnlands.* Lpz.: Noske 1935. 188 S., 8°. (Abhandl. z. Nationalitätenrecht, 1.)

Hauptgegenstand des finn. Sprachenrechts ist die Abgrenzung der Ein- und Zweisprachigkeit gegeneinander: Welche öffentlichen Stellen sind ein- oder zweisprachig, und welche Art Handlungen muß die für zweisprachig erklärte Behörde zweisprachig, welche darf auch sie einsprachig ausführen. Es heißt immer nur: „Ein- oder zweisprachig?", nie: „Diese oder jene Sprache?" Die beiden Landessprachen Finnisch und Schwedisch sind gesetzlich gleichberechtigt; daher stehn allen Fällen, in denen statt der zwei Sprachen bloßes Finnisch verwandt werden darf (bei Lokalbehörden finn. Gegenden oder bei Landesbehörden in Abfertigung nur finn. Publikums), Parallelfälle mit Alleinverwendung des Schwedischen zur Seite. Einzige Ausnahme ist das Heer, bei dem Finnisch zur einzigen Kommandosprache erhoben wurde, weil sich im Kriegsfall nicht garantieren läßt, daß die schwed. Truppenteile immer unter sich bleiben. — W.s Buch besteht zu ungefähr gleichen Teilen aus dem vollen Wortlaut der einschlägigen Gesetze und aus ausführlichem zusammenfassendem Kommentar. Zu einem dauernd nützlichen Nachschlagewerk wird es durch ein Verzeichnis aller finn. Gemeinden mit Zuordnung zu den 6 sprachenrechtlichen Kategorien (finn. oder schwed. Mehrheit bei einer Minderheit von mehr oder weniger als $^1/_{10}$ und $^1/_3$) und sogar mit genauer Angabe der Bevölkerungsaufteilung bei den 4 mittleren Klassen. — Abgesehen von wenigen Einzelpunkten (etwa der Bestimmung, daß vor einem Gericht mit zu über 90% finn. Amtsbezirk der Finnlandschwede trotzdem schwed. sprechen darf, nicht aber der Reichsschwede oder sonstige Ausländer) ist das finn. Sprachenrecht, von seiner gleichberechtigenden Voraussetzung aus betrachtet, einwandfrei durchgeführt. Dieser Voraussetzung spendet W. immer neues Lob, ohne sich bewußt zu sein, wie im Lande selbst — bei der heute geringen Zahl der Schweden — grade sie als veraltet angesehen und bekämpft wird. (H. D.)

---

224. Bányász, Stefan; Steinhaus, Ernst: *Wettbewerbsrecht und Markenschutz in Ungarn.* Bp.: „Ungar. Rundschau f. Recht u. Wirtschaft" 1935. 135 S. 8°.

Das Handbuch ist für Juristen sowie Kaufleute und Gewerbetreibende bestimmt, die in Ungarn gewerberechtl. Schutz in Anspruch nehmen wollen. Im Anschluß an die einzelnen Gesetzesabschnitte (Hauptgesetz betr. unlauteren Wettbewerb: G. A. V. vom J. 1923) wird ein Überblick über die auf dem Gebiet des Wettbewerbs- und

Markenschutzrechts besonders wichtigen Entscheidungen der Jurys, der Schiedsgerichte und ordentlichen Gerichte gegeben. Auf diese Weise wird zwar keine systematische Darstellung des in Frage stehenden Stoffes, sondern ein mehr auf die Bedürfnisse der Praxis zugeschnittenes Nachschlagewerk für die einschlägigen Rechtsvorschriften und Strafbestimmungen, dessen Gebrauch durch Register, Gesetzesweiser und eine synoptische Tabelle der ungar., deutschen, österr. und tschechoslowak. Bestimmungen erleichtert wird. Die — bis auf die durchaus liberale — Auslegung der im ungar. Gesetz enthaltenen Begriffsbestimmung des unlauteren Wettbewerbsrecht sachlich und knapp gehaltene Schrift stellt die erste Zusammenfassung des geltenden Rechts auf diesem Gebiet in deutscher Sprache dar und dürfte damit eine Lücke füllen. (Z.)

225. Csorna, Kálmán: *Gyámsági jog és jogszolgáltatás* (Vormundschaftsrecht und Rechtsverfahren). Bp.: O. Verl. 1935. 289 S. 8°.

Das Grundgesetz des ungar. Vormundschaftsrechts vom J. 1877, das als Übergangsregelung bis zur Schaffung eine ungar. BGB. gedacht war, entspricht nicht mehr ganz den veränderten Verhältnissen. Insbesondere die Organisation der Vormundschaftsbehörden und das einschlägige Rechtsverfahren ist daher durch ergänzende bzw. abändernde Gesetze, Verordnungen und die Gerichtspraxis neu geregelt worden. Cs. gibt nun in der vorliegenden Veröffentlichung eine systematische Zusammenfassung der durch Zerstreutheit der betr. Vorschriften unübersichtlichen und uneinheitlichen Rechtsregelung und geht über die bisherigen Arbeiten durch eine umfassende Darstellung auch des Verfahrensrechts hinaus. Der ungar. BGB.-Entwurf, dessen einschlägige Bestimmungen in der Gerichtspraxis bereits vielfach Anwendung finden, wird vom Verf. mit verarbeitet. Das Buch enthält eine übersichtliche Darlegung des materiellen Vormundschaftsrechts, sodann einen Überblick über die Organisation der Verwaltung von Vormundschaftsangelegenheiten und schließlich die verfahrensrechtl. Bestimmungen. Die das Vormundschaftsrecht betreffenden Vorschriften des ungar. internat. Privatrechts sind ebenfalls aufgenommen, und ausländ. Rechtsbestimmungen werden zum Vergleich herangezogen. (Z.)

226. Degré, Alajos: *Négyeskönyv perjogi anyaga* (Der prozeßrechtliche Stoff des Quadripartitums). Bp.: O. Verl. 1935. 254 S. 8°. (Illés szeminárium kiadv. 3.)

227. Ders.: *A Négyeskönyv büntetőjogi elvei* (Die strafrechtl. Grundsätze des Quadripartitums). Bp.: Attila ny. 1936. 100 S. 8°. (Angyal szeminárium kiadv. 34. sz.)

Die erstgenannte Veröffentlichung faßt die prozeßrechtl. Bestimmungen des Mitte des 16. Jh.s entstandenen Quadripartitum zusammen unter besonderer Berücksichtigung der Neuerungen, die gegenüber dem vorangehenden Tripartitum, einer Sammlung des Gewohnheitsrechts, nachweisbar sind. In das Quadripartitum, das eine Zusammenstellung der seinerzeit geltenden Rechtsbestimmungen überhaupt darstellt und zugleich die Fortbildung des ungar. Rechts anzeigt, werden, wie Verf. nachweist, im Tr. nicht berücksichtigte bzw. nach dessen Erscheinen gebrachte Gesetze, ferner vom Tr. außer acht gelassene gewohnheitsrechtl. Sätze aufgenommen und schließlich prozeßrechtl. Reformneuerungen eingeführt. Abweichungen dem Tr. gegenüber erscheinen in der Ausgestaltung des materiellen Beweisverfahrens der Beschleunigung der Prozesse, der Vereinheitlichung der grundsätzl. Bestimmungen über das Prozeßverfahren, der genaueren Bestimmung und dem Schutz der Kompetenzen der Kurie usw. Verf. geht auf die Frage der Interpolationen im Text des Q. ein und gibt eine Darstellung der Gerichtsorganisation auf Grund der behandelten Bestim-

mungen. — In der zweitgenannten Veröffentlichung arbeitet D. aus den zerstreuten strafrechtl. Bestimmungen des Q. die strafrechtl. Grundsätze heraus, stellt fest, daß kein klares Strafrechtssystem vorliegt und sucht einzelne Gruppen von Delikten herauszustellen. Hierbei, wie auch in den Ausführungen über Vorsatz, Versuch, Mittäterschaft usw. wird mit modernen strafrechtl. Begriffen und Kategorien gearbeitet, die auch in der Arbeit über die prozeßrechtl. Bestimmungen im Q. der geschichtl. Eigenart des Stoffes oft nicht gerecht werden. Zusammenfassend stellt Verf. fest, daß das Q. dem Tr. gegenüber in strafrechtl. Hinsicht keine wesentlichen Neuerungen bringt, sondern eher ergänzt, präzisiert und einige neue Grundsätze einführt. Beide Arbeiten liefern brauchbares Material für die ungar. rechtsgeschichtl. Forschung. (Z.)

228. Eckhart, Ferenc: *A jog- és államtudományi kar története* 1667-1935 (Die Geschichte der jurist. und staatswissenschaftl. Fakultät). Bp.: Egyet. Ny. 1936. XIV, 728 S. 13 Blg. 8° (A Kir. Pázmány Péter tudományegyetem tört. II.)

Die umfassende, vor allem auf Grund von Protokollen der Fakultätssitzungen sowie von Archivmaterial der ungar. und österr. Kultusministerien, des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs und des Budapester Landes-Archivs verfaßte Geschichte der jurist. Fakultät der Budapester Universität gliedert sich in geschlossene Darstellungen je einer bildungsgeschichtl. Epoche. Die erste (1667—1760), für die nur spärliche Angaben vorliegen, umfaßt die Geschichte der Entstehung der Fakultät (Thyrnau) aus Stiftungen und ihren Ausbau unter der Aufsicht des Graner Kapitels und unter bestimmendem Einfluß des Jesuitenordens. Die zweite Epoche (1760—1780) erhält ihre Prägung durch die Reformen Maria Theresias, die u. a. eine strengere Staatsaufsicht, Änderung des Lehrplans, des Lehrstoffes, der Disziplinarordnung usw. herbeiführen; mit der Versetzung der Universität von Tyrnau nach Budapest erhält auch die jurist. Fakultät ihren neuen Sitz. Verf. zeigt sodann die Auswirkungen der zentralisierenden josefinischen Maßnahmen auf den Lehrstoff und Lehrplan der Fakultät, die die Aufgabe erhalten soll, Staatsbeamte für den Einheitsstaat Österreich auszubilden, und verfolgt den im nationalungar. Sinne erfolgten Rückschlag. Weitere Einschnitte bilden die zweite Ratio Educationis (1806) und die Revolution von 1848, die die etwas summarisch zusammengefaßte „Epoche der Lehrfreiheit" (1848—1935) einleitet. Die auf breiter Grundlage umsichtig aufgebaute Arbeit ordnet ihren Gegenstand zwanglos in die Bildungs- und politische Geschichte ein, gibt Auskunft über die Gestaltung des Lehrstoffes, des Lehrplanes, der Prüfungsordnung usw., kennzeichnet die Lehrer und ihre Werke, so daß sie gleichsam eine Geschichte der ungar. Rechtswissenschaft mitenthält; aufschlußreich ist die Darstellung des den polit. Schwankungen unterworfenen Unterrichts des ungar. öffentl. Rechts und der Entwicklung der Lehrsprache. Die in jeder Hinsicht zuverlässige Monographie enthält u. a. wertvolle statist. Angaben über die Hörer der Fakultät. (Z.)

229. M. Kir. Belügyminisztérium (Hrsg.): *Magyarországi Rendeletek Tára* 1936. IV.—VI. f. (Sammlung ungar. Regierungsverordnungen). Bp.: Selbstverl. 1936. S. 291—646. VII. 8°. P. 4,60.

Der Band umfaßt die Texte von 183 im J. 1936 erlassenen Regierungsverordnungen. Von den Verordnungen allgemeineren Inhalts sei auf die die Entwicklung der Ärztekammer betreffenden, die Neuregelung der Leistungen der Krankenkasse der Staatsbeamten und die Durchführungsverordnungen zu den den Umbau des Unterrichtswesens betr. Gesetzen hingewiesen. Unter den Verordnungen wirtschaftl. Inhalts sind hervorzuheben: die Regelung des Wirtschaftsverkehrs mit der Tschechoslowakei und Griechenland, Bestimmungen über die Errichtung einer Textilexport-

kasse, Verlängerung von Vergünstigungen an die Landwirtschaft und Verfügungen im Zusammenhang mit dem Zusammenbruch der Phoenix-Versicherungsgesellschaft. (Z.)

230. Magyar Törvénytár 1934 (Ungar. Gesetzessammlung). Bp.: Franklin 1935. 235 S. 8°.

Der Band enthält die Texte der im J. 1934 verkündigten 25 Gesetzartikel mit Auszügen aus der jeweiligen ministeriellen Begründung. Ges. Art. 1 bringt Abänderungen der Regelung der Ruhegehälter von Staatsbeamten und Heeresangehörigen im Zuge der öffentl. Sparmaßnahmen, Ges. Art. 4 regelt die staatl. Vergünstigungen an ungar. Seeschiffahrtsunternehmungen. Der Band enthält ferner die Texte der ungar.-polnischen und deutsch-ungar. Luftfahrtsabkommen von 1931 bzw. 1933, sowie die Gesetze über die Selbstverwaltung des Ungar. Nationalmuseums, die Errichtung des Landessenats für Literatur und Kunst, die Vereinigung der Budapester Technischen Hochschule mit der Landwirtschaftl. Fakultät der Universität, der Tierärztl. Hochschule und der Ödenburger Hochschule für Bergbau und Forstwesen. Von den weiteren im Band enthaltenen Gesetzen sei hervorgehoben Ges. Art. 11 über die Mittelschulen, der Maßnahmen zur Vereinheitlichung des Unterrichts im Sinne einer Sicherung der nationalen Weltanschauungsgrundlagen einleitet, sodann Ges. Art. 12, der eine Umgestaltung der Verwaltung von Budapest vorsieht; durch die Neuregelung wird der Munizipalrat aufgehoben, die Zahl der Mitglieder des Gemeindeausschusses beschränkt und die Ernennung des Oberbürgermeisters durch das Staatsoberhaupt vorgesehen. Ges. Art. 19 regelt die Dienstverhältnisse der Angestellten auf Handelsschiffen. (Z.)

231. M. Kir. Vallás- és Közoktatásügyi Miniszter (Hrsg.): *Utasitás a közoktatásügyi igazgatásról szóló* 1935: *VI. törvénycikk végrehajtására* (Anweisung zur Durchführung des Ges. Art. VI: 1935 über die Unterrichtsverwaltung). (Bp.): Egyet. Ny. 1936. 116 S. 8°.

Die Veröffentlichung bringt den Text der Durchführungverordnung sowie als Anhang den Text des bezügl. Gesetzes vom J. 1935, durch welches ein den nationalpädagog. Zielsetzungen des ungar. Kultusministers entsprechender geeigneter Umbau der Unterrichtsverwaltung vorgenommen werden soll. Die Bestimmungen zielen auf Vereinfachung und Fachgemäßheit der Verwaltung ab. Die Schulaufsicht wird in den acht neugeschaffenen Schulbezirken hohen Verwaltungsbeamten unterstellt, deren neugeschaffene Stellen zur strafferen Gestaltung der Unterrichtsverwaltung mit weitgehenden Kompetenzen ausgestattet sind. (Z.)

232. Szepesy, Mihály (Hrsg.): *Adóügyi kisküté* 1936 (Taschenbuch des Steuerwesens). Bp.: Adózók Lapja 1936. 160 S. 16°. P. 2, — (Adó- és Vámügyi évkönyv 16. Jg.)

Die kleine Zusammenstellung umfaßt in Taschenbuchform die für die Praxis wissenswerten Rechtsvorschriften über Besteuerung, Steuersätze, Festsetzung, Einspruch, Berichtigung, Strafbestimmungen über Steuerhinterziehung, Vergünstigungen usw. und gibt dadurch sowohl dem Steuerzahler wie auch dem Steuerbeamten einen Wegweiser zur ersten Orientierung über die geltenden Bestimmungen an die Hand. (Z.)

---

233. Esztergár, Lajos: *A szociálpolitika tételes jogi alapja* (Die positivrechtliche Grundlage der Sozialpolitik). Pécs: Kultura knyvny. 1936. 500 S. 8°.

In seiner vorliegenden Arbeit gibt E. eine übersichtliche Darstellung der der ungar. Sozialpolitik zugrunde liegenden Rechtsbestimmungen unter Herausstellung

der wesentlichen Vorschriften. Hierbei ist allerdings der Begriff des „sozialen Rechts" („Rechtsbestimmungen zur Heilung bzw. Vorbeugung bei Erkrankungen der Gesellschaft") dermaßen allgemein und weit gefaßt, daß sich eine geschlossene Darstellung kaum ermöglichen läßt und auch Rechtsgebiete mitbehandelt werden, die mit der „Sozialpolitik" im engeren Sinne nur loser zusammenhängen, wie z. B. die Siedlungsgesetze oder die Bestimmungen über „Heldengüter" bei der Behandlung der Rechtsgrundlage der Förderung der Bevölkerungszunahme. In diesem Abschnitt geht Verf. u. a. auf das Wohnungsrecht, die Bestimmungen bezüglich Auswanderung ein, weist auf die Aufgaben der Geistlichkeit und der Lehrerschaft zur Bekämpfung des „Einkind-Systems" hin und zeigt die Lücken des ungar. Rechts in bezug auf Förderung der Eheschließung. In den weiteren Abschnitten wird die rechtliche Seite des Mutter- und Säuglingsschutzes sowie des sozialen Schutzes der Schulkinder dargestellt, das Arbeiterschutzrecht, das Vormundschaftsrecht, die Sozialversicherung, die Arbeitsgerichtsbarkeit, Verschuldung der Landwirtschaft, Krankenhäuser und Kriegsfürsorge usw. behandelt. Während die Verschuldung der Landwirtschaft nur mittelbar mit Sozialpolitik zusammenhängt, fehlen z. B. Ausführungen über Gefängniswesen, Verbrechertum usw. Trotz solcher durch den Gegenstand des Werkes bedingten Mängel stellt die im Geiste des „Solidarismus" verfaßte Arbeit die klarste Übersicht über die Rechtsgrundlagen der ungar. Sozialpolitik nach dem gegenwärtigen Stand dar, die durch sachliche Hinweise auf die künftigen Aufgaben der Gesetzgebung an Wert gewinnt. (Z.)

7. Kunst. Kunstgeschichte.

234. Bónisné Wallon, Emma: *Vác művészete a XVIII. században* (Die Kunst Waitzens im 18. Jh.) Bp.: o. V. 1936. 103 S. 8°.

Vác, von König Stephan dem Heiligen zum Bischofsitz erhoben, hat in seiner Jahrhunderte alten Geschichte eine Reihe kunstsinniger Bischöfe besessen, die der künstlerischen Entfaltung und Entwicklung der Stadt Förderung und Verständnis entgegenbrachten. Vorl. Arbeit zeigt, wie reich auch heute noch die Stadt Vác an kirchlichen und profanen Barock-Bauten, an Gemälden, Statuen und sonstigen architektonischen Schöpfungen aus der Rokoko-Zeit ist. (H. v. R.)

235. Csemegi, József: *Fejezet az Egri várszékesegyház épitésének történetéből* (Abschnitt aus der Baugeschichte der Burgkirche von Eger). Bp.: Studium 1935. 23 S. 8°. (SA. „Magyar mérnök- és épitész-egylet közlönye").

Die um 1925 begonnenen Ausgrabungen an der Burg von Eger haben die Ruinen der Burgkathedrale zutage gefördert; außer den Mauern eines romanischen Kirchenbaues fand man die Reste eines aus dem XV. Jh. stammenden gotischen Domes, dessen Ruinen noch heute seine einstige Schönheit bezeugen. Verf. der kleinen Abhandlung versucht an Hand von Untersuchungen, ausgeführt an den Grundrissen verschiedener gotischer Dombauten, den Baumeister festzustellen. Grundriß, Bau und Ornamente weisen nach der Passauer Bauhütte, und es kann wohl angenommen werden, daß der Meister von Eger aus der Passauer Schule hervorgegangen ist. (H.v. R.)

236. Gerevich, László: *A Kassai Szent Erzsébet templom szobrászata a XIV.—XVI. században* (Die Bildhauerei der St. Elisabethkirche in Kaschau im XIV.—XVI. Jh.) Bp.: Sárkány ny. 1935. 116 S. 8°.

Im Rahmen einer allgemein kunstgeschichtl. Betrachtung der Kunstdenkmäler von Kaschau gibt Verf. in vorliegender Arbeit eine eingehende stilkritische Untersuchung des Domes, d. h. der St. Elisabethkirche. Aus dem 14. Jh. stammend, weist

die Kirche eine Reihe von Stilelementen auf, von denen die Gotik dem Dome das entscheidende Gepräge gibt. Beeinflußt von der französischen Gotik und von der deutschen Gotik des Veit Stoß schaffen „Meister Stephan Steinmecz von Cascha", wie er in einer alten Urkunde genannt wird, und Jakob von Kaschau um die Wende des 14. Jh.s Kunstdenkmäler von unvergänglicher Schönheit und schaffen damit eine Schule, deren Einfluß sich auf weite Gebiete erstreckt. (H. v. R.)

237. Heimler, Károly: *Soproni képeskönyv* (Bilderbuch von Ödenburg). Bp.: Somló 1932. 123 S. 123 Abb. 8°.

Das Ödenburger Bilderbuch zeigt in sehr gut photographierten Bildern die Kunst- und Kulturgeschichte dieser interessanten alten Stadt. Geisteskultur und Lebensstil des wohlhabenden Ödenburger Bürgertums hat im Laufe der Jahrhunderte der Stadt das eigene Gepräge gegeben. Jedes Haus, jede Kirche, jede Straße, jeder Platz hat hier seine Geschichte. (H. v. R.)

238. Vayer, Lajos: *Pázmány Péter ikonográfiája* (P. Pázmánys Ikonographie). Bp.: Egy. Ny. 1935. 54 S. 14 Abb. 8°. Diss.

Nach Klärung des Begriffes und der Aufgabe der histor. Ikonographie gibt Verf. eine chronolog. Zusammenstellung sämtlicher authentischen, zeitgenössischen und Variantenporträts des berühmten ungar. Kardinals. Am Schluß gibt er eine kurze Übersicht der modernen Porträts P.s. Abgesehen von einigen Idealporträts dienen die authentischen Kunstwerke, besonders die Szelepcsényis, noch heute als Vorbilder für die modernen Meister (Lotz, Radnai, Kontuly, Pátzay, Berán usw.). (F. P.)

239. Lázár, Béla: *A Munkácsy-kérdés* (Die Munkácsy-Frage). Bp.: o. V. 1936. 167 S. 8°.

M.s Bedeutung als Künstler und Kunstneuerer ist schon zu seinen Lebzeiten stark umstritten gewesen. Der bekannte ungar. Kunstkritiker L. versucht nun mit vorliegender Arbeit, die eine Sammlung der bedeutendsten über Munkácsy veröffentlichten Kunstkritiken ist, eine Klärung der Munkácsy-Frage und eine uneingeschränkte Würdigung des Werkes und der Persönlichkeit M.s herbeizuführen. (H. v. R.)

240. Szabó, Ferenc: *Borsod megye Árpád-kori templomai* (Die Kirchen aus der Arpadenzeit im Komitat Borsod). Miskolc: o. V. 1936. 82 S. 8°.

Die kleine Abhandlung zeigt, welche Kunstdenkmäler aus der Arpadenzeit im Komitat Borsod entstanden sind. Ein großer Teil davon ist nur mehr aus kümmerlichen Ruinen erkenntlich, vier Kirchen jedoch sind noch gut erhalten, so in Abod, Szalonna, Boldva und Bélapátfalva und verraten zum Teil, wenigstens die Kirche von Boldva, einen Baumeister mit starkem architektonischem Gefühl. (H. v. R.)

241. Biró, József: *Magyar művészet és erdélyi művészet* (Ungar. und siebenbürg. Kunst). Cluj: Minerva 1935. 28 S. 8°. (Erdélyi tudományos füzetek — Siebenb. wiss. Hefte, H. 80.)

Vorl. Buch ist eine Streitschrift gegen rumänische und siebenbürgisch-sächsische Schriftsteller, die behaupten, daß die ungar. Kunst in Siebenbürgen nur ein Anhängsel der deutschen und rumän. wäre. Verf. weist besonders bei den ungar. Holzkirchen- und Barock-Bauten nach, daß sie trotz ihrer Zugehörigkeit zu den europ. Stilepochen einen eigenen Charakter haben. Mit tiefschürfenden Argumentationen und mit besonderer Rücksicht auf die heutigen Verhältnisse in Siebenbürgen behandelt er die viel umstrittenen Fragen der siebenbürg. Kunstdenkmäler und versucht, die Probleme

aus dem Gebiet der Politik und rassischer Streitigkeiten in das Licht der forschenden und objektiven Wissenschaft zu bringen. (J. E.)

242. Biró, József: *A bonchidai Bánffy-kastély* (Das B.-Schloß von Bonchida). Cluj: Minerva 1935. 36 S. 8°. (Erdélyi Tudományos-Füzetek — Siebb. wissensch. Hefte, Nr. 75).

Das Buch ist das Ergebnis der Bestrebung, die Baudenkmäler der Ungarn in Siebenbürgen bekannt zu machen. In diesem Werk stellt Verf. die Geschichte des Bánffy-Schlosses in Bonchida dar, und zwar nicht nur seine technischen und stilgeschichtlichen Wandlungen, sondern auch die Geschichte der Bánffy-Familie. (J. E.)

243. Petranu, Coriolan: *Noui cercetari şi aprecieri asupra arhitecturii in lemn din Ardeal* (Neue Untersuchungen und Würdigungen der Holzbaukunst Siebenbürgens). Bukarest: Imprimeria naţională 1936. 48 S. 8°.

Verf. weist den künstlerischen und histor. Wert der siebenbürgischen Holzkirchen, ihre Originalität und ihren nationalrumän. Charakter nach, zeigt, daß eine Reihe deutscher, schwedischer und französischer Forscher ebenfalls zu diesem Forschungsergebnis gekommen sind, und weist nach, daß die ungar. und ukrainischen Untersuchungen, die zum Teil der Originalität gewisser Holzbauarten für sich in Anspruch nehmen, irrig (?) sind. (H. v. R.)

---

244. Szilasi, Béla: *Hungarian Folk-Songs*. Bp.: Vajna 1935. 102 S., 4°.

Man kann nur erstaunt sein, daß noch zu einer Zeit, wo schon lange die volkskunst-wissenschaftlichen Forschungen und die Liedersammlungen Bartóks und Kodálys bekannt geworden sind — daß da noch eine so dilettant. und wertlose Liedersammlung wie die vorliegende von S. in solch großer und schöner Ausstattung — und dazu mit engl. Übersetzungen erscheinen kann. Wenn es sich nur um ein Druckwerk im privaten Interesse des Verlegers oder Verf.s handelte, so würde man es stillschweigend als ein weiteres Stück jener wertlosen Durchschnitts-Liedersammlungen hinnehmen, die nun einmal — leider auch heute noch — bei der Masse in Gunst stehn. Wo aber infolge der engl. Sprache ein Werk vorliegt, das die ungar. Kunst im Ausland vertreten muß und will (Verf. gibt ihm den Auftrag, „die Seele des ungar. Volkes den angelsächs. Leserkreisen näherzubringen"), da ist man zu öffentlicher Stellungnahme gezwungen, um der bloßgestellten ungar. Bauernseele willen. Wir müssen nachdrücklich hervorheben, daß hier keinerlei Volksschöpfungen enthalten sind, sondern nur jene Gattung „salonvolkstümliche Kunstlieder", denen Volkstum und Kunst zu fehlen pflegen. Die zugrunde liegenden Melodien sind in Ton, Rhythmik, Tempo und in den dynam. Vorzeichen (d. h. also in allem) für Kaffeehauszwecke umgestaltet und noch mit den „Harmonienbegleitungen" der Zigeunerkapellen bereichert. Daß in den engl. Textübersetzungen keine literar. Werte stecken, erklärt Verf. selbst. So können wir das ganze Buch also nur als Warnung hinstellen, was für „ungar. Volksmelodien" und wie sie im Ausland nicht zu verbreiten sind. (Bny.)

245. Bartha, Dénes: *Szalkai érsek zenei jegyzetei monostor-iskolai diák korából* (Das Musiklehrbuch einer ungar. Klosterschule in der Handschrift des Fürstprimás Szalkai). Bp.: Orsz. Széchényi könyvtár kiad. 1934. 128 S. IX. 8°.

Die 1489-90 in einer Sárospataker Klosterschule verfaßte, in der Erzbischöflichen Bibliothek zu Esztergom aufbewahrte Handschrift Sz.s ist das einzige erhaltene schriftliche Denkmal des ungar. mittelalterlichen Musikunterrichts. Das musik-

theoretische Handbuch scheint aus anderen Vorlagen zusammengestellt zu sein. Der Text weist eine gewisse Selbständigkeit auf, obwohl die vielen Übereinstimmungen mit fremden mittelalterlichen Autoren auf einen engen Zusammenhang mit den Quellen schließen lassen. Die verschiedene Herkunft dieser Quellen (Johannes de Muris, Johannes Hollandrinus, Guido, Tunstede u. a.) beweist, daß die gemeineuropäische Musiktheorie des Mittelalters das Compendium von Sz. maßgebend beeinflußt hat. Stofflich umfaßt die Handschrift nur die Hälfte der zeitgenössischen Musiktheorie, das Gebiet der „musica plana". Parallelstellen aus den Publikationen von Gebert und Coussemaker, ein alphabetisches Verzeichnis der liturgischen Gesänge, der lateinsprachige Text der Handschrift, Notenbeispiele und Photokopien ergänzen die breitangelegte Studie, die in dt. und ungar. Sprache vorliegt. (F. P.)

246. Harsányi, Zsolt v.: *Ungarische Rhapsodie.* Leipzig: Esche o. J. 1228 S. 8°.

247. Liszt, Eduard Ritter v.: *Franz Liszt. Abstammung, Familie, Begebenheiten.* Wien: Braumüller 1937. 111 S. 8°.

248. Dunkel, Norbert: *Milyen volt Liszt Ferenc?* (Wer war Fr. L.?) Bp.: Egyet. ny. 1936. 103 S. 8°.

249. Gárdonyi, Zoltán: *Liszt Ferenc magyar stilusa.* (Der ungar. Stil Fr. L.s.) Bp.: Széchényi 1936. 125 S. 8°.

250. Füßmann, Werner und Mátéka, Béla: *Franz Liszt.* Langensalza—Berlin—Leipzig: J. Beltz 1936. 301 S. 300 Abb. 8°.

Das Liszt-Jubiläumsjahr hat in allen europäischen Ländern starken Widerhall gefunden. Vor allem hat die deutsche und ungar. Literatur eine Reihe wertvoller Liszt-Bücher hervorgebracht. Ein farbenprächtiges, monumentales Bild des genialen Kindes, des gefeierten Virtuosen, begabten Komponisten, des Menschen und des Künstlers L. gibt das jetzt in deutscher Übersetzung vorliegende Werk „Ungarische Rhapsodie". Dank dem weitgespannten Hintergrund, auf dem der begabte Erzähler H. das Leben L.s entrollt, ist das Buch über den Rahmen einer Biographie hinaus zu einer Kulturgeschichte der Lisztschen Epoche geworden. Dem vom Verlag besonders elegant und geschmackvoll ausgestatteten Werk ist ein großes Leserpublikum zu wünschen. Eine Ergänzung zu den biograph. Arbeiten über F. L. liefert das auf Grund von Familiendokumenten und persönlichen Erinnerungen zusammengestellte Buch von Eduard Ritter von Liszt. Die vielumstrittene Frage der ungar. Abstammung L.s wird erörtert, und eine Reihe von bisher falsch gesehenen Tatsachen richtiggestellt. — Ebenfalls aus persönlichen Erinnerungen und den Aufzeichnungen seines Vaters, der der erste ungar. Schüler L.s war, schöpft Dunkel N. die kleinen Episoden und Beobachtungen, die — man weiß eigentlich nicht recht warum — beweisen sollen, daß der große Künstler L. auch kleine menschliche oft vom Verf. geradezu gehässig wiedergegebene Züge aufweist. — In einer ausgesprochen fachwissenschaftlichen, methodisch einwandfreien Arbeit weist der bekannte ungar. Musikwissenschaftler Gárdonyi den ungar. Stil in L.s Musik nach. Er beschränkt sich dabei aber nicht allein auf die allgemein bekannten ungar. Musikstücke, sondern zeigt, daß selbst in Kompositionen, die keine ausgesprochene Beziehung zum Ungarischen haben, dieser ungar. Stil immer wieder auftaucht. — Anschließend sei das in deutsch-ungar. Gemeinschaftsarbeit entstandene „Bild-Buch" von Füßmann und Mátéka (mit einem Vorwort von Prof. Raabe, Berlin, und dem kürzlich verstorbenen Ehrenpräsidenten der Franz Liszt-Hochschule für Musik in Budapest Jenő v. Hubay), das in chronologischer Reihenfolge und mit sehr guten Photographien das interessanteste Bildmaterial über Liszt bringt, erwähnt.

(H. v. R.)

251. Hevesi, András: *Liszt ou le roi Lear de la musique.* Paris: Firmin-Didot et Cie 1936. 250 S. 8°.

Die romanhafte Biographie des in Paris lebenden Verf.s gibt ein vielseitiges Bild von Leben und Schaffen L.s, der bekanntlich in einem kleinen ungar. Dorfe des Burgenlandes geboren wurde und dank der Freigebigkeit einiger ungar. Magnaten in Wien bei Czerny seine Studien beginnen konnte, und hebt besonders die magyar. Züge an ihm hervor. Er habe sich trotz seiner großen Erfolge als Virtuose u. a. in Paris, Weimar und Rom als Gast von Fürsten, Freund von großen Dichtern (Victor Hugo, Balzac, Lammenais, George Sand, Hebbel, Freytag), und Musikern (Chopin, Berlioz, Paganini, Wagner) immer seiner eigentlichen Heimat eng verbunden gefühlt, sich bei allen Gelegenheiten mit Stolz einen Ungarn genannt und die Liebe zu seinen Landsleuten durch die Tat bewiesen (Konzert zugunsten der Obdachlosen bei der Überschwemmung von Pest, in Wien 1839, dankbare Annahme des ihm von der ungar. Nation als Ehrengeschenk überreichten Prunkschwertes). Sein Volk ehrte ihn dadurch, daß es seinen in Deutschland und Italien unerfüllt gebliebenen Wunsch, das musikalische Leben führend beeinflussen zu können, erfüllte und ihn zum Leiter der ungar. Musikakademie machte. (F. P.)

252. Koch, Lajos: *Liszt Ferenc bibliográfiai kisérlet* (Franz Liszt, ein bibliographischer Versuch). S.-A. aus dem Jahrbuch der Stadtbibliothek. Bp.: 1936. 109 S. 8°.

Verf. ist sich bewußt, daß er das vorhandene Material nicht vollständig erfaßt. Seine Absicht war, die Literatur über L.s Leben, seine Bestrebungen, seine musikalischen und literarischen Werke und die Ausgaben seiner eigenen Schriften so zusammenzustellen, daß ein vollkommener Eindruck von seiner Bedeutung ermöglicht wird. Bei der Auswahl konnten wegen Platzmangel Buchrezensionen und außerungar. Zeitungsartikel nicht berücksichtigt werden. Eine sorgfältige Detaillierung in der Anordnung des Stoffes gleicht den Nachteil des fehlenden Namen- und Sachregisters aus. (Kptz.)

253. Molnár, Antal: *Kodály Zoltán.* Bp.: Somló 1936. 58 S. 8°. (Népszerű zenefüzetek — Volkstümliche Musikhefte Nr. 4).

Vorliegendes Heft ist nicht allein eine Biographie des Neuentdeckers und Gestalters ungar. Volksmusik, es ist auch eine Würdigung von Kodálys bahnbrechendem Schaffen auf musikwissenschaftlichem und musikpädagogischem Gebiete. Die verständnisvolle Interpretation des „Psalmus Hungaricus", des „Háry János" und der anderen Werke Kodálys wird für musikverständige Laien außerordentlich aufschlußreich sein. (H. v. R.)

254. Kramer, Imre: *A magyarországi német népdal* (Das deutsche Volkslied in Ungarn). Bp.: Pfeifer 1933. 112 S. 8°.

Das ungarländische deutsche Volkslied wurde lange Zeit hindurch von der wissenschaftlichen Forschung stark vernachlässigt. Die westeuropäische, also auch deutsche Volksmusik wurde in den letzten Jahrzehnten zugunsten der osteuropäischen zurückgedrängt, und es ist nur natürlich, daß die ungar. Forscher, wie Bartók und Kodály, das ungar. Volkslied zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machten. Verf. betrachtet nun die musikalische Struktur des deutschen Volksliedes in Ungarn, seinen alten und neuen Stil und kommt zu dem Ergebnis, daß das Volkslied nicht mehr lebendig gehalten werden kann, aber wenigstens sein Material unbedingt gesammelt werden muß. (H. v. R.)

255. Hallio, Kustaa: *Suomalaisen Virsikirjan virret* (Die Lieder des Finnischen Gesangbuchs). H:ki: Suomalaisen Kirjallisuuden Seura 1936. 909 S., 8°. Fm. 140, geb. 160.

Sein ganzes Leben hat H. daran gesetzt, zu jedem der 500 Lieder des Finn. Gesangbuchs die genaue Textgeschichte aufzufinden. In diesem Buch sind sie nun alle in sämtlichen durchlaufenen Textformen abgedruckt; zum Schluß fügen sich verschiedene Übersichtstabellen an, z. B. eine Anordnung der Lieder in chronolog. Reihenfolge, oder nach zugrunde liegenden Bibelstellen. Der übliche Weg der Lieder durchläuft eine dtsch., eine schwed. und mehrere finn. Formen. Manchmal hat bereits das dtsch. Lied eine franz. oder latein. Grundlage; auffallend groß ist ferner die Beteiligung des Dän. als Vermittler von Deutsch zu Schwed. oder direkt zu Finn. Natürlich hat jedes dieser Völker zu den übersetzten Liedern auch zahlreiche neue hinzugefügt. (H. D.)

8. Kirchen, Religion. Bildung. Unterrichtswesen.

256. Beke, Ödön: *Texte zur Religion der Osttscheremissen.* Sonderabdruck aus „Anthropos, Bd. 22, 1934". St. Gabriel-Mödling b. Wien. 94 S., 4°.

Während die Bewohner des tscherem. Kerngebiets unter der christlichen Maske noch viel Heidentum bewahrt haben, verzichten die durch Wotjakenland abgetrennten Osttscheremissen selbst auf die Maske. B. veröffentlicht hier im Urtext und deutscher Übersetzung außer als Sprachproben auch inhaltlich sehr wertvolle Berichte, die ihm im Krieg ein osttscherem. Gefangener (aus Staryj-Orjebaš, Kreis Birsk, Baschkirenrepublik) über die religiösen Sitten und Anschauungen seines Volkes vorgetragen hat. Neben Tatbestandsschilderungen über die Opfer-, Beerdigungs- usw. -gebräuche mit ihrem verwickelten Zeremoniell finden wir Erzählungen einzelner Begebenheiten, die alle Stufen vom zeitlosen Märchen (etwa vom Mann, der das Fieber in einem Schlauch einsperrte) bis zum konkreten Erlebnis namentlich genannter Mitmenschen, manchmal der nächsten Angehörigen des Erzählers, durchlaufen. Wir haben Persönlichkeitsgötter (z. B. den *βəməlä* oder den Küllö), Funktionsgötter (z. B. der einzelnen Flüsse, der Krankheiten) und aus verstorbenen Menschen entwickelte Götter (ülüšän). Besonders interessant ist, daß man sich auch selbst einen Gott machen kann, indem man einen Baum zum „keremet" erklärt und ihm opfert. Den mit Opfern verehrten Göttern stehen viele Gattungen mit Zauber bekämpfter Geisterwesen gegenüber, auch hier eine der Gattungen (päri) aus verstorbenen Menschen hervorgegangen (nämlich den gewaltsam ums Leben gekommenen). Auch den Toten, die weder Gott noch Geist werden, opfern die Tscherem., der einzelne seinen Angehörigen, das ganze Dorf den „unbekannten Toten". Die Sterbenden holt der Tod in persönlicher Gestalt ab. Ein 14 Quarthalbseiten umfassendes Gebet, in dem in wunderbarer Sprache der Jahreskreislauf im Leben des tscherem. Bauern abgerollt und für jede einzelne Etappe der Segen des Gottes erfleht wird (zuletzt übrigens auch für den Zaren [„weißer Kaiser"]; ob heute noch?!), überrascht als ausgesprochenes literarisches Kunstwerk. (H. D.)

---

257. Bunyitai, Vince; Lindenberger, János; Málnási, Ödön: *A váradi püspökök a számüzetes s az újraalapitás korában (1566—1780)* (Die Großwardeiner Bischöfe in der Zeit der Verbannung und Neugründung). 4 Bd. von „A váradi püspökség története alapitásától a jelenkorig" (Geschichte des Großwardeiner Bistums von der Gründung bis zur Gegenwart). Debrecen: o. V. 1935. 489 S. 2 Kt. 12 Abb. 60 Urkundenabschriften. 8°.

Die Geschichte der Bischöfe von Großwardein, deren erste drei 1883—1884 erschienenen Bände den Zeitraum bis zum Jahre 1565 umfaßten, wurde von ihrem Ver-

fasser, dem Titularbischof Vincenz Bunyitay, veröffentlicht. Überarbeitet und herausgegeben wurde nun der von B. schon zum Teil vorbereitete Text für die Jahre 1566 bis 1780. Die wichtigste Stellung des Bistums in Reformation und Gegenreformation, Türkenkriegen und Auseinandersetzungen zwischen Ungarn und Siebenbürgen wird an Hand eines sehr ausgedehnten Quellenmaterials bis ins einzelne beschrieben, vor allem aber wird auch aufschlußreiche Kulturgeschichte geboten (in dieser Hinsicht besonders lebendig: „Gróf Csáky Imre" 1702—1732). Doch muß dem Außenstehenden der methodische Ansatz, eine Reihe von Portraits zu geben, in vielen Fällen verfehlt erscheinen. Bedeutende und unbedeutende Gestalten wechseln einander ab, und keine wird letzten Endes doch als Persönlichkeit herausgearbeitet, denn den Verfasser interessiert der Betreffende eigentlich nur in der Zeit, bis er Bischof wird und solange er Großwardeiner Bischof bleibt. Im übrigen kann das Buch für einen genügend kritischen Benutzer als Quelle von großem Nutzen sein; überdies enthält der Band 100 Seiten Quellenveröffentlichungen. (Kl.)

258. Fellerer, Karl Gustav:: *Das deutsche Kirchenlied im Ausland.* Münster i. Westf.: Aschendorffsche Verlagsbuchh. 1935. 365 S. 8° (Deutschtum und Ausland, hrsg. von G. Schreiber, 59/60. H.)

Das Werk des verdienten Musikwissenschaftlers wendet sich gleichsam als Appell an Theologen, Musikwissenschaftler, Literaturhistoriker und Kulturgeschichtler, dieses bisher nahezu unbetretene Gebiet durch eingehende Spezialarbeiten zu erforschen. In geographischer Ordnung geht Verf. die einzelnen deutschen Bezirke im Ausland durch und gibt an Hand einer kurzen kulturhistor. Darlegung, durch manche Einzelbeispiele erläutert, eine erste Sichtung der Probleme. Evangelischer und katholischer dt. Kirchengesang zeigen im Prinzip die gleichen Tendenzen der Entwicklung. Es zeigt sich, daß sich das dt. Kirchenlied stets da am reinsten erhalten hat, wo Religionsverschiedenheit mit dem Wirtsland besteht. Als die treibenden Kräfte der Entwicklung sind außer der Tradition die ortsgebundene Beziehung und meist auch eine zeitgebundene Beeinflussung aus der Heimat am Werk und fordern und begrenzen zugleich so die schöpferische Kraft einer stilistischen Eigenentwicklung. Verf. zeigt an interessanten Beispielen diese Entwicklungsformen und weist die Tendenz auf, die in mannigfaltigem Hin und Her vom Heimatsgesangbuch zum Eigen- und schließlich zum von der Heimat her bestimmten Einheitsgesangbuch zu verfolgen ist. Dieses letzte Stadium zeigt die stärkere Fühlungnahme zur Heimat, zugleich aber auch das neuerwachte Interesse der Heimat an den Auslanddeutschen. (E. Z.)

---

259. Kornis, Gyula: *Egyetem és politika* (Universität und Politik). Bp.: Franklin 1936. 59 S. 8°.

In seiner anläßlich der Gründungsfeier der Budapester Universität (1936) gehaltenen Rede gab K. zunächst einen Überblick über den Universitätsgedanken des Mittelalters, der Aufklärung, des deutschen Idealismus, des Historismus und Positivismus, um dann auf die neuzeitliche Prägung der Universität durch Demokratie und totalen Staat einzugehen. Breiter Raum wird der an Hand der Arbeiten von E. Krieck gekennzeichneten nationalsozialist. Idee der „völkisch-politischen Universität" als Anstalt zur Erziehung eines Führerstabes gewidmet und ihr Zusammenhang mit den rassenpolit. Anschauungen und dem Führergedanken gezeigt. Indem Verf. der Universität die Aufgabe stellt, „theoretisches Forum der Nation" zu bleiben, wendet er sich gegen pragmatist. Auffassung und polit. Bindung und setzt die vita contemplativa gegen vita activa, Humanismus gegen Politismus, ohne dabei der Er-

neuerung und Bereicherung des Begriffs des Politischen genügend Rechnung zu tragen. Aus der auf die erwähnten Gegensatzpaare gestellten Auffassung K.s folgen seine Ansichten über die Stellung der Universität als Körperschaft in ihrem Verhältnis zum Staat. Eine unbedingte Autonomie wird jedoch ebenso abgelehnt wie ausschließliche staatl. Lenkung und dem „organischen Staat" entsprechendes Zusammenwirken der Selbstverwaltung der Universität und des Staats unter der Anerkennung der gegenseitigen Rechte gefordert. Die Ausführungen K.s spiegeln eine dem deutschen Idealismus und Humanismus nahestehende im wesentlichen antipolitische Auffassung von der Universität und nehmen von diesem Standort aus neuere Strömungen unter Kritik. (Z.)

260. Szentpétery, Imre: *A bölcsészet-tudományi-kar története.* 1635—1935 (Geschichte der Philosophischen-Fakultät). Bp.: Egyet. ny. 1935. 716 S. 8°.

Aus Anlaß des 300 jährigen Bestehens der Péter-Pázmány-Universität ist vorliegendes Buch, die Geschichte der Philosophischen Fakultät, der ältesten Fakultät neben der theologischen, entstanden. Die beiden Fakultäten, die philosophische und theologische, von der Gründung durch Pázmány bis zur Aufstellung der juristischen die einzigen Fakultäten der Universität, blicken somit ebenfalls auf eine 300jährige Vergangenheit zurück. Die sehr umfangreiche und sorgfältige Arbeit, die auf das wissenschaftliche Leben der vergangenen 300 Jahre ein helles Licht wirft, zerfällt in vier große Abschnitte: I. Teil: die Epoche des jesuitischen Studiensystems, 2. Teil: die Philosoph. Fakultät in der Zeit der beiden ratio educationis (1773—1848). Der III. Teil umfaßt die Epoche von 1848—1867, im IV. Teil schildert Verf. die Entwicklung von 1867 bis zur Gegenwart. Die Untergliederungen dieser Abschnitte enthalten interessante Beiträge zur Geschichte der ungar. Universität. (H. v. R.)

261. Szakál, János: *A magyar tanitóképzés története* (Geschichte der ungar. Lehrerbildung). Bp.: Holossy 1934. 147 S. 8°.

Die 150jährige Geschichte einer bewußten und planmäßigen Lehrerbildung in Ungarn zerfällt in zwei große Abschnitte. Der erste Teil umfaßt die Zeitspanne von 1779—1867, die Ausbildung der Jugenderzieher wird durch königl. Verordnungen geregelt (ratio educationis). In dieser Zeit entsteht die erste Lehrerbildungsanstalt in Eger (1828), gegründet von J. L. Pyrker, und obwohl in den nächsten Jahrzehnten noch eine Reihe kathol. und protestant. Lehrerbildungsanstalten eröffnet werden, muß der Kultusminister Baron Josef Eötvös im Parlament auf die unzulängliche Ausbildung des Lehrkörpers hinweisen. Der II. Teil des Buches von 1868 bis heute bringt die Entwicklung der gesetzlich geregelten Lehrerbildung. Die Ausbildungszeit steigert sich nach und nach von 3 auf 4 und 5 Jahre. Die konfessionellen Lehranstalten müssen ihren Plan nach dem Vorbild der staatlichen Anstalten einrichten; so strebt man eine größtmögliche Vereinheitlichung an. Das außerordentlich übersichtlich gegliederte Buch ist ein wertvoller Beitrag zur ungar. Kulturgeschichte der letzten 150 Jahre. (H. v. R.)

262. Vincze, Frigyes: *A középfoku kereskedelmi szakoktásügy hazánkban és a külföldön a 19. század ötvenes éveitől napjainkig* (Der mittlere Handelsfachunterricht in Ungarn und im Ausland von den 50er Jahren des 19. Jh.s bis zur Gegenwart). Bp.: Studium o. J. 370 S. 8°.

Nach einem Überblick auf die Vorgeschichte der höheren ungar. Handelsschulen in der zweiten Hälfte des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jh.s gibt Verf. eine eingehende Darstellung der Gründung (1857) und Entwicklung der Budapester Handelsakademie, deren Lehrplan deutlich den Einfluß des „Entwurfs der Organisation der

Gymnasien und Realschulen" von 1849 zeigt. In der Handelsakademie, deren Aufbau nach Verf. dem der seinerzeitigen sächs. Handelsrealschule entspricht, bestehen bis Ende des Schuljahres 1873/74 als Lehrsprache die ungarische und deutsche nebeneinander. Die Änderungen des Lehrstoffes und die Entwicklung der Hörerzahl werden bis zur Gegenwart verfolgt. Verf. zeigt sodann ins einzelne gehend die Stufen des Ausbaus des mittleren Handelsunterrichts. Der erste amtl. Lehrplan (1872) entspricht dem der Budapester Handelsakademie, 1884 wird eine Verbindung zwischen Bürger- und Handelsschulen hergestellt, 1895 erfolgt die endgültige Abwendung von den Formen der Realschule in der Richtung einer Handelsfachschule. Die neuere Entwicklung zeigt seit 1920 ein Schwanken zwischen dem Typ einer auf praktische Zwecke ausgerichteten Fachschule und dem einer allgemeine volkswirtschaftl. Kenntnisse vermittelnden Lehranstalt. Verf. behandelt die einschlägigen Reformvorschläge, Denkschriften usw., gibt Aufschluß über die Gestaltung des Lehrstoffes, zeigt die Verteilung der bestehenden 50 Schulen auf die einzelnen Städte (15 in Budapest mit 4129 Schülern bzw. Schülerinnen) und berichtet ausführlich über die entsprechenden Schultypen des Auslands. (Z.)

263. Baráth, Tibor (Hrsg.): *A franciaországi magyarság* (Ungartum in Frankreich). Paris: Párisi Magy. Diákegyes. 1935. 224 S. 8°. P. 3,50.

Die zur 10. Jahreswende der Gründung des Pariser ungar. Studentenverbandes veröffentlichte Schrift enthält Beiträge über die Lage des Ungartums (70—80000 Personen) in Frankreich im allgemeinen und über die Gestaltung des Studiums von Ungarn in Frankreich sowie die verschiedenen Probleme der dortigen ungar. Studenten. Der Leitaufsatz von B. orientiert über die Zusammensetzung und Gruppierung der ungar. Kolonie mit den zwischen der „offiziellen" und der von Emigranten geführten „unabhängigen" Gruppe bestehenden Spannungen, die auch in dem noch nicht überwundenen Gegeneinander der Organisationen zum Ausdruck kommen; B. versucht u. a. gemeinsame weltanschauliche Züge des Ungartums in Frankreich herauszuarbeiten. Weitere Beiträge behandeln die Spracheigentümlichkeiten der Pariser Ungarn (Gallizismen), die Lage der wohl unzureichenden ungar. Presse, Bewegungen und Zusammenschluß der Studenten usw. Vitéz Nagy gibt eine umfassendere Übersicht über das Auslandsstudium von Ungarn in Vergangenheit und Gegenwart unter eingehenderer Behandlung der neueren Einrichtungen, liefert ferner eine statistische Untersuchung des Ungartums in Frankreich auf Grund der (lückenhaften) französ. Angaben. Der Anhang berichtet über die Tätigkeit des Studentenverbandes. — Im Mittelpunkt der Veröffentlichung stehen das ungar. Studententum und Paris; die Anregungen und Ansätze zu einer Bestandsaufnahme der ungar. Gesamtbevölkerung in Frankreich, die sich jedoch auf Volkstum, wirtschaftliche und soziale Lage usw. erstrecken müßten, sind zu begrüßen. (Z.)

---

264. Magyary-Kossa, Julius von: *Ungarische medizinische Erinnerungen*. Bp.: Danubia 1935. 368 S. 8°.

Vorliegendes Buch, das die sanitären Zustände Ungarns bis 1750 behandelt, einen Ausschnitt aus dem medizin. Fachunterricht und Universitätsleben im alten Ungarn gibt, interessante Kapitel über die Bekämpfung der Pest, über die Chirurgie enthält und Ausschnitte aus dem Leben berühmter ungar. Ärzte bringt, ist eine verkürzte Ausgabe des vor vier Jahren unter dem gleichen Titel in ungar. Sprache erschienenen Werkes und bringt vor allem jene Teile aus dem ungar. medizin. Leben, die auch den ausländischen, vor allem den deutschen Leser interessieren können. (H. v. R.)

Namen- und Sachverzeichnis.

Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Aach, M. 256
Aba 46
Abotriten 39, 49f., 51, 55
Achilleus 58ff.
Adolf II. von Holstein 54
Adolf von Nassau 94
Agnes, ungar. Königin 87 bis 119
Agnes von Andechs 65
Ahlquist, A. 173, 188f.
ä' l' (ostj.) 190f.
Alberich von Besançon 61
Albert von Buchheim 104
Albert von Straßburg 101
Albrecht der Bär 48
Albrecht, König 94ff.
Albrick, Michael 266
Alexander 60ff.
Alexanderlied 85
Alexander-Roman 60ff.
Altungar. Marienklage 20, 86
Andreas III. 85, 93f.
Andreas, König 53
Angyán, A. 386
Anonymus 69ff., 77f., 83
Apafi, M. 123
Apponyi, Albert 17
Arany, János 25, 344, 346
Arno von Würzburg 36
Arnulf der Böse 37
Arnulf, Kaiser 31, 44
Arnulf von Kärnten 38
Arpad 69, 73
Arpaden 43f., 85
Asboth, Adam 260
Aszlányi, K. 350
Asztalos, M. 365
Attila 78
Awaren 44
Awarenzüge 35, 38, 54

Babay, J. 350
Babits, Michael 19
Bach, J. S. 241f.
Bacsányi 147
Bada, Gyula 343
Bahr, R. 390f.
Bajza, Joseph 135, 142, 148, 150
Bakfark, Valentin 246
Ballai, K. 367
Baltikum 392f.
Bándy, M. 389
Banik, A. A. 380
„Bánk bán" 344
Bánóczy, J. 133
Bángász, St. 417f.
Bárány, Georg 262
Baranyay, Gy. (Bny.) 423
Baráth, T. 363, 365f., 429
Bárczi, G. 81, 335
Barnabas, Notar 70
Barta, I. 369
Bartha, Dénes v. 241 bis 252, 365, 423f.
Bartholomaeides 290
Bartók, B. 241f., 246
Bartucz 335
Báthory, St. 368f.
Batsányi, J. 116
Batschka 386
Batteux 144
Bauer, H. 339f.
Bäuerle, Adolf 151
Bayly 262
Becker, C. H. 17, 19
Bédier 84
Beethoven 241
Beke, Ö. 335, 426
Bél, Matthias 23, 129, 258f.
Béla II. 58f., 70
Béla III. 58, 70, 84
Béla IV. 71, 73, 76
Béla V. 96, 101
Belgrad 390
Bell, K. 382
Bencsik, M. 380
Bende, I. 411f.
Benoit von Sainte-Maure 58
Beöthy, Zs. v. 267
Berde, Mária 350f.
Bergbom, Karl 181
Bernadotte 114
Bernatzik, H. A. 405
Berneker 279
Bernhardus Floriacensis 58
Berthold, Herzog 43
Berthold von Meran 66
Berzeviczy, A. v. 18
Berzeviczy, Greg. 116, 142, 367
Berzsenyi, D. 149
Bessenyei, György 343
Bielz, J. 399
Biró, J. 422f.
Biró, W. 368
Birch-Hirschfeld 109
Bittner, K. 379
Bittner, L. 366f.
Bjarmier 381
Bleyer-Gedenkheft 29
Bleyer, Jakob 141, 146, 149, 363f., 373, 382
Bodmer, Joh. Jak. 112
Bodor, A. 387
Boleslaw Chrobry 40, 42, 55
Boleslaw der Jüngere 49
Boller, A. 173f., 177
Bolte, Joh. 320
Bónisné Wallon, E. 421
Bonomi, E. V. 364
Boronkay, A. 151
Bouda, Karl 167—177
Bouterweck 148
Braune 279
Bredetzky, S. 142
Breloer, Bernhard 10—11
Bresslau, H. 52, 131
Brestowsky 79
Břetislav 40f.
Brinkmann, Carl 204—215
Brunner, O. 391
Bubenka, J. 256
Buchmann, K. 386
Bucholtz 131
Buczy, E. 148
Budapest 384f., 392
Buday, E. 142
Buday, L. 365
Budenz 175f., 334f.
Bukowina 392
Bullinger 89f.
Bunyitai, V. 426f.
Burkhard von Halberstadt, Bischof 50, 54
Büsching 146
Bussenius, Arno (A. B.) 291f., 335ff.
Buzád II. 63f.
Buzád III. 66
Byron 347f.

Carpenter, H. C. A. 213
Cassai, Georg Michaelis 22, 27
Castrén, M. A. 173f., 177
Cesti 241
Chanson de geste 84
Chanson de Roland 61
Christian von Troyes 62
Činčurák, S. 380
Clevi Friger 98
Coccejus 254
Collegium Hungaricum 28
Collin, H. J. 141, 151
Collinder 335
Comenius, Joh. Amos 120 bis 128, 253
Conrad v. Hötzendorf 374f.
Cornides 129
Cosimo III., Fürst von Toscana 168
Cosmas 37
Crnjanski, M. 390
Csánki 59, 276
Csapláros, I. 347
Császár, E. 148
Csemegi, J. 421
Cseri von Apácza, Joh. 254
Csetri, K. 386
Csipkay, S. 348
Csóka, J. L. 343
Csokonai 344, 356, 360
Csoma, J. 71
Csorna, K. 418
Csüry, B. 193, 338
Czifrák-Berzsenyi, A. (A. Cz.) 343
Czwittinger, David 22f., 27

Darányi, Koloman v. 4—5, 326—329
Daleminzier 36, 49, 55
Dali von Tolna, Joh. 253
Dänemark 426
Dares Phrygius 58
Debrecen 385f.
Degré, A. 418
Delattre, P. 383
Descartes 254
Dési-Éltes, E. 338
Dessewffy, Josef 146
Deutschtum in Ungarn, Geschichte 363f., 373f.
—, Literatur 361
—, Literaturwissenschaft 348
—, Religion 427
—, Sprachwissenschaft 339f.
—, Volks- und Landeskunde 390—401
Deutsch - ungar. Beziehungen 20—30
Deutsch - ungarische Wirtschaftsbeziehungen 235 bis 240
Deutsch - ungar. Zeitschriften 139—153
Dibelius, Hellmut (H. D.) 321f., 333—345, 349f., 362f., 380f., 384f., 392f., 402—407, 417, 426
Dietrich 78f.
Dietrich-Epos 85
Dietrich, Johann 265
Dietrich-Sage 78
Dietze, C. v. 212
Dittrich, E. 364
Divéky, A. 369
Döbrentei, G. 144, 146ff., 150
Dobrowsky 131
Donauschwaben 154—166
Donner, Kai 193
Doromby, K. 141
Drach 18
Drăganu 287
Dragnewa, Z. 361f.
Dragowit 48
Dudich, A. 342f.
Dümge, K. G. 134
Dunkel, N. 424
Duriac 43
Dvořák 241

Eckbert von Bamberg, Bischof 66
Eckermann 107
Eckert, Irma (J. E.) 388f., 397, 422f.
Eckhardt, S. 337f.
Eckhart, F. 419
Eckhart, J. G. 168, 170
Edwards, R. P. F. 211
Ehnl, M. 379
Eilhart von Oberge 65, 76
Elek, O. 147
Em, R. (Em) 405f.
Emich, G. 206
Emicho von Leiningen 47
Eminescu, M. 349
Engel, J. 142
Eötvös, Baron R. 17
Eötvös-Kollegium 319f.
Erben, W. 33
Erdélyi, László 70, 77
Erich von Friaul 35, 43
Erkel, Franz 241
Estland, Sprachwissenschaft 336
—, Volkskunde 406
Esztergár, L. 420f.
Exekutive des Staates 195 bis 203
Exulanten 22
Ezelburg 77
əBət (ostj.) 191f.

Faas, O. 396
Fábri, Georg 262
Fabritius, L. 171
Farkas, Julius v. 18f., 20—30, 134, 141f., 153, 269, 323—326
Faulstich, Aeg. 364
Fejér 60, 67, 69, 73f.
Fellerer, K. G. 427
Ferenczy, Jos. 141
Fest, A. 148, 254
Festetich, Graf K. A. 151f.
Fichte, Joh. Gottl. 149
Finck, F. N. 176
Finnisch-Ugrisch 167—177
Finnisch - ugrische Sprachwissenschaft 24
Finnland, Deutsche 403f.
—, Geschichte 380f.
—, Literatur 362f.
—, Literaturgeschichte 349f.
—, Musik 426
—, Recht 417
—, Schweden 403f., 417
—, Sprachwissenschaft 336f.
—, Volks- und Landeskunde 402—405
Fischer, J. E. 171
Fittbogen, G. 364
Fitz, Josef 22
Fleischer, Johann 264
Flórián, T. 351
Flörow 173
Fodor, F. 365
Fogel, Martin 168ff.
Folkmar 47
Földes, J. 351
Földi, M. 351
Földvári, B. 416
Folnesics, L. 149f.
Förster, L. 377
Francke, August Hermann 257, 261f.
Franken 34
Franz I., Kaiser von Österreich 112f.
Freyer, H. 364f.
Friedrich I., Kaiser 64
Friedrich Barbarossa 33, 42, 53
Friedrich der Große 113
Friedrich der Schöne 103
Friesen 34
Fronius, Marcus 265
Füßmann, W. 424

Gaál, Georg von 131, 136ff., 144
Gaál, I. 365
Gabelentz, G. v. d. 171, 173
Galeotto Marzio 62, 86
Galla 340

Gárdonyi, Z. 424
Gáspár, I. 333
Gáspár, P. 372f.
Gau, Joh. Friedrich 130
Gautier, Th. 347
Gebhardis, L. A. 130
Geilfuß, G. 109
Geisa, Herzog 43f.
Geisa I., König 53
Genersich, J. u. Chr. 142
Gentz, Fr. 141
Gerevich, L. 421f.
Gergely, M. 352
Gerhard, Johann 261
Gertrud von Andechs-Meran 65
Gesellschaft der Freunde des Ungar. Instituts 17 bis 19
Gesemann, G. 389
Gesta Hungarorum 57
Géza II. 69f., 74
Glatz, J. 142, 149
Gmeiner, E. 401
Goethe 24, 107f., 110, 117, 178, 180
Gog und Magog 44, 60
Gombocz, E. 381
Gottfried, Dänenkönig 38
Gottfried von Bouillon 47
Gottsched, Joh. Christoph 112
Graf, B. 398f.
Graffius, Lukas 264
Gragger, Robert 17ff., 27f., 86, 167, 204, 252, 320
Gragger-Lüdeke 60
Graham, F. D. 214
Gratz, G. 407
Gregorius de Babana 61
Grentrup, Th. 382
Grieben - Reiseführer 384f.
Grieg 241
Grimm, Brüder 146
Grimm, Herman 25
Grimm, Jakob 23
Groote, E. v. 167
Groß, H. 365
Groß, L. 366f.
„Großer Rosengarten" 80
Grube, W. 176
Grund, Heinrich (H. G.) 339f., 395ff., 398, 400f.
Gudrunlied 83
Günther, A. 257
Gunther v. Bamberg 47
Günzel, K. 364
Gvadányi, J. 144
Gyarmathy, Samuel 23, 130
Gyepü 47

Haavio, Martti 349f.
Hadrovics, L. 339
Hahm, K. 393
Haholt II. 69
Hahót 64
Hakulinen 335
Halász, V. 346
Hallio, K. 426
Hamberger - Meusel 130
Hankiss, J. 341
Haraszti, E. 247, 369, 389
Harff, Arnold v. 167
Harsányi, Zs. 424
Hartleben, A. C. 144f.
Hartmann von der Aue 66
Hartmann, R. (R. H.) 382, 396
Hartnagel, Sándor (H. S.) 338
Haushofer, K. 389
Házi, J. 276
Heberle, R. 390
Heckenast, D. 152
Hector 59ff.
Hegel, Friedrich 24, 149, 181, 271
Heilig, Konrad 70
Heimelied 84
Heimler, K. 422
Heinemann, Franz 87
Heinrich I. 36, 84
Heinrich II. 36, 40, 49, 51
Heinrich III. 35, 37, 45, 47, 52, 54
Heinrich IV. 37, 46f., 54
Heinrich V. 36, 47, 50, 53
Heinrich der Löwe 54, 76
Heinrich, G. 26f., 89
Heinrich, Markgraf 37
Heinrich von Bayern, Herzog 43
Heinrich von dem Türlin 65
Héjja, P. 370
Helena 59
Hell, M. 171
Hellenbach, Joh. Gottfr. 260
Heller, Farkas 408
Heller, W. 204
Helm, R. 393
Helmold 37, 50, 54
Helvetische Konstitution 110
Henzi, Samuel 112
Herczeg, Franz 352
Herder, J. G. 146f., 246
Hermann, Herzog 49
Hermann v. Reichenau 40, 45
Hevesi, A. 352, 425
Heym (Heime) 79f.
Heymann, Egon 389
Heymann, Ernst 17—19
Heyne, K. G. 142
Hielscher, K. 400
Hildén, K. 402
Hirsch, P. 36, 43
Hitler, Adolf 19
Hittrich, Edmund 142
Hoffmann, W. 205
Hofmeister, H. 38
Hohenlohe - Schillingsfürst 17
Hoholt I. 64
Holberg, Ludwig 180
Holtzmann, R. 36, 40, 49
Hóman, Bálint 2—3
Honigsheim 38
Höpker, W. 401f.
Horak, K. 397
Hormayr, Frhr. v. 130, 133, 141, 151
Horneks Reimchronik 101
Horthy, N. v. 375f.
Horváth, E. 366
Horváth, János 344f.
Horváth, Stefan 132, 135f., 145f.
Hottinger 91
Hrabovszky, Georg 263
Huber 382
Humboldt, Wilhelm von 23f., 175
Hunfalvy, P. 26, 168, 175
Hungarologie 29
Hunnenchronik 78
Hunyadi, S. 353
Huß, Richard 87—119, 364
Hussitentum 21
Hußmann von Rothenfels, Johann 264
Huszti, J. 342
χ*ušep* (wog.) 188ff.

Ibrahim ibn Jaqub 36, 39
Illyés, Gy. 345, 383
Illyefalvi, I. 413f.
Ilosvai 67
Ilsan 80
Iorga, N. 363, 380
Isbert, O. A. 391
Isolde 67
Istványi, G. 341f.
Itkonen, T. I. 405f.
Iván, J. 409f.
Ivein 63ff.

Jaakkola, J. 380f.
Jacob, G. 39
Jaeger, E. 397
Jaffé 42
Jakubovich, E. 70, 120
Jankovich, F. 353
Jankowich, N. v. 132
Jaromir 40
Jean Paul 143, 148

Jekeli, H. 252
Jespersen 335
Johann von Büttikon 104
Johann von Güsing 95
Jókai, M. 25
Jornandes 131
Joseph II., Kaiser 113, 115
Juhász, C. 342f.
Juhász, Gergely 346
Juhász, Gyula 352
Juhász, L. 60, 83
Juhász-Kovács 371f.
Just 17

Kaán, K. 408f.
Kádár, J. 140
Kalek, Heinrich (Kk.) 341, 344, 347, 349, 363—367, 373f., 379, 388, 390f., 393f., 397, 399f., 401f.
Kalewala 178f., 362
Kallbrunner, J. 364
Kallós, Zs. 342
Kant, Immanuel 149
Kánya, Koloman v. 7, 18
Karácsonyi 58, 62f., 67, 78, 281
Karchas Bulcsu 43
Karelier 381
Karelisch 336
Karjalainen 191ff.
Karl IV. 104f.
Karl der Große 32, 34
Karl der Jüngere 37, 51
Karl, Erzherzog 115
Karl Martell 94
Karl Robert von Sizilien 95f.
Kármán 144
Károlyi, Stefan 263
Katona, J. 344f.
Kazinczy, F. 116, 139, 142f., 145, 147ff.
kěвəť (ostj.) 192
Kemse (Dorf) 387
Keresztury, D. v. (y.) 267—275, 344, 350—360, 383
Kertbeny, Karl 25
Kertész 60
Kettner, Gustav 107
Kettunen, Lauri 336
Keyserling, Graf Hermann 269, 393
Kézai 77
Khuen-Héderváry 17
Király, György 61
Kirchenlied 426f.
Kis, Joh. 142, 144f.
Kisch, G. 286
Kisfaludy, Karl von 133, 151, 344f.
Kisfaludy, S. 344
Kiss, Samuel von 146
Kiwi, A. 19, 178—186
Klaproth, J. von 172
Kleinberg, A. 256
Kleist, Heinrich von 182
Klik, J. 333f.
Klocke, Helmut (Kl.) 154 bis 166, 367, 382, 391, 394f., 398f., 400, 416, 427
Klopstock 346
Knauz 78, 286
Kniezsa, Stefan 275—291
Koch, F. 398
Koch, L. 425
Kodály, Z. 241, 247ff., 425
Kodolányi, J. 402f.
Kogutowicz, K. 384
Kolbenheyer, Emmerich (—r) 235—240, 407, 410ff.
Kölcsey, Fr. 148, 152
Köleséri, S. 266
Komornicki, St. S. 369
ķǫnķà (wog.) 187f.
Konrad II. 44f., 50, 52, 54
Konrad III. 37
Konstantinos Porphyrogennetos 43
Kopitar 131
Kopp, I. E. 118
Koppány 61, 273
Koppitz, Rudolf (Kptz.) 333f., 348, 353, 371f., 401, 425
Korabinsky 289
Körner, Th. 108, 151
Körner, W. 176
Kornfeld, M. 152
Kornis, J. 142, 345f., 375, 427f.
Kortholt 261
Kós, K. 354f.
Koskenniemi, V. A. 19, 178—186
Kossuth 25, 204
Kosztolányi, D. 354
Kotzebue 143
Kovachich, M. G. v. 116, 132, 135ff., 146
Kovachich von Szenkvicz, J. M. 137
Köves, T. 354
Kozierowski 278
Kozma, A. 346
Kozocsa 365
Kramer, I. 425
Kraus, Johann 265
Kriss, R. 397
Kroatisch 339
Krohn, Ilm. 249
Krüger, Wilhelm 6
Kühnelt - Leddihn, E. M. R. v. 360
Kultsár, A. v. 136
Kumanen 76
Kunczer, Gy. 151
Kunigunde von Brandenburg 71
Kuntze, E. 369
Kvačala, Jan 123

Lampert von Hersfeld 53
Lancelot 65
Lang, F. 391
Langlet 402
Lappen 291f.
Lappland 405 f.
Laskai, J. 348
Laskowski, O. 369
Laßberg, Jos. Frhr. von 134
Latzke, W. 366
Lázár, B. 422
Laziczius 335
Lazius, Wolfg. 129
Lechfeld 43
Leffler, Béla 319 f.
Legitimismus 416
Leopold II., Herzog 70
Leopold VI. von Österreich, Herzog 63, 66
Leibniz, Gottfr. Wilh. 149, 170 f.
Le Mierre 107 ff.
Lengyel, J. 396
Lenin 197
Leo IX., Papst 53
Leopold II. 113
Leppa, K. 374 f.
Lepszy, K. 369
Leskien, A. 176
Leskinen, E. 336
Lessiak, Primus 284
Leyrer 144
Lézay, A. 118
Lichnowsky 92
Liebenau, H. V. 92 ff., 118
Liedemann, M. 142, 149
Liimola, M. E. 188 f.
Lilienkrantz, S. 319
Lindenberger, J. 426
Linnus, O. 403
Lintumaa, K. 362 f.
Lipták, J. 395
Liszt, E. Ritter v. 424
Liszt, Franz 241, 246 f., 424 f.
„Literarische Berichte aus Ungarn" (Ztschr.) 26
Liutitzen 34, 50, 54 f.
Liutprand 44
Ljudewit 35, 48, 51
Loschdorfer, A. 364
Lothar von Supplinburg 36 f., 41
Lübeck, K. 142
Ludwig der Deutsche 35 f.

Ludwig der Große 21
Lukács, Hermann 263
Lukinich, J. 366, 368 f., 372
Lüpold, Herzog 97 ff.
Luther, Arthur 362
Luther, Martin 21, 262
Lux, J. 290

Macartney, C. A. 382 f.
Machiavell 121
Mackensen, Hans-Georg v. 8
Mackensen, Lutz 407
Maenner, E. 382
Magin, J. B. 380
Mägiste, J. 335, 336
Magister P. 57 f., 69
Magyary, Zoltán 195—203, 321
Magyary-Kossa, J. v. 429
Mahotka, J. 343
Mailáth, Joh. 134, 146, 151
Major, Ervin 247
Majthényi, György 355
Makkai, S. 355
Málnási, Ö. 426 f.
Mályusz, Elemér 65, 68—86
Márai, S. 356
Marceus de Puk 61
Marg 341
Margarethen-Legende 61
Maria Theresia 110 ff., 259
Markó, A. 372
Martinovich, I. J. 112, 116f.
Maschke, E. 399
Mátéka, B. 424
Matlieff, M. (M. M.) 361 f.
Matolcsy, Matthias 218
Matthias Corvinus 21, 62, 86, 274
Mécs, L. 356
Medgyesi, Paul 253
Mednyánszky, Alois von 134, 151
Melanchthon 21
Melich, J. 279, 282
Mendől, T. (T. M.) 384 ff., 387 f., 394 f.
Merian 132, 138
Merker-Stammler 80
Meschendörfer, A. 361
Meszlényi, A. 371
Mészöly, G. 356
Meyer von Knonau 50, 53
Meynard Keynes, J. 215
Miklosich 133
Missuray-Krug, L. 415 f.
Misteli, Franz 174 ff.
Mittelstaedt, Isolde (Mdt.) 348, 371 ff., 374 f., 376 f., 380
Metternich 24, 131, 137, 374
Molnár, A. 425
Molnár von Szenc, Albert 21 f., 27
Molnos-Muller, L. 341
Mongolensturm 71, 76
Moniage Ogier 79
Monoki, István 334
Monumenta Germaniae Historica 129—138
Moór, Elemér 47, 57—86, 275—291, 320, 364
Móra, F. 357
Moravcsik, Gy. 367 f.
Móricz, Zs. 357 f.
Moritz, Fürst von Hessen 21
Moriz von Craun 70
Morolt 67
Mosonyi, Michael 241
Mozolovszky, S. 415
Müller, F. W. 403.
Müller, Heinrich 257
Müller, Johannes 87 ff., 100, 106, 108
Munkácsy 422
Münster, H. A. 365
Murakin, A. 341
Muraköz 339
Murer 102
Mussolini 202

Nagy, Imre 69, 276
Nagy-Árpád 339 f.
Nagyivánné Barhó, M. 346f.
Nakon 39
Napoleon 114 ff.
Nationalsozialismus 30
Nationaltheater, ungar. 317 f.
Naumann, Friedrich 18
Naumann, Hans 80 ff.
Neccam (Chronist) 79
Neidel, Paul 265
Németh, A. 344
Németh, Gy. 339
Neuvonen, E. K. 337
Nickul, K. 405 f.
Nicolai, Friedr. 148
Nielsen 335
„Nikolaus Toldi" 67, 80
Novák, J. 123
ṇ^u- (ostj.) 193
Nyáry, P. 371
Nyers, L. 368
nyír (ung.) 193 f.

Ödenburg 289
Ohlin, B. 215
Oláh (Humanist) 78
Olimpias 60 f.
Olivier 61
Olschki 84
Olympiade 404
Ortutay, Gy. 388
Ostpolitik, deutsche 31—56
Osztern, R. 152
Otto II. 37
Otto der Große 51
Otto von Freising 41, 44, 74
ōp̊ət- (ostj.) 190

Paasonen 187, 191, 194
Pálóczy, Ladislaus 144
Palos, P. 146
pär (ostj.) 193
Paris 59
Páriz Pápay, Franz 266
Parricida 93 f.
„Parzival" 83
Pásztor, M. 370
Patera, A. 123
Paulay, Ede 318
Paulini, B. 388
Pável, Á. 388
Payr, S. 252
Peire Vidal 76
Penck, A. 18
Pergolesi 241
Perin, René 109
Permier 291 f., 381
Pertz, Georg Heinrich 132 f. 134 ff.
Pestalozzi, Joh. Heinr. 149 f.
Petersen, Carl 47, 391 ff.
Petőfi, Alexander 25, 345 f.
Petranu, C. 423
Petrőczi, Michael 257
Petrőczi, Sidonie Kata 257
Petschenegen 47
Petz, Gideon 129
Petz, L. 145
Pfaffe Konrad 61, 77 f.
Pfaffe Lamprecht 61
Pfotenhauer, Max (-au-) 368 ff., 391 f.
Philipp August II., König 65
Pilarik, Stefan 257
Piper, P. 58, 66
Pippin 36, 43
Poiret 265
Polenfeldzüge 36
Pommern 50
Pósaházi, Johann 254
Pott 170
Pózna, Felicia (F. P.) 334, 338, 342—348, 351 f., 355, 358 ff., 369, 372, 422 ff., 425
Pray 129
Přemisliden, Haus der 93 f.
Priamus 59 ff.
Prohászka, Lajos 267—275
Prohászka, O. 373
Provenzalisch 81, 335
Prutz 140

Pukánszky, B. 140, 143, 147 ff., 152 ff., 365, 382, 391

Rácz, L. 121, 254
Ragályi, Thomas 144
Rahewin 41, 54
Rákóczi II., Franz 255, 371 f.
Rákóczi II., Georg 124
Rákóczi, Sigismund 122
Rambach 262
Rask, R. 172
Rastislaw 38, 48
Raupach, H. 380
Ravila, Paavo 188
Rechenberg, Frhr. v. 17
Redarier 34
Reding, Aloys 111
Reformation 21
Regnum Marianum 111
Regőslieder 342
Reguly, A. 173
Reimann, Johann 22
Reithinger, A. 206, 212
Relković, N. 395 f.
Reményik, S. 358
Renner 82
Retzlaff, H. 340, 393
Révai, N. 172
Révhegyi, R. 148
Réz, Heinrich 139—153, 394
Richter, Friedrich 333
Richter, H. M. 140
Richter, Josef 144
Richter, Konrad 349
Rimsky-Korsakoff 241
Rittertum 68 ff.
Ritterturnier 70 f.
Rogallen, Friedrich 262
Rogeard, L.-A. 347
Roland 61 f.
Rolandsage 61
Rolandslied 78, 85
Roloff, G. 376
Rónai, A. 334
Roosz, Hildegard v. (H. v. R.) 346 f., 359, 363, 381, 386, 390, 394, 399, 412 f., 421 f., 424 f., 428 f.
Rörig, Fritz 31
Rosenthal, S. 152
Roska, M. 365
Rösler, Christoph 143
Rotarides, Michael 23, 27
Rotwelsch, tschech. 340 f.
Rübel 38
Rudolf, Pfalzgraf bei Rhein 95
Rudolf v. Habsburg 93
Rudolf von Konstanz, Bischof 94
Rudolf von Wart 105
Rugat 43
Rumänien 380, 401 f.
Rumy, K. G. 142 f.
Ruprecht von Tegernsee, Abt 66
Rust, Bernhard 1—2, 19, 330—332

Saád, F. 339
saama (estn.) 336
Sachse, H. 393 f.
Saczek, Lothar (L. S.) 333 f., 341 ff., 358, 368, 386 ff., 389 f.
Sajnovics, J. 171
Salardus 43
Salburg, E. Gräfin 375
Salomon 140
Saphir, M. G. 152
Sartorius Szabó, Johann 262
Sauna 405
Sawicki, L. 335
Scarlatti 241
Schaeder, H. H. 176
Schedius, Ludwig 134, 140 ff., 146, 149 f.
Scheel, Otto 47, 391 ff.
Scheffer, J. 168 ff.
Schelling, Friedr. Wilh. 149
Schergin, A. 173
Schiller, Friedrich 87—119, 148
Schlegel, Friedrich 23 f., 141, 146
Schlegl, J. 340
Schlinzigk, Eugen (Schl.) 368 f., 374, 377, 380. ff.
Schlözer, A. L. 130, 171
Schmaus, A. 389
Schmidt, J. 149
Schmidt-Ott 17
Schmidt-Pauli, E. v. 375 f.
Schneider, E. 215
Schneider, H. 79, 83
Schneider, Wihelm 348
Schönebaum, Herbert 120—128, 364
Schott, W. 173 f., 176 f.
Schotte 17
Schreiber, E. 347
Schröder, E. 168
Schumacher, J. 404 f.
Schünemann, G. 18
Schünemann, Konrad 19, 31—56, 47, 74, 77, 85, 290, 363 f., 391.
Schunn, Jakob 266
Schunn, W. 399
Schuon, G. 396
Schwab, H. 390
v. Schwabach 17
Schwartner, M. 134, 142
Schwartz, Elemér 275 f., 286
Schwartz, Johann 260
Schwarz, Ernst 283 f.
Schwind, H. 364
Seifrid Helbling 82 f.
Selibur 49
Senfl 241
Setälä, E. N. 168, 175, 187 193
Shakespeare 179
Sigismund, Kaiser 21
Siegmund, H. 400
Simonyi, S. 175
Sipos, A. 409
Sjögren 173
Skalička, V. 337
Slawen 34
Smeds, H. 404
Sobieslav 41
Solem, E. 406
Sólyom, J. 412 f.
Somogyvári, Gy. 358
Soós, A. 367
Sopron 279 f.
Sorben 36, 55
Sparwenfeld 171
Spek, R. 391
Spener 257
Spielmann 80
Spohr, Ludwig (l. sp.) 365—367, 399
Spohr, Otto 209
Staatsexekutive 195—203
Staël, Madame de 107 f.
Stanglica, F. 398
Stauß, E. G. v. 17
Steinhaus, E. 417 f.
Steinhauser, Walter 275
Stephan, H. 382
Stephan der Hl. 45
Stephan III. 64, 69
Stephan V. 76
Stern, C. v. 406 f.
Stern, L. 175
Steuer, Gy. 416 f.
Stoinef 39
Strahlenberg, J. Ph. v. 171
Stránská, D. 381 f.
Stuhlmann, F. (F. St.) 377 ff.
Suchier, H. 109
Südost-Europa-Forschung 29
Sventipolk 38, 48
Szabó, F. 422
Szabó, N. 213
Szabó, R. 346
Szabó v. Barczafalva, D. 142
Szabolcsi, B. 248
Szakál, J. 428
Szarvas, G. 167
Szarvas-Simonyi 193

Széchenyi, St. 153, 254, 317, 373
Szegedi, R. 148
Szekfü, J. 152, 363, 373
Szekler 19
Szeli, Josef 266
Széll, M. 387 f.
Szemere, P. 145
Szemző, P. 152
Szenc (s. Molnár v. Sz.)
Szenczi Fekete, St. 257
Szenes, P. 358
Szeniczei Bárány, G. 262
Szent-Iványi, B. v. (B. Sz.) 252—267, 316 f., 354
Szentpétery, I. 58, 60, 78, 285
Szentpétery, J. 428
Szepesy, M. 420
Szidarovszky 335
Szikszay, E. 347
Szilády 365
Szilágyi, Loránd 70
Szilasi, B. 423
Szily, Koloman v. 12—15
Szinnyei 194, 335
Szögi, Fr. 145
Sztójay, Döme 9
Szücsi, Joseph 135

Tabéry, G. 359
Takács, J. 213
Taksony 43
Tamás, L. 285
Tamási, Á. 359
Tanya 387 f.
tār (wog.) 190
Tatareneinfall in Ungarn 368
Taussig, Frank 214
Tavasy-Teichengräber, L. 150
Taxis 43
Teleki, P. 365, 387
Teutsch, Andreas 263
Teutsch, Friedr. 130, 264
Thidreksage 79 f.
Thienemann, Th. 147
Thierfelder, Franz 389
Thietmar 36 f., 40, 42, 49, 51 f.
Thugut, Baron 114 f.
Thurneisser, L. 167
Thuróczi 78
Tieck, Ludwig 24
Timár, K. 342
Toivonen, Y. H. 187—194
Toldi-Sage 68, 79, 81
Toldy (Schedel), Franz 24, 62, 140, 144, 150
Tolnai 335
Tomori, Viola 293—316
Tormay, C. 359 f.
Tóth, L. v. 17
Tóth Sipkovics, Johann 263
Treimer, K. 340 f.
Tristan-Roman 65 ff., 80
Tritsch, W. 374
Trojaroman 85
Trumbić, A. 377
Tschechisch 340
Tscheremissen 426
Tschudi 90 ff., 99 ff., 116
Türkenkriege 21
Turóczi-Trostler, J. 167, 254

Újszászy, K. 387
„Ungarische Bibliothek" 28
„Ungarische Jahrbücher" 28
„Ungar. Revue" (Ztschr.) 26
„Ungar. Rundschau" (Ztschr.) 26
Ungarisches Institut, Berlin 20—30, 321—322
Ungarn, Bevölkerungslehre 414 f.
— Bibelübersetzung 20, 22
—, Bibliographie 333 f.
—, Freiheitskrieg 1848/49 25
—, Geschichte 363—379
—, Geschichtsforschung 129—138
—, Hallenser Bibliothek 26
—, Höfische Kultur 57—86
—, Industrie 216—234
—, Kirche 426 f.
—, Kirchenlied 22
—, Kunstgeschichte 421—425
—, Musikwissenschaft 241—252
—, Literatur 350—360
—, Literaturgeschichte 341—348
—, Nationalcharakter 267—275
—, Nationaltheater 317 f.
—, Pietismus 252—267
—, Politik 415—417
—, Recht und Verwaltung 417
—, Sozialwesen 402f., 420 f.
—, Sprachwissenschaft 334—340
—, Statistik 413 f.
—, Türkenzeit 369 f.
—, Ungar.-dt. Beziehungen 20—30
—, Universitäten 21
—, Unterrichtswesen 427—429
Ungarn, Volksbräuche 293—316
—, Volks- und Landeskunde 381—389
—, Wirtschaft 204—215, 235—240, 407—413
—, Zeitschriften 139—153
„Ungarn"-Novellenbuch 321
Ungarnkriege 33, 35, 43
Uotila 292

Valentiny, A. 334
Valjavec, Fritz 129—138, 141, 363 f., 373 f.
Vámszer, G. 389
Varga, Stefan 19, 211, 216—234
Vasmer, M. 291 f.
Vásonyi, Martin 261
Vayer, L. 422
Venus 59
Verebélyi, L. 412
Verdi 241
Verő, Leo 131
Verseghy, Franz 144, 343 f.
vézna (ung.) 194
Vidal de la Blache 404
Vincenz von Prag 37
Vincze, F. 428 f.
Vitkovics, M. 145
Vogt und Koch 87, 117
Voigt, Christoph 260
Voinovich, G. 345
Volkmann, Erich (E. V.) 360 f., 375 f., 383
Volksbräuche 293—316
Vörösmarty 25, 150, 153, 360

Waldapfel 151
Waldstädte, Schweizer 102 ff.
Wallfahrt, ungar. 305 f.
Wallner, E. M. 400 f.
Wassiljew, V. M. 249
Weber, A. 146
Wegner, G. 417
Weidlein, J. 364, 282, 391
Weis, J. N. 276
Weisenfeld, E. (E. W.)380
Wenzel II. von Böhmen 95
Wenzel III. 95
Wernher I. von Straßburg, Bischof 97
Wertheimer 113, 116 f.
Wertner, M. 71
Westungarische Ortsnamen 275—291
Wibald v. Stablo 41 f.
Wichmann 190 f.
Widukind 36 f., 39, 43, 49, 51

Wikinger 43
v. Wilamowitz-Moellendorf 17
„Wilhelm Tell" (Schiller) 87—119
Willer, J. 347 f.
Wilzen 34, 48
Windisch, K. G. v. 140 f., 373 f.
Winkler, H. 176 f.
Winkler, W. 391
Wipo 37
Wirsing, G. 389
Witsen, Nicolaus 170
„Wittenberger Deutsch-Ungar. Institut" 22
Wittenberger Universität 21 f.
Wiztrach 48
Wogulisch 335
Wolf, Abraham 262
Wolfram v. Eschenbach 83

Yolland, H. 149

Zabel, Erwin (E. Z.) 427
Zempléni, Emmerich (Z.) 365, 367, 370—373, 375, 382 f., 408—421, 427 ff.
Zenker, E. V. 140, 144
Zichy, L. 368
Ziegler, L. 270
Zigeuner 165, 247
Zips 395
Zolnai, G. 335
Zoltai, L. 385 f.
Zothmund 53
Zoványi, J. 254
Zuber, M. 140

Die Entwicklung der ungarischen Literatur

Von JULIUS v. FARKAS,
o. ö. Professor an der Universität Berlin

8°. 306 Seiten. 1934.
Preis: geh. RM 6.—, geb. RM 7.—

Das neueste Werk von Farkas zeigt den Entwicklungsgang der ungarischen Literatur von ihren Anfängen bis zur frühesten Gegenwart im Rahmen einer großen kultur- und geisteswissenschaftlichen Darstellung. Das Hauptgewicht legt der Verfasser auf die europäischen Zusammenhänge, in erster Linie werden die deutsch-ungarischen Beziehungen herausgearbeitet. Seinen besonderen Wert erhält das Buch dadurch, daß es seit 20 Jahren die erste umfassend orientierende Arbeit in deutscher Sprache über dieses Gebiet darstellt und so die Ergebnisse neuester ungarischer Forschung dem deutschen Leserpublikum übermittelt.

»Vor dem oben angezeigten Buche besaßen wir an Gesamtdarstellungen der ungarischen Literatur in Deutschland wohl nur die kurze Zusammenstellung von Katona-Szinnyei in der ‚Sammlung Göschen' (Berlin 1927). Die wesentlich breitere Darstellung, die Julius v. Farkas auf etwa 300 Seiten gibt und die auch die soziologischen Voraussetzungen der literarischen Wandlungen erörtert, erschließt daher bei uns noch wenig gewürdigte geistesgeschichtliche Faktoren. Mit großem Streben nach Objektivität zeigt Farkas die Entwicklung der modernen ungarischen Literatur auf . . . Als Abschluß der in scharfen Umrissen gezeichneten Entwicklungsgeschichte der ungarischen Literatur bis zum Weltkrieg wird die Situation der letzten fünfzehn Jahre noch umrissen.« *Literarische Welt.*

»Farkas' Stil ist einheitlich und klar, eine gelungene Vereinigung der zurückhaltenden Sachlichkeit und der publizistischen Eindringlichkeit. Er versteht es, große, einheitliche Grundlinien zu ziehen und seinen Standpunkt gewaltlos zu vertreten. Das deutsche Publikum hat von ihm ein Buch erhalten, das den Entwicklungsgang der ungarischen Literatur im Zeichen einer wurzelhaften und doch europäisch gültigen Haltung zeigt, das trotz seines Reichtums an Stoff eine großzügige, einheitliche Komposition darstellt und das man mit Interesse, aber auch mit Bereicherung lesen kann.« *Geistige Arbeit.*

»Die vielfachen alten Beziehungen Ungarns zu Deutschland, die eine nähere Beschäftigung mit der magyarischen Literatur auch für weitere Kreise interessant machen, und die wichtige Mittlerrolle Ungarns zwischen Ost und West werden dem Leser eindringlich verständlich gemacht.« *Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.*

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Magyar Tudományos Akadémia
Könyvtára 55278/1951. sz.

Band XVII April 1937 Heft 1-3

UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

Festschrift
Zwanzig Jahre Ungarisches Institut der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin

---

1937
WALTER DE GRUYTER & CO.
BERLIN UND LEIPZIG

Die Zeitschrift behandelt die Probleme der Kultur Ungarns, seiner Nachbarländer und der sprachverwandten Völker.

Band XVI der Zeitschrift »Ungarische Jahrbücher« umfaßt drei Hefte. Der Preis beträgt RM 18.—, in Ganzleinen gebunden RM 20.—. Preis der Einzelhefte je nach Umfang. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Mitglieder der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts erhalten die Ungarischen Jahrbücher kostenlos. Mitgliedsanmeldungen sind zu richten an das Ungarische Institut, Berlin NW 7, Am Kupfergraben 7.

Manuskripte, Korrekturen, Rezensionsexemplare und alle die Redaktion betreffenden Anfragen sind zu richten an den

Direktor des Ungarischen Instituts der Universität,
Berlin NW 7, Am Kupfergraben 7.

Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser allein verantwortlich.
Die Mitarbeiter erhalten 20 Sonderabzüge.

Die Verfasser von Büchern oder Abhandlungen, die das Arbeitsgebiet der Ungarischen Jahrbücher berühren, auch von Dissertationen, Programmen, Zeitschriftenaufsätzen usw., werden gebeten, ihre Arbeiten zur Besprechung einzusenden.

Mitteilung: Die Besprechungen erscheinen demnächst im folgenden Heft.

Die Entwicklung der ungarischen Literatur

Von JULIUS v. FARKAS,
o. ö. Professor an der Universität Berlin

8°. 306 Seiten. 1934.
Preis: geh. RM 6.—, geb. RM 7.—

Das neueste Werk von Farkas zeigt den Entwicklungsgang der ungarischen Literatur von seinen Anfängen bis zur frühesten Gegenwart im Rahmen einer großen kultur- und geisteswissenschaftlichen Darstellung. Das Hauptgewicht legt der Verfasser auf die europäischen Zusammenhänge, in erster Linie werden die deutsch-ungarischen Beziehungen herausgearbeitet. Seinen besonderen Wert erhält das Buch dadurch, daß es seit 20 Jahren die erste umfassend orientierende Arbeit in deutscher Sprache über dieses Gebiet darstellt und so die Ergebnisse neuester ungarischer Forschung dem deutschen Leserpublikum übermittelt.

»Vor dem oben angezeigten Buche besaßen wir an Gesamtdarstellungen der ungarischen Literatur in Deutschland wohl nur die kurze Zusammenstellung von Katona-Szinnyei in der ‚Sammlung Göschen' (Berlin 1927). Die wesentlich breitere Darstellung, die Julius v. Farkas auf etwa 300 Seiten gibt und die auch die soziologischen Voraussetzungen der literarischen Wandlungen erörtert, erschließt daher bei uns noch wenig gewürdigte geistesgeschichtliche Faktoren. Mit großem Streben nach Objektivität zeigt Farkas die Entwicklung der modernen ungarischen Literatur auf . . . Als Abschluß der in scharfen Umrissen gezeichneten Entwicklungsgeschichte der ungarischen Literatur bis zum Weltkrieg wird die Situation der letzten fünfzehn Jahre noch umrissen.« *Literarische Welt.*

»Farkas' Stil ist einheitlich und klar, eine gelungene Vereinigung der zurückhaltenden Sachlichkeit und der publizistischen Eindringlichkeit. Er versteht es, große, einheitliche Grundlinien zu ziehen und seinen Standpunkt gewaltlos zu vertreten. Das deutsche Publikum hat von ihm ein Buch erhalten, das den Entwicklungsgang der ungarischen Literatur im Zeichen einer wurzelhaften und doch europäisch gültigen Haltung zeigt, das trotz seines Reichtums an Stoff eine großzügige, einheitliche Komposition darstellt und das man mit Interesse, aber auch mit Bereicherung lesen kann.« *Geistige Arbeit.*

»Die vielfachen alten Beziehungen Ungarns zu Deutschland, die eine nähere Beschäftigung mit der magyarischen Literatur auch für weitere Kreise interessant machen, und die wichtige Mittlerrolle Ungarns zwischen Ost und West werden dem Leser eindringlich verständlich gemacht.« *Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.*

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstraße 13

Ungarische Bibliothek

Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin
herausgegeben von **JULIUS VON FARKAS**

ERSTE REIHE

1. **Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur.** Zweite Auflage. Von Josef Szinnyei ..... RM. 1.50
2. **Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken.** Mit einer Faksimile-Tafel der Nibelungenhandschrift F. Von R. Gragger RM. 1.50
3. **Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlungen in Ungarn.** Von Karl Tagányi ..... RM. 2.—
4. **Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache.** Von Theodor Thienemann ..... RM. —.40
5. **Die Kenntnis der byzant. Geschichtsschreiber von der ältesten Geschichte der Ungarn vor der Landnahme.** Von Herbert Schönebaum ..... RM. —.80
6. **Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone.** Von Robert Gragger ..... RM. 5.—
7. **Eine altungarische Marienklage.** Von Robert Gragger ..... RM. —.50
8. **Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert.** Von Konrad Schünemann ..... RM. 5.—
9. **Geschichtliches im Nibelungenlied.** Von Bálint Hóman ... RM. 1.50
10. u. 12. **Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien.** Band I-II. Von Andreas Alföldi ..... RM. 2.— u. 9.—
11. **Das ungarische Volkslied.** Versuch einer Systematisierung der ungarischen Bauernmelodien. Von Béla Bartók. RM. 15.—, geb. RM. 17.—
13. **Festgabe Josef Szinnyei zum 70. Geburtstag.** Herausg. vom Ungarischen Institut ..... RM. 7.—
14. **Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit.** Festgabe C. H. Becker zum 50. Geburtstag. Von F. Babinger, R. Gragger, E. Mittwoch und J. H. Mordtmann ..... RM. 20.—
15. **Die ungarische Romantik.** Von Julius von Farkas .. RM. 14.—
16. **Die ungarischen Stileigentümlichkeiten in den musikalischen Werken Franz Liszts.** Von Zoltán Gárdonyi ..... RM. 6.—
17. **Über die Herausgabe ungarischer Volkslieder.** Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungar. Jahrbüchern ..... RM. —.50
18. **Denkschrift für Jakob Bleyer (1874—1933)** ..... RM. 7.—
19. **Die Entwicklung der ungarischen Kultur.** Von Gyula Kornis. RM. —.60
20. **Die Volksmusik der Magyaren und der benachbarten Völker.** Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungarischen Jahrbüchern ..... RM 2.—
21. **Denkschrift für Zoltán von Gombocz 1877-1935** ..... RM 7.—
22. erscheint später
23. **Die geistigen Grundlagen des Nationalismus in Ungarn.** Von Ludwig Spohr ..... RM 3.—

ZWEITE REIHE

1. u. 3. **Ungarisches Privatrecht.** Band I-II. Von A. Almási. RM. 8.— u. 7.70
2. **Staatsverträge zur Regelung von Steuer- und Gebührenfragen.** Von Johann Nyulászi ..... RM. —.60
4. **Das ungarische Budgetrecht.** Von Zoltán von Magyary .. RM. 1.—
5. **Ungarische Kulturpolitik nach dem Kriege.** Von Graf Kuno Klebelsberg ..... RM. —.80
6. **Die Sanierung Ungarns.** Von Josef Sinz ..... RM. 5.—
7. **Das Volksvermögen Ungarns.** Von Friedrich von Fellner RM. 5.—

DRITTE REIHE

1—4. **Bibliographia Hungariae**

Verzeichnis der Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache

Bd. I. Historica ... RM 4.— | Bd. III. Philologica, Periodica .. RM 12.—
Bd. II. Geographica, Pol.-oeconomica RM 22.— | Bd. IV. Register ... RM 8.—

Altungarische Erzählungen. Ausgew. u. übers. von R. Gragger. Geb. RM. 20.—
Ungarische Balladen. Übertragen von Hedwig Lüdeke, ausgewählt und erläutert von Robert Gragger. RM. 7.—, geb. RM. 9.—
Die Entwicklung der ungarischen Literatur. Von Julius v. Farkas. 8°. 306 S. 1934 ..... RM. 6.—, geb. RM. 7.—

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35

Band XVII Dezember 1937 Heft 4

UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

Inhalt:

Viola Tomori, Zur Psychologie der ungarischen Volksbräuche. S. 293—316.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen: S. 317—332.

Béla v. Szent-Iványi, Das hundertjährige ungarische Nationaltheater. — Julius v. Farkas, Béla Leffler. — Elemér Moór, Johannes Bolte. — Das Ungarische Institut an der Universität Berlin im Jahre 1936/37. — Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin, e. V., 1936/37. — Zwanzig-Jahrfeier des Ungarischen Instituts an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin.

Bücherschau. S. 333—429.

Namen- und Sachverzeichnis. S. 430—437.

1937

WALTER DE GRUYTER & CO.
BERLIN UND LEIPZIG

Die Zeitschrift behandelt die Probleme der Kultur Ungarns, seiner Nachbarländer und der sprachverwandten Völker.

Band XVII der Zeitschrift »Ungarische Jahrbücher« umfaßt vier Hefte. Der Preis beträgt RM 18.—, in Ganzleinen gebunden RM 20.—. Preis der Einzelhefte je nach Umfang. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Mitglieder der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts erhalten die Ungarischen Jahrbücher kostenlos. Mitgliedsanmeldungen sind zu richten an das Ungarische Institut, Berlin NW 7, Am Kupfergraben 7.

Manuskripte, Korrekturen, Rezensionsexemplare und alle die Redaktion betreffenden Anfragen sind zu richten an den

Direktor des Ungarischen Instituts der Universität,
Berlin NW 7, Am Kupfergraben 7.

Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser allein verantwortlich.
Die Mitarbeiter erhalten 20 Sonderabzüge.

Die Verfasser von Büchern oder Abhandlungen, die das Arbeitsgebiet der Ungarischen Jahrbücher berühren, auch von Dissertationen, Programmen, Zeitschriftenaufsätzen usw., werden gebeten, ihre Arbeiten zur Besprechung einzusenden.

Mitarbeiter des vorliegenden Heftes:

Viola Tomori, Dr. phil., Szeged.

Béla v. Szent-Iványi, Dr. phil., Lektor des Ungarischen an der Universität Berlin.

Julius v. Farkas.

Elemér Moór, Professor an der Hochschule für Mittelschullehrerbildung, Szeged.

Bücherschau: Gy. Baranyai, A. Bussenius, A. Czifrák-Berzsenyi, H. Dibelius, I. Eckert, R. Em, H. Grund, R. Hartmann, S. Hartnagel, H. Kalek, D. v. Keresztury, H. Klocke, E. Kolbenheyer, R. Koppitz, M. Matlieff, T. Mendöl, I. Mittelstaedt, M. Pfotenhauer, F. Pózna, H. v. Roosz, L. Saczek, E. Schlinzigk, L. Spohr, F. Stuhlmann, B. v. Szent-Iványi, E. Volkmann, E. Weisenfeld, E. Zabel, E. Zempléni.

Ungarische Bibliothek

Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin
herausgegeben von **JULIUS VON FARKAS**

ERSTE REIHE

1. **Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur.** Zweite Auflage. Von Josef Szinnyei ..... RM. 1.50
2. **Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken.** Mit einer Faksimile-Tafel der Nibelungenhandschrift F. Von R. Gragger RM. 1.50
3. **Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlungen in Ungarn.** Von Karl Tagányi ..... RM. 2.—
4. **Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache.** Von Theodor Thienemann ..... RM. —.40
5. **Die Kenntnis der byzant. Geschichtsschreiber von der ältesten Geschichte der Ungarn vor der Landnahme.** Von Herbert Schönebaum ..... RM. —.80
6. **Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone.** Von Robert Gragger ..... RM. 5.—
7. **Eine altungarische Marienklage.** Von Robert Gragger ..... RM. —.50
8. **Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert.** Von Konrad Schünemann ..... RM. 5.—
9. **Geschichtliches im Nibelungenlied.** Von Bálint Hóman ... RM. 1.50
10. u. 12. **Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien.** Band I-II. Von Andreas Alföldi ..... RM. 2.— u. 9.—
11. **Das ungarische Volkslied.** Versuch einer Systematisierung der ungarischen Bauernmelodien. Von Béla Bartók. RM. 15.—, geb. RM. 17.—
13. **Festgabe Josef Szinnyei zum 70. Geburtstag.** Herausg. vom Ungarischen Institut ..... RM. 7.—
14. **Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit.** Festgabe C. H. Becker zum 50. Geburtstag. Von F. Babinger, R. Gragger, E. Mittwoch und J. H. Mordtmann ..... RM. 20.—
15. **Die ungarische Romantik.** Von Julius von Farkas .. RM. 14.—
16. **Die ungarischen Stileigentümlichkeiten in den musikalischen Werken Franz Liszts.** Von Zoltán Gárdonyi ..... RM. 6.—
17. **Über die Herausgabe ungarischer Volkslieder.** Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungar. Jahrbüchern ..... RM. —.50
18. **Denkschrift für Jakob Bleyer (1874—1933)** ..... RM. 7.—
19. **Die Entwicklung der ungarischen Kultur.** Von Gyula Kornis. RM. —.60
20. **Die Volksmusik der Magyaren und der benachbarten Völker.** Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungarischen Jahrbüchern ..... RM. 2.—
21. **Denkschrift für Zoltán von Gombocz 1877-1935** ..... RM. 7.—
22. erscheint später
23. **Die geistigen Grundlagen des Nationalismus in Ungarn.** Von Ludwig Spohr ..... RM. 3.—

ZWEITE REIHE

1. u. 3. **Ungarisches Privatrecht.** Band I-II. Von A. Almási. RM. 8.— u. 7.70
2. **Staatsverträge zur Regelung von Steuer- und Gebührenfragen.** Von Johann Nyulászi ..... RM. —.60
4. **Das ungarische Budgetrecht.** Von Zoltán von Magyary .. RM. 1.—
5. **Ungarische Kulturpolitik nach dem Kriege.** Von Graf Kuno Klebelsberg ..... RM. —.80
6. **Die Sanierung Ungarns.** Von Josef Sinz ..... RM. 5.—
7. **Das Volksvermögen Ungarns.** Von Friedrich von Fellner RM. 5.—

DRITTE REIHE

1—4. **Bibliographia Hungariae**

Verzeichnis der Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache

Bd. I. Historica .. .. RM 4.— | Bd. III. Philologica, Periodica .. .. RM 12.—
Bd. II. Geographica, Pol.-oeconomica RM 22.— | Bd. IV. Register .. .. RM 8.—

Altungarische Erzählungen. Ausgew. u. übers. von R. Gragger. Geb. RM. 20.—

Ungarische Balladen. Übertragen von Hedwig Lüdeke, ausgewählt und erläutert von Robert Gragger. RM. 7.—, geb. RM. 9.—

Die Entwicklung der ungarischen Literatur. Von Julius v. Farkas. 8°. 306 S. 1934 ..... RM. 6.—, geb. RM. 7.—

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35, Woyrschstr. 13

Druck von Walter de Gruyter & Co., Berlin W 35